This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

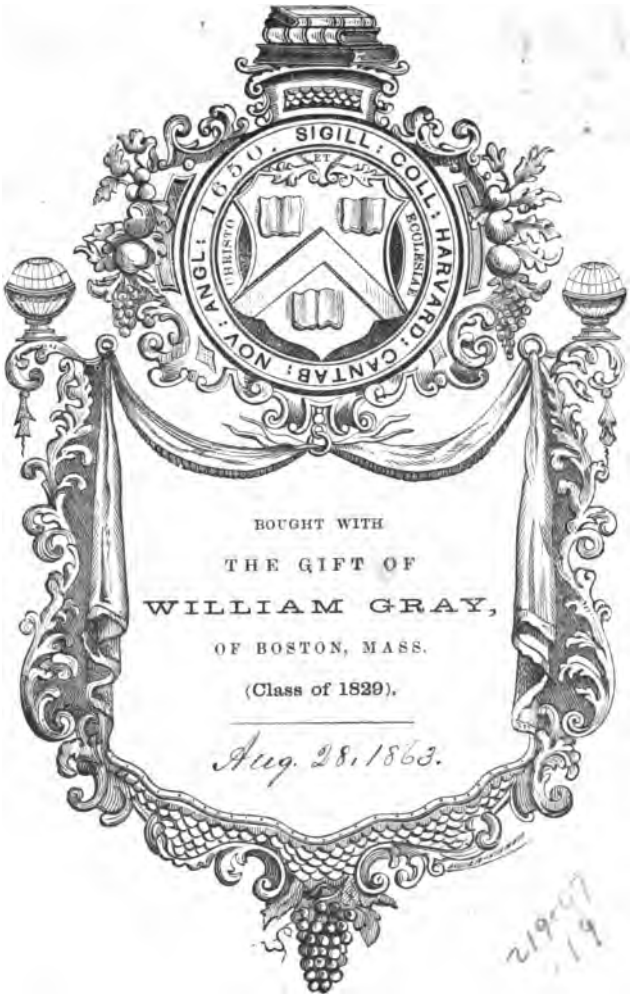
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Philol, 502



BOUGHT WITH
THE GIFT OF
WILLIAM GRAY,
OF BOSTON, MASS.
(Class of 1829).

Aug. 28, 1863.

21967
.19

GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

HERAUSGEGEBEN

VON

FRANZ PFEIFFER.

VIERTER JAHRGANG.

WIEN.

VERLAG VON TENDLER & COMP.

POTZELBERGER & FROMME.

1859.

Philol 502

~~16556.5~~

1863, Aug. 28.

INHALT.

Seite.

Der Rosengarte. Von Karl Bartsch 1
Ortsnamen auf -arun, -arin. Von Ignaz Petters 34
Zur schwäbischen Sagenkunde. III. Bodman. Von Ludwig Uhland 35
Zu den vier Dialogen von Hans Sachs. Von E. L. Rochholz 97
Zur Gudrun. Von Franz Gärtner 106
Zu Reinhard Fuchs. Von C. Höfler 109
Ins Gras beißen. Von I. V. Zingerle 112
Konrad von Würzburg. Erwiderung. Von Heinrich Denzinger 113
Die deutschen Appellativnamen. I. Von Wilhelm Wackernagel 129
Haus, Kleid, Leib. Von L. Tobler 160
Über Hartmann von Aue. Von Franz Pfeiffer. 1. Zum Erek 185
Gedicht auf den Zauberer Virgilius. Von Karl Bartsch 237
Zur Legende vom h. Nicolaus. Von Demselben 241
Bruchstück einer Passion des XII. Jahrh. Von Demselben 245
Über den Zauberer Virgilius. Von K. L. Roth 257
Zum Titurel. Von Franz Pfeiffer 298
Zur Räthsellitteratur. Von Karl Bartsch 308
Nibelungen. Handschrift k. Der Nibelunger Liet. Von Adolf Holtzmann . . 315
Künzelsauer Fronleichnamspiel aus dem Jahre 1479. Im Auszuge mitgetheilt von Hermann Werner 338
Zwei Lieder auf Albrecht Achilles. Von Karl Bartsch 361
Kleine Mittheilungen. Von Felix Liebrecht:
1. Brautlauf 371
2. Zu Reinhart Fuchs 371
3. Eine englische Priamel 373
4. Eine schwedische Maistange 374
5. Das Grab und seine Länge 374
Über deutsche Ortsnamen. Von Ignaz Petters:
1. Ortsnamen mit dem Stamme tëgar 376
2. Ortsnamen mit huvil 376
Die Insel der Nerthus. Ein historisch-antiquarischer Versuch. Von Karl Maack 385
Der deutsche Parzival, der Conte del Graal und Chrestiens Fortsetzer. Von Alfred Rochat 414

Zum Nibelungenliede. Von Friedrich Zarncke: Seite.
1. Ruore und -rîke 421
2. Zu Lachmanns Ausgabe der Klage 431
3. Zu Lachmanns Varianten 433
4. Weiteres zu meinen „Beiträgen“ 435
Sante Margareten marter, herausgegeben von Karl Bartsch 440
Zu der Thüring. Chronik des Johann Rothe. Von Reinhold Bechstein . . . 469
Rosenblüts Disputaz eines Freiheits mit einem Juden. Von Reinhold Köhler . 480
Zur Gûdrûn. Von Wilhelm Ludwig Holland 487
493

LITTERATUR.

Recensionen:

Heinrich Fischer, Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Von Franz Stark . . 115
Deutsche Rechtssprichwörter, gesammelt und erläutert von J. H. Hillebrand. Von Demselben 117
Vier Dialoge von Hans Sachs, herausgegeben von R. Köhler. Von Fedor Bech 117
Fr. Schönwerth, aus der Oberpfalz. 1. 2. Theil. Von I. V. Zingerle . . . 123
K. Simrock, die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Von K. Bartsch . . . 124
Neidhart von Reuenthal, herausgegeben von M. Haupt. Von K. Bartsch . . 247
Der Spiegel deutscher Leute, herausgegeben von Julius Ficker. Von H. Siegel 251
J. Ficker, über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels etc. Von Demselben 251
Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, herausgegeben von F. Wolf und A. Ebert. Von K. Bartsch 377
Die Edda, herausgegeben von H. Lüning. Von Franz Stark 383
Speculum ecclesiae, altdeutsch, herausgegeben von J. Kelle. Von Fedor Bech . 493
La vie de la vierge Marie de Maître Wace, suivie de la vie de S. George (publié par Victor Luzarche). Von K. Bartsch 501

DER ROSENGARTE

HERAUSGEGEBEN
VON
KARL BARTSCH.

Die Pommersfelder Papierhandschrift des vierzehnten Jahrhunderts in 4. (nr. 2798) enthält auf Bl. 101—128 eine Bearbeitung des Rosengartens, die von den bisher bekannten Recensionen abweicht, und weil nicht umfangreich, sich zum Abdrucke in dieser Zeitschrift wohl eignet. Sie folgt unmittelbar nach dem Luarin, der auf Bl. 77—101 steht, und den ich im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1858, Sp. 5—7, besprochen habe. Von der Handschrift hat Bethmann in Haupts Zeitschrift 5, 370 kurze Nachricht gegeben und den Inhalt verzeichnet. Die Überschrift lautet: *hie hebet sich ane der rosen garte.* Die letzten neun Blätter des Gedichtes sind verbunden und gehören in folgende Ordnung: 127, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 120, 128. Der Schluß fehlt. Sämmtliche Stücke der Handschrift sind in Thüringen geschrieben, einige auch in Thüringen verfasst. Der Rosengarten zeigt in dieser Bearbeitung keine Spur thüringischer Heimath. Aber eine Hinneigung zum Niederdeutschen ist nicht zu verkennen: der eine Reim *blôt* (= *blôz*) : *rôt* 779, 80 weist sogar auf ein niederdeutsches Original, wenn die Stelle unverdorben ist. Außerdem zeigt sich ein paarmal im Reime niederdeutsches *e* für *i* in *legen* (= *ligen*) : *erwegen* 515, 16. *ane gesegen : irwegen* 645, 46. Ferner *î* für *ie* in *bî : knî* 783, 84; auch der Reim *lieht : nieht* 691, 92. 821, 22 oder *lîht : niht* gehört dahin; endlich *o* für *u* in *son : dô von* 559, 60, wenn ich den mangelnden Reim richtig ergänzt habe. Aber auffallend ist es, in so wenigen Reimen Niederdeutsches oder Hinneigung zum Niederdeutschen wahrzunehmen; die übrigen Reime können ebensogut hochdeutsch sein. Kein

einziger freilich, der nicht auch niederdeutsch sein könnte. Die sonstigen Reimungenauigkeiten beweisen weder für noch gegen niederdeutsche Abkunft. Für *Volkêr : swer* 603, 4 könnte man leicht *sêr* lesen, aber 625, 26 steht auch *Walthêr : wer* im Reime. *mîn : hî (= hie)* 587, 88 ist wohl nur fehlerhafte Überlieferung; vgl. D 1630 bis 32. Nicht selten reimt *â : a*, *gegân : man* 169, 70. *man : hân* 27, 28. 481, 82 *: gân* 31, 32. *: bestân* 415, 16. 500, 01. 721, 22. 844, 45. *bestân : an* 87, 88. *dan : getân* 775, 76. *undirtân : marcman* 270, 71. Von consonantischen Ungenauigkeiten begegnet am häufigsten *m : n*; *dan : lobesam* 361, 62. *hân : lobesam* 395, 6. *man : nam* 541, 2. *an : lobesam* 575, 6. 838, 9. *samt : gewant* 215, 6; 258, 9. *: lant* 241, 2. 263, 4. *: Hildebrant* 286, 7. 337, 8. 842, 3. *: wîgant* 322, 3. *: hant* 427, 8. Außerdem noch die folgenden: *degen : gegeben* 411, 2. *: geben* 413, 4. 417, 8. *: leben* 435, 6. 451, 2. *breit : Dietleip* 223, 4. *gût : slûc* 773, 4. 809, 10. *beval : man* 675, 6; und bei doppelter Consonanz *gewant : dranc* 763, 4. *irclanc : hant* 641, 2. *dranc : want* 805, 6. *kint : Kerlinc* 65, 6.

Einigemal zeigt sich im Reime Abwerfung eines *e* nach langer Wurzelsilbe am Ende des Wortes: *daz rîch : lobelîch* 239, 40. *: Dieterîch* 331, 2. 705, 6; ferner im Plural *die arm : harm* 495, 6. *erwelte wîgant : lant* 251, 2; im Präter. schwacher Verba *brâcht : gedâcht* 467, 8; und im Adverbium *vast : glast* 615, 6. Dazu vergleiche man die gekürzten Dative *an dem Rîn : gesîn* 15, 16. *manegem wîgant : di lant* 108, 9. *bî dem Rîn : mîn* 400, 01. 408, 9. *von Tenemarc : starc* 529, 30. *mit sîm schilt : Kriemhilt* 561, 2. *mêr* für *maere* steht in männlicher Cäsur 30. Diese Verkürzungen, von denen die Dative auch bei niederdeutschen Dichtern häufig, die übrigen Fälle selten vorkommen (vgl. Anm. zum Crane 754), gehören einem oberdeutschen Bearbeiter vom Ende des dreizehnten oder Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Diese Umarbeitung des niederdeutschen Originales macht es auch erklärlich, daß nur so wenig sichere Spuren des Niederdeutschen übrig geblieben sind. Mit der gegebenen Zeitbestimmung trifft eine andere metrische Eigenthümlichkeit überein, die im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts schon vorbereitet, erst gegen das Ende des Zeitraums zu allgemeinerer Geltung kommt. In der klingenden Cäsur braucht der Dichter ursprünglich stumpfe Reime (zweisilbige Wörter mit kurzem Wurzelvocal), die durch Verlängerung des Wurzelvocals zu klingenden werden; so vor *t* in *gesniten* 161, *striten* 642, *reten* 751; vor *s* in

rese 445, *resen* 472, 488; vor *g* in *gewegen* 343, *slegen* 446, 610, 612, wenn man nicht hier überall umstellt *mit slegen ungevûgen; zage* 779; vielleicht auch vor *m* in *samet* 280, wo man indess besser *zesamene* liest. Ein paarmal habe ich gegen die Hs. geändert, vgl. 491. 762. Diese unorganische Verlängerung begegnet ebenso bei ober- wie bei niederdeutschen Dichtern jener Zeit.

Was die Behandlung des Verses und der Strophe betrifft, so war an eine consequente Durchführung nicht zu denken, zumal, da aus der Beschaffenheit der Handschrift nicht zu erkennen war, in wieweit der Dichter noch die Eigenheiten der alten epischen Strophe kannte oder befolgte. Die Hs. giebt gar keine Strophenabtheilung; ich habe demgemäß auch nicht abgesetzt, sondern wo ich Strophen zu erkennen glaubte, sie nur durch einen großen Anfangsbuchstaben bezeichnet. Die im Drucke bezeichneten Absätze finden sich auch in der Handschrift. Ich zweifle nicht, daß das ganze Gedicht ursprünglich strophisch abgefasst war, aber in der unvollständigen Form, in der diese Hs. es überliefert, war die Strophe nicht herzustellen. Fraglich ist, ob der Dichter der achten Halbzeile vier Hebungen gab, oder nur drei nach jüngerer Weise. Wo es ohne schwierige Änderung des Textes thunlich war, habe ich vier Hebungen angenommen; freilich musste ich auch oft genug in zweiter, vierter, sechster Halbzeile vier Hebungen stehen lassen. Einigemal zeigen sich Reime in der Cäsur, theils vollkommene, wie 505—508. 561. 562. 651. 652, theils unvollkommene, wie *gewinne : stimme* 469, 70. *gegangen : lange* 473, 4. *crônen : schône* (besser *crône*) 852, 3. Vielleicht ist auch 735, 36 Inreim anzunehmen, indem man *irbolgen* für *irzornet* schreibt (doch vgl. C 1798, 99) und 266, 67 würde der Inreim *schône : kône* (= *kûene*) zu den niederdeutschen Nachklängen gehören. Inreim findet sich auch 111, 12 bei weiblichem Ausreim; doch liest man lieber

ich wil iu helde nennen die ich hân erkorn,
ir muget si wol erkennen, die degen hôchgeborn.

Der Dichter braucht einige Reime, die unhöfisch sind. Neben erlaubten rührenden Reimen, wie *geseit : unverseit* 272, 3. *wesen : gewesen* 278, 9, hat er *schiet : schiet* 543, 4. *weder : weder* 801, 2.

In der Strophenabtheilung, die ich angedeutet, fällt mit dem Schlusse der Strophe fast immer der Schluß des Satzes zusammen

(nur in 404, 405 geht der Sinn in die folgende Strophe hinüber); auch hat die achte Halbzeile meist vier Hebungen. Einige Strophen sind unvollständig, resp. einige haben zwei Zeilen zu viel.

Die Darstellung der Sage in der Pommersfelder Bearbeitung weicht, wie ich schon bemerkte, von den bisher bekannten in manchen Stücken ab. Sie zeigt dieselbe Unvollständigkeit und Nachlässigkeit der Überlieferung, die sich auch im Texte kund gibt. Am meisten stimmt sie mit der Recension D bei W. Grimm, namentlich in den zwölf Kämpfern auf beiden Seiten. Bei der Aufzählung der rheinischen Helden, D 169—186, stimmt die Reihenfolge der ersten fünf genau mit P 61—66, die übrigen folgen in etwas veränderter Ordnung, auch mit A B C stimmen die vier ersten; die Abweichungen in den übrigen Namen sehe man bei W. Grimm S. IX fg. Auch die Namen von Dietrichs Helden, die P 113—132 aufgeführt werden, stimmen zu D 281—292 (vgl. 619—632); die Abweichungen der andern Recensionen siehe bei Grimm S. XIV fg. Die Vertheilung der Kämpfer P 301—332 ist ebenfalls wie in D 1039—1078, aber unvollständig, denn statt zwölf Paare zu nennen, zählt der Bearbeiter nur neun auf; es fehlen Walther und Volker auf Seite Gibichs, Ilsan und Dietrich von Criechen unter Dietrichs Helden; letzterem ist in D bei der Vertheilung wie auch nachher im wirklichen Kampfe Herbart zugetheilt; auch nach P kämpft Herwart, wie er hier heißt, mit Dietrich von Criechen, bei der Vertheilung aber fällt ihm Hertinc zu, ein Irrthum, der durch eine nach 327 anzunehmende Lücke von vier Zeilen zu erklären ist. Ein Paar von den Kämpfern, die in D den übrigen Einzelkämpfen vorausgehen und nachher nochmals kämpfen, Reinolt und Sigestab, werden auch in P bei der Aufzählung (67. 116) erwähnt, treten aber gar nicht handelnd auf; der Kampf, den sie bestehen, fehlt ganz — ein neuer Beweis für die Unvollständigkeit der Überlieferung in P. Die einzelnen Kämpfe stimmen sonst genau mit D, nur Volker und Ilsan, Herwart und Dietrich von Criechen, Walther und Hertinc stehen anders als in D eingereiht. Wie diese Kämpfe zu den übrigen Bearbeitungen stimmen, siehe bei Grimm XL fg. Nächster Zusammenhang zwischen D und P kann demnach nicht geleugnet werden, doch thäte man Unrecht, P als einen bloßen Auszug oder eine Überarbeitung von D zu bezeichnen. Ich will im Folgenden die wesentlichen Abweichungen beider Recensionen, sowie einzelne Übereinstimmungen namentlich mit C bemerken.

Gleich der Eingang zeigt einige Verschiedenheit. Ein paar Zeilen stimmen wörtlich, D 27—30 = P 1—4; aber P ist durch Missverstand entstellt, es muß gelesen werden *ein künec was gesezzen ze Burgonden rîch.* In der Schilderung des Gartens trifft P mit A in der Erwähnung der Fahne zusammen. Verschieden von D, wo Gibich einen Boten an Etzel sendet, erfährt dieser in P von dem Rosengarten durchs Gerücht und entschließt sich freiwillig zur Fahrt nach Worms. In D sucht Etzel den Dietrich auf, in P besendet er ihn und Hildebrand. Klarer als in D tritt das Verhältniss des Briefes hervor, der nicht an Etzel, sondern an Dieterich gesendet ist (vgl. W. Grimm XXVI). Im Einzelnen stimmen wieder D 71, 72 = P 23, 24; D 79, 80 = P 29, 30; D 82 = P 31; D 83, 84 = P 33, 34; D 97—100 = P 35—38; D 105—108 = P 47—50; D 161, 162 = P 55, 56, wo aber, statt *hundert kemenâten* in D, nur fünfzig erwähnt werden, D 169—174 = P 61—66 u. s. w. Alphart, den P 261 nennt, ist nach D 205 auch in P 97 herzustellen; dagegen fehlen die Zwischenreden von Eckehart und Heime, ferner das Auftreten von Amelolt und Uote, die in D hier eingeschoben werden. Wohl ursprünglicher als in D schließt sich in P sogleich die Fahrt zum Mönch Ilsan an; auch daß Dietrich und Hildebrand allein und ohne Gefolge, das D, wenngleich ohne Anführung von einzelnen Namen, kennt, nach Isenburg reiten, scheint ältere und einfachere Fassung. Abweichend von D ist auch die Dauer der Fahrt; in D kommen sie am fünften, in P erst am vierzehnten Morgen zu Ilsan. Die Verwünschungen der Mönche hinter dem abziehenden Ilsan, die alle Recensionen kennen, fehlen in P allein. Den Spott Wolfharts über den mitgebrachten Mönch, sowie die Versöhnung beider durch Hildebrand, hat P mit C D gemein. Die Ankunft der Helden an Etzels Hofe, ihr Empfang bei Herche, ihre Ausrüstung und ihr Abschiednehmen fehlt in P, wo das Heer, das 14,000 Mann stark ist, in zwanzig Tagen, wie in D, nach Worms kommt und Lager aufschlägt. Auch Ilsans Kampf mit dem Fergen fehlt, was zu A B stimmt. Die Sendung Rüdigers ist in P 254—285 kurz behandelt; mit D gemein hat P 286 ff., daß Hildebrand zu Gibich gesendet wird, um die Kämpfer zu vertheilen. Die dazwischen fallende Begegnung Reinolts und Sigestabs fehlt in P ganz. Die Einmischung Wolfharts und Hildebrands Antwort ist P 337—344 eigenthümlich, so wie auch im folgenden 345—364 P allein steht. Erst bei 367 treffen D und P wieder zusammen.

Wir kommen nunmehr zu den einzelnen Kämpfen.

1. Hagen und Wolfhart ist P 365—392 mit C D gemein, im Einzelnen stimmt P ebenso zu C als zu D. In P siegt keiner von Beiden, sondern die gleichkämpfenden werden durch Kriemhilt getrennt.

2. Asprian und Witich, allen vier Darstellungen mit P gemeinsam. In allen wesentlichen Stücken stimmt P 393—462 mit D; auch in P stellt Witich die Bedingung, daß ihn Rüdiger waffne, aber ohne daß von einer Sühne zwischen beiden die Rede ist. Einige Verse sind in P zu bessern; 394 lies

von Trongen Hagen, umbe den ist mir entriuwen leit

= D 1288; in P 449 ist nach D 1253 *halsperc* für *arspel* zu lesen.

3. Strûtân und Heime, hier stimmt P 463—492 ziemlich genau mit D.

4. Den Kampf zwischen Stûtfûz und Dietleib haben P und D allein, im Wesentlichen und auch in einzelnen Versen übereinstimmend. Die fehlenden Halbzeilen in P 507, 508 werden nach D 1137, 38 zu ergänzen sein (vgl. auch P 535).

diu sper si zebrâchen, ir krachen daz was hel,
ir zorn si beide râchen, die recken alsô snel.

Den Namen von Dietleibs Schwerte hat uns P 509 allein, wenn auch entstellt, erhalten; nach den Zeugnissen in W. Grimms Heldensage 16. 280 heißt es *Welsunc*.

5. Gunther und Frute, ebenfalls nur in D und in P 517—544, aber in P wieder ungleich kürzer. Den Zug, daß Frute von Gunther seines Erbes beraubt ist, kennt P gar nicht. Einzelne Verse stimmen zu C, wo Gunther den Kampf mit Amelung besteht, C 1597, 98 = P 520, 22; C 1600, 01 = P 523, 24.

6. Gernot und Rüdiger; ein Kampf, den P 545—562 mit C D gemein hat, mit größerer Hinneigung zu D. Vers 546 ist nach D 1452 zu ändern: *die tuont im den tôt*. Zwei Zeilen hat P mit C gemeinsam (vgl. W. Grimm S. LIII), C 1554, 55 = P 547, 48. Die Zwischenscene, in der Kriemhild die Jungfrau schlägt, kennt P nicht, weil sie auch von jenem Zuge der Milde Rüdigers nichts weiß.

7. Herwart und Dietrich von Criechen, nur in P 563—582 und in D, wo es der achte Kampf ist. Daß Herwart getödtet wird, geht aus P nicht hervor, aber es scheint eine Strophe am Schlusse zu fehlen (vgl. P 582 mit D 1558).

8. Volker und Ilsan, hat P 583—624 mit C D gemeinsam. Den Namen von Ilsans Schwerte *Rose* (P 590. 618), den sonst Otnits und Dietrichs Schwerter führen, hat P allein. Das Herumwalzen Ilsans in den Rosen, das in C fehlt, haben P und D, aber in P mangelt das Zwiegespräch des Mönches mit Kriemhilden. Einzelne Verse stimmen auch hier mit C, C 1466—68 = P 583—585; C 1470, 71 = P 587, 88; C 1474 = P 589; C 1477 = P 591; C 1486 = P 595; C 1488 = P 598; C 1494, 95 = P 607, 08; C 1504, 05 = P 611, 12; C 1511 = P 609. Daß Kriemhild die Kämpfer scheidet, ist in P nicht gesagt, hier entflieht Volker zu den Frauen; doch fehlt nach 624 etwas, wenigstens eine halbe Strophe.

9. Walther und Hertinc, in D der siebente Kampf, den nur D und P haben. Nach beiden Darstellungen bleibt der Erfolg des Kampfes unentschieden, aber die Worte stimmen fast gar nicht überein.

10. Den Kampf Siegfrieds mit Dietrich haben alle vier Recensionen, A B C D, und P 649—828, wo der Schluß fehlt. Die Einleitung stimmt zu A B (W. Grimm S. XLIV), der übrige Verlauf im Wesentlichen zu C D. Viele Verse hat P mit D gemeinsam, aber auch mit C; vgl. C 1657—59 mit P 652—654; C 1664—68 = P 661—64; C 1670—72 = P 667—69; C 1676, 77 = P 670, 72; C 1687. 1767 = P 722; C 1691 = P 684; C 1696—99 = P 693—96; C 1718—23 = P 699—704; C 1728, 29 = P 705, 6; C 1744, 45 = P 675, 6; C 1748, 49 = P 711, 12; C 1784—93 = P 725—34; C 1798, 99 = P 735, 36; C 1802—07 = P 737—42; C 1808—11 = P 651—654 u. s. w.

11. Gibich und Hildebrand, in allen Redactionen. In P fehlt der Anfang des Kampfes; eigenthümlich ist dieser Bearbeitung der Zug, daß Etzel auf Dietrichs Rath dem König Gibich sein Reich lässt.

Eine kritische Ausgabe des Pommersfelder Textes zu geben, lag nicht in meiner Absicht, ich halte mich daher, unbekümmert um die ursprüngliche Mundart, an den thüringischen Text der Handschrift; nur einige sprachliche und metrische Berichtigungen rühren von mir her.

ROSTOCK, November 1858.

Ein konic was gesezzen zu borge edel und rîch,
der was geheizen Gibeche: daz wizzet sicherlîch.
der hatte einn rôsengarten dirzogen bî dem Rîn:
[her jach] swer ime den zubrêche, des dîner wolde her sîn.
Wêr aber daz her dem selben mit strîte gesiget an,
der solde im mit dînste wesen undirtân.
des [garten] hûten zwelf recken bederve unde gût,
edel unde rîche unde dâ bî hôch gemût.
Di hatten eine vanen di was sô breit,
dâ durch ginc ein strich, der was einer elle breit.
anderhalp ein strîch, der was von silber wîz.
ir sullet rechte merken, dar ane lac grôzer vlîz.
Dô worden dem konic Etzel di mêre kunt getân:
dô samte sich der forste und gewan vîrzên tûsent man.
alsô her wolde rîten zu Wormz an den Rîn:
dô konde kunig Gibeche lîberez niht gesîn.
Etzel tetez kunt dem Bernêre, nâch deme sant er ze hant,
her bat in mit im rîten: im was ein brief gesant.
Dîtherîch und Hildebrant quâmen zu hove gegân:
si enphinc konic Etzel unde manic beder man.
Her bat si mit im rîten zu Wormez an den Rîn,
des wolde her sicherlîche sîn dîner ummer sîn.
do gewerte in her Dîtherîch und meister Hildebrant:
si gingen balde dannen dâ her di recken vant.
Her Dîtherîch von Berne in sînen sal ginc:
ûf stunden di recken, wie schône man in enphinc!
her sprach 'nu sitzet stille, mîn vil werden man,
und hôret grôze mêre der ich ûch vil zu sagen hân.
Hôrt ir hêren alle, mir ist ein brief gesant,
daz nie sô wundirlîche mêr sint kumen in die lant.'
her hîz sînn scrîbêre balde vor in gân.
'nu hôret, lieben herren unde ouch vil werden man.
Ich wil hî vor bitten, daz nîman von uns gê:
nu leset ane, meister, waz an dem brieve stê.'

---

2. geybich, *immer*. 3. eynen. 4. wer. 5. den. 8. rich. 10. stric. 13. eytiel· 14. *wohl* do besante sich der fürste mit vierzên t. m. 16. libors. 20. kong eczit. 24. danne. 30. mere. 31. sinen. 33. nymant. 34. dē b'n'e ste.

'Si lêzet ûch sêre grûzen mîn [junc]frou Krîmhilt,
her Dîterîch von Berne, daz ir ûwern schilt
. . . . . fûret zu Wormez an den Rîn,
helt trotz, ab ir torret: sô sprach daz megetîn.'
Dîtherîch von Berne hîz den boten sagen,
'war umme torste ich in nicht dar tragen?
leset ane, meister, wer dâ sî di meit,
di mir inpoten hât irn trutz, alse ir mir hât geseit.'
'Ir vater heizet Gibeche und ist ein kunic rîch.'
'den selben ich wol dirkenne' sprach dô her Dîterîch.
'ir brûder heizet Gunther [und] der ander Gêrnôt:
leset ane, meister, waz uns di meit enpôt.'
'Dô vleiz sich mîn vrouwe, wîl si ein kint was,
sie hatte einen garten, dar inne ein grûnez gras,
mit mûren und mit zinnen, einr halben mîle breit:
hei waz der anger rôsen unde schôner blûmen treit.
Iz gêt in den garten wunderlîchez wilt,
ich wêne daz in rôsen sô schôn nî worde gespilt.
des [garten] hûten zwelf recken der aller kûnsten man,
daz man in der werlde ir gelîch nicht vinden kan.
Funfzic kemenâten, als uns der brief nu seit,
heizet dar in bûwen di minneclîche meit.
si mac iz wol volbrengen, sist ein kunginne rîch.'
'nu leset uns von den zwolven' sprach dô herre Dîterîch.
Dô sprach der scrîbêre 'ich wils ûch nicht vordagen,
wolt ir ir namen hôren, ich kans ûch wol gesagen.
der êrste heizet Gibeche und ist uns [allen] wol bekant:
von dem mer biz an den Rîn ime dînen wîte lant.
Der ander sîn son Gunther, [der ist] ein degen unvorzeit,
daz dritte sîn son Gêrnôt, von dem man wundir seit.
daz vîrde daz ist Hagene, Alriânis kint,
daz vunfte daz ist Walthêr, geborn von Kerlinc.

---

35. iuncfrouwe. 36. Herre her. 37. furet *noch zur vorigen Zeile.* 40. Warume torste ich in nicht dar furen Ich torste in noch wol dar tragen. *Vielleicht ist zu lesen* war umbe torste ich in niht dar füeren unde tragen. 42. iren. also mir. 43. 45. Irē. 44. da. 47. wile daz sy. 49. eyner. 52. yme. worden. 54. irē glichen. 57. vorbrengen. sy ist eyn kuneginne. 59. da. 65. Hagin. allorianis.

Daz sechste daz ist Reinolt, ein degen eislîch,
daz sibende daz ist Stûtfûz, ein degen freislîch:
derst undir sînen ougen einr dunnen elle breit.
daz achte daz ist Hazvart, ein degen unvorzeit.
Daz nûnde daz ist ein rise, der heizet Aspriân,
der treit zwei swert in einer scheiden, dâ met her vechten kan.
daz zênde daz ist ein rese, her heizet Strûtân,
dem sint di Prûzen an daz mer dorch vorchten undirtân.
Daz elfte daz ist Volkêr von Altesheim genant,
vrowen Krîmhilden swester son, vor einen vedeler bekant.
Der zwelfte daz ist Sîfrit geborn von Niderlant,
der treit der zwelf swerte ein, daz ist Palmunc genant:
her ist ouch mangem recken in strîte wol bekant.
daz sint die zwelfe von dem Rîn, di habe ich ûch hie genant.'
'Wes ist in nû zu mûte adr wes hânt si gedâcht,
daz si sô mangen recken hân zu samen brâcht?
vrou Herche bî dem Rîn gewan nî sô mangen degen:
sagâ ane, scrîbêre, wes sullen die zwelfe phlegen?'
'Ir sult zwelf kîsen die ir zwelfen sint gelîch.'
'waz suln die dâ schaffen?' sprach dô her Dîterîch.
'dô sal ér iclîcher den andern bestân:
ir habet sîn ummer êre, gesegent die uwer den zwelfen an.'
'War umme sul wir vechte?' sprach dô her Dîterîch.
'ich gehôrte bi mînen gezîten nî botschaft sô wundirlîch.'
'swer dort geseget, herre, der mûz gewert sîn,
in kusse di meit Krîmhilt und gîtm ein rôsen crenzelîn.'
'Nu kusse si der tûfel' sprach Wolfhart.
'mac ich mich behûten, ich kume nummer an die vart.
iz hôret manger gerne von den rôsen sagen,
er mochte lîber dâ heime ein [alde] rûsen vor ein schapel tragen.'
'Du wilt daz man dir vlêhe' sprach Wolfhart.
'du wolles ader enwolles, du mûst an di vart.'

---

69. Eyner dun̄e elle] *lies* dûmelle *Pfeiffer*. 71. asspan. 72. do met. 74. biz an. 76. vrouwen Krimhilde. vn̄ ist vns vor. genant. 78. palmut. 79. manchm̄. 81. adir wez haben. 82. manchen richen recken. 83. vrouwe. gewan *nach der Cäsur*. 85. iren. 86. sullen. 88. geseyge dy uwern zcwolffe De̅ eren zcwelfen an̄. 89. wor vme̅ sulle. 90. geherte. ny *nach der Cäsur*. 91. geseyget. 92. kussz. gebit yme. 97. vle. 98. wolles addir wol̄e.

her sprach 'ich vare gerne mit mîm hêrn swar ich sol.
ich blibe gern hî heime, ich enpêre ir kussens wol.
Doch sage ich ûch vor wâr, swî mir dort geschicht,
ich enpere gerne ir kussens, ader ir kamphis nicht.'
Dô sprach zu sîme herren der alde Hildebrant
'wir sullen boten sende wît in di lant,
daz wir ouch zwolfe kîsen dî iren sint gelîch.'
'sô suln wirz nicht sûmen' sprach dô herre Dîterîch.
Dô lîz er wîte senden boten in di lant
nâch den kûnen Wolfingen und nâch manegem wîgant.
si quâmen dar vil schîre: dô ginc [der alde] Hildebrant
vor hêrn Dîterîchen und sprach zu im zuhant
'Ich hân helde dirkorn, di wil ich ûch nennen,
si sint degen hôchgeborn, ir muget si wol irkennen.
ich sage dir vor wâr, ich wel [selbe] der êrste sîn.
daz ander sîstu selbe, vil lîber herre mîn.
Daz dritte sî Wolfhart, ein sneller jungelinc,
daz vîrde sî Segestap, der kumet an den rinc.
daz funfte [sî] von Tenemarken ein kunec der heizet Frût,
daz sechste sî Rudiêr, ein degen hôch gemût.
Daz sibende sî Hertinc ein konec von Rûzen lant,
und ist von vrouwen Helchen her zu uns gesant.
daz achte daz sî Heime, derst sô recht ûz irwegen,
daz nûnde daz sî Witeche, ein freislîcher degen.
Daz zênde sî von Crîchen der schône Dîterich,
. . . . . .
Der elfte sî von Stîren Dîtleip ein sneller degen,
der helt wil ouch strîten die wîle her hât daz leben.
alsô hân wir elve sô rechte lobelîch.'
'wâ vinde wir den zwelften?', sprach dô herrre Dîterîch.
'Der ist uns leider zu verre' sprach meister Hildebrant,
'iedoch wil ich sûchen dâ ich bî wîlen vant,
êr ichn dâ heime lîze, den monch Ilsân:
und râtet i'z, herre, er mûz ûz sîme clôster gân.

---

99. myme hern wor. 100. enpere irs. 101. gschit : nit. 102. ires kamphis. 106. sullen. 108. deme. mancheme. 117. kunig. 120. *lies* der ist. heychen. 121. hachte. der ist. 122. wichich. 131. ich in. Ilsam *gewöhnlich.*

Dô sprach von Bern her Dîterîch 'und mochte iz werden wâr,
her hât in sîme clôster gelegen wol zwênzic jâr.
sold ich en gote enpherren, dem her sich hât gegeben,
ich hete sîn ummer sunde, vorstôrte ich im sîn leben.'
'Wizzet ir' sprach Hildebrant 'waz ûch mîn brûder swûr,
dô mîn brûder Ilsân in sîn clôster vûr?
er gelobte ûch eine reise und swûrs ûch einen eit,
er wolde ûch sîn ummer zu einer hervart bereit.'
'Sô wil ich nâch im rîten' sprach dô her Dîterîch.
dô lîz er sîn ros brengen der recke lobelîch.
in dem vîrzênden morgen, [und] ein lutzel dâ vor,
dô quâmen si geriten zu Isenborc vor daz tor.
Dô clophet an di phorten meister Hildebrant:
Dîterîch von Berne quam nâch im gerant.
her fûrte selbe sînen schilt und was ein forste hêr:
wan her unde Hildebrant, den zwên volgte nîman mêr.
Hildebrant clopht an die phorten: 'balde lâ mich în,
ich wil in deseme clôster ein predeger brûder sîn.'
'warte vor di phorten, warte wer dâ sî.'
'dâ vor helt ein alder man, der hât am schilde wolfe drî.'
'Wâfen' sprach der monech 'daz ist [mîn brûder] Hildebrant.
waz schildes vûrt der ander, hâstû daz icht bekant?'
'daz ist ein starker junger man, der fûrt einen lowen,
ich gehôrt vor deseme hûse nîman sô vil gedrowen,
noch bî mînen gezîten nîman sô torsteclîch.'
'her mac iz wol volbrenge, iz ist von Bern her Dîterîch.'
Dô ginc kein der phorten der monich Ilsân,
gewâpent in di ringe, di slappen trûc her an,
ober sîn bein gesniten zwô dicke grâwe hosen.
her ginc kein der phorten: her wolde die mêre selbe losen.
'Benedicite, brûder' sprach meister Hildebrant.
'nu fûret dich der tûvel' sprach [brûder] Ilsân zu hant,
'daz dû [nu] jârlanc wilt rîten undir [dînes] strîtes dach.
du sêzes [vil] baz dâ heime und hettes dîn gût gemach.

---

136. hette. 139. er geloubete. swur iz veh. 140. ummer *fehlt;* vgl. 174. 143. da wer. 145. cloyphet. 147. selber *immer.* 148. volgete nymant. 149. cleyphet. laz. 152. der hat an sime schilde schoner wolffe dri. 153. woffen. 156. huz. gedrauwen. 161. zcw.

'Ich tete, ab man mich lîze,' sprach meister Hildebrant.
'ich wil nâch rôsen rîten, man hât nâch mir gesant,
ein edel kuniginne, ich wil zir hôchzît.'
'iz schînet wol, her brûder mîn, daz ir ein aldir tôre sît.'
'Die rede lâ wir blîbe' sprach meister Hildebrant,
'ich wil dich lâze wizzen, war umme mîn herre ist her gerant.
her mant dich einer reise, du swûre im einen eit,
du woldes ume ummer sîn zu einer hervart bereit.'
Dô antwort im in zorne der monich Ilsân
'ich weiz wol die gelobede, di ich hân getân,
hî in diseme lande wel ich ein hervart var:
wil her zu verre rîten, ich kanz wol bewar.'
'Volge uns balde' sprach dô her Dîterîch,
'lêzes du uns [al] eine, daz wêre unweidelîch.'
'herre, ich volge ûch gerne,' sprach dô monech Ilsân,
'ich blibe gerne hî heime, woldet ir mîs irlân.'
'Wolde wir dîs habe irlân, sô hete wir deser reise enporn.'
'vorne ûf mîn houbet tûsent blaten geschorn,
ich sage ûch, herre von Berne, her mûz gar manhaft sîn,
der mit mir sal vechten: her lêt mir wol daz crenzelîn.'
'Ich wil dîs wol geloube,' sprach dô her Dieterîch,
. . . . . .
'daz man den Wolfingen des siges dort jach.
nu volge dise reise und habe vorbaz gût gemach.'
'Ich wil ûch einez râte' sprach brûder Ilsân,
'heizet die samenunge alle vor ûch gân,
swî mir dort gelinge, daz si mich wider enphân.
. . . . . .
Dô quam di samenunge und di brûderschaft:
si wunschten im alle heiles und sînr geselleschaft.
dô sprach zur samenunge von Bern her Dîterîch
'nemet irn niht widere, ich vorburne ûch sicherlîch.'
Dô sprâchen di monche alle 'daz ist im unvorseit.

---

169. kunegin. zcu irre. 171. laz. 173. swirs. 174. woldes vme sin. zcu eyner. 176. gelebede. 180. lezzes du. 182. wolt. 184. do sprach ilsam der monich vorn *etc. etwa* swie vorne ûf mîn houbet sîn tûsent blaten geschorn. geschern. 185. manhaftig sy. 186. lezzet. 189. wolffinge. 197. zcu der. 198. wider.

daz irn uns enpherret, daz sî gote gecleit.
nû hât dit clôster des mannes ummer fromen:
her sî lebende odir tôt, her ist uns willekomen.'
'Sô ben ich bereite' sprach brûder Ilsân,
'ich truwe wol daz mich îman torre [vrôlîchen] bestân.'
In dem vîrzênden morgen, do erlûchte der tac,
dô quâmen si zu Berne dâ manic recke lac:
sunder Wolfhart eine in eime fenster stûnt
und warte vremder mêre, alsô lûte dicke tûnt.
Her hûp sich zû den recken, zu eime her dô sprach
. . . . . .
'du salt nicht lenger slâfe, mîn herre hât ein monich brâcht,
mich hât michel wunder, wes her dâ mete hâ gedâcht.'
'Spotes du?' sprach Witeche. 'nein, vorniṃ mîn wort.
wilt dus nicht gloube, sô sôcht en al dort.'
junge unde alde di herren alle samt
iclîcher sûchte selbe ein * * gewant.
Dorch die borcphorten was in allen gâch,
sunder Wolfhart eine, der sleich in alles nâch.
dô si in enphingen, si sprâchen alle glîch
'sît willekome von Berne herre her Dîterîch.
Wir solden ûch enphâhen, meister Hildebrant:
waz woldet ir des monches gefûrt in daz lant?'
'waz wizzet ir, her monich?' sprach [der kûne] Wolfhart.
'berichtet ûch und bûzet unde vart ûwer vart.
Ich wil mit keime monche rûme dese lant.'
'lâ dir in nicht vorsmâhen' sprach meister Hildebrant.
'wer ist der recke junge?' sprach brûder Ilsân.
'hern lâze mich mit gemache, ich wil in an den backen slân.'
'Daz lobe ich' sprach Wolfhart. kein ime trat her zorneclîch.
'du bist gar ungefûge,' sprach dô her Dîterîch.
'weste ich wer her wêre,' sprach der monich dô,
'der mit sîner hôchfart strebet alsô hô.'
'Wolt irs mir geloube, her wirt ûch wol bekant,
herst Wolfhart Amesiges kint,' sprach meister Hildebrant.

---

203. bereyt. 205. her luchte. 207. Sundern. alleyne. 208. tun. 213. witich. myne. 215. jung vn̄ alt. 218. Sundirn. alleyne. 220. willekom. 221. enphan. 226. vor sman. 228. her. 231. woste. da. 234. her ist.

'nu mûze dich got geseine' sprach brûder Ilsân.
'veter, ich nicht mêr zorne, ich wil mich zornes irlân.'
'Di rede lâ wir blîbe' sprach meister Hildebrant.
'wir sullen uns bereiten zu Wormez an daz lant.
wir sullen uns nicht sûme, ir helde lobelîch.'
dô quâmen si in zwênzig tagen zu Wormez an daz rîch.
Dô si quâmen an den Rîn, si dirbeizten ûf daz lant,
ir gezelt si ûf slûgen die herren alle sant.
Etzel der vil rîche quam mit Dîterîche dar,
her fûrte mit im zu strîte eine vil breite schar.
Dô sprach der konie Etzel 'gedenke an, Hildebrant,
ich hân brâcht vierzên tûsent Hûnen in daz lant:
ûz den saltu kîsen zwelf der kûnsten man,
daz man in der werlde ir gelîch nicht vinden kan.'
[di die zwelf von dem Rîne turren wol bestân.]
Her sprach 'ich hân zwelf recken brâcht in daz lant,
die kunnen clê decken, erwelte wîgant.'
dô sprach der konic Etzel zu herren Dîterîch
'wir sullen einen boten haben zu der meit minneclîch.'
Dô sprach der von Berne, der was unvorzeit,
'sô sende wir Rudegêren, der êren crônen treit.'
dô sprach der margrêve 'ich habe ie hôren sagen,
swen man zu frouwen sendet, der sulle rîche cleider tragen.'
Dô lîz der konic Etzel bereite ein rîch gewant,
iz was mit edelm gesteine beslagen alle sant.
alse der margrêve leit an di rîchen cleit,
her und der junge Alfart riten uber die heide breit.
Do si quâmen zu dem garten, si dirbeizten ûf daz lant,
di ros si zeiner linden heften beide sant.
ober den schônen juncfrouwen swebete * *
si grûzten den margrêven gar vil tugentlîch.
Dô sprach ein meit schône '[helt] ir sît uns unbekant,

---

236. wetere ich. 237. laze. 243. quam *nach der Cäsur.* 245. an du getruwer H. 246. recken vñ hunē. 247. vz den allen. zwelffe der aller k. 248. irn glichen. 251. denken. vñ sint vzzerwelte. 252. hern. 253. eyn. 255. der der eren. 257. trage. 258. riche. 259. daz achte man an tusent marg. iz waz. *etc.* samt. 260. Also. rych. 263. zcu eyner. heyſten. samt. 264. frouwen?

seit uns, ritter kûne, wer hât ûch here gesant?'
Dô sprach der margrêve gar vil tugentlîch
'ich dîne von den Hûnen Ezel dem konege rîch
und mîner frouwen Herchen bin ich undirtân:
ich heize von Bechelâren der milde marcman.'
'Helt, von dînen tugenden ist mir vil geseit,
wiltu der [zwelf] koneges tochter ein, di ist dir unvorseit.'
gnâdâ, edele kunigin' sprach der [milde] marcman,
'di wal hât got und di schône met er valscheit widirtân.'
Orlob nam der margreve um einen mitten tac,
dô dâchte her zu Berne dâ manic recke lac.
dô wolden si der mêre lenger nicht gewesen.
'ich bin hûte ime paradîse gewesen.
Ir herren alle samet, sint ich recht sal jên,
der kamph wil in dem garten vor funf hundert meiden geschên.
sô ist der vrouwen Krîmhilt di gewalt gegeben,
sweme si daz bescheidet, der behelt wol sîn leben.
Des sint zu varn gereite, ir degen hôchgemût,
und lâzet ûch nicht vordringen: daz dunket mich gût.'
Dô sprach der kunic Etzel 'gedenke an, Hildebrant,
rît zu dem kunege Gibeche und zu den recken allen sant.
bit in daz her der nenne sîne zwelf degen:
sô salt du dich mit zwelfen hin kegen wegen.'
Orlob nam dô Hildebrant umm einen mitten tac,
her gâcht zum rôsingarten dâ manic recke lac.
do enphingen in Walthêr [und] Sîfrit von Niderlant,
do enphingens in gemeine, den alden Hildebrant.
[nîman sîner zuchte an im dô vorgaz.]
Dô sprach der kunic Gibeche 'bis wilkom, Hildebrant,
sagâ an offenlîchen, wer hât dich here gesant?'
dô sprach meister Hildebrant gar vil tugentlîch
'daz hât kunic Etzel und ouch von Bern her Dieterîch.
Si beten daz ir in nennet ûwer zwelf degen,

---

269. dē vil konige. 275. errer valschet vndirtan. 278. niht langer âne wesen? 279. in dē. 280. Irn hern. samt. 281. gesche. 284. Daz. gereite *fehlt*. 286. an dy truwe H. 287. allen samt. 289. heym keyn. 290. da. vīne. 291. zcu dē. dō. 292. siuerid. 293. enphingen sy. 294. nymant. im dô *fehlt*. 295. willekom. 296. ane.

sô sal ich mich mit zwelfen hin gegen wegen.'
dô sprach kunec Gibeche 'ich wil der êrste sîn
vechten in dem garten vor der schônen tohter mîn.
Sô bin ich in der mâze vor hundert jârn bekant.'
'sô wil ich dich bestân' sprach meister Hildebrant.
'wer bestêt mir Gunthêren?' [her sprach] en bestêt Frût,
ein konec von Tenemarke . . . . . .
'Wer bestêt mir sînen brûder, der heizet Gêrnôt?
swaz der ie vacht mit recken, die lâgen [alle] vor im tôt.'
'sint ich ûch der mêre wol bescheiden hân,
den bestêt von Bechelâren der milde markman.'
'Wer bestêt mî Heinen den wûtenden man?'
[her sprach] 'en bestêt Wolfhart, derst ouch ein degen freissam.'
'Wer bestêt mir einen resen, her heizet Aspriân?
der treit zwei swert in einer scheiden, dâ mete her vechten kan.
her vicht in dem garten und ist gar unvorzeit.'
[her sprach] 'den bestêt Witeche der Mêmingen treit.'
[her sprach] 'Wer bestêt einen resen, der heizet Strûtân?
dem sint die Prûzen an daz mer dorch forchten undirtân.
den hân ich in mîme hove wol siben jâr irzogen.'
[her sprach] 'den bestêt Heime, der hât vîr ellebogen.'
[her sprach] 'Wer bestêt Stûtfûzen, derst gar ein wîgant,
her hât sechs und sechzc Wolfingen ane gesiget allesant.
derst undir sînen ougen einr dunnen elle breit.'
[her sprach] 'den bestêt von Stîren der starke Dîtleip.'
[her sprach] 'Wer bestêt mer Herwarten, derst gar ein kûner man,
herst grimmic sînes mûtes: wie wol her vechten kan!
der vicht in deme garten mit ellenthafter hant.'
[her sprach] 'den bestêt Hertinc ein konec von Rûzenlant.'
[her sprach] 'Wer bestêt mer Sîvriden geborn von Niderlant?
der treit der zwelf swerte ein, dast Palmunc genant,
der hât gevochten mit heiden und Crîchen in manegem rîch.'

---

300. keyn. 301. selber der erste. 302. Ich wil ouch vechten. vor] vō. 303. iaren. 306. konig von tenemarg. 308. geuacht 311. mye. 312. der ist. 316. mēygen. 317. den h. 318. biz an. 321. der ist. 322. sechzigē. samt. 323. der ist. eyner dunē elle] *lies* dûmelle *Pfeiffer*. 324. steyrin. we.' 325. der ist. 326. her ist. 327. elent- 328. konig. 329. m' siueriden. 330. daz ist palmut. 331. vnd mit crichem in mancheme.

'ist her kûne, daz tût im nôt: den bestêt von Bern her Dîterîch.'
Orlop nam dô Hildebrant umm einen mitten tac,
dô gâchte her zu Berne dâ manic recke lac.
do enphingens in mit zuchten den alden grîsen man.
'wolt got west unser iclîch, wer morne den andern solt bestân.'
'Habet î mich nicht gewegen' [sprach Wolfhart] ôme Hildebrant,
sô wizzet daz ich hôre: daz wizzet allesant.
êr ir ân mich vechtet in dem grûnen clê,
êr wolde ich helme schrôten, dâz an dem ôren tete wê.'
'Jâ trûwen . . . . sprach meister Hildebrant,
. . . . . .
'ich habe dich gewegen in dem grûnen clê:
der kan ouch helme scrôte, dâz an dem ôren tût wê.'

Dô richte man zu tische: ein ende nam der tac.
der Berner saz zu tische: wie [wol] man der recken phlac!
dô beitten si mit sorgen daz in quam der tac:
ein iclîch kûne recke des lebens sich gar dirwac.

Als die sunne begonde schîne, dô blîs manz herhorn
vor Gibeche dem kunege rîch und vor den forsten ûz erkorn,
und swer den schal dirhôrte ubr al daz her breit:
dô worden di von dem Rîn zu strîte schiere bereit.
Di drabeten ûfz gevilde, vinster wart der melm.
dô sach man bî den von dem Rîn vil mangen gezîrten helm.
ir rosse unde ir schilde hattens gûten flîz.
. . . . . .
Schilt harnas wâpenrocke vor Ezel dem konege rîch:
ûf machten sich di recken und ouch [von Berne] her Dieterîch,
und swer den schal hôrte ubr al daz her breit:
dô worden di von den Hûnen zu strîte schîre bereit.
Si zogen vrôlîchen ûf die heide hin dan,
dô sach man bî dem von Berne mangen recken lobesam.
frou Herche di milde sante di Hûnen in di nôt:
schilt harnas wâpenrocke wâren al von golde rôt.

---

333. da. vm̄e. 334. goch hor do. 335. enphingen sy. 336. wolde got woste u. iclicher. solde. 337. ye. 338. samt. 340. 44. orn. 348. iclicher kûne. 349. Also. man daz. 350. forsten lobesam. 351. vbir. 354. manchen. 355. yre ros. hatten sy. 356. 64. woppenrocke. 359. vbir. 362. manchen. 363. frouwe. sante *nach der Cäsur.* 364. alle.

Do die herren quâmen sô nâhe daz ein den andern sach an,
di ros lîfen in den garten: dô sweic ein iclîch man.
dô hatte sich gewâpent Hagen und quam dort her gerant:
einen silberwîzen schilt fûrte der degen an der hant.
Her fûrte ûf dem helme zwei guldîne horn:
dô drabete her in den garten und rîf mit grôzem zôrn
'wâ ist nû Hildebrant, der getrûwer man,
sagâ mer di mêre, wer sal mich bestân?'
Vor der schar reit Hildebrant. 'wâ ist nû Wolfhart?'
der hîlt bî dem von Berne, her was wol bewart
undir einem baner rîch, daz was von golde rôt:
jô her ân alle vorhte drabte der helt in die nôt.
Sîn helm was gesteinet, her gap lîchten schîn,
sîn ros ginc in sprungen, wîz sam ein hermelîn.
si lîzen zusamne lôfen: alsô is uns geseit.
di ros stîzen sich zu tôde under den recken unvorzeit.
Ir snelle half in vonn rossen, undr schilde si sich bogen:
gar zorneclîche zwei scharpfe swert si zogen.
dô streten si mit ein ander di unvorzeiten degen:
al di den strît an sâhen, di heten sich beider gar dirwegen.
Si slûgen daz di schilde von ein andir vlogen,
dô si dô krefteclîchen di swert mit zorne zogen.
si wunten beide ein ander, dazs sâzen ûf daz lant:
von wunden und von mûde intwichen in di schilde von der hant.
Dô si gerasten ein wîle, si liefen zusamen mit slegen:
ur kein wolde dem andern den strît nî gegeben.
ûf stûnt di schône Krîmhilt, si schît di zwêne man.
man wîste den kûnen Hagen von der heide dan.

Dô rîf der kunic Gibeche 'Aspriân dir sî gekleit,
von Trongen Hagen unde den . . . . . .
du bist der sterkisten ein sô ich in irgen hân.
dar an saltû gedenke, recke lobesam.'

---

vor 365 Primi hagin vnde wolfhart. 365. quomen. eyne. sahen. 368. silbern. 369. helm. guldin. 370. groszeme. 376. drabete. 379. loffen. iz. 381. von den. vndir dy. 382. -lich. zcwey *vor der Cäsur*. scharffe. 383. dy zcwene u. d. 384. alle dy dye. ane. hatten. ir beyder. 388. muden. 389. eyne. 390. den. 392. hagen *vor der Cäsur*. *vor* 393 Secundi aspriani vñ witich. 394. von Cragen.

Aspriân leit an ein brunne, den helm her ûf bant:
also quam her in den garten der grôze wîgant.
'wî nû Witeche trût geselle mîn!
desen hân ich dir behalden hie bî dem Rîn.
Sêstu dort einen resen, der heizet Aspriân,
mit dem saltû strîte und salt en bestân.'
dô sprach der helt Witeche 'ir muget mir sagen,
weder hân ich ûch den vater ader ûwer kint dirslagen,
Daz ir mich wolt vorrâten wider den tûvelischen man?
wes saget î mich dem konege und heten en selbe bestân?'
'neinâ helt Witeche trût geselle mîn,
jô dankent dîz die vrouwen hie bî dem Rîn.'
Dô sprach Witich 'Hildebrant, ich wil dir sagen,
waz mocht mich lop gehelfe, wordich zu tôde irslagen?'
dô sprach der kunic Etzel 'nicht Witich, kûner degen,
und geseges du den grôzen resen, ein lant wil ich dir gegeben.'
'Ich vechte nicht' sprach Witeche ein unvorzagter degen,
'erslûge mich der rese, daz lant mûst ich ûch wedir geben.'
swaz man ouch rette, her wolde sîn nicht bestân,
biz ume mûsten vlêhen alle des konges man.
Dô sprach der voit von Berne 'nicht Witich, kûner degen,
geseges du den grôzen resen, mîn lîbez ros wil ich dir geben.'
'trûwen' sprach dô Witeche, 'wurde mir Schimnunc undirtân,
wêrn der resen zwêne, ich wolde si dar umme bestân.
Ich wilz an nîman lâze wen an meister Hildebrant:
geleibt mer der, sô bin ich gwis und vecht mit ellenthafter hant.'
dô sprach meister Hildebrant 'Dîtrîch herre mîn,
wolt ir lôse mîn trûwe, sô wil ich borge sîn.
Sô wil sich Witich strîtes alrêst hî dirwegen.'
'ich lôse dich' sprach Dîterîch der unvorzeiter degen.
'ich vechte nicht' sprach Witeche: 'daz wizzet allesant,
michn wâpen von Bechlâren des milden Rudegêres hant.'
Abe steic der margreve, her wâpent in zuhant,

---

397. an sich eyn brunge. 398. her quam. 401. eyn. hezzet. 403. hildebrant ir mugit. sage. 404. dem. 405. wollet. 406. ie. hetten en selber. 407. neyn. 410. mich ir lob. 411. *die beiden Halbzeilen umgestellt.* 413. vnvorzcater. 414. dir] dire? 416. vlen. 418. gegeben. 420. dor vmme. 421. nymanden. 422. gewiz. vechten. 427. samt. 428. mich woppen den von bechelarin. rudegers.

den helm im ûf daz houbet vaste dô gebant,
den schilt im ûf di arme 'got mûze dîn ummer phlegen.'
alrêst ginc in den garten Witeche der degen.
Dô quam her Aspriân, her hatte ein freislîchen ganc,
her was ober dem gortel zweiger clâfter lanc.
dô sprach Witich 'herre got, hilf mir armen degen,
daz ich vor deseme resen behalde mîn leben.'
Si lîfen zusamne mit slegen, sich hûb ein grôz gedemer,
als zwelf smede mit ir smiten wêrn kumen mit ir hemern:
der rese mit zwên swerten lief vaste Witegen an,
daz Witich mûste wîchen zu ende des garten dan.
'Trûwen' sprach dô Hildebrant, 'du wîches lesterlîch hin dan:
Schimmunc mac mîme herren noch lenger bî bestân.'
daz erhôrte Witeche, an den risen lief her zuhant,
her traf in mit Mîmunge unde slûc im abe die hant.
Dô slûc en der rese, daz her vîl ûf di knie,
mit ungefûgen slegen der rise en nicht vorlie.
ûf spranc der helt Witeche, sîn snellekeit dran schein,
her lîf abir an den resen unde slûc im abe ein bein,
und slûc im abe ein arspel, als wir hôren sagen,
daz kein ros mocht so starc gesîn, daz iz mochte irtragen.
Uf stûnt di schône Krîmhilt 'Witech, gip mer den degen.'
her tet als hez niht hôrte, biz her im nam daz leben.
alrêst stûnt her ûf hôher 'vrou, wes hât ir gegert?
wollet ir den resen, des sît ir von mir gewert.'
Her ginc ûz dem garten, sîn swert was blûtec an di hant.
'gewert mich von Berne und vil getrûwer Hildebrant.'
abe steic Dîterîch, daz ros nam her in di hant.
her sprach 'nu nim hin, Witeche, kûner wîgant.'
Uf daz ros saz Witeche, der degen lobelîch,
mit frôlîchem mûte, her was menlîch.
'nu sal mir nîman drouwen mit ellenthafter hant,
ich trûwe im wol intrinne.' des lachte meister Hildebrant.

---

434. obir den. 438. also. iren smitten. iren. 439. harte W. an vaste. 441. Witich du w. lesterliche. 442. hern. 443. her horte. 446. vor liz. 447. dar an. 449. also. 451. sy sprach witich. 452. also hez nicht en horte. 453. hor. her sprach vrouwe. gebet. 454. wolt. 455. biz an. 461. nymant drauwen.

Dô sprach der kunic Gibeche 'dî sî gecleit, Strûtân,
umme Aspriânes tôt, den ich vorlorn hân.
nu saltu mich rechen und den brûder dîn:
des wil ich sicherlîchen dîn dîner ummer mêre sîn.'
Uf stûnt mit zorne Strûtân, sîn harnas man im brâcht,
her wâpnde sich vil balde, alsô her hatte gedâcht.
her wolde den sige gewinne, her ginc uber di heide dan;
her rîf mit grôzer stimme Hildebrant der wîse man.
'Wâ nû geselle Heime, denk an di trûwe dîn,
sêstu einen resen, derst Hertinc von dem Rîn.
der komet dort her gegangen und wil in den strît:
nu sûme dich nicht lange, iz ist kumen dir di zît.
Du salt mit ime vechten mit ellenthafter hant.'
'nu lône dir der von Berne, getrûwer Hildebrant.
ich wânt mîn wêre vorgezzen: sô bin ich genant.'
her ginc in den garten, her trûc einn grûnn schilt an der hant.
Dâ dorch ein strich von golde: dâ bî was her bewart:
her fûrte ûf sîme helme ein bunten lêpart.
dô quam geriten Strûtân ein ungefûger man:
an in lief dô Heime, alsô ich vornumen hân.
Si striten mit ein ander, dem risen niht gelanc,
daz blût allenthalben ûf die blûmen spranc.
si striten mit ein ander ein vil lange stunt,
daz si zu beiden sîten sêre worden wunt.
Daz swert warf Heime umme, in einer kurzen zît
stach her durch den resen: zugangen was ir strît.
Krîmhilt was gesezzen, biz der [grôze] schade was getân:
dô vîl von der swêre der ungefûge man.
Heime ginc enwedere dâ her di Hûnen vant,
si inphingen lîplîchen den unvorzeiten wîgant.

Dô sprach der kunic Gibeche '[wâ nû] Stûtfûz ein jungelinc,
wâpen dich vil balde und trit [ze strîte] an den rinc.'
der fûrte an sîme helme ein silberwîzen harm:
her drabet ûf daz gevilde: grôz wâren im di arm.

---

vor 463 Tercij strutanj vnde heymee. 463. sî *fehlt.* 466. mêre *fehlt.* 469. seyg. 471. gedenke. 472. der ist hertig. 476. der *fehlt.* vor. 477. wonte. 478. eynen grunen. 480. bunchen lowart. 487. vme. 491. en wedir. do. *vor* 493 Quarti stutfus vnde dytheleib. 493. wů. 495. silbern. harn. 496. warn.

Hildebrant der alde rîf ubir lant
'wâ nû von Stîren Dîtleip ein kûner wîgant!
sêstu einen recken? den saltû bestân.'
'daz ergêt im hûte zu leide' sprach der unvorzeite man.
Dîtleip drabt in den garten, sîn baner was von golde rôt,
ein panter von Stîren fûrt der helt in die nôt.
sîn helm der was gesteinet, sîn manheit schein dar an,
im was lîp daz mann meinte und reit unzagelîchen dan.
Di sper se begonden neigen, si riten ein ander an,
si wolden ir craft bezeigen di zwêne kûne man.
di sper si [beide] zubrâchen . . . . . .
ir zorn si beide râchen . . . . . .
Dîtleip lîz vallen di Weisenuge gût
dem recken durch die stêlîn wât, daz dar nâch schôz daz blût.
Dîtleip der junge slûc im einen slac,
daz im daz houbt zur erden viel: zugangen was sîn tac.
Dîtleip in den steireif den fûz balde swanc,
in grimmegem zorne ûf sîn ros her spranc.
dô drabte her ûz dem garten, den resen lîz her legen.
der kunic sach im leide, her hete sich seges gar irwegen.

Dô sprach der kunic Gibeche '[Gunthêr] lâ dir geclaget sîn,
Gunthêr, Stûtfûzes tôt [und] di grôze swêre mîn.
gedenke, son lieber, hûte wol dár an.'
do begonden alle trûren des koniges dînstman.
Ane leit der konic Gunther ein stêlîn gewant,
den helm her ûf daz houbet faste dô gebant:
den schilt vor di arme ûf sîn ros her saz.
von golde ein lîchte crône, sîn gezimier was daz.
Her frêgte tugentlîchen 'wer sal mich bestân?'
dô rîf under di Hûnen Hildebrant der wîse man
'wâ nû von Tenemarken unvorzeiter Frût?
sêstu jenen recken, den konic hôchgemût?

---

498. 501. dytheleyb. 502. furte. 504. man en meynet. vnvozzcaclichen dar. 505. sy. 508. irn. 509. *lies* Welsungen. 510. stelen. 511. slug *vor der Cäsur.* 512. zcu der. 513. steyreyf. 516. hatte. *vor* 517 Quinti gunther vnde frut. 517. laz. 518. gunther *fehlt.* stutfuz. 519. liber son. 521. steylin. 524. ein geczûmer.

Mit dem saltu strîten, der ist ein degen starc.'
'der vortribe ouch mich' sprach Frût von Tenemarc.
dô drabte her von der menge, der degen hôchgemût,
her fûrte daz môrîn houbet an sîme schilde gût.
Daz panier in der hande dâ stûnt daz houbet an:
dô riten si zusamne die zwêne kûne man.
di sper si beide zustâchen, ir schust der was hel,
iz wart irbeizet schîre von den zwên recken snel.
Dô wart von in beiden crefteclîch gestriten,
. . . . . .
si slûgen ûf ein ander, Gunthere nicht gelanc,
daz blût allenthalben ûf di erden spranc.
Uf stûnt di schône Krîmhilt und schît di zwêne man,
Gunther unde Frûten: ir strît ein ende nam.
die konigin den herten strît undir in beiden schît.
der eine was ir brûder: dar umme si di recken schît.

Dô sprach der konic Gibeche 'wâ nû helt Gêrnôt?
dînes brûder wunden di trûren in den tôt.
di salt du nu rechen, degen unvorzeit,
wan man von dîme strîte singet unde seit.'
Guntheres wâpen fûrte Gêrnôt an,
vil gar tugentlîche wâpen her sich began.
als her quam in den garten, der forste wol bekant,
dô rief under di Hûnen der alde Hildebrant.
'Wâ nû von Bechelâren der milde marcman?
sêt ir jenen recken? den sult ir bestân.'
her drabete von der menge, alsô man im gebôt,
gein dem jungen konege, der was geheizen Gêrnôt.
Di sper si beide zustâchen mit ellenthafter hant,
ir zorn was ungerochen, di swert si zogen zuhant.
der margreve slûc im ein und ein dem jungen koneges son.
zu den selben stunden intwîchen her began dâ von.
Dô rante uber di heide der margreve mit sîm schilt:
dô schît die recken beide die kuneginne Krîmhilt.

---

533. stunt ouch daz. 536. ir beizten. den *fehlt.* 537. creyfteclich. 542. frut. 543. daz dy. *nach* schit *folgt* Also in korczer zcit. *vor* 545 Sexti gernot vn̄ rudeger. 548. st'te. 551. also. 553. beclârin. 558. zcogen sy. 560. dâ von *fehlt.* 561. sime.

Dô sprach der konic Gibeche 'Herwart, iz kumet an. dich,
nu rich Gêrnôdes wunden, di sêre rûwent mich.
die saltu nû rechen, degen unvorzeit:
mir ist von dîner manheit grôz wundir geseit.'
Herwart quam in den garten, an sîme schilde was
von golde drî rôsen: dô stûnt her in daz gras.
'wâ nû von Berne Hildebrant, sege mir, degen balt,
wer sal mit mir vechten adir wie ist her gestalt?'
Lûte rîf dô Hildebrant 'wâ nû Dîterîch
der junge von Crîchen, ein recke lobelîch?
sêstu einen recken, dâst der kûne Herwart,
mit dem saltu strîten: du bist lenger nicht gespart.'
Als er quam in den garten der recke lobesam,
Herwart der kûne lîf den recken an.
si striten mit ein ander den garten hin zu tal,
Herwart trûc ein gûten helm: iedoch gewan her den val.
Mit scharten lîz dâ vallen strîche unvorzeit
dem recken durch di stehelîn wât, deiz [sô] tûvelischen sneit.
der selbe helt kûne slûc im ûf den val,
daz jener recke mûste vallen hin zu tal.

'Dit ist mîn brûder Ilsân' sprach meister Hildebrant,
'mit sîner grâwen cappen, der tûre wîgant.
her helt sich zu lange, her sal her vor gân
und sal sich lâzen schouwe. daz ist wol getân.'
Dô sprach der monich Ilsân 'lieber brûder mîn,
swer mit mir sal strîten, ich bin bereit hî.'
her trûc ein grâwe cappen uber sîn recht gewant,
daz scharfe swert Rôsen trûc her blôz in der hant.
'Wer sal mit mir vechten? der kome balde her,
oder ich tû dem konege grôzlîche swer
an den lîchten rôsen und an dem clê sîn'
alsô redete Ilsân 'mit den fûzen mîn.'
Dô walzet in den rôsen der monich Ilsân
mit sîner grâwen cappen: in torst nîman bestân.

---

564. dy da. *besser* die rûwent sêre mich. 573. daz ist. 574. nicht gestalt. 575. Also. 580. dy iz so. *vor* 583 Octaui ilsam vnde volker. 583. ilsam *etc.* 585. lande. 588. *nach* hy *folgt noch* gar an alle vorchte. her in den garten: *es reimte also ursprünglich* hie: gie. 589. eyne grauwe. ubir. rechte. 596. grauwen. torste nymant.

dô trat di rôsin nider der monich unvorzeit:
daz sach di schône Krîmhilt. iz was ir von herzen leit.
Mit trûbegen ougen si sprach 'lieber vater mîn,
dise grôze schamheit lât ûch geclagit sîn,
daz deser monich walzet mit sîner cappen wît.
nu kûs uns einen balde der in bestê mit strît.'
Dô sprach der konic Gibeche 'dir sî gecleit, Volkêr,
dise grôze schamheit und unser herze swêr.
gedenke, degen kûne, wâge hût dîn leben,
[und] daz rîche zu Alzheim sî dir zu eigen gegeben.'
Her vor ginc Volkêr ein degen unvorzeit,
der fûrte an sîme schilde eine vedeln gemeit.
dô mocht sîn nicht irbeiten der monich Ilsân,
mit ungefûgen slegen lief her Volkêren an.
Do ensûmte sich nicht langer der kûne spilman,
mit ungefûgen slegen lief her den monich an.
dô wart von in beiden krefteclîch gestriten,
si slûgen ûf ein ander mit grimmeclîchen siten.
Man sach ubr eine mîle ein lîchtvarwez glast,
daz ûz ir beider helme ginc: ez gestriten nî helt sô vast.
zulest der kûne Ilsân an Volkêren lief,
her slûc em mit Rôsen ein wunden alsô tief.
Her slûc in ûf den helmen, daz er mûste ûf die knie
vor den monich vallen: iz was im gschên nie.
ûf spranc der helt Volkêr, her was ein sneller degen,
her lief aber den monich an mit ungefûgen slegen.
Wî grimmiclîch sich werte der monich Ilsân!
her treip in under di vrouwen den kûnen spilman.

Dô sprach der konic Gibeche 'dir sî gecleit, Walthêr,
und beite hî niht lenger und richte dich zu wer.'
Walthêr drabt in den garten . . . . . .
'wâ ist nû von Berne der alde Hildebrant?
Wer sal mit mir vechten? der ist mir unbekant.'
[mit] 'Hertinc von Rûzen, den ich ûch habe genant.'

---

602. kuz. 607. 608. *vertauscht.* 609. mochte. 610. lief her den monich an, *aus* 612. 612. lange. 614. seten. 615. vbir. glaust. 616. gest'tē. 618. en. eine wunden. 619. helm. 622. an den monich. 623. sich do werte. *vor* 625 Noni herting vñ walter. 627. drabete. 630. h. hy genant.

Hertinc der kûne drabete vast dort her,
her fûrte an sîner hende ein armdickez sper.
Her dâcht 'nû sal ich vechtens hûte werden sat.'
her fûrte ûf sîme helme von golde ein michel rat.
ir strîten wart michel und starc . . . .
daz ir iclîcher mit den rossen belac.
Do di forsten ûf sprungen zusamen in daz gras,
mich wundert daz ir keiner vorm andern ie genas.
si striten mit heldes handen, di swert si hôch zogen,
daz des fûres flammen kein den luften flogen.
Si slûgen durch di schilde, daz iz lûte irclanc
und daz si beide striten mit ellenthafter hant.
si vâchten mit ein ander ein vil lange stunt,
daz si zu beiden sîten worden sêre wunt.
Ir kein kondę dem andern mit strîte ane gesegen,
si hatten sich mit strîte alsô sêre irwegen:
ûf stûnt di schône Krîmhilt und schît di zwêne man.
dô mûste ir iclîcher von der heide zu sîm frûnde dan.
Dô hatten die herren vil nâch gar gestreden,
dô hete von Berne Dîterîch sînen strît [gar] vormeden.
Sîvrit der hornîne der quam ûf den plân.
'wâ ist nû der mîne der mich sal bestân?
Adr vorcht her sich sô sêre adr truwet er niht genesen?
jâ solde wer von rechte di êrsten sîn gewesen.
des habet ir mich vorsûmet, daz ich der leste bin.
swie stille ich gebâre, her enkumet sîn nimmer hin.'
Dô sprach der alde Hildebrant 'her Dîtrîch, hôrt ir daz?
mich strâft mîn herre Sîvrit und ist ûch gar gehaz.
gedenket, lîber herre, hûte sundir nît,
ir hôchgelobeter forste, waz êren an ûch lît.'
Dô sprach her Dîterîch '[Hildebrant], lâ dîn spotten sîn,
ich weiz nirgen vîr recken sô kûne bî dem Rîn,
ich wolde ê met en vechten wen mit dem tûvelischen man:

631. vaste. 635. ûf den tac? 636. iclich. 638. vor dem. 642. elenthanter. 643. vochten. 645. den. gesigen. 648. von der heyde *vor der Cäsur.* syme. *vor* 649 Decimi dytherich vn̄ syuerid. 649. vil nach *vor der Cäsur.* hern. gestriten. 650. do hatte dytherich von Berne. Sinen. 651. hornyn. 653. adir vorch. adir. 654. w'. 655. daz habet. 656. gebar. kumet. 657. dytherich.

wer sal mit ume strîten den kein swert gesnîden kan?'
'Trûwen' sprach dô Hildebrant '[den bestât] kein zagehafter man,
her sî vor im ân angest, daz herm nicht geschaden kan.
bestêt en aber ein bederman, daz wizzet sicherlîch,
her slêt im grôze wunden: daz wizzet, herre Dîterîch.'
'Ich wil mit ime nicht vechten.' vome garten reiter zu hant.
'du worde nie mîns herren kint' sprach dô Hildebrant.
. . . . . du vorschamter Dîterîch
daz du mich nu lesters und di recken lobelîch.'
Dô sprach dô her Dîterîch 'du redest ubel mete.
ir sêt vil gerne, deich mit dem tûvel strete.
waz mohte ûch gehelfe, worde hî mîn lîp vorlorn,
sal ich mit im vechten? jâ ist her lûter horn.'
'Kennestu' sprach der von Berne, 'daz mich dir mîn vater beval?
dâ bî stûnt manic heide und manic dûtscher man.
nu wênstu, ab ich storbe, dir blibe mîn lant:
du gerêtis mer iz nimmer zum besten, meister Hildebrant.'
Hildebrant der alde [zornec] von Dîterîche gie:
den Berner al eine stên al dort lie.
dem alden vîlen di zêre obir sînen bart.
'ich wêne ir habet geweinet, veter' sprach Wolfhart.
'Iz lît leider obele' sprach meister Hildebrant,
'mit êren quême ich gerne wedir hen zu lant.
wî rûmenz hî mit schanden, sô mûz iz uns irgân,
und tar der helt von Berne Sîvrides nicht bestân.'
'Des wirt gût rât' sprach Wolfhart, 'vorcht sich her Dîterîch,
man gebe mir sîne brunge und mache si mir glîch,
sîn vil gût swert Sachsen und sînen helm lîcht:
Sîvrit der kûne komt von mir ungestreten nicht.'
'Swic!' sprach der alde, 'du bist im ungelîch,
iz mûz irzornet werden von Bern her Dîterîch.
sô bin ich lîchte der êrste der ûf dem grase lît:
hôrstu Sachsen clinge, sô kom mir in zît.'

---

664. gesniten. 665. *nach* man *folgt* daz wizzet herre her dytherich, *Wiederholung von* 668. 667. eyn abir. *die zweiten Vershälften von* 667. 668 *vertauscht.* 668. herre her. 669. von dem. *besser* er reit. 670. wordiz. *Die zweite Halbzeile von mir ergänzt.* 671. do vorschomt'. 674. daz ich. strit. 678. dutzer. 679. wenestu. 680. zcu dem besten *vor der Cäsur.* 681. ging. 682. Der. liz. 685. obel. 687. also. 692. komet.

Dô ginc vil balde dannen meister Hildebrant,
dâ her sînen herren hern Dîterîchen vant.
'nu wol dan' sprach der alde, 'ir sît doch ungesunt:
gein wer dorch di kûle nider in den grunt.'
Si riten mit ein ander ûf ein grûnez gras,
dâ beidenthalben lîten und geberge was.
'nu balde von rosse' sprach meister Hildebrant.
her spranc von dem sînen, her gab iz im in di hant.
'Nu saget ûf ûwer trûwe, sît iz her Dîterîch,
dem sîn vater Berne lîz und sîn andir rîch?
[dem sîn vater beide lant und lûte lîz?'
dô sprach der von Berne . . . . . .]
'mir beval Dîtmar mîn vater sîn erbe und sîn lant.'
'ir sît sîn nicht, ir lîget' sprach meister Hildebrant.
'Sich glîcht nicht dem von Berne kein arger schalc:
ir sît sîn nicht, ir lîget, ir sît ein wechselbalc.'
Dîtrîch trat ûf hôher und sach sînn meister an:
der alde begonde zorne kein dem jungen man.
[Her sprach] 'Ich wil ûch vorsûchen ab ich ûch irzorne mac.'
dô slûc her sîme herren einen backenslac.
mit Wolfdîtrîches Sachsen slûc her im einen slac
ader mit Ecken swerte, daz sîn meister vor im lac.
Dô Wolfhart daz irhôrte, daz daz swert irclanc,
mit swerte und mit schilde die lîten her nider spranc.
'sô, herre von Berne, ir slât ein alden man
und turt vor schônen vrouwen eines recken nicht bestân?'
'Nu hin' sprach her Dîterîch, 'is mac nicht wesen rât.
brenge mir mîn ros balde, daz dort gebunden stât,
und rît zu dîme veteren: mac her nicht genesen,
sô mûz man mich ime garten di rôsen lâzen lesen.'
Wolfhart quam geloufen ober den alden zuhant.
'tobes du, tûvel?' sprach meister Hildebrant.
'ich tobe nicht, vetir herre, iz ist sô jêmerlîch:
mich hât zu dir gesendet von Berne her Dîterîch.
Und lêzet dich frâgen, ab du niht mûst genesen,

---

697. von danne. 702. beydentalben. 704. sprach von den. 711. slag. 713. Dytherich. hor. sinen. 717. eyn. 718. adir. 722. Eyns. 723. iz. 726. in den. 727. obir. 729. her.

sô mûz man in im garten di rôsen lâze lesen.
'Wolfhart rît enwidere, sagâ im ich sî tôt:
sô hebet sich in dem garten alrêst angest unde nôt.'
Dîtrîch wart irzornet, von Wolfhart her dô reit:
her mochte im nicht gevolgen ubir di heide breit.
Dîtrîch saz an di phorten. 'tû ûf und lâ mich în.
wâ ist Sîvrit der wilde, der kûne helt hornîn?
Dorch den sô mûz ersterben mîn meister Hildebrant:
jâ wel ich mit im strîten und wêre her ein steinen want.'
dô mûte den von Berne, daz man en nicht în lîz,
mit sînen fûzen beiden di phorten her ûf stîz.
In den selben stunden was ouch Wolfhart komen
und hatte ouch dem veteren daz schône ros genomen.
her sprach 'herre Dîterîch, tût ûch sorgen bûz,
iz zemet nicht forsten, daz si strîten zu fûz.
Uwer vater hât selden met kemphen sô gestriten:
kein sînen vîanden quam her ie geriten.'
Dîterîch was bereit, in den satel her spranc:
des seite ime Krîmhilt mit den vrouwen danc.
Zu samen si dô reten die zwêne helde glîch
Sîvrit der hornîn und ouch [von Berne] her Dîterîch.
mit ritter mannes creften und ouch mit ritterschaft
brach Sîfrit der hornîn ûf den Berner den schaft.
Alsô tet der Berner sînes schaftes ort,
daz si beide lâgen hindern rossen dort.
sich hûben grimmege slege, di slûgen di zwêne man:
nû hebet sich umme di rôsen alrêst ein strîten an.
Iz wart umme rôsen nî kamph sô engestlîch,
dô der hornîn Sîfrit vacht und auch [von Berne] her Dîterîch.
si wâren beide kûne, ir kein den andern flôch,
di ros sach man gebogene, di herren man dannen zôch.
Di slûgen durch di schilde ûf lîchtez ir gewant,
daz der stâlringe vil van in dranc.
spannen breite scheveren zu stucke sich dô cloben,

732. in dem. 733. reyt. wider. 735. irbolgen? (: gevolgen). 735. 37. Dytherich. 737. laz. 744. loteren. 745. herre her. 748. vinden. 749. her do sprang. 754. Brachte. 756. Hinder den. 762. gebogen. hern. denne. 764. daz dy. 765. *vgl. Eneit* 201, 13. 315, 9, *Lesarten. Lanz.* 4476. *Herb.* 9907. *Pfeiffer.*

daz si den schônen vrouwen undir di ougen stoben
Von den lîchten schilden. dô weinte manic wîp,
daz di recken beide sô quelten iren lîp.
si wâren beide kûne und sô gar unvorzeit,
daz keiner dem andern wolde entwîche fûzes breit.
Swâ si ein wîle stûnden, dâ flôz des blûtes bach,
daz man vor eren fûzen daz gras nicht ensach.
Sîfrit der was kûne, sîn wâpin starc gut:
ûfe in mit grimme ûf Dîterîchen her slûc.
Dîtrîch mûste entwîchen zu ende des garten dan:
daz sach der kûne Wolfhart, daz was im leide getân.
her rîf mit lûter stimme 'phî herre Dîterîch,
waz sol ûwer name sô hôch unde ouch sô lobelîch?
Ir vechtet sam ein zage, daz is an êren blôt.
durch got sêt an di vrouwen, der mundel lûchtent rôt.'
alsô von Wolfharte die rede dô geschach,
der edel voit von Berne dorch helmes fenster sach.
Di vil schône vrouwen sâzen nâ dar bî.
der edel voit von Berne slûc Sîfriden ûf di knî.
daz sach der kûne Wolfhart, her gesach im sô lîbe nie.
her sprach 'herre Dîterîch, danc habet ie.
. . . . . slât abir einen dar,
lâzet en nicht ûf stân, sô werdet ir siges gar.'
ûf spranc der kûne Sîfrit, her was ein sneller degen,
her lîf ab den von Berne an mit ungefûgen slegen.
Dô rîf in den garten Sîfrides vater Segemunt
'und werdit ir gelastert Sîfrit, an deser stunt,
komet ir in daz alder, waz sult ir zeinem man,
ab ûch der voit von Berne hûte gesiget an?'
Dô Sîfrit daz irhôrte, daz im sîn vater rief,
met ungefûgen slegen her den Berner ane lief.
Palmungen warf her umme in der hant
und slûc ûf Dîterîches helm, daz iz sêre irclanc.
Her slûc Dîterîchen durch brunge und durch schilt:

---

770. den. wolde entwiche *vor der Cäsur.* Eynes fuzes. 771. eyne. 775. Daz dytherich. 777. herre her. 778. lebelich. 779. daz cz. bloz. 780. mundelin. 781. wolfhart. 783. bye. 784. slug *nach der Cäsur.* 786. her. 787. eyn. 788. werdit. 790. an *steht nach* abir. 793. zcu eynē. 796. her *fehlt.* 797. *nach* hant *folgt* met creften daz waz.

des irlachte bî den vrouwen di schône Krîmhilt.
si treben ein den andern um ûf der heide wedir,
einer slûc desen her, sô treip in deser hin wedir.
Dô in der herten schilde von swertes ort nicht bleben,
ein ander si mit swerten mit zorne umme treben.
zu beiden handen se slûgen, manc *ling war* von in dranc.
si konde nîman scheide: manic vrouwe wir hende want.
Dîtrîch mûste wîchen von engestlîchen slegen.
wol her kante Sîfrit, den zîrlîchen degen.
ouch forchte her Palmungen sîn wâpin starc gût:
undir wîlen Dîterîch mit listen wider slûc.
Alsô die recken beide mit grôzen nôten streten,
dô quam zu dem garten Hildebrant gereten.
her sprach zu Wolfharte 'wî strît her Dîterîch,

. . . . . .

'Daz tût her leider ubele' sprach Wolfhart an der stunt,
'nu ist der helt von Berne dorch Eken brunge wunt:
her kan en nicht vorschrôten, sîn lîp und ouch sîn horn.
nu rûche der von Berne: ist im ouch noch nicht zorn,
So erzornet er nummer mêre' sprach sich Wolfhart,
'noch is doch sînes lîbes wênic mêr gespart.
daz blût durch ringe flûzet und dorch den helm lîcht:
wel her nû niht zorne, sô gezornet her nummer nicht.'
'Nu rûfe durch den garten' sprach meister Hildebrant,
nu ist doch dîn stimme den lûten wol bekant.
sage dem von Berne, man habe mich begraben:
sô mûz Sîfrit der wilde grôze angest vor im haben.
Dô rîf in den garten der tobende Wolfhart
'nû mûze iz got irbarmen, deich ie geborn wart.'

Hier fehlen mehrere Blätter.

her betwanc Hildebranden, daz her von im flôch.
'wî nû Hildebrant, vil getrûwer degen?
erslêt dich konic Gebeche, ein ander recke mûz vechten phlegen.'

---

801. treyben. yme. 802. Eynē. wedir *fehlt.* 803. orten nicht bliben. 804. keyn eyn. vme. 805. sy. manig. 806. nymant. 807. Dytherich muste. engelichen. 812. geriten. 815. vbel. 818. ruch. im *fehlt. vielleicht* nu rûche der von Berne: ist im nû noch niht zorn; *vgl.* 822. 820. iz. 821. durch den helm fluzset. 826. groz. 828. muz. daz ich. 830. vil *fehlt.* 831. geybich truwen.

Ein wort wart bewîset, daz Salmôn dô sprach,
'swer den alden kezzel rûret, vêhet râm zehant.'
hine spranc Hildebrant, her lief in den clê,
her slûc den konic Gibeche daz her lûte schrei owê.
Her slûc en durch di brunge und durch den stêlen hût,
daz von im ûf di erden mûst flîzen daz blût.
dô sprâchen di schônen vrouwen 'iz stêt ûch ubel an,
juncfrouwe, wolt ir lâzen vorderben den konic lobesam.
Daz ist ein grôze schande, daz wizze rîche Crist,
daz ir nicht gedenket daz her ûwer vater ist.'
ûf stûnt di schône Krîmhilt, [si sprach] 'getrûwer Hildebrant,
lâ mir lebe mîn vater: ir habet geseget allesant.'
Lûte rief do Hildebrant 'wast nû ein junger man,
der met mir sulle vechten? den wel ich alrêst bestân.
ich kum nimmer von der heide bî der trûwe mîn,
mirn gebe Dîtrîch di hulde: ich tet weder di hulde sîn.'
Dô lachte der voit von Berne, her was wol bekant,
her sprach 'nu habe hulde, getrûwer Hildebrant.'
Dô ginc der konic Gibeche gar vil tugentlîch
vor den konic Etzel und vor hern Dieterîch.
her nam abe sîn crônen mit sîner werden hant,
ûf gab konc Gibich schône beide borge unde lant.
Dô sprach der konic Etzel 'nû rât, her Dieterîch,
wie ich hie met gebâre.' dô sprach der forste rîch
'ir sult ime wedir gebe beide borge und lant,
her sal ûch ummer dîne mit sîner werden hant.'
'Des wel ich volgen gerne. konic Gibich rîch,
habe dîn lant alsô ê vor dich geweldiclîch,
und dîne mer trûwelîche . . . . . .

---

832. beweyt. 833. vet. zehant] dar nâch? 835. gebeych. 837. muste. 839. juncfrouwe *steht vor* iz stet. vorderben *vor der Cäsur*. 843. laz. 844. wo ist. iunger starker man. 845. sille. 846. kume. 847. Mir gebe danne dytherich dy hulde. dy ich. 851. vnd vor den von berne her dytherich. 852. sine. 853. konig. 860. getruwelich.

ORTSNAMEN AUF - ARUN, - ARIN.

Förstemann hat im altdeutschen Namenbuch 2, 90 Ortsnamen wie *Pergaren*, *Brunnaron* u. s. w. unter einen Stamm ARA gestellt, für welchen ahd. *aro* aquila und *erin* pavimentum zur Erklärung dienen soll. Die achtzehn beigesetzten Ortsnamen sind aber mit manchen andern als Plurale von Substantiven auf - *âri* (goth. - *areis*, lat. - *arius*) zu betrachten, die den Bewohner des Ortes entweder nach irgend einem Handwerk oder Geschäft oder irgend einer natürlichen Beschaffenheit seiner Ansiedlung bezeichnen. Ersteres gilt für *Cuopharen* (*Chûfarin*, jetzt Kuffarn; *kuofa*, dolium), *Huotarn* (jetzt Hütern), *Muotarun* (jetzt Mautern; goth. *môtareis*), *Sciltarun* (jetzt Schiltern; *sciltâri* entweder scutarius oder pictor), *Wincharn* (?), *Zangaren*, *Zainarin*, dann für die anderwärts eingereihten *Goldarun* (j. Goldern), *Satalarun* (j. Sattling nach Analogie der zahllosen Ortsnamen auf - *ing*), *Sceftilari* (j. Scheftlarn); letzteres gilt für *Pergaren*, *Bramaren* (wohl zu *brâma*, rubus), *Brunnaron* (oder vielleicht zu *brunna*, *brunja* ein *brunnâri*?), *Forstarun*, *Hornarun*, *Lindarn*, *Sewarin*, *Talarin*, *Werdarin*, *Winkelarn*, für *Prukkarn*, *Puhelarn* (Bruckern und Büchlern) und *Tannara* (Tandern). Von den Sp. 90 aufgeführten Namen bleibt nur *Muvarun* übrig, für dessen Erklärung vielleicht *môwe* manica vorgeschlagen werden kann.

Die aufgeführten Ortsnamen, entweder Nominative auf - *a* (- *i* in *Sceftilari* wie *hrucki* neben *hruckâ* als Acc. Graff 4, 1149) oder Dative auf - *in*, - *un*, - *on*, - *en* und - *n* bei Abfall der Präposition, lassen sich durch eine bedeutende Anzahl anderer aus bairischen und österreichischen Urkunden vermehren; aus dem Schenkungsbuch von St. Peter (im Notizenblatt 1856) habe ich mir angemerkt: *Lewarn (lêo, hlêo)*, *Steinaran*, *Scoubanarin*, *Galganara*, *Tragara*, *Cilarin*, *Nuuarin*, *Zidilaran*, *Stocharan*, *Scouflaren*.

Slavischer Ortsnamen dieser Art giebt es eine große Zahl. Familiennamen, wie: Berger, Brunner, Forster, Mauth-n-er, Schilter, Thaler, Winkler, Pichler (für Püchler), Tanner, Steiner, Zeidler sind in ungezählter Menge vorhanden; schon im 11. und 12. Jahrhundert treten sie als nähere Bestimmung zu Personennamen auf, z. B. *Perman chouvare*, *Adalpreht chubilari* wie lat. *Wizili* aurarius, *Pezili* cellarius (Notiz. 1856); Pott hat in seinem weitläufigen Werke über Personennamen viele solcher Namen besprochen.

PRAG. IGNAZ PETTERS.

ZUR SCHWÄBISCHEN SAGENKUNDE.

VON

LUDWIG UHLAND.

3. BODMAN.

In der nordwestlichen Bucht des Überlinger Sees spiegelt sich, am linken Ufer hingestreckt, der Marktflecken Bodman mit dem hinter ihm ansteigenden Waldgebirg, auf dessen Vorsprüngen das von alten Linden umgebene Kapellenhaus des Frauenbergs und die schroffen, jetzt Altbodman genannten Burgtrümmer sich erheben. Von diesem Gestad aus wird nicht mehr weithin über den Bodensee und über alemannische Gaue gewaltet, aber den Erforscher vaterländischen Alterthums zieht gerade das an, einen vom Heerwege der Gegenwart abgelegenern, verschatteten Ort in seiner einstigen Bedeutung für Geschichte und Sagenkunde wieder aufleuchten zu lassen.

Die Geschichte von Bodman soll hier eben nur soweit erörtert werden, als es zum Verständniss der sagenhaften Überlieferungen, die sich an ihr aufgerankt haben, erforderlich ist und die vorerst verfügbaren Hülfsmittel ausreichen [1]). Sie theilt sich in zwei noch wenig vermittelte Zeiträume, den älteren, der die Königspfalz und ihre gräflichen Inhaber betrifft, und einen späteren, welchem das seit der Mitte des 12. Jhd. bis auf diese Tage dort ansäßige Adelsgeschlecht zufällt.

Bodman erscheint zuerst in der zweiten Hälfte des 8. Jhd. als Sitz königlicher Statthalter in Alemannien, dann in Urkunden des 9. u. 10. Jhd., sowie in andern diese Zeit angehenden Geschichtquellen, als Hof *(curtis, c. regis publica, regia)*, Weiler *(villa, v. regia)*,

[1]) Schätzbare Mittheilungen aus dortigem Familienarchiv, auf die ich mich im Folgenden näher beziehen werde, verdanke ich der Güte des Freiherrn Joh. Sigmund von Bodmann; hierunter auch eine handschriftliche Zusammenstellung der älteren Hausgeschichte von Hrn. Dr. Müller, sowie die Aufzeichnungen und Urkundenauszüge des Hrn. Oberamtmanns Mattes zu Überlingen, der zugleich persönlich mir förderlichst an Hand gieng. Freundliche Nachweise gab mir außerdem Hr. Pfarrer O. F. H. Schönhuth, in dessen ‚Ritterburgen des Höhgau's', Hft. 4, Konst. 1834, Bodman eigens geschichtlich behandelt ist. Der seltene Cod. trad. mon. S. Galli stand mir nicht zu Gebot.

mit darin oder dabei befindlicher Königspfalz *(Potamico palatio, pal. regio)*. Dass letztere nicht auf dem schmalen Grate des Frauenbergs oder dem etwas geräumigern Burgstall von Altbodman, überhaupt nicht auf den Berggipfeln stand, ergibt die Vergleichung andrer Pfalzen aus karolingischer und späterer Zeit, die gewöhnlich, wie es einem vielbesuchten Königshofe zukam, an bequemer und zugänglicher Stelle aufgebaut waren. Zu Bodman eignet sich dafür besonders der unweit der Kirche an den See stoßende, altaufgemauerte Hofraum mit seiner stattlichen Linde. Von der Lage im Thalgrund ist wohl auch dem Ort und von diesem in der Folge dem ganzen See der Name geworden (Beil. 1). Zwar beherrscht Bodman nicht die glänzende Breite des Schwabenmeers, aber die von den Königen häufig besuchte und ihren Statthaltern zum Sitze der Verwaltung dienende Reichspfalz machte den Ort einst namenkundig und seine Belegenheit war im Knoten der Gebiete jener bedeutendsten alemannischen Geschlechter, welche der fränkische Machthaber, nach dem Sturze des Volksherzogthums, zu versöhnen oder im Zaume zu halten bedacht sein musste. Im jenseitigen Überlingen, *Iburninga*, saß schon 613 ein Alemannenherzog *Cunzo*, Gönner des h. Gallus; von der Berchtoldsbaar bis südöstlich im Linz- und Argengau begütert und mit Grafschaftsrechten versehen war der altherzogliche Stamm, dessen Abkömmling Gerold, Karls des Großen Schwager, Bannerträger und Heerführer, sagenberühmt als Erwerber des Vorstreitrechtes der Schwaben, gefallen im Kampfe wider die Avaren, in der Reichenau bestattet worden ist[2]; das oberschwäbische Altdorf war Heimathaus der Welfe, die, gleich den Linzgauern, nach Bodman mehrfach herübergreifen; südlich aus Rätien stammten die Burkharde, die den schwäbischen Herzogsstuhl neu aufrichteten. So kam es denn auch, dass die wichtigsten Thatsachen der Geschichte Alemanniens von der Mitte des 8., bis in das erste Viertel des 10. Jhd. an die Pfalz Bodman und ihre nächste Umgebung sich knüpfen[3].

[2] Hermanni Aug. chron. (Mon. G. 7, 101. vgl. 2, 240): 799 — *Geroldus etc. signifer et consiliarius Karoli pius et religiosus, contra Hunos pugnans, occubuit, Augiaeque, quam multis auxerat donis et praediis, sepultus est.*

[3] Selbst noch auf merowingische Zeit schien es zu weisen, dass an einem Fels des Frauenbergs ein Mondbild entdeckt wurde, demjenigen entsprechend, das einst König Dagobert als Grenzzeichen auf dem Felsgipfel bei Mondstein im Rheinthal einhauen lassen (vgl. Schwabs Bodensee, 2. Ausg. 2, 84); Urk. Kaiser Friedrichs I. vom 27. Nov. 1155 (Dümgé, reg. bad. p. 139: *ubi in vertice rupis similitudo lunae jussu Dageberti Regis ipso praesente sculpta cernitur, ad discernendos terminos Burgun-*

Unter König Pipin, Karls Vater, führten Warin und Rudhard, Gaugrafen der Seegegend, Beide wahrscheinlich von welfischem Stamme, die Verwaltung des ganzen Alemanniens [4]). Sie waren mit dem Kloster St. Gallen über Güterbesitz in Streit gerathen und als der Abt Otmar sie zum zweitenmal am Hofe des Königs verklagen wollte, schickten sie ihm Kriegsleute nach, die ihn gebunden zurückführten, und stellten ihn selbst, eines sträflichen Umgangs angeschuldigt, vor Gericht. Er rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, weigerte sich aber, menschlichen Richtern Rede zu stehen, und ward hierauf, wie es scheint nach richterlichem Beschluss, in die Pfalz bei Bodman eingekerkert und sogar einige Tage lang ohne Nahrung gelassen [5]). Nachher wirkte Gozbert, ein angesehener Mann, von den Grafen aus, dass sie ihm den Gefangenen übergaben, und hielt ihn auf der Rheininsel Stein unter Obhut. Dort starb Otmar bald hernach, zu Ende des Jahrs 759, und sein Leichnam wurde daselbst beigesetzt, zehen Jahre später jedoch nach St. Gallen abgeholt. Otmars durch viele Wunder und durch die Heiligsprechung bestätigtes Märterthum wurde dem Kloster zur Quelle reicher Begabungen und zur Waffe gegen seine mächtigsten Widersacher.

Eines dieser Wunder, ein Seebild, mag hier seine Stelle finden: Zehen Jahre nach Otmars Tode wurden die Brüder von St. Gallen durch ein Gesicht vom Herrn ermahnt, den Leichnam in ihr Kloster heimzuführen. Eilfe von ihnen kamen Nachts auf die Rheininsel, öffneten das Grab und fanden denselben gänzlich unverdorben, nur dass der äußerste Theil des einen, vom Wasser bespülten Fußes missfärbig und geschwunden erschien. Sie legten die Leiche auf das Schiff, zündeten Wachskerzen an und stellten eine zum Haupte, die andere zu den Füßen. Eifrigst ruderten sie dahin, als Regen und Winde mit solcher Gewalt hervorbrachen, dass die Schiffenden

---

diae et curiensis Rhetiae (vgl. Urk. v. 890, Neug. nr. 596: *usque ad Manen*, Arx, Gesch. d. Kant. St. Gallen 1, 11. 87).

[4]) Walafr. Strab. vita S. Galli 2, 15 (bei Goldast 1, 168): *Comites vero quidam Warinus et Ruodhartus, qui totius tunc Alamanniae curam administrabant etc.* Vgl. Ej. vita S. Otmari c. 4 (Mon. G. 2, 43). Stälin 1, 241 f.

[5]) Walafr. vita S. Otm. c. 4 (1. c.): *Virum etiam Dei Otmarum, cum pro hac re iterum principem adire vellet, missis clanculum post eum militibus, vinculis iniectum per vim reduci fecerunt etc.* c. 6: *Concilio autem inique inchoato iniquius terminato, vir Dei Otmarus apud villam Potamum palatio inclusus est. Quo cum nullus intrare vel colloqui cum eo permitteretur, aliquot dies absque corporalis sustentaculo victus transegit etc.*

kaum Rettung zu finden hofften. Aber durch göttliche Fügung hiengen die aufgestürmten Wogen ringsum über ihnen, ohne den Lauf des Schiffleins zu hemmen; wohin es kam, wurden die schwellenden Fluten von ihm niedergedrückt, die Wassermassen, Regengüsse, Windeswirbel umgürteten das Fahrzeug auf nicht geringe Entfernung wie ein Zaun, so dass nicht ein Regentropfe in dasselbe fiel. Selbst die zu Haupt und Füßen des heiligen Abtes aufgestellten Kerzen leuchteten beständig fort. Als die Brüder dann, vom angestrengten Rudern ermüdet, zur Imbisstunde sich niedergesetzt hatten und der Speise nun auch der erquickende Trank sich mischen sollte, gab der Diener zu verstehen, dass nur der Inhalt einer kleinen Flasche *(quod in flascone parvo servabatur)* übrig sei, wovon kaum Jedem etwas, mehr zu kosten, als zu trinken gereicht werden könne. Sie ließen das Wenige unter Alle friedlich vertheilen und wunderbar begann in dem kleinen Gefässe der Vorrath so zu wachsen, dass er durch anhaltendes Ausströmen sich um nichts zu mindern schien, bis die Trinkenden selbst des Becherfüllens genug hatten *(quoadusque bibentes poculorum copia vincerentur)* und dem Spender alles Guten dankbar lobsangen (S. Otmari vita auct. Walafr. c. 7 — 9, Mon. G. 2, 44). Die geistlichen Berichterstatter, der berühmte Reichenauer Abt Walafrid und der sanctgallische Schüler Eckehard IV. in leoninischen Versen auf den h. Otmar, schildern gleich lebhaft und feierlich den gewaltigen Seesturm und die stillbrennenden Kerzen vor dem Todten, der nur zu schlummern scheint, die rüstige Ruderarbeit der Klosterbrüder und die wunderbare Trankspende[6]). Später gab man diesem letztern, an den Ölkrug der Witwe gemahnenden Wunder die lehrsame Wendung: so lange die Brüder zu St. Gallen unter Otmars Verwaltung mäßig gelebt, sei dem Fässchen niemals der Wein ausgegangen, obgleich sie sich häufig daran erheitert, aber nach Bedürfniss und zu ehrbarer Labung, nicht zu strafbarer Üppigkeit; hievon sei auch wohl, zur Bezeichnung einer unversieglichen Fülle, das Sprichwort von St. Otmars Lägel entstanden (Crus. 1, 310: *proverbium de sancti Othmari lagaena*). Abgebildet wird der Heilige mit dem Buch in der einen und dem Fässchen in der andern Hand[7]).

[6]) Ekkeh. IV. Rhytmi de S. Otm., Mon. G. 2, 55: *Vina coronantur, epotaque non minuuntur, | miscet pincerna pleno magis utre phalerna.* Vgl. Ebd. Bened. ad mens. 233.

[7]) So in einem schönen Holzschnitzbilde der Sammlung in der St. Lorenzkapelle zu Rotweil (Verzeichn. derselb. 1857, S. 18), aus der alten Pfarrkirche zu Wurm-

Unmittelbar auf Bodman zu Pipins Zeit bezieht sich eine Glockensage, aus der um Mitte des 9. Jhd. verfassten Lebensbeschreibung Hariolfs, des Stifters der Abtei Elwangen: Auf dem Hofe des Königs Pipin am Bodensee *(apud curiam Pippini regis iuxta mare quod Podomus dicitur)* befand sich ein Mann Namens Grimold. Er war in einer Nacht außen, um mit andern Wächtern die Pferde zu hüten, und als er, nach Ablauf seiner Hütezeit, eingeschlafen war, vernahm er Glockenklang; sich umschauend erblickt er einen lichtgekleideten Jüngling, den er anredet: 'wo ist, Herr, dieses so süße Geläute von Glocken, das ich höre *(iste tinnitus tam dulcis campanarum, quem audio)*?' Jener spricht: ‚zu Elwangen.' Grimold erwacht und denkt ängstlich nach, wo dieser Ort sein möge. Nun ist auf demselben Hof ein Bruder Hariolfs, Franco, der bemerkt, wie Grimold sich von Tag zu Tage mehr umgewandelt hat, und ihn befragt, ob er wohl Mönch werden wolle? Auf Grimolds Erwiderung: wenn er nur den geeigneten Ort wüsste! bezeichnet ihm Franco den neuerlich von Hariolf angebauten Ort Elwangen, sehnsüchtig begibt Grimold sich auf den Weg dahin und wird zum Mönche geweiht (Mon. G. 12, 13). Diesem frommen Idyll, einem Gegenstücke zu der Schifffahrt im Sturme, spürt man den Eindruck an, den, bei leiser Bewegung der Luft und des Sees, aus unbekannter Ferne herüberkommender Glockenklang in der ahnungsvollen Seele wirken kann und den man sich besonders mächtig in jener Zeit zu denken hat, als die Begeisterung für das Klosterleben in ihrem Aufschwung begriffen und der Wohllaut der Glockenstimme noch ein neuer, nicht überall verbreiteter war. Pipin, in dessen Dienste Grimold zu Bodman stand, hatte auf Bitten des Abtes Otmar zum Schmucke des Stiftes St. Gallen eine Glocke, vermuthlich die erste daselbst, gespendet [8]).

Dass Karl der Große jemals in der Pfalz Bodman verweilt, oder doch derselben in einer Urkunde namentlich gedacht habe, lässt sich nicht nachweisen. Von ihm und Isambard, dem aller Lehen beraubten Sohne des Otmarfeindes Warin, gab es zwar im 9. Jhd.

---

lingen in der Baar, wo St. Gallen schon am Ende des 8. Jhd. begütert war (Vergabung Warins von 797, bei Neug. nr. 125) und auch später noch den Kirchensatz hatte (v. Arx, Gesch. d. Kant. St. Gallen 1, 464).

[8]) Vita S. Galli, lib. 2, cap. 11 (Mon. G. 2, 23): *Inter caetera quoque suae munificentiae donaria rogante abbate unum campanum ad sancti loci dedit ornatum, quod ad usque nostrae aetatis tempora in coenobio eodem pro memoria beneficiorum eius permansit.* Pipin kam auch selbst nach St. Gallen, ebd.: *ipse qui aderat etc.*

eine muntere Jagdmäre, aber diese Wisendjagd ergieng nicht am See, sondern im Walde bei Achen [9]). Romanhaft ist die bekannte Leidensgeschichte der Kaiserin Hildegard, Karls alemannischer Gemahlin, der, als treue Begleiterin im Elend, ein Fräulein von Bodmen beigegeben wird [10]). Vielfach genannt ist dagegen die Pfalz, der Hof Bodman als Aufenthalt oder auch sonst in Urkunden der nachfolgenden karolingischen Könige: Ludwigs des Frommen, Ludwigs des Deutschen, Karls des Dicken, Arnulfs, Ludwigs des Kindes, Kunrads I. Doch werden erst unter Arnulf die Ereignisse hieher wieder belangreich.

Damals war Bodman Amtsstätte der Kammerboten, d. h. Verwalter des Kronguts in Schwaben, einmal auch Richter genannt, der Brüder Erchanger und Berchtold, deren Abstammung nicht gemeldet wird [11]). Die Könige selbst aber vergabten Zubehöre von Bodman an den Konstanzer Bischof Salomon, worüber die Kammerboten ihm aufsäßig wurden, wie, nach der Bemerkung des Erzählers, Warin und Rudhard einst dem Abte Otmar [12]). Salomon musste sich vor ihnen in einem Waldkirchlein des Turbenthals verbergen und sandte von da Boten an den Hof des Königs Arnulf, der sofort den Bischof und die Kammerboten nach Mainz beschied. Letztere wurden bis zur Aburtheilung in Ingelheim eingekerkert, jedoch auf Fürbitte des Klägers selbst wieder freigelassen und, nach beschworenem Frieden, in ihre vorige Amtsgewalt eingesetzt. Kunrad I., der, nach Abgang

---

[9]) Monachi Sangall. gesta Karoli lib. 2, cap. 8 (Mon. G. 2, 751 f. vgl. 2, 613. 615. 303. 1, 444); bei Neugart lassen sich Warin und Isanbard, als Thurgaugrafen, mit gleichnamigem Nachwuchs, durch eine Reihe von Urkunden verfolgen.

[10]) Bruschii Monast. Germ. centur. prima, Ingolst. 1551 fol. 26^{b} sq. (mit Berufung auf alte Klosterannalen zu Kempten): *Hildegardis adiunxit sibi uiae et fortunarum suarum fidam sociam uirginem quandam Rosinam de Bodmen cum qua exul Romam adiit etc. cum socia sua Bodmana etc.* (In Frischlins 'Hildegardis magna': *Rosina Podmica.*) Vgl. Crus. 1, 317. Massmann, Kaiserchron. 3, 909 ff.

[11]) Ekkehardi IV. cas. S. Galli, Mon. G. 2, 83: *Nondum adhuc illo tempore Suevia in ducatum erat redacta; sed fisco regio peculiariter parebat, sicut hodie et Francia; procurabant ambas camerae, quos sic vocabant, nuntii etc. Sueviam autem Pertolt et Erchinger fratres.* 2, 85 (K. Kunrad spricht): *iudices mei.*

[12]) Ekkeh. l. c.: *Huic* (Salom.) *etc. cum aliquae Potamum, camerae nuntiorum iuris oppidum, pertinentiae a regibus darentur, sicut Werinhere et Ruodhart domnum Otmarum, sic ipsi insequi conati sunt et ipsum.* — Auf der ausführlichen Erzählung Eckehards (Mon. 2, 83—88) beruht auch, was von der Geschichte dieser Kammerboten hier nachfolgt, soweit nicht auf anderwärtige Quellen besonders verwiesen wird.

der Karolinge vom Mannsstamm, 911 zum Reichsoberhaupte gewählt worden, befand sich an Weihnachten desselben Jahrs zu Konstanz und St. Gallen, auch wurde von ihm den 11. Jan. 912 zu Bodman im Königshof eine Urkunde ausgestellt, worin er, unter Vermittlung des Bischofs Salomon und mehrerer Grafen, zuvorderst Erchangers, die Vergabung eines Besitzes im Kleckgau an das Kloster St. Gallen vollzieht [13]). Dieser königliche Besuch am Bodensee diente gleichwohl nicht zum Frieden. Früher schon hatte der Bischof gegen die Kammerboten den Reichthum und Glanz St. Gallens, dessen Abt er zugleich war, hoch gepriesen, dort habe er Hirten, vor denen sie die Hüte ziehen und die Häupter neigen würden; bei der überaus fröhlichen Christfeier im Kloster ward dem Bischof nunmehr das Vergnügen, diese Täuschung der gräflichen Brüder ins Werk zu setzen. Zwar suchte König Kunrad sie zu beschwichtigen, aber er selbst verletzte sie noch empfindlicher. In der Kapelle und vor dem Altare des heilig gesprochenen Otmars bekannte der König sich, als Stammverwandten der Bedränger desselben, der Mitschuld verfallen und spendete zur Sühne dafür nicht bloß Tücher, Gold und Silber, sondern übergab auch auf den Altar des Heiligen und in die Hand des Klostervogts mittelst besiegelter Urkunde sämmtliche um den schon durch Karl (den Dicken) dem h. Otmar vergabten Ort Stammheim*) gelegene Besitzungen, welche bisher noch der königlichen Kammer angehört hatten. Als die Brüder doch wenigstens die längst von ihnen über Stammheim erbaute Burg, ihr erworbenes Eigenthum, in Anspruch nahmen, sprach der König: die Burg werden sie nicht ohne Schaden der Einwohnerschaft behalten können und wenn sie dieser Unbill zufügen, würden sie seiner Gnade verlustig sein. Nach Kunrads Abreise schreitet der Bischof mit dem Vogt, alemannischem Rechte gemäß, zu dreitägiger Besitzergreifung und vereidet die Dienstleute des Kronguts dem h. Otmar [14]). Die Burgwache jedoch

[13]) Neug. nr. 680: — *interventu et admonitione fidelissimi Salomonis episcopi, comitum quoque Erchangarii et Chuonrandi, Vodalrici, Hugonis etc. Actum Potamis curte regia etc.* Vgl. Stälin 1, 268, Anm. 1.

*) Urk. K. Karls vom 23. Nov. 880, bei Neug. Nr. 570. Ratperti Cas. S. Galli, Mon. G. 2, 73.

[14]) Mon. G. 2, 86: *Invadit loca lege Alamannica cum advocato episcopus, tribus diebus, uti ius erat, homines fisci iuramentis sancto Otmaro vendicantes.* Die geschriebene lex Alamannorum gedenkt keines solchen Verfahrens. Ausdrücke wie: *secundum legem alamannicam* u. dgl. bedeuten überhaupt schwäbisches Gewohnheitsrecht, den Landbrauch (Stälin 2, 672); so gilt auch für den schwäbischen Vorstreit

bedroht dieselben, wenn sie nicht im Gehorsam bleiben, und beschatzt sie gewaltsam, wogegen die Grafen keine Abhülfe schaffen. Ein heftiger Ausbruch der Feindschaft ist angezeigt, doch ruft das nächste Jahr, als schon auch der Zwist mit dem Könige begonnen hat, die alemannische Wehrkraft auf ein andres Feld. Mit wenigen Worten berichten die Jahrbücher eine ruhmvolle Kriegsthat: 913 fielen, wie schon in früheren Jahren, die Ungern in Alemannien ein, auf ihrer Rückkehr durch Baiern wurden sie von den Brüdern Erchanger und Berchtold und dem Grafen (des Argengaus) Ulrich, mit Hülfe des Neffen der erstern, des Baiernherzogs Arnolf, am Innstrom angegriffen und vertilgt, formelhaft: bis auf dreißig Mann; in demselben Jahre ward Erchanger mit dem König ausgesöhnt, welcher dessen Schwester, die Wittwe Liupolds (des bairischen Markgrafen), und Mutter Arnolfs, als Friedenspfand, zur Ehe nahm [15]). Dennoch kam es schon 914, bei einer Begegnung der Kammerboten mit dem Bischof Salomon, zum bittern Wortwechsel, Liutfrid, ein junger Schwestersohn der Grafen, zog schlagfertig das Schwert, und die Oheime drängten ihn zwar vom Bischof zurück, führten aber diesen, schmählich behandelt, als Gefangenen auf Diepoldsburg, wo Erchangers Gemahlin Berchta haushielt. Umständlich wird erzählt, wie die unheilahnende Frau den Kirchenfürsten ehrerbietigst empfängt und beherbergt, auch bald darauf seine Befreiung und festliche Einholung (mit dem Gesangrufe: *heil herro, heil liebo!* vgl. Mon. G. 2, 87, n. 91) erfolgt. König Kunrad kam selbst nach Alemannien, nahm seinen Schwager Erchanger gefangen und verwies ihn des Landes. Als bald darauf Burkhard, aus dem rätischen Grafengeschlechte, das in Folge seines Strebens nach der Herzogswürde vertrieben war, sich feindlich erhob, belagerte der König 915 die Burg Twiel, kehrte jedoch, weil der Sachsenherzog Heinrich in Franken eingefallen war, dahin zurück. Sofort erschien auch der verbannte Erchanger wieder

lex alemannica (Bertholdi annal. a. 1075, Mon. G. 7, 278). Zur dreitägigen Besitznahme vgl. Rechtsalt. 190, 6. 557, 6.

[15]) Ann. Sangall. maior. ad a. 913, Mon. G. 1, 77: *Agareni Alamanniam intraverunt. Erchanger et Perchtolt frater ejus et Udalricus comes, auxiliante illis nepote eorum Arnolfo optimo duce Baioariorum, totum exercitum eorum iuxta Ine fluvium penitus occiderunt nisi* 30 *viros.* Ann. alam. ad a. 913, Mon. G. 1, 56: *Discordia coepta est inter regem et Erchangerum. Ungri in Alamanniam; quibus per Baioariam redeuntibus Arnolfus filius Liupoldi et Erchangerus cum Perchtoldo et Uadalrico cum eis pugnaverunt et eos superarunt. Ipso anno Erchanger cum rege pacificatus est, cuius sororem, Liupoldi relictam, rex tamquam pacis obsidem in matrimonium accepit.*

in der Heimat, bekämpfte in Gemeinschaft mit Burkhard und Berchtold seine andersgesinnten Landsleute, besiegte sie bei *Walawis* (nächst Bodman) und ward ihr Herzog [16]). Der König berief wegen dieser Vorgänge zuerst eine Fürstensprache nach Mainz, sodann, 20. Sept. 916, eine Versammlung der Bischöfe nach Hohenaltheim im Rieß, woselbst Erchanger und seine Genossen zur Niederlegung der Waffen und lebenslänglicher Klosterbuße verurtheilt wurden, die Vollziehung gieng jedoch weiter und am 21. Jan. 917 wurden Erchanger, Berchtold und Liutfrid, auf königlichen Befehl, zu Aldingen (wohl demjenigen der Berchtoldsbaar) enthauptet. Burkhard hingegen ward nunmehr von den schwäbischen Großen, ohne Widerspruch des Königs, zum Herzog der Alemannen bestellt, der erste einer neuen, durch Jahrhunderte fortgehenden Herzogsreihe [17]). Jene dem Altar des h. Otmars gehässige Burg zu Stammheim ließ der König, so großen Unheils wegen, zerstören und sandte jährlich seinen Kopfzins in Wachs, als Nachkomme der Peiniger des Heiligen, zum Grabe desselben; Kunrad starb schon 918, nachdem er, wie es hieß, aus dem Kampfe mit Arnolf, dem unversöhnten Neffen und vormaligen Mitstreiter der Kammerboten, eine Wunde heimgebracht hatte [18]). Bischof Salomon aber begab sich auf eine Pilgerfahrt nach Rom, um den päbstlichen Sündenerlass dafür zu erflehen, dass um seinetwillen jene Drei hingerichtet worden. Die Pfalz Bodman wird als Aufenthalt der Könige fortan nicht mehr genannt.

Das mächtige Kirchenthum der Seegegend, mit dem Bischofssitze Konstanz und den großen Abteien Reichenau und St. Gallen, äußerte seinen Einfluß auch darin, dass die ohnedies ausschließlich in den Händen der Klosterleute haftende Geschichtschreibung vorherrschend ein geistliches und so auch die sich ihr ansetzende Sage meist ein legendenhaftes Gepräge trägt. So verstand es sich, dass, obgleich in einem Streit um zeitliche Güter, auf den h. Otmar das lautere Licht, auf seine Gegner der tiefste Schatten fiel. Was sodann die Geschichte der Kammerboten betrifft, so sind die Hauptquellen für dieselbe zweifacher Art, einestheils kurze Aufzeichnungen der älteren Jahrbücher, die mit wenigen, aber sichern Strichen den Ungernkampf der alemannischen Grafen, ihre Auflehnung und ihren

[16]) Über diese Kämpfe: Ann. alam. a. 914. 915, Mon. G. 1, 56.

[17]) Die Belegstellen zur Verurtheilung und Hinrichtung bei Stälin 1, 271 f. Über Burkhard und sein Geschlecht ebd. 1, 267. 272. 415. 428.

[18]) Widuk. 1, 25 (Mon. G. 5, 428). Vgl. Hahn, Reichshist. 2, 9.

Untergang anmerken [19]); anderntheils der umständliche, hundert Jahre nach den Ereignissen geschriebene Bericht des sanctgallischen Eckehards IV. Sein Werk ist wesentlich und ausgesprochen Klostergeschichte, das Heldenthum der Kammerboten bleibt unbeachtet und die Darstellung ihres Endes ist unverträglich mit den gleichzeitigen Zeugnissen (Stälin 1, 269. 272. 422). Der Märterer und Schutzheilige Otmar ist zur einheitlichen, unsichtbaren Macht geworden, die über den Geschicken seines Klosters und der Bedränger desselben waltet, der Frevel Warins und Rudhards wird von den in ihre Fußstapfen tretenden Erchanger und Berchtold mitgebüßt, durch König Kunrad aber, den Stammverwandten jener älteren Statthalter, gesühnt und noch ein jugendlicher Welfensohn aus Eckehards eigener Zeit, Heinrich, wird für die Verweigerung eines von seinem Vater Rudolf zu gleicher Sühne dem Heiligen gestifteten Bergwerkzinses dadurch bestraft, dass er am St. Otmarsabend auf der Gemsenjagd in Tirol durch einen Felssturz umkommt (Mon. G. 2, 87 f.). Bei allem dem erweist sich Eckehard wieder billig und einsichtig, er verhehlt nicht, so hoch er den Bischof Salomon stellt, dass die Könige an denselben Güter hingaben, die zu Bodman und damit zum Rechtsgebiete der Kammerboten gehörten, dass der Bischof sich an ihrer Beschämung durch seinen unzeitigen Scherz weidete *(secum gaudebat)* und dass sie eben damals durch eine neue Vergabung Kunrads zum Schaden der königlichen Kammer tief gekränkt wurden [20]), endlich dass Salomon sich selbst anklagte, die Ursache ihres gewaltsamen Todes gewesen zu sein. Überdem weiß Eckehard, was von beiden Seiten verschuldet ward, unter einen allgemeinern geschichtlichen Gesichtspunkt zu fassen: Franken und Schwaben seien dazumal gleichmäßig nicht unter Herzoge, sondern unter die königliche Kammer gestellt gewesen und von sogenannten Kammerboten verwaltet worden, dem Amtsbereiche der letzteren habe jedoch beiden Orts die königliche Freigebigkeit gegen die Bischöfe Vieles ent-

[19]) Annal. alam. sagen zum Jahre 916 (Mon. G. 1, 56) rund heraus: *Erchanger, Perchtolt et Liutfrid occiduntur dolose.*

[20]) Mon. G. 2, 85: *carpuntur iterum cordibus fratres illi saepe dicti pro damno regii fisci;* vgl. ebd. 2, 86: *homines fisci.* In einigen Kaiserurkunden wird auch ausdrücklich das Kammergut von Bodman genannt; Urk. Ludwigs d. Fr. von 839 Dümgé, Reg. Bad. Anh. nr. 3): *sub jure fisci nostri vocabulo potimiacus etc. Actum bodomâ palatio regio.* Bestätigungsurk. Karls d. Dick. von 886 (ebd. nr. 13): *sub jure fisci vocabulo potamicus etc. Actum potama* palatio. Urk. Ottos I. von 947 (ebd. nr. 24): *fisci vocabulo potamicus.*

zogen, wodurch gegenseitige Missgunst und Feindschaft erwachsen sei. Diese Bischöfe sind Hatto zu Mainz (früher Abt von Reichenau) und Salomon zu Konstanz, zwei einflussreiche, unter sich eng befreundete Männer, deren Macht und Besitz die Könige mehrten, auf Kosten und zur Hemmung der Kronbeamten, die, zumal wenn sie in ihren Bezirken heimisch und begütert waren, die Herstellung der eingegangenen Herzogthümer befürchten ließen. Bezüglich auf Hatto bemerkt der Geschichtschreiber noch, dass die Kammerboten in Franken, Adalbert und Wernher, neben den gegen die Könige selbst angezettelten Freveln, oftmals den Erzbischof zu verderben getrachtet haben; wie aber Adalbert durch Arglist aus der Stadt Bamberg gelockt und sofort enthauptet worden sei, könne ungeschrieben bleiben, weil es allgemein gesagt und gesungen werde *(quoniam vulgo concinnatur et canitur)*. In der hierauf folgenden Erzählung von Salomon und den schwäbischen Grafen sind die Handelnden und die Hergänge mit so ausgeprägten Zügen ernster und scherzhafter, milder und strenger, selbst roher Art geschildert, in so anschauliche Gruppen und lebendigen Redewechsel gebracht, dass sie schon nahezu fertig einer epischen Wiedergabe sich darbieten und ebenso einer Reihe kräftiger Handzeichnungen gerecht wären. Gleichwohl ist nicht anzunehmen, dass Eckehard, wie er der fränkischen Volkslieder von Adalbert gedenkt, so nun auch schwäbische von den bodmanschen Kammerboten gekannt und benützt habe, ohne doch solcher zu erwähnen. Er, der Überarbeiter des Waltharius, ist kein Verächter des Volksgesangs, er wundert sich, dass gewisse Lebensbeschreiber des h. Ulrichs Manches verschwiegen haben, was von demselben im Volke gesagt und gesungen werde[21]), und er verwirft auch nicht das Zeugniss jener Lieder von Adalbert, obgleich sie gewiss nicht bischöflich lauteten. Seine Gewährschaft bezeichnet er im Vorwort und noch an andern Stellen: er habe aufgeschrieben, was er von den Vätern, d. h. von ältern Klostergeistlichen, gehört[22]); er berichtet zwar aus mündlicher Überlieferung, aber aus solcher, wie sie im Kloster selbst fortgepflanzt war. Klösterlich ist die

---

[21]) Mon. G. 2, 109: *Sed plura eos, quae de eo concinnantur vulgo et canuntur tacuisse, quum infima quedam eius magna fecerint, aetiam miramur.*

[22]) Ebd. 2, 77: *temptantes quidem et nos, ea quae a patribus audivimus etc. edisserere.* 2, 107: *De sancto Uodalrico autem, qualiter nobiscum egerit, dicta patrum quedam audivimus, quae quidem in vita eius, vel tercio iam scripta, non invenimus etc. ut ipse patribus narrabat etc. patribus ille dixerat.*

offenbare Hintansetzung des weltlichen Bestandtheils und die Erhebung des Bischofs Salomon zum Helden der Begebnisse; der Mündlichkeit ist es beizumessen, dass die reichgestaltete Darstellung sich auf den Grenzen der Geschichte und der Sage bewegt.

Mit Bezug auf eine Urkunde des Königs Arnulf von 896 wird eines Grafen Ulrich gedacht, der auf der Pfalz zu Bodman gesessen [23]). Der Name Ulrich war im Geschlechte der Grafen vom Argen- und Linzgau, besonders dem Aste von Buchhorn, langehin erblich und der älteste dieser Ulriche soll, nach einer sagenhaften Erzählung der im 12. Jhd. verfassten Chronik von Petershausen, mit Bodman und Bregenz, Überlingen und Buchhorn zugleich ausgestattet gewesen sein [24]). Wieder in der schon bemerkten, von Kunrad am 11. Jan. 912 im Königshofe Bodman ausgestellten Schenkungsurkunde (S. 5) wird neben dem Grafen Erchanger ein Graf Udalrich genannt, sei es eben der, welchen die Handfeste von 896 meint, oder ein jüngerer Namensgenosse. Nahe gibt es sich aber, den 912 mit Erchanger in der Urkunde zusammenstehenden Grafen Udalrich für denselben anzusehen, der im folgenden Jahre 913 mit Erchanger und Berchtold die Ungern bekämpft [25]), sowie für den gleichen, von dem Eckehard Folgendes erzählt (Mon. G. 2, 119 f.):

Graf Udalrich, vom Stamme Karls, erhält an seinem Wohnsitze Buchhorn Botschaft, dass die Ungern in Baiern, wo er begütert ist, einfallen, er greift sie mit seinen Kampfgenossen an, wird aber besiegt und nach Ungerland als Gefangener abgeführt. Um seine Gemahlin Wendilgard, Enkeltochter Königs Heinrich I., wird, als das Gerücht den Grafen todt sagt, vergeblich geworben, sie zieht sich

---

[23]) G. Ohem, der gegen Ende des 15. Jhd. eine Chronik von Reichenau schrieb, gibt darin einen deutschen Auszug der Urk. v. 27. Apr. 896 und sagt zur Einleitung desselben u. A.: *von Graufe Ulrichen der zu Bodmen vff des Kaisers Schloß siczende*, ohne dass bestimmt zu ersehen ist, ob auch dies in dem nicht mehr bekannten lat. Texte ausgesprochen war. (Nach gefl. Mittheilung Stälins aus der in der k. Handbibl. zu Stuttgart befindlichen Hds. S. 135.).

[24]) Mone, Quellensamml. 1, 119: *Dedit quippe* (imp.) *eis Potamum et Brigantiam, Ubirlingin et Buochorn etc.* Über die Argen- und Linzgauer Ulriche s. Stälin 1, 243. 328 f. 559.

[25]) Anm. 15. Auch auf einer von König Kunrad 912 zu Ulm gehaltenen Rathsversammlung waren die Grafen Erchanger, Udalrich, Perchtold (ebenso Liutfrid) anwesend, vollständig die Namen der drei alemannischen Ungernkämpfer des nächstfolgenden Jahrs (Urk. v. 5. März 912 ‚ad Feldun', in Büttners Franconia 2, 59 ff., vgl. Stälin 1, 268).

nach St Gallen zurück, wo sie neben der Klausnerin Wiborad sich ein Wohngemach erbaut und um der Seele ihres todtgeglaubten Mannes willen den Klosterbrüdern und den Armen viele Wohlthaten erweist, nachher auch vom Bischof Salomon, mit Gutheißen der Kirchenversammlung, den Schleier nimmt und sich in strengen Verschluss begibt. Zum vierten Jahrtag ihres Gatten kommt sie nach Buchhorn und theilt, wie gewöhnlich, Almosen aus. Udalrich, der Gefangenschaft entronnen, befindet sich unkenntlich unter den andern Zerlumpten und ruft die Gräfin um ein Gewand an; sie verweist ihm sein freches Betteln, gibt ihm aber, mit Zeichen des Unwillens, ein Kleid. Da fasst er zugleich mit diesem ihre Hand, zieht die Geberin an sich und küsst sie. Seine langen Haare auf den Nacken zurückwerfend, ruft er den Leuten, die ihn mit Backenstreichen bedrohen, zu: 'haltet ein mit Schlägen, deren ich viele gelitten, und erkennet euern Udalrich!' Erstaunt hören die Kriegsmänner ihres Herrn Stimme, erkennen unter den Locken sein Angesicht und begrüßen ihn laut, wozu das Gefolge glückwünschend einstimmt. Wendilgard hat sich, als ob sie eine Schmach erfahren, in der Bestürzung niedergesetzt: 'jetzt erst fühl' ich meinen Udalrich todt, da ich von Jemand solche Gewalt erdulden musste.' Als aber Udalrich ihr, um sie aufzurichten, seine mit einer vormals wohlbekannten Wunde gezeichnete Hand darreicht, da spricht sie, wie vom Schlaf erwachend: 'mein Herr ists, von allen Menschen der liebste! Heil dir, Herr, für immer Heil, Holdester!' Küsse folgen und Umarmung. Nachdem er gekleidet ist, gehen sie zur Kirche, wo die Geistlichen, die auf diesen Tag zahlreich sich versammelt, den Lobgesang anstimmen und das Volk einfällt, auch Messen für den Lebenden, nicht für den Todten, freudig gefeiert werden. Auf dem Gang zur Kirche hat Udalrich gefragt und erfahren, wer der Gräfin den Schleier auf das Haupt gesetzt habe. Bei einberufener Kirchenversammlung fordert er seine Gattin zurück, der Bischof nimmt ihr den Schleier ab und dieser wird in die Schreine der Kirche niedergelegt, damit sie denselben, wenn der Mann vor ihr sterbe, als Wittwe wieder anlege. Sie werden neu vermählt und aus dieser frühe wieder getrennten Ehe stammt ein Sohn, der aus dem Schoße der todten Mutter geschnitten und davon der Ungeborne zugenannt wird[26]). Er war

[26]) Mon. G. 2, 120: *Solebant autem fratres eum cognominare ingenitum.* Über Ungeborne vgl. Myth. 361 f. Stälin 3, 47.

voraus schon von den Eltern dem h. Gallus gelobt und nun legt ihn der trauernde Vater auf den Altar des Heiligen, unter Mitgabe von Ländereien und Zehnten. Im Kloster aufgewachsen, wird Burkhard der Ungeborne frühzeitig ein angesehener Abt desselben.

Es sind eben die klösterlichen Beziehungen, wodurch diese Kunde sich in Eckehards Buch eignete. Über den Kampf, in welchem der Graf gefangen ward, ist nichts Bestimmteres gesagt. Der Zeit nach würde der Ungerneinfall von 915, auch noch der von 917 (Mon. G. 1, 68. 614 f.), zutreffen, nicht mehr der sechs Jahre nach Salomons Tod ergangene von 926. Wichtig ist jedoch gerade dieser dem Geschichtschreiber St. Gallens, denn damals brachen die Ungern in das Kloster selbst ein, der Abt Engilbert hatte, ein Riese des Herrn (Mon. G. 2, 104: *velut Domini gigas*), mit den kräftigsten Brüdern, den Harnisch angethan und die Klausnerin Wiborad erlitt den Märterertod; die Jahrbücher sagen: dazumal haben die Schutzheiligen Gallus und Otmar mit selbstthätiger Kraft ihr Eigengut siegreich geschirmt[27]). Von weltlicher Seite rühmt Eckehard aus dieser Zeit hauptsächlich einen Helden des Frickgaus, Hirminger, der mit seinen sechs Söhnen, ein Vater der Maccabäer, den Ungern am Rheine bei Seckingen einen kühnen Schlag beibrachte und die errungene Siegesbeute festlich in die Hauptkirche daselbst einführte[28]). Sagenhaft ist die Erzählung von Udalrich und Wendilgard in gleichem Sinn und Maße, wie diejenige von den Kammerboten; auf dem Grunde wirklicher Ereignisse hat sie, ein Jahrhundert hindurch mündlich fortbetrieben, sich gedichtartig ausgestaltet. Unter den Heimkehrsagen, welche seit Odysseus, der auch, als Bettler, zu Penelope wiederkam und an der Narbe erkannt ward, überall einen gleichförmigen Zuschnitt zeigen, ist auf schwäbischem Boden diese von Udalrich die älteste, ihr nachfolgende werden weiterhin zur Sprache kommen.

Wenn Grafen alemannischer Gaue, in Anwesenheit des Königs oder außerdem, bei Ausstellung von Urkunden zu Bodman gegenwärtig und thätig sind, so haben sie darum nicht auch dort ihren

---

[27]) Ann. alam. a. 926 (Mon. G. 1, 56): *Ungari monasterium sancti Galli omni humano solatio destitutum invadunt. Ipsis autem patronis nostris, beatissimo videlicet Gallo et Othmaro, per se ipsos* (var. *solos*) *praedium suum victoriosissime tuentibus, haud grandi et non intolerabili laesione loci rerumque recessere.*

[28]) Mon. G. 2, 110. Die Gleichheit der Kriegslist Irmingers mit derjenigen Gideons, Buch d. Richt. 7, 16 ff., bemerkt Rochholz, Schweizers. 2, 253.

Wohnsitz. Selbst Erchanger hat, wenigstens zeitweise, häuslichen Herd auf der noch unermittelten Diepoldsburg (S. 42). Dass aber die Amtsgewalt der Kammerboten, wie zuvor der Statthalter Warin und Rudhard, von Bodman ausgieng, dafür zeugt nicht nur die Eigenschaft dieses Hofes als königlicher Pfalz, sondern auch der ganze Streit mit St. Gallen, der sich um bodmansche Kammergüter drehte. Nach dem Sturze jener Kronbeamten erhellt mehr als hundert Jahre lang nichts über den Besitz des Ortes und erst wieder zur Mitte des 11. Jhd. meldet die Petershauser Chronik: in jener Zeit haben viele Große sich diesem Kloster befreundet und dort ihre Begräbnisstätte gesucht, unter ihnen Eberhard, Graf von Bodman (*comes de Potamo*, Mone Quellens. 1, 134[b]), der das Gut *Hedewanc* dahin gegeben und in der Kirche vor dem Kreuze des Herrn ruhe; um dieselbe Zeit, 1055, starb auf dem Schlosse Bodman Herzog Welf, der letzte des älteren Welfenstamms[29]). Dann aber vergeht wieder ein Jahrhundert, bis der erste Name des nach dem Orte geheißenen und seitdem dort sesshaften Adelsgeschlechtes auftaucht und den zweiten Zeitraum dieser sagengeschichtlichen Forschung eröffnet.

Als im März 1152 Friedrich I. zum König gewählt ist, fordert ihn ein deutscher Geistlicher in Rom, Bruder Wetzel, ein Anhänger Arnolds von Brescia, brieflich auf, zur Unterhandlung wegen der Kaiserwürde schleunig Boten nach Rom zu senden, und hiefür bezeichnet er die Grafen von Ramsberg und von Lenzburg nebst Eberhard von Bodemen. Arnold, der früher bei dem Bischof Hermann von Konstanz Zuflucht gefunden hatte, mag dort den von Bodmen als einen Mann von Geltung kennen gelernt haben[30]). Erst aber seit den siebenziger Jahren desselben Jahrhunderts wird die Namenreihe der Stammgenossen von Bodman dichter, es ergibt sich ein ansehnlicher Grundbesitz derselben auf beiden Seiten des Sees, häufig heißen sie Ritter *(milites)* und mehrmals ist ihr Verhältniss als Ministeriale des Bischofs von Konstanz ausgesprochen oder durch nöthig befundene Einwilligung des Dienstherrn zu ihren Verkäufen ange-

[29]) Anon. Weingart. bei Hess, Mon. Guelf. 15: *sub iuvenili etate — in castro Botamo morbo correptus.* Stälin 1, 556. 558.

[30]) Martene et Durand, vet. script. ampliss. collect. 2, 554 sq., Wetzel ad Fridericum imp.: *Comitem Rodulfum de Ramesberch, et comitem Udalricum de Lencenburch, et alios idoneos, scilicet Eberhardum de Bodemen, — Romam quantotius poteritis mittere non dubitetis etc.* Vgl. Francke, Arnold v. Brescia, Zürich 1825, S. 125. 135. 182 ff. Schwab, Bodensee 1, 164.

zeigt[31]). Da jedoch die Besitzungen des Bisthums, wie sie in der berühmten Urkunde Friedrichs I. vom 27. Nov. 1155 verzeichnet sind und zu denen namentlich ein Hof in Bodman mit der Kirche gezählt ist, besonders auch von Vergabungen der Könige herrührten[32]), so führt dies auf die Vermuthung, dass die zu Bodman unvordenklich eingesessenen Edelleute vor dem Übergang an Konstanz zu der alten Reichspfalz pflichtig gewesen seien (vgl. Anm. 14. 20). Anders lauten freilich die genealogischen Annahmen späterer Zeit. Glänzende, zu den ältesten Königs- und Fürstenhäusern aufsteigende Stammtafeln des bodmanschen Geschlechts hat vornehmlich der gelehrte Gabriel Bucelinus im 17. Jhd. entworfen[33]). Mit dem Ruhme solcher Altvordern musste dasselbe zugleich den Unsegen ihrer Verschuldungen hinnehmen. Auch die zimmrische Chronik von 1566 kennt derlei Vorgeschichten, aber sie ist in ihren ausgibigen Berichten über Bodman, wie überall, vom frischen Hauche volksmäßiger Überlieferung berührt und soll darum hier fortan Führerin im Gebiet der Sage sein. Dieselbe berichtet (S. 1324 f.):

---

[31]) So gibt 1259 *Rudolfus nobilis de Bodemen* Güter im Thurgau an den Abt von Kreuzlingen *cum consensu episcopi Const.* (Reg. des Stiftes Kreuzl Nr. 63); 1262 verwerthet Ulrich von Bodman, Domherr zu Konstanz, an den Bischof Eberhard daselbst Hohenbodman (landeinwärts von Überlingen) nebst Zugehörung und werden die Familienglieder in der Urk. Ministeriale des Stiftes Konstanz genannt (Aufzeichn. des Hrn. Mattes); 1270 übergibt *Ruodolfus miles de Bodemen*, in Gemeinschaft mit Frau und Söhnen, Güter in Pfaffenhofen und Owingen käuflich an das Kl. Salem *de consensu et voluntate, imo per manus Eberhardi constantiensis episcopi cuius ministerialis est* (Mones Zeitschr. 3, 83); 1273: eine Bestätigungsurkunde, besiegelt vom Bischof zu Konstanz, als dessen *ministeriales* die bodmanschen Verkäufer seinen Consens eingeholt, *sine quo proprietatem possessionum suarum alienare non poterant* (ebd. 3, 87; vgl. 1, 323: Urk. schon v. 1191, und 1, 329).

[32]) Dümgé reg. bad. 139 f.: *omnia quae a sanctissimis et gloriosissimis antecessoribus nostris divae memoriae regibus et imperatoribus ab omnibus retro temporibus usque ad nos in possessionibus etc. eidem ecclesiae* (constant.) *collata sunt, nos praesentis scripti privilegio communivimus etc.* darunter: *curtis in Podoma cum aecclesia.* Hiemit kann nicht wohl der Königshof gemeint sein; *curtis cum ecclesia* heißt es in diesem Beschrieb von vielen Kirchstätten und es wird sich zeigen, dass die *curia imperialis in Bodemen sita* noch 1277 Reichsgut war; vgl. Lex Alam. Hlothar. (Merkel p. 49): *in curte presbiteri (parochiani)* und (p. 41, 4): *in curte regis.*

[33]) Im 2. Theil seiner Germania sacra et prof., Ulmae 1662, sodann in seiner Constantia rhenana, Francof. 1667, Part. 3, p. 24, zuletzt in der von ihm verfassten Deductio genealogica von 1680, die in einem Anhang zu Beati Rhenani institut. rer. german. illustr. a Jac. Ottone, Ulmae 1693, p. 438 sqq., abgedruckt ist und auf welche sich die Anführungen im Folgenden beziehen.

'Das geschlecht der Herren von Bodman ist zu der zeit und auch davor umb die regierung Caroli Magni in großer achtung und vermegen zeitlicher güeter gewesen und sollen iren ursprung anfenglichs von den grafen von Montfort her haben, unangesehen daß in wappen underschid und sie die seebletter füeren. Man sagt, nachdem gar vor alten zeiten die drei grafengeschlechter, als Bregenz, Montfort und Heiligenberg, gar nahe den ganzen Bodensee ingehabt, dishalb so hat sich Montfort derzeit weit außgetailt, wie das ire alte güeter, die sie vor jaren beseßen, wol bezeugen, und als iren ainer seinen negsten pluetsfründ und verwandten in ainem zorn umgebracht, soll er von gemainer fründschaft von seinem namen und angebornen wappen hindangewisen und im das alt schloß Bodman sampt seinen zuegehörden ingeben sein worden, auch daß er und seine nachkomen hinfüro die drei seebletter füeren und sich herren von Bodman geschriben megen. — Aber die herren von Bodman sein vor alten zeiten gar vernampte herren, auch vor andern geschlechtern weit berüempt gewesen. So befindt sich auch ußer warhaftigen historien, daß aine des geschlechts von Bodman bei der kaiserin Hilgarten, des großen kaisers Caroli gemahl, im frawenzimer gewest und bemelter kaiserin ganz gehaim und vertraut gewesen (S. 40). Es haben auch die römischen kaiser der zeit vil wandels und wonung bei den herren von Bodma zu Bodman gehapt, vermög der freihaiten, so allda ußgangen und deren datum ußweist: *in palatio nostro imperiali;* gleichwol man vermaint, solch palatium sei nit uf dem schloß, so iezmals unser Frawen berg genant wurt, gestanden, sonder es hab noch ain schloß oder kaiserliche wonung schon hieunden im flecken Bodman gehapt, darin die kaiser dern enden gewonet, welches aber iezund alles vergangen, und wol zu achten, das und anders sei von den unglaubigen Hunnis und andern barbarischen völkern in grund zerstört und vergengt (Schmell. 2, 55) worden oder die von Bodman selbs habens ußer ursachen und mit willen abgeen laßen [34]). Man hat noch heutigs tags für gewiss, St. Othmar sei

[34]) Nachträglich besagt die Chronik, S. 1408: ‚Man findt, daß kaiser Conradt der erst — ist ain herzog von Franken gewesen — das kaiserlich palatium zu Bodman hat laßen abbrechen, von wegen der tat und gewaltsame, so herzog Berchtoldt und herzog Erchinger von Schwaben wider bischof Saloman von Constanz geuebt haben. Allen anzaigungen nach so ist das palatium nit weit vom Bodensee und der kirchen daselbst im flecken gestanden und in der nidere gelegen. Möglich, so man

zu alten Bodmen in der gefangnuss gelegen und nachdem er denen herren von Bodman von etlichen schwebischen fürsten fenglichen überantwurt, sei er etliche zeit ganz hertiglich und one alle erbermde von inen gehalten worden. Uf unser Frawen perg, da ainest das recht alt Bodman gestanden und darvon auch die herren iren namen gehapt, do zaigt man noch ain finstres ungeheures gewelb oder kem̄erlin, darin der hailig man ist gepeiniget worden, daher von altem ain sag uf unser zeit kom̄en: es haben sich die von Podman derzeit an St. Othmarn also verschuldt und versündigt, daß ein fluech uf sie und ire nachkom̄en erwachsen, dañ der merertail alle im geschlecht schadhafte schenkel und füeß haben, welcher gebresten sich gleichwol bei unsern zeiten bei etlichen des geschlechts war sein befunden. Ob es aber der ursach halb, wie iez gemelt, beschehe, das mag sein oder nit, der waists am besten, dem nichts verborgen oder unbewist.'

Schon Lirers von Rankweil Fabelwerk: 'alte schwäbische Geschichten', zuerst gedruckt 1486, meldet, jedoch mit andern Umständen, die Abkunft des bodmanschen Geschlechts von den Montfortern, und zwar durch Hugo, Herrn zu Lindau, den Entführer Einer von Ems, von welchem die Lindauer ihre Freiheit um 42 Mark halb Gold und halb Silber erkauften [35]), womit er die Veste Bodam erbaute (Wegelins Ausg. E 1). Eine dritte Auffassung findet sich in Mangolds Chronik des Bodensees von 1548:

'Hernach im 917 jar, als die herzogen in Schwaben Berchtold und Erchinger den bischof Salomon gfangen hattend, da zerstort inen kung Conrad das schloß Bodman als ursach des übels. Wie lang aber das zerstort schloß in der eschen unerbuwt glegen sei, kan ich nicht finden, find aber, daß es erbuwet worden sei von eim von Emps, welcher, wiewol er nun (mhd. *niuwan*, nur) vom (niedern) adel was, so hat er doch nach einer gräfin von Montfort vom roten fan geworben und dieselbigen auch erworben. Als si

suechen (wolte), man wurde noch die fundamenta desselbigen finden.' Vgl. ob. S. 36. Übrigens ist das auf König Kunrads Befehl zerstörte Schloss nicht, wie mehrfältig angenommen wird, die Pfalz Bodman, sondern die Burg Stammheim, um welche der heftige Streit zwischen den Kammerboten und dem h. Otmar, d. h. dem Stifte St. Gallen, sich erhoben hatte (ob. S. 43. Mon. G. 2, 85: *castellum quoddam super Stamhem.* 2, 87: *Rex vero castellum illud odiosum sancto Otmaro causa mali tanti tradidit diruendum).*

[35]) Vgl. Lex Alam. ed. Merkel 48, VIII A: *medietatem in auro valentem, medietatem cum quale pecuniam habet solvat.*

aber iren adel geschwecht hat, do kam si in ungnad irer brüder, iedoch ward entlich so vil gehandlet, daß si si mit 42 mark halb silber und halb gold ußkauften, dergstalt, daß (si) sich hinfür irs namens und wapens verzihen sölte, sonder solte hinfür für den roten fan füren drü grüner lindenbletter in wißem veld. Uff sölchs erlangt er keiserliche bewiligung, das zerstört schloß wider ze buwen; also hub er an das ze buwen und brachts wider in wesen'[36]).

Grafen von Montfort sind erst seit Beginn des 13. Jahrhunderts, nach Abgang der von Bregenz benannten, urkundlich bezeugt[37]). Doch mögen ältere Beziehungen der Pfalz Bodman zu den Grafen vom Linz- und Argengau (ob. S. 46), welch letzterem Bregenz und Lindau angehörten, der jetzt verworrenen Sage den Ursprung gegeben haben. Den vermeintlichen Übertritt der bodmanschen Stammeltern auf eine minder hohe Adelsstufe suchte man auf verschiedene Weise zu erklären und verband damit die Entstehung eines neuen Namens und besondern Wappens. Nach Mangold hat dieses, wie noch heute, drei grüne Lindenblätter in weißem Felde[38]). Die zimmrische Chronik sieht in demselben drei Seeblätter (Graff 3, 871[b]: *seblat, nymphaea*), denen zwar jetzt die heraldische Geltung fehlt, wohl aber ein örtliches Anrecht zur Seite steht. Sie sind Wahrzeichen des Seegebiets, wie wenn im Gudrunliede der Held Herwig das Banner seiner Seelande wehen lässt (Vollm. Str. 1373):

---

[36]) Extractus ex Chronica lacus Bodamici de ao. 1548, auct. Gregorio Mangold civ. Constantiens. Im Archiv zu Bodman.

[37]) Stälin 2, 426. 433 f. 442 ff. 3, 685.

[38]) Herr Mattes verzeichnet eine Urkunde von 1360, worin Kaiser Karl IV. ‚den edlen Hans von Bodemen' mit Hartman Meiers von Windeck Wappen, Schild und Helm, belehnt; von dieser Zeit an komme in den Sigillen der Steinbock nebst Helm vor, früher seien es bloß drei Lindenblätter gewesen, wobei auf Siegel von 1295 und 1347 verwiesen wird. Die Form des Lindenlaubs ist unverkennbar in dem Wappen ‚von alten Bodmen' bei Stumpff 2, 53[b]; den Steinbock hat ebendort das ‚von neüwen Bodmen', entsprechend demjenigen der Meier von Windeck (das. 2, 134). Der Steinbock ist überhaupt ein rätisches Schildzeichen: der Grafen von Churrätien, der Stadt Chur und des dortigen Bisthums. Ihn führt auch, in zwei verschiedenen Formen, das Geschlecht von Ems, welches Mangold und Lirer in die bodmansche Vorgeschichte hereinziehen. Guler (Raetia 136) gibt diese Wappen von Ems, das alte und das neue, sowie nachher die von alten und neuen Bodmen (ebd. 143[b], gleich denen bei Stumpff), mit dem Beifügen, dass 1268 die Herren von Bodmen ihren Theil der Kirche Feldkirch (montfortisch) dem Kapitel des Hochstifts Chur übergeben haben.

Noch sihe ich hie bî weiben einen vanen breit
von wolkenblâwen sîden. daz sî iu geseit:
den bringet uns her Herwîc dâ her von Sêlanden.
sêbleter swëbent dar inne. er wil hie vaste rëchen sînen anden;

oder wenn die Friesen sieben Seeblätter in ihrem Schilde hatten und unter diesem Zeichen zu siegen glaubten (Myth. 620. 1147. 1221). Es war Kriegsbrauch, heimatlichen Laubschmuck als Feldzeichen aufzustecken [39]); dazu boten sich die Seeblätter dort am Nordmeere, hier am Bodensee: *der in der Swâbe lande swëbt* [40]).

Die Chronik von Zimmern fährt nach der ausgehobenen Stelle fort: 'Bemelte herren von Bodman haben umb dise Zeit und kurzlich nach S. Otmars tod ain große eer am Bodensee erlangt, dergleichen im land zu Schwaben, dem sie in ungerischen kriegen, als dieselbigen sampt anderen ungleubigen völkern gar nahe ganz deutsche nation überzogen und durchstraift, die stadt Costanz und ain großen tail des Bodensees vor überfall und verderpnuss verhüet haben. Welchergestalt aber sollichs beschehen, das ist von unsern unfleißigen, liederlichen vorfarn nit verzaichnet worden, aber wol zu gedenken, sie haben die feind zu waßer und zu land angriffen, inen allen abbruch geton und damit ain solche herrliche victoriam erlangt, daher dañ von selbiger zeit an der geprauch und ain sonderliche freihait bei denen von Bodmen, daß sie järlich zu ainer besondern zeit im jar, so der gangfischfach am beßten, in ainem jagschiff von Bodmen aubents außfaren, den see biß gen Costanz nach irem gefallen durchstraifen, mit großem jubel und

[39]) In der Schlacht bei Seckenheim 1462 trugen die Pfälzer Nussbaumlaub, wie es die Bergstraße spendet, die Feinde Haberrohr. Mich. Beheims Reimchron., Quellen zur bair. Gesch. 3, 126: *Do nun alle ordnung fur vol | zu dem schlahen vnd strit vast wol | durchordnet vnd gemachet waz, | ward des pfaltzgrauen volck furbas | mit nussloub vss gerecket, | gezeichent vnd bestecket.* Das gleichzeitige Lied in der Heidelb. Hds. 387 (vgl. Fichard, Frankf. Arch. 2, 61) redet den *leuwen*, Pfalzgr. Friedrich, an: *mit noßbaümen laup werstu wol gekleyt, | die buwern kunden das eben gemercken.* Mone, Quellensamml. 1, 224 (zur Erklärung eines latein. Verses): *Ceres hic accipitur pro avena, cum qua signati erant hostes, nux hic accipitur pro ramis nucum, quibus Fridericus adjutoresque ejus signati erant.* — Im gleichen Sommer 1462 schlugen sich Baiern und Brandenburger bei Giengen, wovon Hans Magensreiter, ein bairischer Mitkämpfer, meldet (Oefel. rer. boic. scriptor. 1, 398): *wir waren mit aichenlaub bezaichnet und die feind mit pirckenlaub.* — Vgl. Stälin 3, 537. 540.

[40]) Rudolfs Weltchron. in einigen Hds., s. Schwabs Bodensee 1, 154. — Flora des Bodensees, bei Schwab 2, 58: *Nymphaea alba L. lutea L.*

geschrai: huno! huno! zu ewiger gedechtnuss des sigs. Alsdañ so flüchen alle fischer vom see und last sich niemand sehen oder von inen ergreifen, deñ so das beschech, were inen derselbig mit leib und guet verfallen, oder es mochten in die von Bodmen nach irem gefallen strafen. Was fisch sie underwegen ankomẽn in laitschiffen oder anderm, das megen sie alls mit inen hinweg nemen. Sie faren mit aim sollichen triumpf biß gen Costanz zu der Reinbrucken, da hat es dañ andere ceremonien und gebreuch, wie die hernach in diser historia an gepurlich ort mit allem bericht grundlichen vermeldet werden und dise freihait inen von allen römischen kaisern zu lehen verlihen, und ist ain große herrligkait, dergleichen in unsrem bezirk nit leichtlichen befunden wurt. Zu was zeiten aber hernach die von Bodmen den herrenstand verlaßen und sich unter den gemainen adel gemischt, wie auch von den herrn von Emps und andern mer beschehen, das mag man aigentlich nit anzaigen.'

Die versprochene Fortführung des seltsamen Fischerzugs zu den Gebräuchen an der Konstanzer Brücke scheint unterblieben zu sein, doch helfen andre Beschreiber ergänzend aus. So wieder Greg. Mangold, Bürger zu Konstanz (a. a. O.):

'Im jar 1542 gebruchtent sich die von Bodman irer alten freiheit uf dem Undersee, welches dañ mer dañ in 30 jaren vorhin nie beschehen was. Von dem herkomẽn aber derselbigen freiheit hab ich von den alten also vernomẽn, daß die Huni dise landschaften überzogen, verbrent und verderpt haben, welches dañ im jar 915, vor oder nach ongefar (beschehen), dañ si in 30 jaren diß land oft überzogen und beschediget haben; do haben sich die von Bodman und Fridingen uf sant Andres abent mit sonderlichen thaten erzeigt und inen großen schaden zugfügt, daher dañ inen dise gewonheit und freiheit erwachsen ist, daß si järlich uf sant Andres abent, so der fischfang am besten ist, gwalt und herschaft haben über die fischetzen zwischet dem Paradis und Gotlieben. Und so sich die des gebrauchen wöllent, so nement si es also zu handen. Erstlich farents zu Bodman uß zu schiff und fürent mit inen ein halbfüdrig faß mit win, item etliche brot, deren iedes 18 pfund schwer und so breit, daß (es), so mans ufricht, so hoch sei, daß man ab (l. ob) dem knüw sovil darab schneiden mög, daß ein jeger und jaghund ein ganzen tag daran zu eßen haben (vgl. Rechtsalt. 102 f. Weisth. 1, 101. 168. 240). Er muß auch mitfüren

ein frischling. Weñ si nun heruf kumment an das Eichhorn ob Costanz, so lendents und bindent die suw an ein jung haselschoß und hawen darnach ein fuder holz. So dañ die suw diewil nit abrißet, so ist si des statamans zu Costanz, rißt si aber ab, so ist si des banwarts. Dißen win, brot und suw wirt inen darzu geben von iren lehenlüten, die das uß kraft der lehenschaft ze geben schuldig sind, und gat nit uß dem iren. Nachdem si nun das fuder holz gehawen haben, so farents der stat zu, schreien an drü bestimpten orten: huno, huno! und das gschicht zu warnung, damit, so etwar uf dem see wer, wichen möchte, dañ si gwalt haben, als si sagen, ze fahen und zertrenken was si finden. Weñ si dañ kumẽnt zum Paradis und Gotlieben, so rechtferkent sis (Schmell. 3, 25), und müßent bekeñen, daß si dis nacht über die fischetz herrn seien. Darnach so farent die fischer mit in uf den see, und so vil ieder fischer beren gesetzt hat, so vil maß wins müßents im geben. Nachdem si nun ab dem see kumẽnt, so setzent si sich zusamen und zechent. Darnach ziehents den see uf wider dem heimet zu mit den fischen. Vil andere ceremonien bruchents, welche ich nit alle erfaren hab.'

Manches, was auch dem Konstanzer entgangen ist, verzeichnet noch 1592 einer der Berechtigten, Hans Georg von Bodma, der selbst den Zug ausgeführt hat:

'Eß haben von unverdenklichen jaren hero die von Bodma die gerechtigkeit, daß sie iedes jar auf Sanct Andres abent dörfen außfaren, die zu Mekhingen und zu Bodma, und weñ sie auf dem Rein, und sie zu selbiger irer außfart zu Costanz am Rein ankhomẽnt, rufen sie auß iren scheffen laut: hunno, hunno! und faren alsdañ auf dem see fort, und wen sie finden, dessen leib und guet ist inen, den von Bodma, verfallen; wañ aber einem gnad beschicht, werfen sie in, außen ein in Rein entzwerents gestelltes scheff, in den fließenden Rein under das scheff; khumt er under dem scheff herdurch und mag sich selbst oder durch hilf derjenigen, so im scheff seien, widerumb in das scheff (heben), so hat er gebüeßet. Wann sie denn an dem Aichorn ankhomment, haben sie macht, auß einem daselbsten dem comenthur auß der Mainaw zuegehörigen holz, so vil sie die nacht zu kochen und sonsten brauchent, zu nemen. Betretten sie darunder den banwarten, binden sie im baide händ zuesamen, knipfen in an einen bom und einen proksel in das maul, steckhen im under den einen arm 3

laiblen brot, under den andern einen kantten vollen weins, welcher ime, wañ er von den seinigen geledigt wirdt, zum besten verbleibet; und soll daselbsten an einer stauden, so zweijärig, gebunden sein ein schwein so wenig nit dañ vier gulden wert, reiße das schwein ab und wirdet ledig, ehe die von Bodma hinwegfaren, so ist solliches des banwarten, reißet es aber nit ab, sollen sie, die von Bodma, die (suw) wider mit sich füeren und dem stattvogt zu Costanz vereren, dargegen soll er stattvogt und die von Costanz inen, denen von Bodma, vereren bekañtlichen ein halb fiederlein wein des besten, so sie in der statt haben und bi gaistlichen oder weltlichen bekhom̃en mögen (vgl. Weisth. 1, 141. 246), und soll der stattvogt bi seinem aid anzaigen und beteiren, daß er khein beßeren in der statt nit wiße noch bekhom̃en möge; ebenmäßig soll man inen auch vereren ein halb fierendeil wein, des geringsten und schlecht(st)en weins, so in der statt befunden werden mag, wie auch, daß khein geringer befunden werden mögen, vermelter stattvogt bei seinem aid bezaigen soll (vgl. Rechtsalt. 256). Sodañ gehören alle fisch, so selbigen abent in den beren und in den seginen gefangen werden, inen, denen von Bodma, zue, doch sollen sie denen, so die beren gesetzt und wellichen sie zuegehören, geben drei laiblin brot und ein maß wein, wellichen sie auß einem faß, so vier aimer tuet und bei sich habent, laßen sollen, doch wan man unden facht herauß laßen, sollen oben durch ein reittern, weil heraußen gelaßen würdt, . . . welcher aber eine segin füert, dem soll geben werden ain laib brot, welcher so groß sein soll, daß er einen (einem) gewachsnen mann auf dem reichen stehen und so weit über das knie gehabt (?), daß er ob dem knie darab unschaden schneiden mag[41]).

[41]) 'Retulirt Hanß Geörg von Bodma Selbdsten den 16. Oktober —92. zue Mörßpurg, wie Er selbsten auf solligen Zug verrichtet habe.' Aus dem Lehenhofsarchiv zu Karlsruhe durch Herrn Baron M. von Bodmann abschriftlich mitgetheilt. — Eine Aufzeichnung, wohl aus dem 17. Jhd., im Hausarchive zu Bodman, besagt noch: ‚So dan hat ein herr v Bodma (am Rande: Caspar gt: zue zeithen könig Henrici deß Ersten) in dem bluetigen krieg der Hunniten, wider die Christenheit, alß Sie dz ganze röm: Reich überzogen, aine große Victorj nehst ahm Boden See erhalten, allwo Er als dan von denen röm: kay: vndt königen mit sonderer gnadt vndt Priuilegio seines wolverhaltens halb allergnädigst angesehen worden. Vndt haben höhst gedacht Seine kay: vndt königl: Mayenstätt Ihme herrn von Bodma dz fischendtz die Hunno genannt auf dem ganzen Boden See volgender gestalten gegeben, dz Er vndt seine Nahkümling in Ewigkheit dz Jus haben, all-jährlich in Vigilia S: Andreæ nach mitag

Bucelin (Deduct. geneal. 454 sqq.) führt aus: Gaspar von Bodman, der, wie es scheine, zuerst statt des agilolfingischen Löwen seiner höhergestellten Ahnen den rätischen Steinbock und zugleich die drei Lindenblätter von Lindau zum Wappen genommen [42]), habe von der anererbten Veste Bodman aus ruhmreiche Thaten wider die Ungern vollbracht und sei deshalb von Heinrich I. mit großen Vorrechten ausgezeichnet worden, insbesondre mit dem, dass er, zum ewigen Gedächtniss, in gewissen Zeiten des Jahrs Alles, was er von Schiffen oder Waaren auf dem See treffe, wegnehmen oder dessen Loskauf erzwingen dürfe; überdies habe der König ihm und seinen Erben das Recht des Fischfangs, *die Huno* genannt, im Rhein unterhalb der Konstanzer Brücke zu ewigem Lehen übertragen, mit der Befugniss, dass der Älteste dieses Geschlechts von Bodman vorbesagtes Recht gewissen am Rheine wohnenden Fischern weiter verleihen könne, welche Lehensleute noch auf den heutigen Tag als jährlichen Zins bestimmte Hunderte von Gangfischen dem zu Bodman weilenden Herrn zu entrichten schuldig seien. Derselbe Gaspar habe sich in dem von Heinrich I. zu Magdeburg veranstalteten ersten Turniere glänzend hervorgethan, zu dessen Leitung er vom Könige mitbestellt gewesen, und in Folge jenes ihm über den See verliehenen Rechtes, sei letzterer nach dem Besieger so gewaltiger Feinde seitdem Bodensee benannt worden. Bis zu dem verheerenden Einfalle der Schweden in die Seegegend seien die Turnierwaffen der bodmanschen Ahnen sorgfältig bewahrt geblieben, damals aber im Feuer aufgegangen. Nach Aussage der glaubwürdigsten Augenzeugen haben dabei einige Lanzen von solcher Wucht sich befunden, dass kaum zwei Männer eine vom Boden zu heben vermochten, ferner

---

von Bodma auß zue fahren, alle Schiff, so man antreffen wurde hinweg zue rauben, vndt zuer rantion ahnzuehalten, auch alle fischer facht von Bodma auß biß hin gehn Ermatingen vnderhalb der Rheinbruggen zue Costanz gelegen, zue heben, vndt alle fisch hinweg zue nemen, vndt so gedachte herren von Bodma in der nacht nacher Costanz zue der Rhein bruggen komen, So werden Ihnen die Selbige köttenen vnder der Bruggen im Rhein geöffnet, auf dz Sie auch die vberige refier deß Secs gegen Ermatingen hinab besuechen könden, Volgendt in der rukhkher nacher Costanz, wirdt Ihnen dz thor bey der lukhen geöffnet, allwo Sie mit Ihrem raub, den Sie bekhomen haben, in die Statt sich begeben, vndt den Tag darauf den ganzen Magistrat der Statt Costanz gastieren.'

[42]) Vgl. S. 52 f. *Wernherus Zimbrensis* und *Thomas Lyrerus* sind von Bucelin (a. a. O. 442) zu seinen Gewährsmännern gezählt. Das Wappen von Lindau zeigt jedoch nicht drei Blätter, sondern einen Lindenbaum.

eiserne Beinschienen, welche unterhalb des Kniegelenks bis zur Ferse so lang waren, dass der Klostergeistliche Hans Simon von Bodman, des Berichterstatters Freund, ein Mann, der fast sieben Werkschuhe maß, bei wiederholten Proben, wenn er den Fuß in diese Schienen steckte, bis um die Schenkel einsank und doch nicht mit den Zehenspitzen den Grund erreichte. Auch Hirminger, muthmaßlich ein Sohn Gaspars, habe Heinrich I. seinen Heldenadel bewährt, nicht bloß in dem erfolgreichen Kriege dieses Königs wider die Ungern, sondern noch durch besondere Siege, die er an und auf dem Bodensee, zum Schutze der umliegenden Länder, über die Barbaren erfochten, wofür er durch erweiterte Vorrechte, namentlich damit belohnt worden sei, dass ihm und seinen Nachkommen am Jahrestag und zur Feier seines sieghaften Kampfes gestattet sein solle, mit scheinbar bewaffneter Flotte den ganzen See zu befahren, alle dort Schiffende feindlich anzugreifen und zur Auslösung zu nöthigen, was die Umwohnenden, in dankbarem Andenken an die Rettung ihrer Väter durch Hirmingers Tapferkeit, sich von diesen erdichteten Feinden freiwillig gefallen lassen.

Das haltlose Gewebe Bucelins geht sichtlich von Rüxners Turnierbuch aus, welches (Ausg. von 1566, Bl. 23[a]) gleich beim ersten Turnier, 938 zu Magdeburg gehalten, unter den zur Wappenschau berufenen vier alten und vier jungen Rittern aus Schwaben, 'Herrn Casparn von Bodman, für einen alten', erwählt sein lässt. Heinrich I., vermeintlicher Stifter der Turniere, glänzt als siegreicher Bekämpfer der Ungern, die bei Rüxner, wie vielfach anderwärts, als Hunnen bezeichnet werden, und so empfahl es sich, diesen König dem schwäbischen Wappenschauer Caspar von Bodman zum Danke für seine Kriegsdienste wider das Hunnenvolk jenes Fischereirecht, das bei Bucelin *die Huno* heißt, ertheilen zu lassen. Dasselbe bestätigt und verstärkt Heinrich dem angeblichen Sohne Gaspars, Hirminger, welchem offenbar der Held des Frickgaus von 826 (S. 48) Namen und Ruhm leihen musste. Weniger lässt sich einsehen, wie die Herren von Bodman Siege ihrer Ahnen über die Ungern und die hiedurch bewirkte Rettung des Seegebiets damit gefeiert haben sollten, dass sie, das feindliche Heer vorstellend, an ihre Landsgenossen gewaltsame Hand legten. Beachtenswerth ist dagegen die Meldung, wonach zu Bodman bis in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs Waffenstücke von riesenhaftem Maß und Gewicht aufbehalten waren. An solcherlei Erbstücke mochten alte Sagen des Hauses sich geknüpft,

jedoch, unter dem Einfluss geistlicher Freunde desselben, einen halbgelehrten Zuschnitt erfahren haben, von dem selbst die volksmäßigern Chroniken nicht frei geblieben sind. Nur in lateinischer Schriftsprache fand sich für den Hunnoruf die entsprechende Form des Volksnamens: *Hunnus*; schwäbisch, in mündlicher Überlieferung, hätte dieser Name gelautet: ahd. *Hûn*, mhd. *Hiune* (Heune). Den Schiffruf *hunno* verzeichnet, gleich den Andern, der bodmansche Berichterstatter von 1592, aber er, der selbst noch den feierlichen Zug ausgerichtet hatte, sagt einfach, ohne allen Bezug auf den Ungernkrieg, die von Bodman haben von unvordenklichen Jahren diese Gerechtigkeit (S. 56).

Dennoch fehlt es auch nicht an urkundlichen Nachweisen des Erwerbtitels. Mittelst einer 1277 zu Wien ausgestellten Urkunde vollzieht König Rudolf die Pfandverleihung des in Bodmen gelegenen kaiserlichen Hofes *(curiae imperialis in Bodemen sitae)* für 70 Pfund Heller an den lieben getreuen Johann von Bodmen; an Letztern, seinen Vetter, verkauft sodann 1295 Ulrich von Bodman, Domherr zu Konstanz, um 217 Mark Silbers *die newe Burg* zu Bodman, hier wohl die auf dem nachmaligen Frauenberg gestandene, und dieser Gegensatz spricht weiter für die Lage der alten Reichspfalz unten am See (S. 36 und Anm. 34). Bestätigt und namentlich auf das Freigericht ausgedehnt wird die bestellte Pfandschaft durch Handfesten der Könige Adolf 1294, Albrecht 1298, Heinrich VII. 1309, Ludwig 1332, Karl IV. 1361, Wenzel 1378, Ruprecht 1406 [43]). Bald nachher treten Urkunden hervor, in welchen nicht mehr von Pfandschaft, sondern von eigentlichen Reichslehen die Rede ist, des Königshofs zwar nicht mehr gedacht, aber mit dem Freigerichte zu Bodman belehnt und unter den verliehenen Rechten zuerst auch das Hunnfischen genannt wird, doch mag dies schon in einem bodmanschen Theilungszettel von 1389 geschehen sein, wonach der Besitzer des Forsterschen Lehens zu Walwies das zweijährige Schwein zur Ausfahrt liefern musste [44]). Eine deutsche Pergamenturkunde, vom

[43]) Vorstehendes nach summarischer Verzeichnung des Herrn Mattes. Genauere Bekanntschaft mit dem Inhalt dieser Urkunden wird auch den Zusammenhang der Rechtsverhältnisse besser aufhellen.

[44]) Angemerkt von Herrn Mattes. — Mangolds Chronik zum Jahr 1542 (ob. S. 56) besagt allgemeiner: 'win, brot und suw wirt inen (denen von Bodman) dazu geben von iren lehenlüten, die das uß kraft der lehenschaft zu geben schuldig sind, und gat nit uß dem iren.'

römischen König Sigmund am 17. Jan. 1418 zu Konstanz ausgestellt und besiegelt, enthält nun: dass vor ihn, den König, kommen seien die strengen Frischhans und Hanskonrad von Bodmen, Ritter, seine Räthe und lieben Getreuen, und ihn demüthiglich gebeten haben, ihnen nachgeschriebene Lehen, die von ihm und dem Reiche zu Lehen rühren, gnädiglich zu verleihen, mit Namen das Freigericht zu Bodmen, item das Moos, gelegen zwischen Bodmen und Walwis, item den Bann, über das Blut zu richten, und Stock und Galgen zu Bodmen, item die Fischenz zu Costanz in dem Rhein auf sant Andres Abend, *die man nennet die Hunn*; er habe deshalb, angesehen der jetzigen Frischhansen und Hanskonrads demüthige und redliche Bitte und auch ihre willige und getreue Dienste, die sie ihm und dem Reiche oft und dick williglich und unverdrossenlich gethan haben, täglich thun und fürbass zu thun allzeit willig und bereit zu sein meinen, ihnen die vorgenannten Lehen mitsamt ihren Rechten und Zugehörungen gnädiglich verliehen, was er ihnen daran von Rechts wegen verleihen sollte, dieselben fürbassmehr von ihm und dem Reiche zu rechtem Mannlehen zu haben, zu halten und zu nießen, auch haben die vorgenannten Frischhans und Hanskonrad gewohnlich Gelübd und Eide darauf gethan, ihm und dem Reiche getreu, gehorsam und gewärtig zu sein und zu thun und zu dienen, als dann Mann ihren Lehenherren von solchen Lehen pflichtig zu thun seien[45]). Gleichartig ist ein zweiter Lehenbrief König Sigmunds aus Ofen 1424 für den strengen Hans von Bodman, der vor ihn gekommen, und dessen Brüder, abermals über das Freigericht und den Blutbann zu Bodman, das Moos zwischen dort und Walwis, sowie die Fischenz zu Konstanz im Rhein auf St. Andreas Abend, *die man nennet die Huny*[46]). Auch Kaiser Ferdinand I. (1558—1564) bestätigte dieselben 'regalia umb das freigericht, das Mos, bann übers bluet, vischenz zu Costanz im Rhein *die Huno* genannt'[47]). An der Spitze der hier aufgezählten Pfand- und Lehenbriefe steht die Urkunde von 1277, welche den in Bodmen gelegenen Königshof selbst betrifft, und wirklich sind die in anhaltender Folge von den Königen ertheilten und bestätigten Rechte, auch ihrer innern Beschaffenheit nach, solche, die von der Reichsgewalt ausgehen mussten und darum einst der königlichen Pfalz anhafteten: Freigericht, Blutbann,

[45]) Nach der Originalurkunde im Archiv zu Bodman.

[46]) Auszug der Urk. bei Hrn. Mattes.

[47]) Registratur etc. 1589, Pap. Hds. im Archiv zu Bodman, Bl. 25 b.

Fischregal. In alte Zeiten weist besonders noch die mitten unter diesen Hoheitsrechten gehende Verleihung des Mooses zwischen Bodman und Walwies. Das Moos ist die vom erstern aufwärts zum letztern Ort eine Stunde weit sich erstreckende Thalmulde, Moorgrund des zurückgewichenen Überlingersees; die Trümmer von Altbodman und Homburg, auch die entfernteren der Nellenburg, überschauen dieses Geländ, an dessen westlichem Ende, auf einem steilen Hügel, das Dorf Walwies sich erhebt, ohne Zweifel nach dem untenliegenden Wiesenfelde benannt. In der Königspfalz Bodman *(Bodoma palatio regio)* stellte Ludwig der Fromme 839 dem Kloster Reichenau *(Sindleozesauua)* eine Urkunde aus, worin Walwies *(uualahuis)* zu den Orten gerechnet ist, an welchen Eigenthumsrechte der königlichen Kammer von Bodman *(fisci nostri vocabulo potimiacus)* bestanden (Anm. 20). Bei Walawis erstritt Erchanger 915 den Sieg, der ihn für den Augenblick zum Herzog schuf[48]). Dorthin berief nachmals die Herzogin Hadewig eine öffentliche Verhandlung obschwebender Streitsachen und Staatsgeschäfte[49]). Indem nun noch die Lehenbriefe des 15. und 16. Jhd. gerade zwischen Freigericht und Blutbann das Moos gegen Walwies nennen, so ist auch für dieses zur größeren Dingstätte wohlgeeignete Feld die vormals gerichtliche Bedeutung nahegelegt. Selbst dass Erchanger und sein Anhang eben hier, im Gefechte mit den eigenen Landsgenossen *(cum ceteris patriotis suis)*, den innern, alemannischen Zwist über das Herzogthum zur Entscheidung bringen, ist einem Kampfgerichte nicht unähnlich[50]).

---

[48]) Annal. alamann. a. 915 (Mon. G. 1, 56): *Erchanger de exilio reversus, cum Burchardo et Perahtoldo cum ceteris patriotis suis pugnavit, et eos apud Wallawis* (v. *walawis*) *vicit, et dux eorum effectus est.*

[49]) Ekkeh. IV. cas. S. Galli c. 10 (Mon. G. 2, 125): *Colloquium tamen publicum postea* (Hadew) *pro his et pro aliis regiminis causis Walewis villa edixit, illuc quoque episcopum et abbates venire iusserat.*

[50]) Der Schreibung *uualahuis*, einzig in der Urk. von 839, gegenüber steht in den folgenden von 886 bis 1247: *Walawis, Walewis, Walwisa.* Ahd. *walawisa* würde wörtlich ein Schlachtfeld, eine Wahlstatt, *pratum caedis, stragis*, bedeuten (vgl. Graff 1, 801. Gr. 2, 479 f. 1008). Auf bloße *pugna duorum* des alamann. Gesetzes erscheint das ahd. Sammelwort *wal* ('Inbegriff der Erschlagenen' Myth. 389; angels. *väl* auch von der einzelnen Leiche,) nicht anwendbar. Aber auch der größere Kampf von 915 kann nicht den Ortsnamen veranlasst haben, der ja schon 839 bestand. Dagegen erinnert dieser an die in altnordischen Liedern und Sagen gangbare Sitte, nicht bloß das Gottesurtheil des Einzelkampfes (Holmgangs) an der mit Haselstäben umsteckten Gerichtstätte abzuhalten, sondern auch in gleicher Weise den Heerstreit auf gewisse Zeit und abgestecktes Feld anzuberaumen. (Zu *hasla völl* s. Rechtsalt. 809 f., ebd.

Im Anschluss an die Rechte höherer Gerichtsbarkeit wird auch die von Bodman ausgehende 'Fischenz' von den Königen unmittelbar zu Lehen gegeben; der Fischfang, für größere Gewässer frühzeitig zum Regal geworden (Rechtsalt. 247 f. Walter, Rechtsgesch. 2. Ausg. §. 554), bewährt sich hier als solches noch eigens durch die weite Erstreckung und die prunkhafte, gebieterische Weise der Hunnfahrt. Ein Seitenstück zu dieser 'sonderlichen Freiheit' und 'großen Herrlichkeit' (S. 54 f.) bietet der Wildbann in Reichsforsten der Maingegend und Wetterau, nach dortigen Weisthümern aus dem 14. Jhd., derselbe rührt gleichfalls vom Reiche zu Lehen, steht auch namentlich in Bezug mit der Reichsburg zu Gelnhausen, wie das Hunnfischen mit Bodman, und ist ebenmäßig durch stattliche Aufzüge, noch mehr durch strenge Pfändungen und Bußen vorzeitlichen Geprägs, als Ausfluss einer höheren Gewalt gekennzeichnet (Weisth. 1, 498 ff. 3, 426 ff. vgl. 1, 463 ff.). Allem dem entspricht schließlich der Name des bodmanschen Fischereirechts. Im Lehenbriefe von 1418: *die Hunn*; in dem von 1424, wie gelesen wird (S. 61): *die Huny*; in Aufzeichnungen aus dem 16. und 17. Jhd.: auf *der Hunnen*, die *Huno* oder *Hunno*, *Hunno*fische[51]). Nun steht ahd. masc. *hunno*,

---

798: *kampfrasen;* Fornald. S. 3, 750[b]; Egilss. Lex. poët. 302 sq.; Gisla Sög. ved K. Gislas. 6; mythische und sagenberühmte Schlachtfelder, vorausbestimmte und abgemessene *vellir*, beispielsweise: Sæm. 23, 18: *Vigrîdr heitir völlr | er finnask vigi at | Surtr ok in svâsu goð: | hundrað rasta | hann er â hverjan veg, | sâ er þeim völlr vitaðr.* Sæm. 81[b]: *Helgi hafði völl hasladan â Sigarsvelli â þriggja nâtta fresti*, vgl. ebd. 81, 35. Fornald. S. 1, 378: *â Brâvelli etc. lâta hasla honum völl ok taka þeim orrostustað;* aus geschichtlicher Zeit in Heimskr., S. af Ol. Tryggv. c. 18: *iarl etc. hasladi völl Ragnfreði konungi ok tôk orrostostað etc. þar varð allmikil orrosta etc. þetta var â pinganesi;* nach Tac. Annal. 2, 16 zogen die Germanen unter Arminius: *proelium poscentes in campum, cui Idistaviso nomen* (Myth. 372: 'Idisiaviso, nympharum pratum'). In Erwägung kommt noch jenes den Alemannen verderbliche *placitum in loco, qui dicitur Condistat*, vom Jahre 746 (Mon. G. 1, 329. Stälin 1, 183 f.).

[51]) Registr. 91[a]: *Ain zeddel darin begriffen etc. was auff der hunnen des* 39 *jar so man sey* (sie) *gefaren verzertt* (Fahrten von 1542 und 1592 S. 55 f.). Auf der Rückseite des perg. Lehenbr. 1418 von späterer Hand: *des fry gerichts, moss hoffs. stock etc. vnd hünnen etc* Regist. 25[b]: *ain Vidimus von kayser Ferdinanden gebner Freyhait vnnd Confirmation: Darinnen auch die Regalia vmb das freygericht das Moß bann übers bluet, vischentz zu Costantz im Rhein die Huno genannt.* 93[a]: *Item ain alter zedl steet oben im tittel hunno visch zue Cost..ntz. Darinn steet wem die wachten und Reiß verlichen. Item das jerlich* 2000 *visch verfallen, die seyen mit den von Fridingen tailt laut ains tail briefs.* 93[b]: *Die Freyhaiten vnnd Lehen brief*

namentlich in sanctgallischen und reichenauischen Glossen, für latein. *centurio, tribunicius* (Graff 4, 976), und man darf jenes ahd. Wort voraussetzen, wenn in Urkunden des 8. und 9. Jhd., welche das Thurgau, Argengau, die Berchtoldsbaar und andre alemannische Gaue betreffen, der auf den Grafen zunächst folgende *centurio, centerarius, judex,* verzeichnet ist (vgl. Neug. 2, ind. p. 69, unter XI und XIII). Im 13. Jhd. begegnet *Hunno* mehrmals urkundlich als Geschlechtsname und besonders in einer Einsiedler Urkunde von 1217 stehen unter den Zeugen aus Schwiz: *Cunradus Hunno* und *Wernherus Weibel*, Richter und Gerichtsbote, bereits als vererbliche Beinamen [52]). War auch die Stellung und Zuständigkeit des Hunno (in späterer Form: *hunne, honne*) nach Zeit und Ort verschieden, früher wohl gewichtiger, als in der Folge, stets doch war es ein obrigkeitlicher Beruf [53]). Wie sich nun ein ahd. Adj. *hunnilîh, tribunalis* (Graff 4, 976) gebildet hatte, so bedeutet, in dem dargelegten Zusammenhang, das später vorkommende Subst. fem. *hunnî, hunne, hunn,* die feierliche Handhabung der zur Reichspfalz gehörenden Fischgerechtsame durch den Hunnen, dessen Ausfahrt (*auff der hunnen so man sie gefahren,* Anm. 51) der warnende Ruf *hunnô!* verkündete [54]). Dieser herkömmliche Schiffruf und der Name des Rechts verblieben, auch als letzteres längst nicht mehr unter Führung

der Hunno vnnd vischentz zu Costanntz ligen zu Bodman. Auch bei Bucelin, Deduct. geneal. 454: *Jus Piscationis d. die Huno in Rheno infra pontem Constanciensem.*

[52]) Urkunde aus Einsiedeln von 1217 (Hartmann, Annal. Heremi p. 235 sq. vgl. Tschudi 1, 114. Morel, Regest. der Bened. Abtei Einsiedeln Nr. 49): *de Suitz Cunradus Hunno, Vlricus Kesseler, Vvernherus Vveibel etc.* (Kunrad *Hunno* auch schon in einer Urk. von 1210, vgl. Kopp, Gesch. d. eidg. Bünde 2, 1, S. 311. 321.) Urk. aus Schwiz von 1282 (Tschudi 1, 189): *Cunrat dem Hunnen.* Urk. aus Zürich von 1291 (Kopp, Urk. 1, 37 f.): *von Swiz etc. hern Chvonraten Hunnen.* (Merkel, Lex Alam. 76, n. 53.) Bei Goldast, Scr. rer. alam. 2, 102, im Verzeichniss alamannischer Eigennamen ‚ex vetustissimo Codice Monasterii S. Galli': *Hunno* (Förstemann, Namenb. 1, 757).

[53]) Hierüber: Rechtsalt. 756 f. Waitz, Verfassungsgesch. 1, 35 f. 2, 312 ff. 458. Walter, d. Rechtsgesch. 2. Ausg. 100. 292. 298. Im Richteramte, dem vorherrschenden Geschäfte des Hunno, lag es nicht, fiscalische Nutzungen im Namen des Königs einzuziehen (Waitz 2, 316 f.); eher gemahnt der wehrhafte Schiffzug an die alterthümliche Verbindung der richterlichen Gewalt mit dem Befehl über die gewaffnete Macht (ebd. 1, 36).

[54]) Gleich mhd. *wâfenô!* (Ben. Wörterb. 456, 47 f.) späterem *feindio, diebio, mordio, hilfio!* etc. (Schmell. 1, 8. Rechtsalt. 876. Gramm. 3, 219. 297). Formwidrig erscheint subst. fem.: *die hunno,* etwa Kürzung eines mit dem Ausruf zusammengesetzten Wortes (vgl. *huño-fische*).

des Centenars, sondern durch die vom Reiche damit belehnten Ritter von Bodman geübt wurde. Fällt nach allem dem die Beziehung der Hunnfahrt auf das Heldenthum der Ungernkriege hinweg, so ergibt sich dagegen ein beachtenswerther Beitrag zu den deutschen Rechtsalterthümern und ihrer lebendigen Symbolik, die auch anderwärts in schwäbischen Rechtsgebräuchen zu Tage tritt (Beil. 2). Die Bindung des Bannwarts auf der Landspitze Eichhorn, das Recht über Leib und Gut aller auf dem See Getroffenen, das Auswerfen aus dem Schiff und die Nöthigung zum Durchschwimmen unter demselben, all diese gewaltherrliche Androhungen, denen sich doch wieder mancherlei Scherz beigesellt hat, sind kaum anders, denn formelhaft, zu verstehen und grenzen an die niemals vollstreckten 'mythischen' Strafen und Bußen ältester 'Rechtssage' (Rechtsalt. 520. 682. 695).

Noch am Ende des 14. Jhd. hat ein Ritter von Bodman, vielleicht im Glauben an altererbte Berufung zum Kampfe mit den ungläubigen Feinden des deutschen Landes, das Banner wider sie erhoben. Von ihm schreibt abermals die zimmrische Chronik (1340 ff.):

'Kaiser Sigmund hat anno dñi (1392) ain stattlichen Türkenzug geton, in dem doch nit vil außgericht, ja auch der kaiser selbs schier wer gefangen worden. Allerlai unordnungen haben sich in diser expedition begeben, sonderlich S. Jörgen fanen halb, do ist ain großer zank umb gewesen, welcher den füeren solle. Aber herr Hanns von Bodman ritter hat den in Ungern als ain Deutscher erhalten und gefiert, gleichwol nichts fruchtbarlichs ußgericht worden. Es haben auch die Deutschen, so zugegen gewest, bezeugt, daß so das reich wider die ungleubigen und haiden zu veld ziehe, so solle ain Deutscher Sant Jörgen panner zu der hand haben und füeren, darauf sich zogen für den kaiser Sigmund, auch die churfürsten. Aber etlich ansehenlich Behem haben herr Hannsen von Bodman seines fürgebens gescholten, uf mainung, als ob er die unwarhait anzaigt, darauf herr Hañs von Bodman im jar 1392 gemaine grafen, herrn und von der ritterschaft des landes zu Schwaben zusamen beschriben und erbeten. Die sein zu rettung der eer ires vatterlands guetwilliglichen erschienen und haben herr Hañsen von Bodman seins fürgebens in Ungern, wie oblaut, zeugnuss geben, daß sie von iren voreltren auch nicht anders vernommen und daß solchs also herkom̄en, darbei sie auch bleiben wollen. Darumb sein auch brief ufgericht, die auch one zweifel den kitzlichen Behem ainstails sein zukom̄en und überantwurt

worden. Bei diser handlung sein gewesen etc. (folgt die große Namenzahl meist schwäbischen Adels). Geschehen uf den hailigen weihennachtabend im jar 1392.'[55])

Wenige Jahre später, 1396, fiel die blutige, für das christliche Heer verderbenvolle Türkenschlacht bei Nikopolis in Bulgarien vor, aus welcher König Sigmund kaum entrann und von der Froissard in Bezug auf die dabei betheiligten Franzosen sagt, dass seine Landsleute seit der Schlacht von Roncevaux, wo die zwölf Pärs von Frankreich umkamen, keinen so großen Verlust erlitten haben[56]). Er misst die Schuld der Niederlage dem voreiligen Losschlagen der französischen Ritterschaft bei, an deren Seite auch die Deutschen sich tapfer geschlagen. Davon weiß er nichts, was eine handschriftliche Straßburger Chronik anführt, dass bei Nikopolis die Schwaben, als ihr bestehendes Recht, den Vorstreit verlangt haben, worin ihnen aber die Franzosen zuvorgekommen[57]). Sollte das auch auf einer Verwechslung mit dem Vorgange von 1392 beruhen, so erzählt doch ein Augenzeuge, Schildberger aus der Stadt München, dass Hans von Bodman einer der 24 Ritter gewesen sei, welche der in Kriegsgefangenschaft gerathene Sohn des Herzogs von Burgund, Johann von Nevers, nach besondrer Vergünstigung des Sultans Bajazeth, ausgewählt habe, damit sie von der allgemeinen Niedermetzlung der mitgefangenen Christen verschont blieben[58]); sehr glaublich derselbe

---

[55]) Diese Kundgebung steht vollständig bei Datt, de pace publ. 252 ff. und bei Burgermeister, cod. dipl. equestr. 1, 1—5.

[56]) Les chroniques de Jean Froissart L. 4, Ch. 52 (Buchon, collect. des chron. nat. franç. T. 13, Par. 1825, p. 398): *par eux et leur orgueil fut toute la perte; et le dommage qu'ils reçurent si grand que depuis la bataille de Raincevaux où les douze pairs de France furent morts et déconfits ne reçurent si grand dommage.*

[57]) In der bei Datt 251 ausgehobenen Stelle besagt diese Straßb. Chronik, der König habe gebeten: *daß si ihm mit sinem volk, den Ungarn, den vorstrit solten laßen, wann er forcht, werend si nit vornen am strit, daß si nit blibend, und flühend. Dawider sprachen die Schwaben: es were ir recht, wann man striten wolt, daß sie allweg den vorstrit hettend, also wolten sie auch iezunt den vorstrit han. Under den dingen wurden die Franzosen sichtig und sprechend: sie werend von verren landen darkommen, sie wolten den vorstrit han, und ranten die haiden an ungefordert und ungemaistert.*

[58]) Schildtberger etc. Nürmb. durch Joh. vom Berg, vnd Vlrich Newber o. J., Bl. C 3^b: *Alß nun der Hertzog von Burgundi, seinen* (des Königs *Weyasit*) *ernst vnd zorn vermercket, bat er jn, das er jhm etliche auß jnen ledig ließ, die er haben wolt, das gewert jn der König, Da nam er auß jnen, zwölff Herren auß seiner landtschafft. Item den Herr Stephan Synther, vnd den Herrn Hansen von Bodem.* Vgl. Aschbach, Gesch. Kais. Sigmunds 1, 108 ff.

Ritter Hans von Bodman, der 1392 die Fahne geführt hatte. Sigmund, der während dieser Heerzüge noch erst König von Ungarn war, kann solcher Ritterdienste nicht uneingedenk gewesen sein, als er, seit 1410 auch deutscher König, die von Bodman durch Reichslehen, darunter die Hunn mitbegriffen, auszeichnete. Selbst Erinnerungen und Herkommen aus viel älterer Zeit, da noch der alemannische Heerbann mit der Pfalz zusammenhieng, machen sich fühlbar, wenn ein Stammgenosse Johanns von Bodmen, der 1277 den kaiserlichen Hof daselbst zu Pfandlehen erhalten hatte (S. 60), 1392 das Banner des h. Georgs vorträgt und als Wortführer dieses deutschen, mittelbar schwäbischen Vorrechts auftritt, wenn er hierüber ein feierliches Zeugniss von 27 Grafen und 430 Freiherrn, Edelknechten und Rittern des Landes zu Schwaben, hauptsächlich vom Bodensee und aus dem Hegau, hervorruft und wenn sofort in derselben Gegend, unter König Sigmunds besondrer Gunst, die nachmals zum schwäbischen Bund erweiterte Gesellschaft St. Jörgen Banners oder Schilds ersteht [59]).

Die Chronik von Zimmern weiß noch Andres über Bodman und seine Burgherrn zu berichten und eben ihr, die das Waldmärchen vom Tübinger Pfalzgrafen (Germ. 1, 2 ff.) erhalten hat, verdankt man auch ein Märchen vom See, das mit dem verhängnissvollsten Ereigniss der Hausgeschichte von Bodman in Verbindung gebracht ist. Nach Erzählung der wunderbaren Reiseabenteuer eines Grafen von Zollern (Beil. 3 a) fährt der Chronikschreiber fort:

Noch haben wir ain trüwen Schwaben, der auch ain sollicher landfarer gewest, nemlich ainer von Bodman, ain ritter, hat ungefarlich zu zeiten des obgemelten graf von Zollern gelept, von dessen taten ain sonders capitel wär zu beschreiben. Demselbigen ritter starb sein weib, und war aine von ... hieß ..., die het im geporen drei döchtern, waren verheirat, auch zween söne, der ain Conrad gehaißen war unverheirat, der ander Hanns, derselbig war über ain viertel jars nit alt, wie die guet fraw starb. Darab name ime der ritter ain solchen unmuet und bekummernuss, daß er im fürsatzte hinweg zu raisen und in etlichen jaren nit widerumb haimzukommen, befalch derhalben seine baid söne, auch haus und hofe, dem allmechtigen got und seiner lieben mueter. Damit zoch er darvon in frembde land, in die haidenschaft, jar und tag, in welcher

[59]) Datt 232 ff. Stälin 3, 334. 447 f. 619.

zeit er wunderbarliche sachen erfuere, auch vil ritterlicher tat begieng. Er ist nach langem uf solcher rais in ain große wildnuss komen weit von aller mentschlichen wonung (zu achten in denen lendern gegen miternacht, dann die alten das ußer unfleiß nit verzaichnet). Als er sich nun seines leibs und lebens verwegen, ist er doch letztlich seins erachtens (an) ain groß waßer oder ain mer komen, da er kain land mer gesehen. Da hat er seins vermainens ain mentschen gefunden, ain kleines mendle, das hat ine angesprochen, mit sich in ain behausung mit lauter laub und gras überwachsen gefüert und mit eßen und drinken wolgehalten. Mancherlai wein hat es im fürgesetzt, under anderm aber ain wein, welcher, da in der Hanns von Bodman versuecht, er gesprochen, so er dahaim zu Bodman, so welt er sprechen, es were wein von seinen reben oder seinem gewechs, darauf das mendle gesagt: ja, es seie des weins und gewechs von Bodman. Dessen hat sich herr Hanns höchlichen verwundert und gefragt: wie das müglich, daß er seins weins, der doch nit des beßten, in so verre und frembde land kond zuwegen bringen? Da hat er im frei bekent, es selbs sei kain natürlicher mentsch, sonder der Nebel, darumb könnde er der mertails lendern den wein bekomen, und was oder wievil weins von dem nebel hin und wider in den weinlendern verderpt, das gang im zu nutz. Darneben hat er ine gelernt, so er zu ewigen zeiten seine weinreben zue Bodman vor dem nebel und schaden wolle behüeten, so soll er im flecken Podma nimer wider den nebel leuten laßen (wie dan sonst gemainlichen beschicht, daß man morgens wider den nebel zu leuten pfligt, den zu vertreiben), so soll er vertröst sein, daß seinen reben zu Bodma kain nebel kain schaden niemer ton werde. Das hat im der von Bodma verhaißen, darauf sein sie wider von ainandern geschaiden. Im abschid hat im das mendle gesagt, es sei zeit, daß er wider der haimat zu nehere. Derhalben im herr Hanns versprochen zu folgen und sich uf die fart zu machen, als er auch geton. Mitler zeit aber und er sich von haus geton und sein junge söne dahaimgelaßen, do ist Lorenz keller gewest, wie dann beschicht, wa die katzen ußerm haus, so raihen die meus. Also da der guet alt herr von land, so kamen die dochtermenner und schweger sampt iren weibern mermals gen Bodma und war alles trauren umb ire liebe guete muetter und schwiger schon hind (Schmell. 2, 217: hint sein) und vergeßen. Insonderhait so

kamen dahin uf sant Johanns sonnenwendi abend, welchs ain sampstags war, herr Hanns von Schellenberg ritter mit seiner hausfrawen Anna geborn von Bodma, Hainrich von Bluemeneck mit seiner hausfrawen Adelhait geborn von Bodma und Gottfriden von Krehen sampt seinem weib, Cathrinen von Bodma. Dise alle drei waren schwestern und des alten herren Hannsen von Bodmans döchtern. Dise warden von irem brueder und schwager Conraden von Bodman erlichen und wol empfangen und gehalten. Sie waren denselbigen abent ganz frölich, wenig bedrachtend den großen unfal auch den ellenden erbärmlichen tod, der inen so nahe under augen gieng. Nach dem nachteßen fiengen sie an zu danzen und alle kurzweil zu haben. Indes facht an ain groß wetter über das schloß zu komen mit dondern, blitzen ganz greusenklich, des sich doch die obgehörten nichts annamen, sondern fortfueren. Also erzaigt sich gegen den abent spot ain groß wunderzaichen alda, dann es ließen sich ganze feurige kugeln und stræl ob dem schloß sichtbarlichen sehen, daß solchs die wachter nit verhalten, sonder den edelleuten anzaigen müeßen, und sie waren die sich nichts daran kerten, sonder danzten und ließen sich hieran nichts irren. Also zu angeender nacht do ließen sich die feurinen kuglen herab und schlueg der donder mit obgehörten strælen dermaßen in das haus, daß gleich das ober schloß und geheus aller voller feur, und als die alten schlößer ainest mertails in die höche gebawen, nur mit hilzin stegen one alle andere verborgne oder haimliche abgeng versehen, da ware ainsmals jamer und große not vorhanden. Es war nit weil, da lange beratschlagung zu pflegen, dann da war kain hoffnung ainigs hails, dann so etwer zu aller höche hinauß het wellen springen, das aber ain unmügliche sach alle bedaucht. Derhalben als sie den gewalt und straf gottes augenscheinlichen sahen, baten sie gott umb gnad und verzeihung und ergaben sich gedultiglichen in den tod, der bald daruf volget. Dann die obgenannten vom adel und ire weiber verbronnen zu eschen sampt dem schloß, dergleichen noch drei frawen, die ain hieß Adelhait, war des jungen von Podmans, der noch in der wiegen lag, saugama, die ander zwo: die ain hieß Lucia, die ander Anna, dise alle verbronnen sampt dem schloß. In allem jamer aber und mordlichen geschrai, wie wol zu gedenken, do hat die saugama Adelhait den jungen Hansen von Bodma in vil windlen und lumpen eingewicklet und in ain

großen erinen hafen, der ungeferd damals oben im schloß an der hand gewesen, gesteckt und als ir das feur ganz nahend komẽn, hat sie den gueten jungen im hafen in gottes des allmechtigen und unser lieben Frawen namen zum laden hinauß geworfen, und wiewol es ain große höche, nochdañ ist der jung im hafen wunderbarlichen salvirt worden und darvon kommen. Dann er ist gleich von den nachpurn und seinen verwandten erzogen worden, da man ime ußer erbermde alle trewe bewisen, und ist damals aller stam̃ deren von Bodma uf disem jungen gestanden, dañ von dem alten niemands gewist, ob er lebendig seie oder todt. Dise geschicht ist beschehen an ainem sampstag S. Johanns des teufers abent spat gegen der nacht im jar als man zalt 1307. Unlangs hernach diser erbermlichen geschicht do ist der alt herr Hanns von Bodman wider zu land komẽn, iedoch am ersten gen Salmensweiler ins closter, dieweil er und seine vorfarn ire begrebtnuss allda gehabt, zudem ime der apt auch sonderlichen wol bekañt war. Es behielt in der apt ain tag etliche bei im, daß er in nit haim laßen wollt. Wie er aber lenger nit pleiben (wollt), do nam er ine uf ain ort, sagt ime alle ergangne geschicht mit beßten glimpfen, bat in darbei, daß er solches alles gott befelchen und dem allmechtigen danken (solle), daß er seinem jungen sone so wunderbarlichen mit dem leben darvon hat geholfen, mit weiteren worten herzu dienstlich. Der alt herr Hañs vernam dise geschicht mit großem unmuet, verfuegt sich darauf haim und als er alles nach notturft erkundiget, do name er sein jungen son zu sich, den erzog er fürter mit allen trewen und von demselbigen Hañsen von Bodman sein alle von Bodman, so noch in leben, abkomẽn. Man zaigt noch heutigs tags uf Bodman den erin hafen, darin der jung zum schloß ist hinaußgeworfen worden, der wurt zu ewiger gedechtnuss allda behalten. Der alt herr Hañs von Bodma hat das verbroñen schloß nit mer pawen wellen, sonder hat den berg mit etlichen renten und gülten unser lieben Frawen geschenkt und geaignet, auch das alles dem abt von Salmensweiler und dem closter übergeben, damit etlich fratres daselbst ewiglich erhalten werden, die den gotsdienst ieben sollen. Das hat der abt angenomẽn, ain kirchen in der er unser lieben Frawen sampt ainer behausung darzu erbawen und sein stetigs zwen conventual alda, wurt unser lieben Frawen berg genennt. Nach solchem hat herr Hanns von Bodman das schloß, so iezo auch Bodma wurt genennt,

erbawen uf den perg, da es iezo steet, und darin ain ganze übergülte stuben gemacht, aller brauncirt, und von der zeit an do hat man dem nebel nimmermer zu Bodma geleut, wurt auch noch also gehalten. Man waist auch dargegen, daß der nebel von unverdenklichen jaren dem wein oder den reben allda kain schaden nie geton hat. Man sagt auch, es hab sich der alt herr Hans mit seinem sone, als der erwachsen, verglichen, daß hinfüro alle des stammens von Bodman manspersonen sollen Hans genempt werden, wie das bei unsern Zeiten noch gehalten wurt. — Ich hab von glaubhaftigen leuten mermals gehört, daß noch zu unsern zeiten, da ain groß wetter zu Bodman sich erzaig, feurine liechtle und kuglen uf den zinnen, turnen und dechren sich sehen laßen, und so das beschicht, haben sie ußer der deglichen und vilfeltigen erfarnuss darfür, das wetter thue kain schaden und hab nur (nun?) kain not mer; zu achten, solche liechtle seien inen zu ainer gedechtnuss und zu ainer sicherhait künftigs brands gegeben, wie dann der regenbog gemainem mentschlichen geschlecht ain zaichen ist des bunds und daß die welt mit kainer sündfluet mer sol gestraft werden oder zergeen [60]).'

Auf sehr abweichende Weise bringt das schweizerische Heldenbuch von 1624 den Schlossbrand von Bodman mit der Nebelsage zusammen:

'Umb das Jahr Christi ein tausent drei hundert und achte lebte Johann von Podmen, des uralten adelichen Geschlechts am Bodensee. Welcher in seiner jugend ganz wunderlich bei dem leben erhalten worden, so sich also zugetragen. Es kame ein Schwarzkünstler und fahrender Schüler an dieses Ort, welcher dem Herren zugesagt und versprochen, er wölle durch sein Kunst zuwegen bringen, dass forthin in derselben Gegne, umb den Bodensee herumb, kein Näbel oder Rif den Weinreben mehr Schaden bringen solle, welches man ime dann aus vorgehenden Thaten geglaubt und grosse Frewd gehalten. Als nun das ganze Hausgesind mit

---

[60]) Nachträglich (S. 1516) bemerkt die Chronik: 'Also befindt sich in der erfarnuss, daß sonst solche liechtlin, so man die zue zeiten sicht, uff den techern und turnen, was glücklichs und guets bedeuten.' Es folgen Beispiele solcher bedeutsamen Erscheinungen auf dem Münsterthurme zu Konstanz 154* und 1565, dann zu Marburg 1566. Vgl. Myth. 868 f. und 1089 f. (St. Elmsfeuer); Fälle schlimmer Vorbedeutung bei Br. Grimm, d. Sag. 1, 368.

sampt den Junkheren frölich getanzet, schluge unversehen ein fewriger Straal in das Schloss, also dass es an allen Orten anfieng zu breñen. Daselbsten seind siben Edelmäñer mit sampt dem Hausgesind, Knechten und Mägden, jämerlich zu grund gangen. Zu dieser Stund erbarmet sich die Seugamm gar sehr ihres jungen Kind, und weil sie bessers nicht mögen, erwütschet sie ein eherinen Hafen, setzt das Kind darein, machet viel Tücher zu ring umb es, damit es wol bevestiget wurde, und warffe es von einem hohen Thurn über das Schloss hinaus, da es dañ auch bei dem Leben erhalten und von dem zulauffenden Volk erkennet und hin getragen worden. Dergestalten war Johannes allein von diesem Geschlecht damahlen überblieben, auch in allen Tugenden wol aufferzogen. So bald er auch erwachsen, ist er dem keiserlichen Feldläger nachgezogen und (hat) sich dermassen wol gehalten, dass er zu Ritter geschlagen worden. Nach diesem kame er wider heimb, erneweret seiner Vorfahren Wohnung und hielte sich dergestalten loblich, dass ihne menniglich sehr geliebet. Es seind seine Nachkomen alle von ihme har Johannes geheissen und in dem Closter Salmansweiler ehrlich zu der Erden bestattet worden, da dann diese Historien an einer Tafel gemalet'[61]).

Andre Darstellungen halten das Nebelmärchen unvermengt mit der Geschichte des Brandes. So zuvörderst eine handschriftliche Aufzeichnung aus dem 17. Jhd. im Hausarchiv zu Bodman[62]). Erst wird hier das Unheil von 1307 und die Stiftung auf dem Frauenberge mit einigen nähern Umständen gemeldet: als Umgekommene sind besonders genannt die Herrn von Schellenberg, Blumeneck und Hohenkrähen (Eidame des Ritters von Bodman); die Kindsfrau legt den Knaben 'in St. Joañis naṁen' in das eherne Gefäss, daher auch Alle dieses Stammes den Namen Johannes fortan behalten haben; die Kapelle des Frauenbergs, zu welchem die zwei umliegenden Thäler sammt vielen Zehenten und andern Mitteln für Unterhaltung eines Geistlichen aus Salmansweiler geschenkt wurden, ist durch tägliche Wunder verherrlicht:

---

[61]) Schweitzerisch Heldenbůch etc. Basel, 1624 S. 45 f. Daraus schon mitgetheilt in O. F. H. Schönhuths Neuem Führer um den Bodensee etc. Lindau 1851, S. 284 f.

[62]) *Designa'on Waß sich denckwürdiges von denen Herren von Bodma dermahlen in actis findet.* Pap. Fol. 2 Bog.

'darbei noch die alte und wahrhafte gefänknus S. Othmari, ersten abts zue St. Gallen, unter anderen zue ersechen, welche alleinig in der brunst übrig gebliben'[63]).

Für sich bestehend folgt hierauf die Nebelsage:

'Zue disem hat man auß uralten geschichten, daß der herr Hanns von Bodma, sonsten der Landfarer genant[64]), so anno .... gestorben, sich von seiner fraw gemahlin in entfernte länder begeben, in meinung, die ganze welt durchzueraisen. In der abrais aber hat er seinen guldenen rüng von der hand genom̄en, solchen entzwai gebrochen und das aine stuck gedacht seiner fraw gemahl zue dem ende, daß, wan er nach langen jaren widerumben nacher haus kom̄en möchte, es ain kenzaichen seiner person sein solle, gegeben; den andern halben tail aber hat er bei ime behalten. Als er nun lange jar ausgebliben und auf dem wilden mör von denen wellen in aine insel geworfen worden, also daß er nicht mer fort kom̄en können, sondern seines lebens verzweiflet hette, ist ein wildes mändle zue ime kom̄en, ine seiner traurigkait befraget, so er ime allen verlauf erzölet hat; worauf dieses mändle ime gesagt: es hette seine fraw sich widerumben mit ainem andern verheiratet und morgigen tags werde sie hochzeit halten; wan er ime versprechen wolle, daß er in seiner herrschaft ewiglichen nicht mer wider die nebel leuten laßen wolte (ursachen, weilen er sein beste narung aus dem weinberg, die Herrenstain genant, diser herrschaft habe), so wolle er ine one allen seinen schaden und nachtail auß diser gefar erheben und füeren, daß er morgen nach der malzeit seiner fraw gemahl beiwonen könde. Nachdeme diser herr von Bodma ein soliches zuegesagt und versprochen, und es noch auf heütigen tag also gehalten würdet, als ist dises mändle mit ime zue Bodma den andern tag, als man bei dem hochzeitmal sich lustig eingefunden, ankom̄en. Herr von Bodma aber stellete sich als ein armer und begerte, ime ainen trunk zue raichen. Als er solichen erhalten, hat er ainen trunk aus disem geschürr geton, in den überigen wein aber wurfe er den halben tail des guldenen

---

[63]) Vgl. oben S. 52. Schönhuth a. a. O., S. 288, bemerkt die in Stein gehauene Aufschrift des kleinen Gewölbs: *Vestigium carceris St. Othmari.*

[64]) Hiezu Randbemerkung von andrer Hand: *mit welchem zue Nam̄en dan Er all jährlich auf vnser lieben frawen berg zu Bodma aus dem noch verhandenen alten jahrzeit büechlin alß benefactor verlesen würdt.*

rings, so er mit sich zue ainem kenzaichen genom̃en, batte, disen trunk sambt inligenden halben tail des guldenen rüngs der fraw hochzeiterin zue präsentieren. Als nun sie dises gesechen, war sie alsobalden erschrocken, befalche gleich iro den halben guldenen rüng, so in irem schreibtisch lage, beizuebringen, so nun alsobalden mit mänigliches verwunderung, was es bedeiten solle, geschechen. Da sie nun baide stuck zuesam̃en füegte, (hat sie) iro disen armen zue der malzeit zue füeren befolchen, allwo sie ainandern als liebe ehegemahl begrießet und dise wunderbarliche geschicht sonderliche freüden erwecket hat'. [65])

Damit stimmen zwei noch neuerlich aus dem Volksmund veröffentlichte Fassungen der Sage in den Hauptzügen überein, wenn auch einzelnes Eigenthümliche beifügend. Nach der einen (bei E. Meier, Volksmärchen aus Schwaben, Stuttg. 1852, Nr. 61: Das Nebelmännle, mündlich aus Engen,) kommt der Edelherr vom Überlingersee, auf seiner siebenjährigen Reise bis ans Ende der Welt, durch weite Wüste zu einer hohen Mauer, die er, um zu erfahren, was dahinter sei, seinen zwei Dienern nacheinander ersteigen hilft, sie springen aber auf der andern Seite hinab und kehren nicht wieder, denn es ist der Paradiesgarten; allein kann er nicht hinaufklettern und gelangt hernach zum Hause eines kleinen Menschenfressers, des Nebelmännleins:

'Nachdem nun das Nebelmännle von dem Herrn von Bodmann erfahren hatte, wie er daher gekommen, so sprach es zu ihm: „ich will dir nichts zu Leide thun und will dich sogar noch in dieser Nacht zu deinem Schlosse führen (denn sonst hält deine Frau morgen mit einem Andern Hochzeit), wenn du mir versprichst, dass du künftig das Läuten mit der Nebelglocke unterlassen willst." Das versprach ihm der Herr von Bodmann herzlich gern, und darauf nahm ihn das Nebelmännle auf seine Schultern und flog mit ihm, schneller als der Wind, durch die Luft und setzte ihn am Morgen richtig vor seinem Schlosse nieder. Wie der Herr von Bodmann seine Burg betrat, erkannte ihn Niemand, selbst seine Frau nicht. Diese reichte ihm Waschwasser, und nachdem er sich gewaschen, zog er seinen Trauring vom Finger und ließ ihn hineinfallen etc. Das Läuten mit der Nebelglocke, welches den Nebel verscheuchen sollte, ist seitdem eingestellt worden.'

[65]) Späterer Beisatz: *Dißes ist das einzige Pieçe so von dem Nebel-Leuthen handlet, außer deme keine Spur in Actis verhanden.*

Nach der andern mündlichen Überlieferung (bei L. Reich, die Insel Meinau etc. Carlsruhe 1856, S. 228 ff.) springen die Diener des wandernden Ritters von Bodman nicht in den Paradiesgarten hinab, sondern kehren aus dem kleinen Hause des Nebelmännleins, eines grausamen Feindes der Menschenkinder, nicht wieder, der Herr selbst, der ihnen dahin nachgefolgt, wird vom Weiblein des Menschenfressers verborgen, jedoch von Letzterem gewittert und muss aus dem Kellerloche hervortreten:

'Aber wie erstaunte er, als ihn der Alte nicht unfreundlich mit Namen begrüßte. „Woher wisst Ihr, wie ich heiße?" fragte verwundert der Ritter. „Ich weiß noch mehr", sagte der Nebelmann, „morgen früh wird Eure Gemahlin getraut in der Schlosskapelle zu Bodman; die 7 Jahr, die Ihr bedungen habt, sind längst verflossen etc. Ich will einen Vertrag mit Euch abschließen; wisst, ich bin der Nebelmann vom Bodensee, und die Nebelglocke, die jeden Abend in Bodman geläutet wird, schlägt mich jedesmal bummelnd um den Kopf; wenn Ihr mir versprecht, das leidige Ding für ewige Zeiten in den Bodensee zu versenken, so will ich Euch noch vor Tagesanbruch in die Heimat schaffen." Der Ritter willigte ein, worauf das Nebelmännlein einen seiner dienstbaren Geister berief und ihn fragte: „wie schnell bist du?" „Wie der Pfeil vom Bogen!" lautete die Antwort. „Du bist zu langsam", versetzte der Nebelmann und citierte einen zweiten: „Wie schnell bist du?" „So schnell wie der Wind!" erhielt er zur Antwort. „Zu langsam!" hieß es und ein dritter wurde gerufen, der auf die Frage, wie schnell er sei, zur Antwort gab: „So schnell wie des Menschen Gedanken!" „Gut!" versetzte das Nebelmännlein, „du bist der Rechte, auf mit ihm und davon!" [66]). Der Ritter wusste nicht, wie ihm geschah. Als er erwachte, lag er auf dem Gänsriedersteg bei Bodman. Lieblich von der Morgensonne beschienen, glänzte der See und die hohe heimatliche Burg; die Glocken riefen zur Kirche. Bei dem Festmahle, das der Trauung folgte, wird dem fremden, im Schlosshofe stehenden Pilgrim hereingerufen und ihm ein Ehrenplatz angewiesen; die Braut selbst kredenzt ihm den üblichen Trunk. Der Ritter lässt seinen Ehring in den Wein fallen und die gute Frau, als sie Bescheid thun will, sieht das Zeichen auf des Bechers Grunde liegen; sie wird aufmerksam und erkennt in

[66]) Vgl. Sn. Edda Arnam. 1, 154. 162 f.

dem Gaste den todtgeglaubten Gemahl, und Alles endet in Freude, der Ritter aber löst getreulich sein Versprechen wegen des Nebelglöckleins. — Gewöhnlich wird der Geschichte im Volksmunde durch Verknüpfung der spätern Sage ein tragisches Ende gegeben. Die Frau will den durch lange Jahre und Mühseligkeiten gealterten Gemahl nicht mehr erkennen, worauf dieser des Himmels Strafe und Verderben über die Ungetreue und ihr ganzes Haus heraufbeschwört. Sogleich erfüllt sich die Verwünschung. Ein Wetter zieht am Himmel auf und der Strahl entzündet die Burg, in welcher Alle in den Flammen den Tod finden, mit Ausnahme des jüngsten Sprösslings eines anwesenden Ritters von Bodman, der durch die Geistesgegenwart der Amme gerettet wird. — Noch soll zuweilen bei niederem Wasserstand die versenkte Nebelglocke gesehen werden. Das Nebelmännlein aber hat seinen Sitz im „Löchle", einer angeblich unergründlichen Tiefe des Sees bei Bodman, welcher Fleck bei größter Kälte niemals zugefriert. In stillen Nächten steigt der silberbärtige Alte auf, beirrend die Schiffleute und beschädigend mit kaltem Reife die Reben.'

Auch auf den kleinern, nachbarlichen Federsee ist die Nebelmäre übertragen. Ein Graf von Stadion, der schon seit sieben Jahren reist, um das irdische Paradies zu suchen, hat sich in einem großen Holze verirrt und kommt zu der mächtig hohen Mauer, von der seine beiden Knechte hinabspringen, dann zu dem alten Waldweiblein, das ihn vor ihrem Mann, einem Menschenfresser, versteckt; der Waldmensch aber stöbert ihn auf, redet ihn als Grafen von Stadion an, gibt sich selbst als das Nebelmännlein zu erkennen, will ihn übrigens verschonen und rechtzeitig nach Stadion bringen, wo die Gräfin am nächsten Morgen mit einem Andern Hochzeit halten werde, wenn er verspreche, sein 'verbeintes' (Schmell. 1, 178) Glöcklein, das den Nebelmann nicht leiden könne und, so oft derselbe dort Übel anrichten wolle, an den Kopf schlage, in den See zu werfen; der Graf gibt sein Wort und des Morgens frühe fahren sie im Nu auf einer Nebelwolke nach Stadion, wo Jener sich durch seinen Stahlring ausweist, das Nebelglöcklein aber lässt er in den Federsee versenken [67]).

Es ist dreierlei Inhalt, den die vorstehenden Erzählungen manigfach verbinden oder scheiden: die Geschichte des über Burg und

[67]) Von Herrn Dr. Anton Birlinger nach der Erzählung eines herumziehenden Korbflechters aus Wendelsheim aufgeschrieben.

Geschlecht von Bodman 1307 ergangenen Unheils und der Rettung des jüngsten Sprösslings; die Heimkehrsage; das Nebelmärchen. Zum ersten Gegenstand, dem Burgbrande, besagt der, laut Titels, auf Urkunden gegründete 'Salmansweilische Bienenstock' (Apiarium Salemitan. Prag, 1708. S. 148 f.): im Jahre 1309 sei durch die Bischöfe von Eichstädt und Konstanz die Kapelle auf Unser-Frauen-Berg beim Schlosse Bodman geweiht worden, welche kurz zuvor der Ritter Johannes von Bodman zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, sowie zum Gedächtniss aller deren, die daselbst auf der älteren Burg durch Blitzstrahl und Feuersbrunst umgekommen, erbaut und mit der Bestimmung dem Kloster Salem geschenkt habe, dass priesterliche Mönche desselben dort wohnen und Messe lesen; dieser ersten Schenkung haben sich allmählich andre zum bessern Unterhalt solcher Geistlichen angereiht. Ein späterer Abschnitt desselben Buchs (S. 204 f.) erzählt umständlicher den Gewitterbrand am Abend vor St. Lamberti 1307, die Rettung des Kindes durch die Amme, von der es, beim Hinabwerfen im ehernen Kessel, der heiligen Dreifaltigkeit und dem Täufer Johannes, dessen Namen es geführt, empfohlen worden, woher dann auch alle Nachkommen dieses Stammhalters fortan mit dem ersten oder zweiten Namen Johannes geheißen, ferner die Erbauung der Muttergotteskirche auf der Stelle des abgebrannten Schlosses durch den heimgekommenen Vater und dessen 1332 (?) unter dem Abt Ulrich vollzogene Schenkung an Salmansweiler, woselbst in der großen Stiftskirche, gegen den Chor hin, fortan die von Bodman, als besondre Wohlthäter des Klosters, ihre Begräbnissstätte gehabt. Offenbar liegt der Nachricht von obiger Vergabung ein lateinischer Schenkungsbrief zu Grunde, der einem zu Salem im vorigen Jahrhundert gefertigten Urkundenbuch abschriftlich einverleibt, jedoch mit keiner Jahrzahl versehen ist; darin urkundet Johann von Bodmen, dass er den Grund, auf welchem sein altes Schloss erbaut war *(fundum, in quo castrum meum antiquum in villa Bodmen situm extitit et constructum)*, mit aller Zugehör an Wiesen, Weingärten, Weiden, Baumgütern, Wäldern und dem Weiher, deren genaue Grenzbeschreibung sofort angefügt wird, welches Alles sich in seinem freien Eigenthum befunden, dem Dienste Gottes widme und zu diesem Behuf dem Abt und der Gemeinschaft des Klosters Salem übergebe, mit Beistimmung des Bischofs Gerhard von Konstanz, dessen Dienstmann er sei (*cujus fore dignoscor ministerialis*, vgl. Anm. 31), dass zwei Priester aus diesem Kloster neben

der auf dem Grunde besagten Schlosses erbauten Kapelle *(in fundo dicti castri juxta ecclesiam seu capellam ibidem constructam)* beständig wohnen und auf den Altären derselben tägliche Messen lesen sollen zum ewigen Gedächtniss Gottes und seiner glorreichen Mutter, des h. Otmars, der Märterer, Beichtiger und Jungfrauen, auch aller Heiligen Gottes, sodann des Stifters, seiner Eltern und vorzüglich seiner drei Töchter und ihrer Gemahle, sowie seines Sohnes Kunrad, die im dortigen Schlosse durch das unvermuthet und zufällig ausgebrochene Feuer kläglich umgekommen *(mei, parentum meorum et precipue filiarum mearum trium et maritorum earumdem ac Cuonradi quondam filii mei, qui in castro ejusdem fundi ignis voragine, orti casu inopinato et fortuito, lamentabiliter perierunt)*, auch dass sein gleichnamiger Sohn Johannes zu Einhaltung und Gutheißung alles Vorstehenden sich durch einen leiblichen Eid verpflichtet habe; Gerhard, Bischof von Konstanz, Ulrich, Abt von Salem, und Rudolf, Decan der Konstanzer Kirche und Rector der Kirche zu Bodmen, bestätigen all dies unter Anhängung ihrer Siegel [68]). Für die hier fehlende Jahrzahl kann in keinem Falle 1332 angenommen werden, da Gerhard von Benar nur von 1306 bis 1318 als Bischof zu Konstanz bezeugt ist (Stälin 3, IX. 115. 158). Im letztern Jahre war freilich der 1307 als Säugling gerettete Johannes, welcher die Stiftung beschworen haben soll, erst eilfjährig und seiner wundersamen Erhaltung ist hier nicht erwähnt, wenn nicht eben die feierliche Beiziehung desselben darauf Bezug hat. Die Echtheit dieses Schriftstücks überhaupt wird besser geprüft werden können, wenn die Mittheilungen aus dem bis zur Mitte des 14. Jhd. gehenden, pergamentenen Chartular von Salem, dessen Urkundenabschriften vom Anfang des 13. Jhd. an immer gleichzeitige sind (Mone, Zeitschr. 1, 315), auf den hier in Betracht kommenden Zeitraum erstreckt sein werden. In gänzlich unverdächtigen Urkunden begegnet der bodmansche Name Johannes zuerst 1281, dann 1288, 1293, 1298 und 1317 (Mone, Zeitschr. 3, 227 f. 235. 243. 250. 2, 490); mittelst letztbemerkter überlassen zwei Brüder von Hohenvels ein Besitzthum zu Untersiggingen dem Stifte Salem auf Bitte des gestrengen Ritters Johannes von Bodmen *(ad peticionem strenui viri Johannis de Bodmen)* und alle zusammen können den Vergaber des Frauenbergs an dasselbe Kloster betroffen haben. Wenn aber auch der fragliche Brief über

[68]) Tom. III. Litterarum Archivii Salemitani, p. 530 sqq. (Bibl. zu Überlingen, vgl. Schwab 2, 131.)

diese Schenkung nicht formgültig bestehen kann, so ist gleichwohl sein Inhalt ein weiteres Zeugniss dafür, dass die, bei aller Verschiedenheit in Einzelnem, doch im Ganzen einhellige Überlieferung des Ereignisses von 1307 allgemein bekannt und geglaubt war. Alte Gedenkzeichen kommen hinzu: ein auf Silbergrund gemaltes Bild, das, noch zu Salmansweiler befindlich, die Verunglückten, knieend und betend, darstellt und welchem spätere Malereien in der Kapelle des Frauenbergs [69]), zu Bodman und Möckingen entsprechen, sodann der eherne Kessel, der noch im Herrschafthause zu Bodman bewahrt ist, früher auch in der Schlosskapelle zu Espasingen neben dem Altar aufgestellt war [70]). Als er einst in fremde Hände gerathen, sollen ihn die Herrn von Bodman um einen Bauernhof zurückerkauft haben (Schönhuth, Führer etc. S. 287)..

Die bodmansche Heimkehrsage steht in den meisten der aufgeführten Berichte außer Zusammenhang mit dem Schlossbrand und zeigt in denselben das vollständige Gepräge der Gattung, der sie angehört: durch übermenschlichen Beistand, der mittelst geleisteten Dienstes oder Gelöbnisses erlangt sein muss, trifft aus weitester Ferne der Todtgeglaubte und nur an besondern Merkzeichen Erkannte plötzlich in der Heimat ein, um seine bereits einem andern Freier bestimmte Frau im äußersten Augenblicke zurückzufordern [71]). Her-

---

[69]) Apiar. Salem. 206: *Es stehen die besagter Maßen verbrōnene Personen auff einer langen Tafel über alldasiger Sacristei-Pforten verzeichnet.* Vgl. ob. S. 72.

[70]) Designat. (Anm. 62): *und ist diser uralte hafen in dem markflecken Bodma* (übergeschrieben und wieder ausgestrichen: *dem schloß zue Espesingen*) *in der Bodman. behausung, mit der jahrzahl* (1307) *darauf geschriben, auf heütigen tag zue sechen.* Bucelin, Deduct. p. 464: *lebeti aeneo, qui in hodiernam usque diem in Potama videndus asservatur (jam v. in sacello Espingensis castelli, juxta altare visitur) etc.* — In der Quellenangabe desselben Schriftstellers, der mit Simon von Bodman befreundet war, sind auch genannt (p. 442): *monimenta et picturae diversae nuper arcis Bodmannicae nunc exustae.* Ebendort mochten auch die alten Turnierwaffen aufgestellt sein, deren barbarische Zerstörung durch die Flammen Bucelin beklagt (ob. S. 58). Unter *arx Bodmannica* ist ohne Zweifel die Burg Altbodman verstanden und ihre Verbrennung in die Zeit der schwedischen Kriegsführung am Überlingersee (1634) gesetzt. Die *villa* Bodmen war um 1335 in einer Fehde des Herrn von Klingenberg mit dem von Bodmen durch die Leute des erstern abgebrannt, das *castrum* aber damals nicht mitbetroffen worden (Joh. Vitod. 113).

[71]) Derartige Sagen sind reichlich zusammengestellt: Myth. 980; Wolf, Beitr. 1, 4 ff. und Zeitschr. 1, 63 ff.; Simrock, Mythol. 219 ff.; Schambach und Müller, Niedersächs. Sag. 389 ff. Menzel, Odin 94 ff. Rochholz, Schweizers. 2, 114 ff.; worauf, abgesehen von den mythologischen Erklärungen, hier verwiesen werden kann.

vorgerufen durch die Aufgabe, der überraschenden, wundergleichen Wiederkunft den lebendigsten Ausdruck zu geben, hat sich diese Sagenform verschiedenen Zeiten und Orten angebildet. Am Bodensee bewegt sich in ihr schon die Erzählung von Udalrich aus dem ersten Viertel des 10. Jhd. (S. 46 f.); sonst ist von schwäbischen Beispielen vorzüglich der edle Möringer, der, abermals wie Odysseus, schlafend auf den Heimatboden versetzt wird, durch ein Lied des 15. Jhd. kundbar geworden (Beil. 3 b.). Die Abwesenheit des Burgherrn bei der Verbrennung von Bodman ließ sich damit erklären, dass man eine dort gangbare Wandersage, wie es in der zimmrischen Chronik geschieht, auf ihn anwandte. Indem er freilich erst nach dem Tode seiner Frau und aus Betrübniss darüber auf die Reise geht, ist hier der altübliche Abschluss hinweggefallen. Nur die neueren Aufzeichnungen aus der Volkssage führen den Wanderer bis zur Grenze des Paradieses, doch ist auch das eine herkömmliche Bezeichnung ungemessener Weltfahrt [72]). Wirklich durfte die eigene Reisefabel einem Hause nicht fehlen, das von Alters her weitfahrende Männer ausgesandt hat. Im Jahre 1217 gieng Albero von Bodmen über Meer, wo er auch gestorben ist [73]). Nachmals, 1346, fuhren zwei Nachbarn, ein Herr von Bodmen und einer von Hohenvels, der gegenüberliegenden Sängerburg, mit vielen andern Christen aus, um das heilige Land und sonst überseeische Gegenden zu besuchen; in der Fastenzeit reisten sie ab und vor Weihnachten kamen sie freudig zurück, nachdem sie viele Länder durchwandert und das Grab des Heilands fleißig beschaut hatten, wozu sie den Eingang von den Saracenen erkaufen mussten; doch waren sie auch von einem heidnischen König achtungsvoll behandelt und mit ansehnlichen Geschenken bedacht worden [74]). Dieser bodmansche Pilger von 1346 könnte den Jahren

---

[72]) So für Alexanders indischen Zug und für die Fahrten Ereks des Weitgereisten (*viðförla*, Fornald. S. 3, 666); Myth. 783, vgl. Br. Grimm, Märch. 3, 6. 45 ff.

[73]) Chartular von Salem, in Mones Zeitschr. 2, 75: *In Vbirlingen Albero de Bodemin, filius quondam Alberonis, cum iret vltra mare vbi et mortuus est, dedit nobis etc. anno* 1217.

[74]) Joh. Vitod. a. 1346 (Ausg. von Wyss S. 240): *In hiis etiam temporibus unus dominus de Podmeg et unus dominus de Hohenvels, cum multis aliis Christicolis transfretantes ad visitandam terram sanctam et alias transmarinas, a quodam rege pagano reverenter tractati sunt et muneribus insignibus honorati sunt. Hii in quadragesima de domibus et de patria sua abeuntes ante natales Christi domum reversi sunt ovantes, multis terris peragratis Christique sepulcro diligenter perspecto, prius tamen pluribus*

nach der 1307 als Säugling wunderbar gerettete Johannes sein. Mit dem Zunamen *der Landfarer* ward auch ein Hans von Bodma, vermeintlich eben der fabelhafte Weltdurchreiser, alljährlich auf dem Frauenberg aus dem alten Jahrzeitbüchlein als Wohlthäter verlesen (Anm. 64). Sonst aber geht unter dem Namen *Landstörzer* (vgl. Schmeller 3, 659 f.) derjenige Hans von Bodmen, der, als Streiter wider die Türken in den Jahren 1392 und 1396, zuvor besprochen worden und über dessen weite Wanderungen, nach Bucelin, vormals ein ganzer Band ausgegangen war, der viel Merkwürdiges auf die Nachwelt bringen sollte, doch leider nun für Geschichte und Sagenkunde verloren zu sein scheint[75]). Auch aus der Zeit dieser Türkenkriege wird von wunderbarer Heimkunft gesagt: einer der französischen Ritter, die, gleich dem von Bodman, bei Nikopolis in Gefangenschaft fielen, der Herr von Bacqueville in der Normandie, war, nach siebenjähriger Knechtschaft und schon zur Tödtung bestimmt, unter Obhut des h. Julians, dem er eine Kapelle zu stiften gelobt hatte, über Nacht schlafend in den Wald bei seinem Schlosse niedergelegt worden und konnte sich gerade noch seiner Gattin, deren Wiedervermählung am Morgen bevorstand, mittelst des halben Goldrings zu erkennen geben, Alles bezeugt durch zwei Gemälde in der Kirche zu Bacqueville; wie Hans von Bodman die St. Georgenfahne, trug der normannische Ritter, seit 1414, das Banner von Frank-

---

florenis persolutis Sarracenis qui eos ab ipsis extorserunt antequam eis indulgerent introitum ad ipsum. Ich nehme *dominus de Podmeg* für gleichbedeutend mit vorhergehendem (zum J. 1335, Wyss 113) *dom. de Bodmen.* Wollte man an Bodnegg (Weiler bei Ravensburg, vgl. Mone, Zeitschr. 8, 318 ff.) denken, so würde das auch nicht genau stimmen und von Bodnegg ist kein Adelsgeschlecht nachgewiesen. Dagegen werden die ritterlichen Nachbarn von Bodman und von Hohenvels in Urkunden von 1226 bis 1317 gäng und gäbe zusammen genannt (Mone, Zeitschr. 2, 487 f. 490, vgl. ob. S. 78; 4, 246 f.). Auch in andern Fällen ist bei Joh. Vitoduranus die Namenschreibung nicht gleichmäßig und fehlerfrei, z. B. *Lindaudia, Lindaugia; lacus Bodanicus, Botannicus, Potamicus, Potanicus, Potannicus, Bodmensis, Podmensis.*

[75]) Bucel. l. c. p. 460: *Johannes, dominus de Podman, Alten et Hohen Bodman, tota Europa longe spectatissimus, eam circumquaque, quanta quanta est, multoties perlustravit, diversissimorum regum ac principum aulas frequentavit, ubique acceptissimus, heroici ingenii specimina dedit et Teutonicis familiis magnam auctoritatem conciliavit, Viatoris etiam vulgo cognomine appellatus, ab aliis der Landtstürtzer dictus, de cujus peregrinationibus olim passim totum volumen prodiit, multaque curiosa posteritati commendavit. Is denique aulam caesaris consectatus, in ea se quoque probavit, a nemine non honoratus, haud sine maximo et aulicorum et suae familiae luctu Viennae morte abreptus atque ibidem tumulatus est.*

reich, die Oriflamme, vor und fiel unter ihr in der Schlacht von Azincourt [76]).

Eigenthümlich der Heimkehrsage von Bodman ist das märchenhafte Nebelmännlein. Am Bodensee kannte man von jeher geisterhafte Wesen, die in Luft und Wasser walteten. Unter den Trümmern der rätischen Römerstadt Brigantium hatten die irischen Mönche Columba und sein Schüler Gallus die Kirche der h. Aurelia, nach Auswerfung der in ihr verehrten drei ehernen Götzenbilder, neu eingeweiht und sich mit ihrer Brüderschaft dort angesiedelt. Als nun Gallus einmal in stiller Nacht seine Fischnetze in den See legte, vernahm er das laute Gespräch eines Geistes von der Bergspitze mit seinem Genossen *(pari suo)* in der Seetiefe. Jener, der Berggeist *(daemon montanus)*, den die Fremden aus dem Tempel geworfen, ruft den andern um Beistand an zur Vertreibung derselben, der Meergeist *(daemon marinus)* beklagt sich, dass er den Garnen der Fischenden nicht zu schaden vermöge. Beiden gebietet Gallus, sich überall bekreuzend, von diesem Orte zu weichen, meldet eilig, was er gehört, dem Abte und dieser versammelt, durch Anschlagen des gewohnten Zeichens *(solitum signum tangens)*, die Brüder in der Kirche. Ebenso, als Gallus nachher von Arbon aus in die Wildniss an der Steinach sein Netz trägt, muss er mit seinem Gefährten zwei weibliche Geister, die an einem Strudel des Flusses zum Bade bereit scheinen, ins Gebirg verweisen, von wo ihre Stimmen, wie die zweier Klageweiber, erschallen, namentlich hört man Rufe vom Himmelberg *(de monte, qui dicitur Himilinberc)* [77]). Es geschah im Namen des Heilands, dass der Glaubensbote den ungestümen Geistern des Gebirgs und des Sees abzuziehen befahl, also im Namen dessen, der selbst, nach den Evangelien, den Wind und das Meer bedräut, dem Wind und der Woge des Wassers Stille geboten hatte. Dem kirchlichen Mittelalter gehören die Götterwesen des verdrängten Heidenthums insgemein zum Reiche des Teufels und seiner Sippschaft, gleichwohl verläugnen die vom h. Gallus beschworenen Dämone keineswegs ihre Heimat; die nächtliche Zwiesprache des Berggeists mit dem Meergeist ist eben dort an der Stelle, wo in der Seebucht von Bregenz ein Halbkreis hoher Waldberge sich abschattet. Sonst

[76]) Amélie Bosquet, la Normandie romanesque etc. Paris 1845, pp. 465—70.

[77]) Vita S. Galli, Mon. G. 2, 7 sqq. Vgl. die Überarbeitung durch Walafr. Strabo, cap. 7. 12, bei Goldast 1, 150 sq. 153. Myth. 466 f. Neug. nr. 866, a. 1155: *ad flumen Stainaha — ad montem Himelberch* (mons coelius, Mönzeln).

gibt es auch Wettersegen, in denen noch deutsche Namen der Hagel- und Sturmgeister, *Mermeut* und *Fasolt*, verlauten (Myth. 1. Ausg. Anh. CXXXI f.). Mermeut, obschon mit seinen Gesellen als Herr des Wetters *(qui positus es super tempestatem)* zur Abwendung von Hagel und Schlagregen beschworen, scheint doch dem Namen nach zugleich im Wasser zu grollen (Myth. 603), aus dem ja die Wetterwolke aufsteigt (vgl. Myth. 564. 1041 f.) und das hinwider vom Sturme bewegt wird; die Beschwörungsformel steht in einer Handschrift des 11. Jhd. aus St. Pirmins Kloster am Tegernsee. Selbst im s. g. Wörterbuche des h. Gallus ist ein persönlicher Name des Wolkengeists entdeckt worden, *Scrâwunc*, Einer vom Geschlechte des Regens und Hagels [78]). Solchen Unholden gegenüber bewahrt ein Heiliger vom Bregenzer See und Walde, aus dem ersten Viertel des 12. Jhd., *Merbot*, das Haferfeld einer Wittwe durch sein Einschreiten vor Hagelschlag [79]). In der frommen Ansiedlung Columbas und des h. Gallus bildete Gebetruf und Lobgesang den Gegensatz zu dem wilden Geheul der über die Berggipfel abziehenden Dämone, das Glockenzeichen diente nur erst, die Brüderschaft in der Kirche zu versammeln. Später wurde, neben der Beschwörung mit Evangelium und Sacrament, das Wetterläuten ein übliches Mittel, den mit Donner und Hagelwolken in der Luft fahrenden Teufel abzutreiben [80]). In Überlingen war das Einstellen aller Tänze, bei Tag und Nacht, streng geboten, wann man 'dem Wetter läute' [81]). So

---

[78]) W. Wackernagel, Wörterb. zum Leseb. CCCCLXVI und in der Zeitschr. f. d. Alt. 6, 290 f. (vgl. Ebd. Gesch. der d. Lit. 36). Die hauptsächlichen Belege, welche hier geltend gemacht werden, sind: Vocabular. St. Galli (Leseb. 30, 32. Hattemer 1, 14[b]): *nubus scrauunc;* Wigam. 1289, nach Wackern. Berichtigung: (daz uns) *kein regen verschrâte;* Schmell. 3, 502: 'schræen, hageln'.

[79]) Acta SS. Bolland. Sept. 3, 890[a]: *Cuidam viduae sua avena per intercessionem S. Merbodi a grandine praeservatur.* Über diesen Heiligen vgl. Bergmann in den Wien. Jahrb. d. Lit. Bd. 118, Anz. Bl. S. 4 f. 34.

[80]) Vgl. Aug. Stöber, zur Gesch. des Volksaberglaubens aus Dr. Joh. Geilers v. Kaisersb. Emeis. Bas. 1856, S. 66 f. Über den Glockenhass dämonischer Wesen: Br. Grimm, Irische Elfenmärchen XCIV. Myth. 1039 f. In einer Hds. des 15. Jhd. aus Salmansweiler spricht die Glocke: *est mea cunctorum terror vox daemoniorum* (Anzeig. 2, 192).

[81]) Jac. Reutlingers histor. Collectan. von Überlingen, hdschr. auf dortiger Bibl., Bd. 11 (1580), Bl. 78[b] (unter den städtischen Ordnungen): 'Wann man aber dem wetter lütet, das sei tag oder nacht, alsdann söllen alle tänz, die seien erloupt oder hochzeittänz, vermitten bleiben, und nit mer getanzet oder zu tûn gestattet

erscheint nun auch das Nebelläuten im benachbarten Bodman als eine kirchliche Bannung und Besegnung; die Klänge der getauften Glocke sollen dem bösen Feinde wehren, dass er nicht mittelst der aus dem See aufgetriebenen Frostnebel die Reben schädige[82]). Nach dem schweizerischen Heldenbuch sollte das Gleiche durch die schwarze Kunst eines fahrenden Schülers bewirkt werden, aber dieser frevelhafte Zauber rief den rächenden Wetterstrahl herab (S. 71 f.). Denn wie man von heidnischer Zeit her an ein hexenhaftes Wettermachen glaubte[83]), so gab es, neben der Beschwörung durch die Kirche, auch unchristliche und trügerische Segenssprüche gegen das Wetter[84]).

Jener kirchliche Brauch des Nebelläutens wurde zum Anlass einer heiteren Märchendichtung. Der Nebel unterhandelt leibhaftig mit dem Herrn von Bodman über Glockenklang und Weinreben. Auch anderwärts ist dieselbe Lufterscheinung in freiem Spiele der Einbildungskraft persönlich gestaltet worden, mehr oder minder mit gespenstischem Hintergrund. Das altnordische Räthsellied, in der Saga von Hervör und Heidrek, fragt: 'wer ist der Finstre, der über die Erde fährt? Wasser und Wald verschlingt er, fürchtet vor dem Winde sich, vor Männern nicht, und liegt mit der Sonn' im Streite;' worauf die Antwort: 'der finstre Nebel steigt auf aus *Gŷmis* (des Meergotts) Sitzen und verschließt des Himmels Anblick, er dämpft den Glanz der Gespielin *Dvalins* (der Sonne), flieht allein vor *Forniots* Sohne (*Kâri*, Beherrscher der Winde, der Wind selbst)[85]).

---

werden, ouch bi bûß j lib. dn.' Dies erinnert an das vermessene Tanzen im Gewitter auf dem älteren Schlosse von Bodman.

[82]) Nach beiderlei Seiten wirksam war eine Glocke zu Nüdlingen (Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes 1, 247): 'so weit in der Umgegend ihr Schall hörbar war, gab es weder Fröste im Winter noch Gewitter im Sommer.'

[83]) Myth. 1040 ff. Altnordischer Nebelzauber: die Nebellieder *(þocuvisur)* Thorleifs Jarlaskalds, bei deren Vortrag die Halle sich verfinsterte *(þâ var myrkt í höllinni etc. minkaði myrkrit*, Fornm. S. 3, 97 f.); dann der heidnischgesinnte Eyvind Kelda, der sich und sein Zaubervolk in Nebel hüllen wollte *(giörði Eyvindr þeim huliðshialm*, vgl. Myth. 432. Sv. Egilss. 412, *ok þokumyrkr svâ mikit, at konungr ok lið hans skyldi eigi mega siâ þâ etc. þokumyrkvi sâ, er hann hafði giört með fiölkyngi etc.* Fornm. S. 2, 141. Vgl. Fornald. S. 1, 5. Gull-Þóris S. Cap. 17).

[84]) Vom Wettersegen auch eines fahrenden Schülers aus dem 14. Jhd. handelt Beil. 4. Joh. Vitoduranus berichtet zum Jahr 1347 (Wyss 241) von einem Schwarzkünstler *(nigromanticus)* zu Dornbüren, zwischen Bregenz und Hohenems, der, unter andrem Blendwerk, das Haus, worin er sich verborgen hielt, als ein goldenes erscheinen ließ.

[85]) Fornald. S. 1, 474 f. vgl. 533. Petersens Ausg. der Hervar. Saga 37.

Obgleich in dieser Antwort dichterische Bezeichnungen aus der Götterlehre gebraucht werden, liegt doch hier kein Mythus vom Nebel vor und mit der ausgesprochenen Lösung des Räthsels, eines der besten in der Reihe, schwindet die scheinbare Persönlichkeit des finstern Ungenannten[86]). Nebelbilder lassen sich auch in den Fahrten eines geisterhaften Reiters erkennen, der, schwäbische Wald- und Wiesenthäler entlang, dem Laufe des Wassers folgend und durch dieses hinrauschend, gewöhnlich Abends, die Begegnenden verwirrend und in die Irre treibend, in den Mantel gehüllt, auf seinem großen, weißen Rosse ab und auf jagt, als ob er flöge (Bachreiter, Schimmelreiter, E. Meiers d. Sagen aus Schwaben Nr. 114. 118); er hat dasselbe sich aus dem Meere geholt, vor Sonnenaufgang stieg der herrliche Schimmel daraus hervor, ließ sich vom Reiter an den Ohren fassen und ihn aufsitzen, trug ihn, ohne Sattel und Zaum, wohin er wollte, mit diesem vortrefflichen Pferde kann er in der Luft, wie auf der Erde und dem Wasser reiten[87a]). Das berührt sich mit der altnordischen Räthseldichtung vom Nebel, der über die Erde fährt, den Sitzen des Meergotts entstiegen. Als elbisches Wesen spukt das alte, ungestalte Nebelmännlein, unter diesem Namen, auch auf der Stutzalp in Graubünden; wann regenschauernde, frostig graue Wolken niederhangen, gleitet es leisen Schritts auf der Alpe umher, mitten am Tage bei den Herden, im späten Abenddunkel und in schneeiger Nacht bei den Hütten, in alterthümlich seltsamer Landestracht, breitrandigem Hute, Holzschuhen und weiter, nebelweißer Jacke[87b]). Zwar gilt es jetzt für den ruhelosen Geist eines

[86]) Doch beachtet der Errathende sogar noch das persönliche adj. masc. *sâ enn mörkvi* der Aufgabe, indem er nicht mit dem eigentlichsten Worte, subst. fem. *þoka* (nebula), sondern mit dem sinnverwandten subst. masc. *mörkvinn* (ohne Art. *mörkvi*, caligo) antwortet (vgl. Anm. 83: *þokumyrkr* n., *þokumyrkvi* m.).

[87a]) Meier, Nr. 124, 8. Die Volkssage nennt zwar hier den 'Ranzenpuffer', einen neckischen Waldkobold des Schönbuchs, aber die Erscheinung ist unverkennbar die des Schimmelreiters (so auch schon Nr. 124, 3 an der Blaulach, wie im Fortgange von Nr. 124, 8). Überhaupt vermengen sich die verschiedenartigen Gesichte und so muss auch der Nebelreiter den Kopf unterm Arme tragen, durch Verwechslung mit den reitenden Kampftodten, namentlich im Wuotesheere. Nächtliche Spukgestalten mancher Art und Bedeutung haben weiße Farbe, die auch im Finstern schimmert. — Nach Monnier, Traditions populaires, Par. 1854, S. 94 f., weidet um die Quellen der Sène, im Jura, zur Stunde der Morgendämmerung ein weißes Ross und schwebt von da in raschem Fluge zum Gipfel des Berges auf *(le cheval blanc de Foncine, le cheval volant)*.

[87b]) Flugi, Volkssagen aus Graubünden, Chur u. Leipz. 1843, S. 86 ff. Vernaleken, Alpensagen S. 78. — Nebelmann nennt sich auch eine nächtliche Erscheinung bei

ungerechten Hirten, der den Kühen das Salz nicht gleich zugewogen hat und nun vergeblich ihnen die Hände zum Lecken hinstreckt, um dadurch erlöst zu werden, aber diese lehrhafte Wendung setzt doch den schon bestehenden Volksglauben an unheimliche Nebelgespenster voraus, zu deren einem der böse Hirte verwünscht werden konnte [88]). Der Name, der Zusammenhang mit Wetter und Wolke, die nebelhaft verhüllende Tracht, lassen keinen Zweifel über die eigentliche Bedeutung des dämmrigen Alpengängers; breitkrämpiger Hut, wie ihn Bauern und Wanderer tragen, weite, übergeworfene Kutte, sind in Geschichten und Sagen herkömmliches Mittel, sich unkenntlich und unsichtig zu machen, darum auch hier zu sinnbildlicher Ausstattung des Nebelalbs geeignet [89]). Selbstbewusst und mit dürren Worten erklärt das Männlein der Bodmansage: 'es sei kein natürlicher Mensch, sondern der Nebel;' während aber das graubündische auf den Bergen schweift, hat jenes sein Wesen an den Wassern. Nach den älteren Aufzeichnungen begegnet dasselbe dem Reisenden, als er 'auf dem wilden Meer von denen Wellen in eine Insel geworfen worden' (S. 73), oder nachdem er 'an ein groß Wasser oder Meer kommen, da er kein Land mehr gesehen' (S. 68), und der Chronikschreiber denkt sich dabei, ganz angemessen, die Länder 'gegen Mitternacht' [90]). Zu beachten ist gleichwohl, dass die

B. Baader, Volkss. aus dem Lande Baden, Karlsr. 1851, Nr. 71. Nievelmännchen an der Maas, die bei Tag schlafen und bei Nacht wachen, in J. W. Wolfs d. Märch. u. Sag., Leipz. 1845, Nr. 72.

[88]) Gänzlich ohne Bezug auf das Nebelmännchen muß ein ungetreuer Hirte geistweis umgehen bei Rochholz, Schweizers. 1, 117.

[89]) Joh. Vitod. (Wyss 119) erzählt zum Jahr 1336 die Vermummungen, wodurch ein Kriegsmann und Feind der Rotweiler, Seduloch, auf dessen Beifahung sie einen Preis gesetzt hatten, sie zu täuschen wusste (ähnlich den Streichen des Mönchs Eustach), namentlich wie er in Bauernkleidung, mit weitvorgehendem Hute, unerkannt ihnen entkam: *veste insuper coloni sibi obviantis indutus, scilicet pileo longe pretenso rusticali, ut minus agnosceretur, et amicabiliter salutatus, illesus effugit.* Altnordisch begegnet vielfach der breite, das Gesicht verdeckende Hut; sich unkenntlich halten heißt in skaldischem Ausdruck: den Hut der Verhüllung umthun *(falda huldar hetti*, Sv. Egilss. 412[a]. 152[a], vgl. Anm. 83: *huliðshialm ok þokumyrkr).* Wie es nun die mythische Personenbildung mit sich bringt, dass die Formen menschlichen Lebens und Treibens auch auf die Götter angewandt werden, erscheint Odin selbst, wo er nicht erkannt sein will, im Mantel *(hekla)* und mit dem breiten Hute *(með stðrum hetti)*, daher seiner vielen Namen einer Breithut lautet (*Stðhöttr*, Myth. 133).

[90]) Auch das Stammland der Nibelunge, Abkömmlinge des Nebels, wird in den hohen Norden, die Mark von *Norwege*, verlegt (Nib. 682, nach A und B) und von dort kommt auch der unsichtbarmachende Mantel, die *tarnkappe*, gleichartig der *nebel-*

noch gangbare Volkssage dem Nebelmännlein seine Wohnung in einer unergründlichen, niemals zufrierenden Seestelle bei Bodman anweist (S. 76). Hiernach konnte mit ihm der Herr von Bodman auch am heimischen See den Vertrag abschließen, vermöge dessen einerseits die Nebelglocke nicht mehr geläutet, anderseits das Rebland nicht mehr beschädigt werden sollte. Noch Weiteres deutet darauf, dass dieses Nebelmännlein nicht ursprünglich zur Heimkehrsage gehört habe; nicht bloß bringt es in dieselbe einen fremdartigen Beisatz scherzhafter Laune, sondern es stört auch die Einheit der Handlung, indem es die Aufmerksamkeit vorwiegend auf sich lenkt und die Sorge des Ritters zwischen seiner zurückgelassenen Gemahlin und seinen Weinreben theilt. Dennoch ist es nicht ohne geeigneten Anlass ins Mittel gezogen. Immer muss es ein Gott oder ein Dämon, ein Heiliger oder ein Schwarzkünstler sein, der die wunderbare Heimfahrt bewerkstelligt; dieses Geschäft ist hier dem Nebelmännlein aufgegeben und wirklich findet die überraschende Wiederkunft des ferne Verschollenen darin einen dichterischen Ausdruck, dass derselbe, vom flüchtigen Nebelzuge weither über Land und Meer getragen, plötzlich aus der umhüllenden Wolke hervortritt[91]).

Es sind Kunden manigfacher Art und verschiedener Zeit, die in Bodman ihren Anhalt haben und der Reihe nach vorübergeführt wurden, sie betreffen Geschichte, Rechtsalterthümer, geistliche und weltliche Sage, Märchenwelt. Einzelne Fäden laufen wohl von der einen zur andern, Geschichtschreiber und Genealogen haben sich an größeren Zusammenhängen versucht und auch die volksmäßige Überlieferung hat sich hierin gefallen, aber bei eingehender Untersuchung musste mehr wieder getrennt werden, als dass sich ein durchgreifender, innerer Sagenverband hätte herstellen lassen. Zu schließlichem Überblicke wird daher das Besprochene am besten örtlich, im Landschaftsbilde, zusammengefasst werden. Den Standpunkt hiezu bieten die hochragenden Überreste der Burg Altbodman. Am untenliegenden Gestad ist zwar die karolingische Königspfalz längst und gänzlich verschwunden, dagegen zeigt sich dort der freundliche Wohnsitz des noch blühenden Geschlechts, von dessen Vorfahren so Vieles zu berichten war. Südöstlich, nur durch eine Waldschlucht

---

kappe Madelgers, des Sohnes einer Meerminne (Morolt 3920 ff., vgl. Wolfdietr. Hds. d. Piarist. Str. 691. 694, im gedr. Heldenb. von 1509, Bl. l 5^b; Hürn. Seifr. Str. 89).

[91]) Vgl. Schmeller 2, 670: 'In der Nebelkappen daherkommen, d. h. plötzlich, ohne im Kommen bemerkt worden zu sein.'

von Altbodman geschieden, springt der klösterliche Frauenberg hervor, wo einst das thurmartige Stammhaus sich erhob, auf das der verzehrende Blitzstrahl niederschoß, und wo dann zum frommen Gedächtniss der im Feuer Umgekommenen, wie auch des h. Otmars, die seitdem neugebaute Kapelle gestiftet wurde. Westwärts, in das Hegau, erstreckt sich das Moos von Walwies, die alte Gerichtsstätte und das Feld des Kampfes um Erneuerung des alemannischen Herzogthums. Vor allem aber haftet das Auge an dem weitgedehnten See, rauscht er doch, lauter oder leiser, in die meisten Sagen herein; an seinem Ufer hatte der träumende Hirte Pipins das wonnevolle Geläut aus unbekannter Ferne vernommen; mitten unter seinen aufgestürmten Wogen ruderten die Klosterbrüder mit dem Leichnam ihres Heiligen windstill dahin; ihn durchstreifte das stattliche Jagschiff, mit dem schallenden Hunnorufe der Bemannung; in seine bedrohlichen Frostnebel hinaus erklang abwehrend die Glocke von Bodman, zum Verdrusse des Nebelmännleins, das nunmehr unschädlich in der grundlosen Tiefe haust. Die Burgtrümmer selbst, auf denen der Ausschauende steht, umschloßen einst die 'vergüldete Stube' (S. 71), in welcher wohl auch, angesichts der erstaunlichen Waffenstücke streitbarer Ahnen, manches Denkwürdige von Ungern- und Türkenkriegen, von Sanct Jörgen Fahne, von den Landfahrern und ihren wundersamen Begegnissen, abendlich erzählt wurde und zuletzt noch, beim Ausstichweine des Königsgartens oder von den Herrensteinen, das Nebelmärchen seine luftigen Gebilde spielen ließ.

BEILAGEN.

BEIL. 1 (zu S. 36).

BODMAN. BODENSEE.

Den Ortsnamen geben die älteren, lateinisch verfassten Urkunden und Geschichtbücher in verschiedener Schreibung und mit römischen Biegungen zweierlei Geschlechts: masc. *in loco, qui dicitur Potamus, in palatio regio* (Urk. v. 879, Neug. nr. 516), *ad Potamum, palatio imperiali* (Urk. v. 881, Böhmer, reg. Karol. nr 931), *Otmarus apud villam Potamum palatio inclusus est* (S. Otm. vita auct. Walafr. c. 6, Mon. G. 2, 43 sq.), *Potamum — oppidum* (Ekkeh. IV. cas. S. Galli, Mon. G. 2, 83), *in Potamo curte regis publica* (Urk. v. 849, Neug. nr. 329), *in villa Potamo* (drei Urk. v. 857, Neug. nr. 366, 367 und Böhmer nr. 783), *in Potamo* (Urk. v. 901, Neug. nr. 633), *in castro Botamo* (Anon. Weingart. bei Hess, mon. Guelf. 15), *Burcardus miles de Pothamo* (Urk. v. 1225, in Mones Zeitschr. 2, 71), *Cuonrado de Potamo* (ebd. 2, 76); fem. *ad villam regiam, quae Bodoma dicitur* (Prudent. Trec. annal. a. 839, Mon. G. 1,

433), *curtem Podomam* (Ann. Fuld. a. 887, Mon. G. 1, 404), *usque Bodomiam* (Vita Hludow. imp. c. 61, a. 839, Mon. G. 2, 645), *actum Bodoma regio palatio* (Urk. v. 839, Neug. nr. 292, vergl. Dümgé, reg. bad. S. 63 f., Böhmer nr. 494), *in Potoma* (Urk. v. 885, Neug. 553), *curtis in Podoma* (Urk. v. 1155, Neug. nr. 868), *Uolricus de Bodoma* (zum J. 1191, Mones Zeitschr. 1, 323). Alles zusammen weist auf ahd. *podam* (pl. *podamâ*) m. Grund, Boden; im lat. *Potamus* ist das Geschlecht des deutschen Worts erhalten, zur Femininbildung *Potama, Bodoma*, mögen die beigesetzten oder hinzugedachten fem. *curtis, villa*, gewirkt haben, doch wird andremal selbst neben diesen das masc. *Potamus* gebraucht. Das zu Grund liegende ahd. Wort befand sich vermuthlich, nach gewohnter Weise bei Ortsnamen, im Dativ: *(zua dêmu, zi) Podama, (ze) Podamo* (Graff 3, 86); damit stimmt in einer Urkunde von 1252 der mhd. Dativ: *actum in Bodeme* (J. Bader, Markgr. Hermann V. S. 93), und mehrfach aus dem 12. und 13. Jhd. im Geschlechtsnamen: *de Bodeme*. Frühzeitig stellt sich aber auch eine Pluralform hervor: *actum Potamis, curte regia* (Urk. v. 912, Neug. nr. 680), voraussetzend den ahd. dat. plur.: *(zua dêm, zen) Podamum, Bodemon;* im 12. und 13. Jhd. geläufig: *de Bodemen* (Urk. v. 1179: *de Bodeman*, bei Pupikofer, Reg. des Stiftes Kreuzl. Nr. 16, sonst auch *de Bodimin, Bodemin)*, nachher abgekürzt *Bodmen* (z. B. Urk. v. 1297, 1298, 1317, Mones Zeitschr. 3, 249 f. 2, 490). In deutschen Schriften aus dem 16. Jhd. ist noch üblich: *von, zue Bodma*, abwechselnd mit *Bodman* (wie zuvor *de Bodoma* und *de Bodeman)*, jetzt unrichtig Bodmann. Es war ganz angemessen, das Uferland am Fuße des Gebirgs, gegensätzlich zu letzterem, durch ahd. *podam*, pl. *podamâ*, zu bezeichnen und dann auch die dortigen Ansiedlungen, von den ländlichen bis zur Königspfalz *(Potamico palatio)*, nach solcher Belegenheit im Grund, in den Gründen, zu benennen. (Stalder, schweiz. Idiot. 1, 196, gibt unter den ortbezeichnenden Verwendungen des Wortes Boden hauptsächlich auch diese: 'Grund, d. i. ein Thal, eine niedrige Gegend im Gegensatze einer höhern, Bödeler, Bödler, einer, der im Thale wohnt, im Gegensatze eines Bergers, d. i. eines andern, der auf dem Berge wohnt.' — Schweizerische Gelände, Ortschaften und Anwesen solchen Namens sind: der Urnerboden, das Bödeli zwischen Thuner- und Brienzersee, das Bödemli im Frickthale, s. Rochholz, Schweizers. 1, 148; dann besonders zahlreich innerhalb der Grenzen eines Kantons bei H. Meyer, die Ortsnamen des K. Zürich, Mittheil. der antiq. Gesellsch. 6, 82: 'im Boden 12mal — im bodmen — im bödmen — in böden — im bödeli.') Die Ortslage von Bodman schildert Johannes von Winterthur zum Jahre 1335 kurz und anschaulich: *villa longa dicta Bodmen sita inter lacum Bodmensem ex una parte et excelsum montem ex alia parte* (Joh. Vitodur. chron., Ausg. v. Wyss 113).

Wie nun die an jenem Orte *(in loco, qui dicitur Potamus, ad Potamum, apud villam Potamum)* gelegene Pfalz im Latein der Urkunden und Zeitbücher ableitungsweise *Potamicum palatium* genannt wird (Urk. v. 905, 909, 912, Neug. nr. 653, 668, Böhmer nr. 1241; Annal. alam. a. 911, Mon. G. 1, 55), ebenso der denselben Ort bespülende See *lacus Podamicus, Potamicus* (Urk. v. 890, 902, 905, Neug. nr. 596, 637 und wieder 653; Walafr. Strab. vita B. Galli, prolog., bei Goldast 1, 147; Mon. G. 2, 159). Findet man auch in einer um 850 geschriebenen Klostergeschichte unabgeleitet: *mare quod Podomus dicitur* (Vita Hariolfi, Mon. G. 12, 13), so kann dies als Auflösung eines zusam-

mengesetzten ahd. *Podamsêo* erklärt werden; und wenn in sanctgallischen Distichen aus demselben Jhd. gesagt ist: *Rheni vel Potami litus* (Dümmler, Formelbuch des Bisch. Salomo III. S. 80), so mochte der Klosterschule jeder Zusatz *(lacus, mare)* geradezu entbehrlich scheinen, weil bei podam an ποταμὸς gedacht wurde, nach ausdrücklicher Bemerkung Walafrids (bei Goldast 1, 147): *lacui — qui — iuxta graecam etymologiam Potamicus appellatur.* In den Urkunden wird niemals der See, sondern überall nur der Ort (*locus, cărtis, villa*) durch *Potamus* bezeichnet und auch die Volkssprache hat für den See kein einfaches Bodem. Der noch bestehende deutsche Name desselben erscheint, meines Wissens, zuerst in einer Urkunde von 1087 (Mohr, cod. diplom. 1, 139): *usque ad lacum Bodinsê;* weiterhin *Bodamsê, Podemsê.* Die lateinischen Zubildungen des ahd. *podam* für die Benennung des Sees reichen zwar weit in das 9. Jhd. hinauf, zum Jahr 839 ist aber auch schon der Ortsname *Bodoma*, zugleich mit *regio palatio*, urkundlich nachgewiesen worden und schon in das Jahr 759 fällt die Gefangenschaft des Abtes Otmar, die nach Walafrid in der Pfalz *apud villam Potamum* stattgefunden hat. Nach dem rätischen Brigantium hieß der See voreinst der brigantische (Plin. hist. nat. 9, 29: *lacus Raetiae Brigantinus*; Ammian. 15, 4: *lacum — rotundum et vastum, quem Brigantiam accola Raetus appellat;* Walafr. bei Goldast 1, 147: *Brigantium opidum — lacui nomen dedit;* Mon. G. 1, 361: *iuxta lacum Briganticum*, ebd. 364, 373), nach der Insel Reichenau hieß ein dortiger Seetheil *lacus Augiensis* (Urk. v. 1155, Neug. nr. 866), nach dem Orte *Podama* konnte zunächst der angrenzende Seearm *Podamsêo* geheissen sein, in der Folge galt dieser Name für die ganze Strecke bis zur Einmündung des Rheins, in lateinischen Schriften trat *Podamicus* völlig an die Stelle von *Brigantinus* (Ermenrici vita S. Galli metr., 9. Jhd., Mon. G. 2, 32: *Brigantinum mare — pontus qui modo Potamicus vocitatur;* Urk. v. 890, Neug. nr. 596: *ubi Rhenus lacum influit Podamicum*; vgl. noch Joh. Vitodur., Wyss 94, 236). Hiebei ist zu erwägen, dass von der Pfalz zu Bodman aus durch Pipins Statthalter und nachher durch die Kammerboten die Reichsverwaltung über das alemannische Land im Namen der nicht selten auch persönlich anwesenden Könige geführt wurde (Anm. 4. 11). In solcher Auffassung ist der Name Bodensee ein geschichtliches Denkzeichen aus dem Zeitalter der Karolinge.

(Zu der schwebenden Frage: ob der See nach dem Ort, oder ob dieser nach jenem benannt sei, vgl. Förstemanns altd. Namenbuch 2, 265 f. und, für letztere Ansicht, das d. Wörterb. von J. und W. Grimm 2, 209 f. 217. Ein voller Beweis wird nach keiner von beiden Seiten möglich sein, auch das d. Wörterb. spricht nicht entscheidend.)

BEIL. 2 (zu S. 65).

RECHTSGEBRÄUCHE.

EPFENDORF.

(ZIMMR. CHRONIK 1413 f.)

'Dises dorf ist ainest der graven von Sulz gewest und hat zu Neckerburg gehört, ist hernach den edelleuten von Stain zu lehen verlihen worden. Es hat alda drei meierhöf gehapt, die Freihöfe gehaißen, haben dem gotshaus Pettershausen zugehört. Und wiewol die grafen und dann die edelleut vom Stain, als inen das dorf zu lehen verlihen, ires gefallens haben gericht

megen halten, so hat doch der abt von Pettershausen selbs oder sein anwalt drei tag im jar, nemlich am liechtmessabent, am maiabent und an S. Martins abent, das gericht megen erfordern und besetzen, dazu hat er den grafen von Sulz oder den inhaber des dorfs auch laden sollen. Wann dann derselb komen und ain federspil gehapt, het man von den höfen dem hapich oder sperber ain schwarzen hennen geben und den hunden ain laib brot. Es het von langen jaren Hedwigis, ain herzogin von Schwaben, das almend zu Epfendorf der gemaind daselb umb gots willen geschenkt, desgleichen das waßer den Necker. Derselb ist so frei gewesen, daß auch die frembden und sonderlich welche die vier schloß, Urslingen, Herrenzimbern, Harthausen und Schenkenberg, beseßen, weil dise heuser noch in die pfarr gen Epfendorf gehörend, daselb ires gefallens vischen mügen, doch die visch nit hintragen, sonder zu Epfendorf in diser Freihöf ainem eßen sollen. Wann nun die, so also gefischet, in das dorf komen und die visch süeden wellen, hat der mair uf dem ainen hof das salz geben müeßen, der mair in dem andern hof die pfanen oder keßel leihen müeßen, der drit mair aber, in dem man die visch eßen wellen, hat das holz und fur (feur), nemlich guet dürr holz, geben müeßen. Wa er sich aber des gespert oder kains gehapt, habend die gest guet fueg und macht gehapt, ain sparren von dem haus zu nemen und die visch mit süeden. Dise höf seind auch so frei gewesen, was ain teter begangen und in deren höf ainen komen, ist er gleich so sicher gewesen, als ob er in die kirchen komen wer; und ob der, dem der teter etwas zugefüegt, denselben in diser höf ainem, darein er fluchtsweis komen, mit gewalt hinaußziehen oder sonst gewaltige hand an in legen welte, so ist der mair, der den hof besitzet, in zu beschürmen schuldig. Wa aber der erst nit nachlaßen will, so mag er im den kopf auf seiner hausschwellen abhawen und soll im drei heller uf das herz legen, hiemit hat er in gebüeßet uud (ist) weiter darumb niemand nichts schuldig.'

Dem Herrschaftsrechte von Bodman stellt sich die freie Fischerei im Neckar gegenüber. Die Herzogin von Schwaben, welcher die Ertheilung dieser Freiheit zugeschrieben wird, ist dieselbe, die einst zu Walwies tagte (Anm. 49). In der Chronik von Petershausen steht eine Urkunde Königs Otto vom Jahre 994, wodurch er die Schenkung bestätigt und erneuert, welche von der Herzogin Hadewig *(per traditionem bonae memoriae domnae Hadewigis ducis)* besagtem Kloster mit dem Gute Epfendorf *(praedium Epfindorf)* und dessen ganzer Zubehör gemacht worden sei (Mones Quellensamml. 1, 128 f. vgl. 131); zum Inbegriff der an das Kloster vergabten Rechte werden freilich auch Wasser und Fischereien gezählt *(cum aquis aquarumve decursibus, piscationibus)*, jedenfalls aber hat die Rechtssage der volksfreundlichen Gesinnung jener merkwürdigen Frau ein dankbares Gedächtniss bewahrt.

Zum Schirmrecht der Freihöfe, das hier in besonders starken Zügen ausgedrückt ist, vgl. Rechtsalt. 886 ff.

BEFFENDORF.

(EBD. 852 f.)

‚Bald hernach (nach 1543) hat der abt von Gengenbach etliche höf und güeter sampt ainer gerechtigkait im dorf Beffendorf, zu der pfandschaft Oberndorf gehörig, dem Spitl zu Rotweil verkauft umb ein spat (spot) und

todten pfennig, wie man sagt. — Die alt gerechtigkait aber hat eine solliche gestalt gehapt. Der merertail höf und güeter uud auch die järliche zins darvon zu Beffendorf haben dem kloster zu Gengenbach zugehört, wiewol die hochen gericht daselbs der herrschaft Zimber zustee(n)t. Nun hat aber das gemelt gotshaus die gewonhait oder gerechtigkait gehapt, daß der schaffner oder amptmann von des abts wegen drei tag iedes jars das gericht zu Beffendorf erfordern hat megen und das besitzen auch die mair oder inwoner daselbs, welcher etwas sträflichs, doch nun burgerlichs, begangen het, zu beklagen; und was uf dise tag geruegt, do ist der frevel namlich die zwen tail des abts, der drit tail darvon der obrigkait. Und seind namlich das die drei tag: an dem liechtmessabent, am maienabent, an Sant Martins abent, und sonst kain anderer tag. Dann was sonst durchs jar geruegt wurt am jargericht, welches doch ain herr haben mag wañ er will, da hat das gotshaus nichts an. Aber uf die bestimbten tag, wañ der abt oder sein anwalt das gericht erfordert, so ist er auch schuldig, dem weltlichen oberherren des dorfs darzu zu verkunden und laden laßen. Wa derselb dañ kumen will, soll er mit dritthalben pferden (vgl. Rechtsalt. 255 ff.) von Oberndorf hinuf reiten und nit mer, iedoch begegnet im ain varender schueler oder ain guete metz, die mag er wol laden, mit im zu ziehen, doch soll er demselben schueler oder der metzen kain geren uß dem rock zerren. Wann er nun hinuf kombt, soll er ain schwarzen lindschen (Schmell. 2, 480) mantel umb haben und soll man sein dritthalben pferden das fueter geben, das mag der herr in den mantel empfahen, doch soll der habern so lauter und rain sein, dass im kain helmle an dem mantel behang, dañ wañ solichs geschech, so gibt man im anderen habern, biß er so sauber ist, daß im nichts am mantel behangt. Doch so bleibt im der erst habern aller, wieviel sein wurt, biß er so sauber wurt, wie gehört (Weisth. 1, 254. 2, 22 f. 129). Wañ man dañ eßen will, soll man es so wol bieten, als man imer bekom̃en mag, außgenomen flüegends und fließends (Rechtsalt. 256). Ob dañ ain paur umb ain frevel gestraft wird und wolt sich den zu geben sperren, mag des abts anwalt demselben pauren ain seidin faden umb sein waichi spannen, den soll er nit brechen, auch weder under oder über den faden herauß geen, biß er bezalt. Wa er sollichs aber verachtet, darüber oder darunder herauß gieng, oder den faden brech, so ist dem gotshaus sein hof aigentlichen haimgefallen. Hiebei ist zu merken, seither dise gerechtigkait dem spital zu Rotweil zugestanden, so hat die alt gewohnhait ain ende und laßens die karschhansen hingeen, die solche sachen nit hoch achten.'

Das Recht, unterwegs Begegnende zur Mahlzeit mitzubringen, wird anderwärts ausdrücklich auf anständige Gäste beschränkt (Weisth. 1, 124: *ein gut gesell*, vgl. 2, 83; 1, 139: *ainer oder zwen erber mann;* 1, 510 f.: *eyn gut man und eyn knecht, daz sal syn ein edelmañ und syn knecht, oder eyn priester und syn knecht;* Archiv. Wurml. p. 125, a. 1468: *ain biderman;* ebd. p. 179, a. 1530: *eine erliche person, eine oder mer*). Die Satzung von Beffendorf wendet das lästige Mitbringen ab, indem sie gerade nur solche Leute zulässt, denen der anreitende Gerichtsherr auch unabgemahnt den Rock nicht zerreißen wird. Zum Seidenfaden vgl. Rechtsalt. 182 f. Weisth. 1, 81 f. 2, 220 und W. Wackernagel, Dienstmannenrecht von Basel, 19. 38 f.

SCHLIENGEN.

(EBD. 1414.)

'Also hat es auch ain abenteuerlichen geprauch in ainem dorf uf dem Schwarzwald gelegen, haist Schliengen, ist dem apt von S. Blasij gehörig. Daselbs, wañ das jargericht umb Martini gehalten, so mueß dieselbig weil ain paur hünderm ofen sitzen, in huet und kappen und wol angton, und haizt man darzwischen nach vortail ein. Das beschicht jerlichs ufs jargericht. Waher aber der gebrauch also erwachsen oder was es soll bedeuten, das ist lenge halb der zeit vergeßen und künden die einwoner dessen kain ursach anzaigen.'

BEIL. 3 (zu S. 67 und 80).

WANDERSAGEN.

A. FRIEDRICH VON ZOLLERN.

(ZIMMR. CHRON. 1308 ff.)

'Es hett vor vil jaren ain graf von Zollern gelept, genañt graf Friderich, sein weib hat gehaißen Uedalhilt, ain gotsfürchtige fraw, die nach irem absterben von vil leuten für hailig ist geachtet worden. Wer sie vom geschlecht gewest, ist lenge der zeit vergeßen. Diser grafe, nachdem er etliche kinder von seinem gemahl bekom̃en, die er mertails hin und wider an der fürsten höf und ainstails zu seinen nechsten freunden und verwandten zu erziehen verschickt, do name er ime für, in die haidenschaft zu raisen und weitgelegne lender zu erkundigen. Derhalben empfalch er seinem gemahl die grafschaft und was er het, schied ab von ir und seinen undertanen mit wenig diener, kam über mer, da ist er etliche nit wenig jar in der haidenschaft umbher gezogen, biß im zu letztem seine diener und pferd abgangen und also unerkañt in großer armuet und mangel leben müeßen. Wie er nun in seinen größten nöten gewest, auch nit wohinauß noch wohinan gewist, do ist ain gespenst zu im kom̃en, das hat ine in mancherlai weis versuecht, wie dann der Tausendlistig nit ruewen oder feiren kan, sonder von seiner boshaftigen art und aigenschaft, wo er angst und laid oder unmuet waist, sich einmischt und zuschlecht. Noch gab der allmechtig dem großmüetigen grafen sovil verstands und gnad, daß er dem feind in seinen anfechtungen, darin er in von gott abzufüeren sich understand, widersteen kunt. Letztlich bracht im der bös feind ain ross mit dem bericht, daß in solches an alle ort und ende, dahin im gelustet, one alle gefar seiner seel und des leibs in ainer geschwinde tragen würde (mocht sich schier des Pacolets ross vergleichen), iedoch wen̄ er aubents oder sonst undertags abstüende, solt er das gegen nidergang der son̄en abzeumen und absatlen, so würde er das für und für sein lebenlang haben, ja auch die ganz welt darmit durchraisen künden; wo er aber solches ainmal übersehen, würde er sein ross ewiglichen verloren haben, damit wolte er ine gewarnet haben. Was nun der graf dargegen hat müeßen dem gespenst verhaißen oder laisten, wie ainest in sollichen fellen gepreuchlich, das ist unbewißt und lenge halben der zeit in vergeß komen. Hiemit ist aber der bös gaist von im abgeschaiden und hat in verlaßen. Also ist der grafe noch etliche jar ain weiten weg

mit disem ross geraist, iedoch hat ine letztlich angefochten, demnach er vil jar außgewesen, widerumb sich zu seinem weib und kindern zu verfüegen. Hiezwischen aber hat man ine seines langen außpleibens und daß man weder staub noch flug von ime vernomen, gar verschetzet gehapt. Sein gemahl die grefin hat die landschaft weislich und wol regiert, so sein auch mitlerzeit die jungen herren und frölin erwachsen, die sein ainstails außgesteurt worden, und hat sich sein niemands mer versehen gehapt. Indes hat das wunderbarlich ross den grafen ain weiten weg getragen, daß er mit großem verlangen sein grafschaft erraicht, do hat er, daß sein weib und kinder noch in leben und alle sachen wol standen, haimlichen, seitmals er bei meniklichen unerkañt, erfaren, darauf ain potschaft seiner hausfrawen uf Zollern geton. Wie derselbigen also das potenbrot zukom̃en, ist die guet fraw eilends irem herren, den sie in vil jaren nie gesehen, sampt etlichen irer baider sönen und döchtern, für das schloß an berg herab entgegen gangen und haben ine mit großen frewden empfangen. Der grafe ist auch von seinem ross abgestanden und hat sein weib und kinder herzlichen angesprochen, ist mit inen hinauf ins schloß gangen. In disen frewden aber hat der graf seines ross weiters nit wargenomen oder auch befolchen, wie man das abzeumen und absatlen solle, sonder die diener habents hinaufgefüert ins schloß, sie sein aber nit recht mit ime umbgangen, derhalben so ist das ross angesichts der diener verschwunden, daß sie nit gewist wohin es kom̃en, derhalben sie eilends zum grafen irem herren gangen und im zu wunder angezaigt, was inen mit dem ross begegnet. Gleich hat er vermerkt, daß er selbs hieran schuldig und daß die diener ußer unwißenhait das ross verwarloset, und wiewol im das in seinem herzen ain große beschwerd, iedoch, seitmals im der allmechtig also mit allen gnaden haimgeholfen und der verlust des abenteurlichen ross nit mocht widerbracht werden, schlueg ers ußerm sin̄ sovil müglich und sprach zu den dienern: wolan, wie ich im ton, es ist beschechen und seie damit got ergeben. Darbei ist es also bliben, daß die diener von im wider abgeschaiden und er kain bös wort dazu geredt. In wenig stunden hernach, noch desselbigen tags, do sein drei schöner jungfrawn, in weißem angeton, an das tor uf Zollern kom̃en, und als sie von denen wachtern: was iren begern und zu wem sie wellen? gerechtfertiget, haben sie für den grafen personlichen begert. Wie das dem grafen fürbracht, hat er bevolchen, sie unverzogenlichen ein und fürzulaßen. Als das beschechen, haben sie vor ime sich genaigt und hat die ain under inen bekañt: sie seien gaister, die seien verfluecht und im gewalt des bösen feinds gewesen und durch die würkung desselbigen haben sie drei ine den grafen vil zeit und ain weiten weg in der gestalt des ross getragen, und dieweil er aber umb den verlust des ross nit ungedultig gewest, sonder alles gott ergeben, so seien sie iezmals ußer dem deufelischen gewalt erlediget und all ir marter und pein abgestellt, auch sie stetig und ewiglichen behalten, da sie sonst biß an den jüngsten tag hetten müeßen von den hellischen gaistern geplagt sein; derhalben sie im fleißig gedankt, mit vermelden, daß sie den allmechtigen ewiklichen für ine und die seinen getrewlichen bitten wellen, und damit sein sie verschwunden. Diser grafe Friderich ist uf ain groß alter kom̃en und nach seiner rais dahaim pliben, hat noch ettliche jar in guetem

friden gelebt. Er soll zu Stetten im kloster begraben sein. Sein gemahl hat in überlept, die leit auch zu Stetten begraben. Solch frawenkloster haben diser grafe und sein gemahl die grefin bei wenig jaren darvor gestift, namlich ao. domini 1259, soll vorhin ain Johanniterhaus gewesen sein, welches aber in den verloffnen kriegen zerstört und in abgang komen.'

Vgl. Regesten der Grafen von Zollern bei Stälin 2, 527: '1267. Jan. 9. Rotweil. *Fridericus comes de Zollern ob perpetuam sui et dilectae sibi conjugis Vdelhildis nec non carissimorum liberorum suorum memoriam in villa Stetten sub castro Zollern coenobium dominarum ordinis S. Augustini instituit.*' Kurz erwähnt wird der Chroniksage bei Stillfried und Märcker, Hohenzoll. Forschungen 1, 130.

B. MÖRINGER.

In der zimmrischen Chronik folgt unmittelbar nach der Sage von Bodman die vom edlen Möringer, in Prosa, doch sichtlich auf Grundlage des Liedes (m. Volksl. Nr. 298 und S. 1032 f.). Hieher nur Einiges, was der Chronikschreiber eigenthümlich beigibt:

'Aber den eltesten landfarer, den wir in unsern hochen deutschen landen gehapt, darvon wir noch wißen, das ist der edel Moringer gewesen. Denselben wellen etlich, er seie ein Meichsner oder ein Sax gewesen, gleichwol auch ainer vor jaren mag gelept (haben), so der Moringer gehaißen, soll zu Leiptzig geseßen und in großem tuen (Schmell. 1, 422) gewesen sein, wie man fürgibt, aber diser Moringer ist ain Schwab gewesen und ain mechtiger landsherr. Er hat sein haimwesen zu Munderkingen an der Thonaw, auch uf und umb den Bussen gehapt. Gleichwol man sein geschlecht aigentlichen nit waißt, aber vermuetlichen ist er ain graf des herkomens von Habspurg, oder hat doch vast ain gleichfermigs wappen gehapt. So hat er auch sonst ain andern namen, dañ der nam Moringer ist sein zuenam gewest, wie die alten im prauch gehapt. Man sagt, er hab den namen vom stetlin Meringen an der Thonaw bekomen, aldo sei er geporen worden, welches vor alter nit Möringen gehaißen, sonder Moringen, das bezeucht des stetlins wappen und sigel, das sie von unverdechtlichen jaren hergebracht, mit dem morenkopf. Nun diser Moringer, er habe gleich gehaißen oder sei ains geschlechts gewest wie er welle, so ist er doch in eren und zeitlichen güetern der vile geseßen und dem es in allweg, nach der welt lauf zu rechnen, glücklichen und wol ergangen, hat ain weib gehabt aines fürnemen geschlechts und von der schöne und frombkait vil wurt in liedern gesungen. etc. — Wie lang aber bemelter Moringer nach diser geschicht noch gelept und wañ er gestorben, das ist lenge halb der zeit, auch ußer unfleiß unserer eltern in vergeß komen, aber bei wenig jaren ist sein des Moringers reñfan, den er in kriegshandlungen gewon was zu füeren, noch vorhanden gewest, den hat ain alte edle fraw, genañt Veronica Spettin zu Freiburg im Preisgow bei handen gehapt, mit dem wappen, wiewol die farben verplichen und schier gar abgangen gewesen.'

Was hier von des Möringers Frau, ihrer vornehmen Herkunft, ihrer in Liedern vielbesungenen Schönheit und Trefflichkeit, gesagt ist, stimmt zu einer andern Meldung derselben Chronik (bei v. d. Hagen, MS. 4, 760^{b}.

883[a], vgl. 3, 408), wonach der Verfasser ein altes handschriftliches Liederbuch kannte, das namentlich auch Gedichte des Ritters Heinrich von Morungen enthielt. Die vorhandenen Lieder dieses norddeutschen Minnesängers sind gleich vornherein voll Lobes einer hohen Frau, welches nun der schwäbische Erzähler auf die Gemahlin seines Moringers zu beziehen scheint. Über Heimat und Wappen desselben ist er im Schwanken. Schild und Helm des Dichters hat in der Weingartner Handschrift (Ausg. von Pfeiffer und Fellner S. 89, nicht so in der Paris. Hds.) den Mohrenkopf, gleich dem vorerwähnten Siegel des Städtleins Möringen an der Donau, beiden Orts als 'redendes' Wappen.

BEIL. 4 (zu S. 84).

(ZIMMR. CHRONIK 1191.)

'Diser herzog (von Teck) hat mertails uf Wasneck gewonet, sein gemahel ist gewesen ain grefin von Froburg uẞer der aidgnoẞschaft. Derselbigen ist von jugent uf geweißagt worden, sie müeß von dem wetter erschlagen werden, darvor sie nit werd sein künden. Nun hat sie vil rats darüber gehapt, wie sie im tuen sölle, doch letstlich hat sie ain farender schueler ain gewißen segen darfür gelernt, mit der gewißen vertröstung, wafern sie zu anfangs ains ieden wetters oder daß sich das gewülk zu aim wetter zusamen ziehe, solchen segen spreche, werde sie sicher sein. Sie hat dem varenden schueler gevolget und allwegen, so sich das gewülk zusamen hat gezogen oder anfahen brum̃en im luft, so hat sie den segen gesprochen und damit hat sie ir fatum, wie glaublich, etlich jar ufgezogen. Es sein auch ire junkfrawen und dienernen also abgericht gewest, so bald sie was am himel oder dem luft ungewonlichs gesehen, haben sie ir das unverzug eröffnet. Uf ain zeit ist ain junkfraw umb mitentag zu ir kom̃en, die hat ir von aim kleinen welklin, das am himel seie, anzaig geton, darauf sie den nechsten ans fenster gangen, aber sie hat das kleine welkle veracht und den segen nit gesprochen. Unversehenlich hat das wetter zugenomen, zu ir ins schloß geschlagen, daß sie noch am fenster von dem dunst ist erstickt. Sie und der herzog ir gemahl ligen baide im Kloster zu Oberndorf in ainem schönen erhepten sarch begraben. Er sol der letst herzog dises geſchlechtes gewest sein. Es war ainest ain alter baursman in der herrschaft Oberndorf, der sprach: diser herzog were also edel gewest, daß man ine nach seinem absterben von Wasneck herab het müeßen zur begrepnuss tragen. Das kont ime meniglichen wol glauben.'

Der Name des Herzogs von Teck, für den die Chronik leeren Raum lässt, kann andersher eingetragen werden. Elisabeth, Gräfin von Froburg, Herzog Lutzmanns von Teck (der auch schon in Urkunden von 1301 und 1314 genannt ist) eheliche Wirthin, bestimmt 1336, dass sie und ihr Gemahl nach des Einen Tod eine Schenkung an das Kloster zu Oberndorf zahlen werden. Lutzmann war übrigens nicht der Letzte seines herabgekommenen Geschlechts und Oberndorf, in dessen Nähe die jetzt zerstörte Burg Wasseneck lag, hat erst 1374 Herzog Friedrich, ein Bruderssohn Lutzmanns, an Hohenberg veräußert (Stälin 3, 695 ff.).

ZU DEN VIER DIALOGEN VON HANS SACHS.

H. Sachs hat in seinem bekannten Gedichte „Summa all meiner gedicht biß ins 1567 jar“ uns die Notiz gegeben, daß er neben seinen vielen Versen auch Prosaschriften verfasst habe: „artlicher dialogos siben, doch ungereimet in der pros.“ Von diesen sieben Abhandlungen scheint er nur viere in den Druck gegeben zu haben, und daher wird es denn rühren, daß die andern drei bis heute noch nicht haben aufgefunden werden können. Diese vier uns verbliebenen Gespräche hat Reinhold Köhler (Weimar 1858) nach den zuverläßigsten Drucken kürzlich herausgegeben.

Wir folgen dem frischen hübschen Eindruck, den diese Schrift bei uns hinterließ und erörtern einige Stellen derselben.

S. 44 spricht der lutherisch gesinnte Reichenburger zu dem auf Besuch bei ihm einkehrenden Mönch Romanus: „euer zůkunft in mein haus bedeut warlich ein schne.“ In dieser Formel liegt eine uralte Wetterregel, welche in der Schweiz noch sprichwörtlich lebt. Regen giebts, sagt man, so oft unsere Geistlichkeit Capitel und Synode hält, so oft die Pfarrer zusammen über Land gehen. Der Appenzeller Joh. Grob von Herisau hat in seiner Dichterischen Versuchgabe, Basel 1678, folgendes Epigramm „auf die Geistlichkeit“:

daß euch der himel hass', ist unschwer zu erweisen.
es ist ja weltbekannt, jhr könnet nimmer reisen,
daß nicht die güldne sonn' ihr werthes liecht versteck
und euch ein wolkenbruch als nasses volk bedeck.

Viele Schriftsteller verbürgen das Alter und die weite Verbreitung dieser Meinung. Beispiele sollen dies beweisen.

Joh. Dubravii Hist. Bohem. lib. VI erzählt, wie zu Kaiser Otto I. Zeiten der Prager Bischof Adalbert wegen vieler Misshelligkeiten abdankte und nach Rom auswanderte; allein die Prager Gemeinde konnte ihn nicht lange entbehren und berief ihn zurück. Als nun Adalbert in Begleitung sieben anderer Mönche in Böhmen einzog, ward die große Dürre, so das Land bis dahin geplagt hatte, durch einen so starken Regenguß vertrieben, daß die meisten ebengelegnen Ortschaften überschwemmt wurden. Dies schrieben Einige der Gottesfurcht der ehrw. Väter zu; Andere legten es ihnen zum Spott aus, und daher entstand dann das Sprichwort unter den Böhmen, es pflege

zu regnen, wenn die Geistlichen reisen: „Estque hodie in ore Bojemorum velut adagium, ut si forte obvios in itinere habeant viros religiosos, dicant: pluvia haud dubie pluet, posteaquam monachi peregre ambulant.“ Monatl. Unterredungen. Leipzig bei Gleditsch, 1690, pg. 1058. — „So man münch vber feldt siehet gehen oder reiten, soll man denselben weg nicht gehen, dann es ist gern vnflatig wetter.“ Astronomia Teutsch 1612 (Wolf, Ztschr. f. Myth. 3, 316) „Haltet die mönch zů hauß! dann kommen sie auß, so regnets oder will anfangen drauß.“ Fischart, Aller Praktik Großmutter (W. Wackernagel Leseb. III. Prosa 1, pg. 469. In Vintlers Blume der Tugend, vom Jahre 1411:

so wellen sumeleych dapey,
wanne es vngewitter sey,
das sey alles von der münich wegen,
wann die gent vmb die wegen.

(Zingerle, Tiroler Sitten 1857 S. 187.). „Wann die pfaffen reisen, ist das sprichwort bei Zeilero (Praetorius Weltbeschreib. 1, 16) so regnets.“ Männling, Curiositäten u. Albertät. Frankf. 1713. Ebendasselbe bei Abrah. a St. Clara, in der Lobpredigt auf Thomas Aquino. Salzburg 1684, 6. In Rabelais Gargantua lib. IV. wird ein Schiff voll Priester, die zum Concil fahren, von Panurg, dem es begegnet, für eine gute Vorbedeutung seiner eigenen Reise erklärt; allein es bewährt sich umgekehrt als das allerschlimmste Zeichen, da unmittelbar hinter jenem Schiffe der unbändigste Seesturm losbricht. Als Dr. Luther während eines Jahrmarktes durch Rudolstadt kam und gewässertes Jahrmarktsbier bekam, hat er den Markt und das getaufte Getränke verwünscht. Seitdem schwimmt jeder Rudolstädter Jahrmarkt von Wasser. Frommann, Mundarten Zeitschr. 3, 546. Bei einem Seesturme sagte der schwedische Schiffskapitain zum Passagier Wedderkop (Bild. a. dem Norden 2, 528): „trösten Sie sich, ein Priester ist mit an Bord, und das ist weltbekannt, daß so einer immer schlecht Wetter herbei führt“. Kapuziner spielen und regnen lassen sind zweierlei Namen für einerlei Kinderspiel. Alemann. Kinderl. nr. 293. — Diese gehäuften Belege werden nicht überflüssig scheinen, sie dienen dazu, eine verschollene Mythe wieder zu erwecken und zu beglaubigen. Im Regen und Schnee steckt der Gott als Wetterkönig. Aus Engelland fährt er herab auf unsere Fluren, um sie zu befruchten. Vgl. Müllenhoff Sag. 517, 33:

Rägen, rägen, rusch!
de König fært to busch.
læt den rägen œwergaen,
læt de sünn wedder kamen. etc.

es regnet, die sonn scheint,
gott segnet, der pfaff greint. Firmenich 2, 66.

Statt des Gottes kommt auch sein Diener und verbreitet den Landregen. Im 1. Buche des Ramajana ist erzählt, im Lande Anga sei jahrelang kein Regen mehr gefallen, als der König sich gegen Gottes Gebote vergangen hatte. Seine Priester und seine Räthe sind versammelt, drei Tage sinnen sie einem Mittel nach um Abhilfe, endlich eröffnen sie: nicht eher wieder werde es regnen, als bis es gelungen sei, den Fürstensohn und Waldbüßer Rischjasringa aus seiner Waldsidelei hinweg zu locken und auf den Weg zu Hofe zu bringen. Dazu bedarfs der List. Man belädt Schiffe mit den schönsten Mädchen und lässt sie zu ihm hinaus in die Waldwildniss fahren. Solchen Reizen kann der Heilige nicht widerstehen, zum erstenmale verlässt er den Hain, begiebt sich mit den Mädchen auf den Weg, und zum erstenmal regnets wieder. Davon heißt es im Ramajana:

Sobald mit Rischjasringa der Fürst
Das Ufer betrat, so schüttete
Vom Himmel reichlichen Regen herab
Pardschanja über das ganze Land.

Holtzmann, Ind. Sag. 1, 309.

Wie hier der Brahman auf einem Schiffe heimfährt und damit Regen bringt, so heißt in der Edda die Wolke das Windschiff, und der Nerthus Gotteszeichen war gleichfalls das Schiff: „liburnae figura". Tacitus Germ. C. 9. Dieser Göttin Umzug durchs Land verbreitete gleicherweise Gottesfrieden und Fruchtbarkeit. Aus Sæmunds Sonnengesang führt Afzelius die Stelle an (Schwed. Sag. 3, 27):

Odhinns Gattin fährt — Daß nur unverhofft
Wollustathmend kühn — Nicht der Sturmwind nah',
Auf dem Erdenschiff. — Untergang bereitend.

So oft die Zwerge bei Merlingen am Thunersee aus ihren Berghöhlen zu den Bauernhöfen herunter gehen, folgt ein Landregen. —

Wir nehmen nun einen andern Gegenstand dieser Dialoge in Erklärung. Vor weltlichem Gerichte, sagt H. Sachs l. c. S. 50, werden nur die Procuratoren und Juristen reich „von den schenken

und helküechlin". Der Herausgeber bringt aus seinem Autor selbst und andern gleichzeitigen Quellen mehrfache Belegstellen bei, in denen dieses Helküchlein figürlich statt der Bestechungsmittel überhaupt gilt, mit denen bei unredlichen Richtern das Recht erkauft wird. Solcherlei Richter sieht dann H. Sachs in der Hölle braten wie Küchlein: „da hört ich die helküechlein schnalzen". Und auch Fischart, Gargant. cap. 21 lässt den Magister mit solcherlei „höllenküchlin aus dem höllhafen" gefüttert werden. Warum nun in unserer Sprache ein werthloses Küchlein die Bedeutung von einer namhaften Geldsumme bekommen konnte, dieß lässt sich aus unserer Rechts- und Sittengeschichte beantworten, und ich will es in Kürze hier thun, indem ich in diesen Helküchlein ein Überbleibsel der alten Ruralsteuern nachweise.

Bei den Volksversammlungen, Gildentagen und Gerichtssitzungen wurde gesotten und gebacken, gezecht und geschmaußt: Tacit. Germ. c. 22. Grimm RA. 869—871. Ein Theil der dem König dargebrachten Ruralabgaben gieng unter die Volksversammlung auf den Maifeldern in Form von Speise und Trank zurück, in Speise und Trank wurden die Gerichtsbußen angesetzt und gemeinsam verschmaußt. Daher sind die drei bis vier jährlich geboten gewesenen Gerichte, dann die vier Jahresfeste (Ostern, Johanni, Martini und Fasnacht) und die vier Jahresbote der städtischen Gilden, Staffeln, Zünfte und Handwerksinnungen durch eben so viele Backtage und Küchleinschmäuße bezeichnet und gefeiert gewesen. Ein Theil dieser Bräuche hat sich noch erhalten. Die dabei vertheilten Brode hatten als Zeitbrode ihre verschiedenen Namen je nach Jahreszeit und Gerichtsfrist. Hier nun beschäftigt uns der eine Name Helküchlein. Er bezeichnete die auf Winter, Neujahr, Weihnachten und Dreikönige fallende Steuer. Wir wissen aus Gervasius Tilbur. (Otia Imper. ed. Liebrecht, pg. 2), daß der Weihnachtskuchen während der Nacht auf freiem Felde gebacken wurde: „de pane nocte illa sub dio composito compertum habeo, quod febricitantibus prodest". Dieß geschah am Tage des alten Jahresbeginnes, am 6. Januar. In der Stadt Zürich fanden vor der Brunischen Verfassung jährlich dreierlei Räthe (Gerichtssitzungen und Wahlen) statt. Der erste derselben, der mit dem 6. Januar anfieng, hieß Fastenrath, der zweite im Mai Sommerrath, der dritte an der Kirchweih der Herbstrath. Die Fastenküchlein, Mai- und Kirchweihkrapfen wurden an diesen Wahltagen durchs ganze Land gebacken, wie heute noch, und geschenkweise in die Häuser

vertragen der Beamteten, der Freunde und Armen. Als dann seit dem Jahre 1628 für die Züricher Landschaft und jede Kirchgemeinde Ernte- und Herbststeuern eingeführt und nach Vorschrift in Geld erlegt werden mußten, dauerte der Bezug derselben in Naturalien noch eine gute Zeit fort. Es ist daher eine Reihe von Erlassen, namentlich gegen die Küchlein, in den Gesetzen und Sittenmandaten jener Zeit enthalten. Um diese richtig zu verstehen, muß man jedoch nicht vergessen, daß inzwischen der Jahresanfang und der damit verbundene Gerichtstag vom 6. auf den 1. und 2. Januar zurückverlegt worden war, an welchem heute noch in unseren Landschaften der Berchtolds- oder Bechtelistag bürgerlich allgemein gefeiert wird. So beschloß die Zürcher Regierung lange nach jener vorhin erwähnten Steuerverfügung, im Jahre 1697, daß die Gemeinde Stammheim sich einer Verwaltungsreform zu unterziehen habe, und macht dabei folgenderlei geltend: „zuo abhebung so vilfaltigen zuosamensitzens und prassens, sowol am Bechtely als an andern gewonten festtagen haben meine Gnd. Hhn. kein besser mittel sein ermessen, als daß künftighin für alles und alles was das jahr durch fürfallen mag, den Vieren (Ausgeschoßenen, Dorfrichtern) mehr nit als 12 mütt kernen — anstatt etlich und zwentzigen — und 12 saum wein — anstatt 25 bis 30 saum — gut geheißen werden soll.“ Hds. Urkundensamml. „Thurgeüw“ II, 242. Privatbesitz des Dr. Maurer in Bremgarten. Ein anderer Rathserlaß Zürichs v. J. 1696 (enthalten in derselben Urkundensammlung, Abtheil. „Gravschaft Kyburg“, VI, 532) wendet sich gegen diese veralteten Speisenabgaben als missbräuchlich bestehenden Mitteln, mit welchen auf die Wahlen in den städtischen Zünften ungebührlich eingewirkt werde: „daß an den sonntagen ab constaffel und zünften keine küchli umbhin geschickt, auch keine bis nach vollendeter abendpredig gemachet werden sollen, ist das vmbhintragen der küchlenen bei geltbuß und gefangenschaft des gänzlichen abgestrickt.“ Damit kommt also der Begriff von Wahl- und Gerichtsbestechung, von Heucheln und Schmeicheln in den Namen Küchlein. „Loquimini nobis placentia, ist alle worte kücheln, einem jeden, was er gern hat, auf's teller reden“, so predigt der Augustinermönch Ign. Ertel in Amara dulcis, Nürnberg 1712, 34. Der Name des Helküchleins, auf den ich sogleich näher eingehen werde, verlor sich daraufhin in unseren Gegenden, nicht aber der Brauch. An demselben Berchtentage wählten die Zünfte der Stadt Luzern alljährlich ihre Stubenmeister und Obmänner,

und das dabei gehaltene Freudenmahl hieß Bärchtli. Stalder 1, 156. Und von der fortgesetzten Feier des Züricher Bächtelistages erzählt das Züricher Neujahrsblatt der Chorherrenstube v. J. 1805: „Abends gabs Kuchen, Simmelring, Birnenmost". Nicht bloß in Städten, auch in kleinen Ortschaften blieb der Brauch. Das „Stubenrecht deß dorffs Zurzach" v. J. 1529 (hds. Besitz des Aargauer Landammann Welti von Zurzach) besagt: „welicher ein fründ old êrengast mit ihm auf die Berchten nimpt, der sol die ürten (Zeche) für in gên". Und so wird denn bis heute der 2. Januar bei uns der Berchtentag genannt und mit bürgerlichen Festlichkeiten gefeiert. Der deutsche Schweizer backt da das Küchlein, den Züpfenweck, den Eierring; der Waatländer Bauer verzehrt gleichzeitig seine Lieblingsspeise Berthouds (Berchtöldlein). Der Altbaier um Müldorf lässt in der Dreikönigsnacht einen Theil der Küchlein auf dem Tische stehen, für die Frau Bert. Panzer, bair. Sag. 1, nr. 278. Von ganz ungewöhnlicher Reichhaltigkeit aber sind die altherkömmlichen Spenden, die um dieselbe Zeit bei uns stiftungsgemäß an die Armen verabreicht werden. Es hatte z. B. die Stadt Winterthur seit undenklichen Zeiten den Brauch, jährlich an Weihnachten und Neujahr allen Armen und Kindern aus 32 umliegenden Dörfern Spendbrode austheilen zu lassen. Nun sind diese Dörfer zwar davon ausgeschlossen, aber dieselbe Brodvertheilung dauert noch fort, und so hat diese vorzugsweise von einer wohlhabenden Bürgerschaft bewohnte Stadt im Jahre 1854, laut der mir vorliegenden Commissionalberichte, 57,838 Pfund Brod ausgetheilt unter den verschiedenen Namen von Spendbrod, Sonntagsbrod, Erntebrod, Allerheiligenbrod. Man verwechsle aber diese Brodvertheilung nicht mit der Almosenvertheilung überhaupt, denn diese letztere, bestehend aus Handsteuer, Schul- und Lehrgeld, Kostgeld, Wandergeld, Winterkleidung, Holz u. s. w. steht unter besonderer Verwaltung. Die ehemaligen Frucht- und Brodspenden des aargauischen Kantonstheiles, welcher sonst unter Berner Herrschaft gehörte und das Altaargau genannt wird, sind seit neuerer Zeit capitalisiert worden; sie betragen nunmehr Francs 10,841000. Daraus also haben sich in früherer Zeit wohl für alles Volk Küchlein backen lassen.

Warum aber soll gerade dieses Küchlein, das doch für Alle gehörte, das Helküchlein heißen und den schlimmen Begriff der Heimlichkeit und Duckmäuserei bekommen haben? Desshalb, weil man nach und nach den Namen der Göttin vergaß und missdeutete,

auf deren Festtag dieß nach ihr genannte Brod bereitet worden war. Dieß war die Frau Hel. Grimm Myth. 403 weist nach, wie man der Wildenfrau, der Bechta und der Hel Speisen buck und auf die Kreuzwege hinaus stellte. Hels Festtag aber fiel ursprünglich mit dem Dreikönigtag und fällt jetzt mit dem Berchtoldentag zusammen. Der Abend vor dem 6. Januar wird in den obersächsischen Gegenden „der Frau Hellen Abend" genannt, da essen dann alle Bauersleute die Polse (lat. puls), einen Klumpenbrei in Wasser gekocht, mit Fett aufgeschmalzen oder in Butter gebräunt. Wer es unterlässt, steht in Gefahr, daß ihm die Frau Helle den Bauch aufschneide, die in dieser Nacht auf einem Wagen ihre Umfahrt hält: H. L. Fischer, Buch vom Abergl. 1793. 2, 66. Nach dieser Göttin ist in den Niederlanden das Sternbild des Wagens Hellewagen genannt (Myth. 762), und der Schweizer, der es den Kehrwagen nennt, behauptet, daß derselbe in dieser Nacht sich umdrehe, und weißagt sich nach dessen Standpunkt den künftigen Marktpreis der Kornfrucht. Tobler 264ª. Bekanntlich ist diese ndd. Frau Helle eins mit der thüringischen Frau Holle, und auch zu deren Ehren werden noch um Neujahr und in den Zwölften altvorgeschriebene Mehlklöße gegessen. Da wo an die Stelle dieser Göttin die Berchta getreten ist, unterscheidet man eine Neujahrs- und eine Oster-Berta und feiert beide Fristen mit festgesetzten Brodgebäcken. Unter diese Weihbrode ist z. B. auch jenes große Strüzel zu rechnen, das die Königsberger Bäcker am Dreikönigstage 1583 aus 3 Scheffel Mehl bucken und verschenkten (Haltaus, Jahrzeitb. 72); so auch der Weizenwecken der Polen, welcher reichlich mit Schwarzkümmel bestreut bei ihnen am 24. Dec. nicht fehlen darf: Wurzbach, Sprichw. d. Polen. 1852, 148. Die Osterberchta hat nicht minder berühmte Brode gehabt. Beim Brezelfest zu Schwäbisch-Hall wurden die Kinder am Osterdonnerstag zuerst in die Kirche zur Predigt und nachher aufs Rathhaus zur Brezelvertheilung geführt: Gräter, Iduna 1821, März. Zur Sonnewendzeit am 23. und 24. Juni feierte man zu Savilly bei Jumiéges das kirchl. Fest der hl. Osterbertha mit Processionen, Höhenfeuern und Mahlzeiten; ein ungeheures Brod von mehr als Stockwerkhöhe wurde dabei umhergetragen. Liebrecht, edd. Gervas. Tilbur. S. 209.

Ist nun im Vorausgehenden darauf verwiesen, daß diese Zweckspeisen und Zeitbrode Überbleibsel sind aus den alten Gildenmahlzeiten, so muß nun daran erinnert werden, daß diese Geldonien in ihrer Umwandlung in christlich-kirchliche Bruderschaften einen Theil

ihrer ursprünglichen Bestimmung beibehielten; sie hatten für die in ihrer Zunft verarmten und erkrankten, endlich auch für die Bestattung und Seelenruhe ihrer Verstorbenen werkthätig zu sorgen. Die Bruderschaftsmahlzeiten entstanden, verbunden mit der Ausspeisung, Waschung und Kleidung der Armen, sowie die Seeltage, an denen für die Ruhe der Verstorbenen den Lebenden nach Bedürfniss geschenkt und mitgetheilt wurde. Hier macht sich der Name der Helküchlein unter den bei solchen Mahlzeiten üblichen Speisen von seiner anderen und ursprünglichen Seite geltend; man aß und trank auf das Angedenken derer, die zu Hel gegangen, zur Schatten- und Todesgöttin gekommen waren. Und je mehr diese Erinnerungsmahlzeiten den Sinn der christlichen Minne (Eulogie und Agape) annahmen, um so weniger blieben sie bloß auf die Mitglieder einer Zunft beschränkt, um so weitherziger waren auch die fremden Leute mit in diese Wohlthätigkeitsspenden eingeschlossen. Geld, Wein und Brod, das da am Jahrestag ausgetheilt wurde, sollte ein Jeglicher zu empfangen befähigt sein, Keiner, der dazu erschienen war, sollte leer ausgehen. Man nahm dadurch der ursprünglich heidnischen Stiftung ihre zünftige Enge und Ausschließlichkeit, während man dem Brauche selbst seine neue Rechtfertigung gab mittelst der Stelle 1 Corinth. 10, 17: denn wir Vielen sind éin Brod, da wir Alle éines Brodes theilhaftig sind. Hieraus entstanden nun jene vielfachen Gebildbrode mit mancherlei Namen, die man bis jetzt am Allerseelentag (2. Nov.) am herkömmlichsten zu backen und zu verschenken pflegt: die Seelstückel, Seelzelten, Seelwecken in Baiern, Schwaben und Tirol; die Seelzüpfen, Gotteslaibli, Spendbrödli und Todtenbeindli in der Schweiz. Der Reformator Bruschius erzählt uns, wie es seiner Zeit beim sächsischen Seelenfeste noch gehalten wurde. Es war dieses auf die altsächsische Gemeinwoche versetzt worden. Wenn nun am Schlusse derselben (29. Sept.) zu Hildesheim die Goldne Messe abgehalten wurde, so hatte das dortige Stift alle Herbeigekommenen, Fremde und Einheimische, nach altbestimmter Norm zu begasten. Außer anderen Gerichten erhielt man dabei ein weißes Weckenbrod vorgesetzt, von solcher Größe, daß alle Tischgenossen zusammen daran zu ersättigen gewesen wären; dazu kam für jeden Gast noch Tischwein und 4 Schillinge Trinkgeld. Wein, Brod und Almosen, der Überrest der alten Todtenschmäuße, war also hier vom geistl. Stifte übernommen und auf die Goldne Messe versetzt worden. (Leibnitz, tom. 2, 494). Wie reichlich am 2. Nov., als am Aller-

seelentage, der Tiroler Bauer zu backen, Brod an die Armen zu verschenken, für die armen Seelen auf den Tisch zu setzen pflegt, dieß ist in I. V. Zingerles: Sitten und Bräuchen des Tirolervolkes (1857) ausführlich zu lesen; und Schönwerth in seinen beiden Sagenbänden erzählt aus der baier. Oberpfalz, wie sorgsam bemüht und liebevoll zu dieser gleichen Zeit der bairische Bauer die Seelen der Abgeschiedenen mit Speise und Trank zu versehen suche; man legt Brod auf ihr Grab, man streut es in Brosamen den Thieren vors Fenster, wirft es in den Wind und in die Gewässer, weil in ihnen Allen die Seele der Ahnen wohnen oder erscheinen könnte. Und wie die Bibelstelle befiehlt, Brod und Wein aufs Grab des Gerechten zu setzen, so stellt man es bei uns über Nacht auf den Eßtisch, damit sich die Verstorbenen bei ihrem Besuche oder auf ihrer Weiterreise daran erquicken können. Es stimmt dieser Brauch noch dazu mit jenen zahlreichen Sagen zusammen, denen zu folge die Geister zu Gast sich bitten und aufs Abendbrod einladen lassen (Wolf, deutsche Märchen und Sagen nr. 116), oder zu zwölft auf einem Wagen im Wirthshaus zu österr. Altenmark angefahren kommen, um da Einkehr zu nehmen (Zeitschr. f. Mythol. 4, 142).

Die bei Hel wohnenden Seelen werden dem Bekehrten zu Höllenbewohnern, das zu ihrem Gedächtnisse gebackene Helküchlein wird zum Höllenküchlein. Daran knüpfen sich die Sagen vom Teufelsgastmahl und Höllenschmauß. Am Oberpfälzer Flüsschen Zood beim Dorfe Neuenhammer liegt der Teufelsstein. In dessen Höhe ist eine Pfanne ausgehauen. Da bäckt der Teufel in den Rauchnächten (den Zwölften, d. i. von Weihnachten bis Dreikönig) seine Kücheln, und davon ist diese Pfanne so schwarz. Schönwerth, Oberpfalz 2, 249. Eines solches Teufelsgastmahl wird beschrieben in Mones Schauspielen des Mittelalters, und dorten 2, 110 führt der Herausgeber dazu die erklärende Stelle an aus einer Predigt vom J. 1440: „libentius accipiunt propinas schmöchalas, hellküechlin". Es sind damit die Schmußtrinkgelder gemeint, mit denen der unredliche Fürsprech seinen Gewinnst zu mehren sucht, und für die er einst die brennenden Höllenbrode zu essen bekommt. Hr. Köhler citiert dazu nebst anderen Stellen noch aus H. Sachs die Beschreibung der Hölle, in welcher unredliche bestechliche Richter braten, während die Teufel nachschüren: „da hört ich die helküechlein schnalzen".

Mit der Erörterung dieser beiden Punkte: des Schnees und Regens, welcher gleichzeitig fällt, sobald ein Cleriker auf Besuch

geht, und des Helküchleins, welches aus einem Todtenbrode zum Bestechungssinnbild geworden ist — glauben wir dem Herausgeber die Aufmerksamkeit und Beachtung, die er sich mit diesem Werkchen noch in weiteren Kreisen erwerben wird, unsrerseits ausgedrückt zu haben.

AARAU, Dec. 1858. E. L. ROCHHOLZ.

ZUR GUDRUN.

Je größer die Wahrscheinlichkeit wird, daß uns das Gudrunlied nur in der Ambras-Wiener Hs. erhalten ist, desto fühlbarer stellt sich das Bedürfniss heraus, diese einzige Hs. zuverläßig genau zu kennen, denn die nicht überall ganz correcte Ausgabe des Heldenbuches von v. d. Hagen gab der Vermuthung Raum, es möchte auch der Abdruck der Gudrun, der allen folgenden Ausgaben zu Grunde liegt, da und dort der erwünschten Sorgfalt entbehren. Unter diesen Umständen schien eine neue Vergleichung der Hs. mit jenem Drucke nothwendig. Auf die gütige Verwendung meines verehrten Lehrers Prof. Pfeiffer und durch die freundliche Bereitwilligkeit des kais. Rathes Herrn J. Bergmann ward es mir möglich, diese Vergleichung mit aller Muße und Genauigkeit vornehmen zu können, wofür ich beiden Herren meinen Dank auszusprechen mir erlaube.

Was zunächst die Handschrift betrifft, so ist ihrer schon vielfach Erwähnung gethan; ausführlich beschrieben ist sie von Primisser und Dr. Freih. v. Sacken in ihren Büchern über die Ambrasersammlung, wo auch ihr übriger reicher Inhalt angegeben ist. Die Hs. ist, wie dort bemerkt, sehr schön und mit durchgehends sehr ähnlicher Schrift geschrieben; gleichwohl rührt sie kaum, wie Frh. v. Sacken meint, von einer Hand her: es lassen sich mindestens zwei Schreiber unterscheiden. Erwähnt ist in jenen Schriften auch, daß die Hs. viele Randzeichnungen, meist Blumen und Thiere, besitzt; hinzuzufügen ist, daß sich zwischen diesen und dem Texte häufig eine Beziehung finden läßt, die nur deswegen nicht immer klar hervortritt, weil uns die symbolische Bedeutung der Blumen nicht so bekannt ist. So ziert in der Hs. der Gudrun den Anfang jeder neuen Aventiure eine schöne Zeichnung am Rande, und es findet sich u. a.

bei der Aventiure „Wie Herwig und Ortwein wider zu dem here kommen“, wo Herwig die Kunde von Gudrun's schmachvoller Lage bringt, worauf Alle zu weinen anfangen, ein fliegender Vogel und darunter eine Rebe mit Trauben (nach dem bekannten Volksglauben bedeuten Trauben Thränen); bei der Aventiure „Wie Hartmuot gefangen ward“ ein Feigenzweig mit Früchten, auf dem ein Vogel sitzt, darunter ein Fuchs, der laufend eine Henne fortträgt; „Wie sie Hilden poten sannden“ trägt über einer Hundskamille wieder den fliegenden Vogel, und am untern Rande einen liegenden Löwen, auf dem ein geflügelter Engel spielend sitzt; „Wie die könige in Hilden landen hochzeiten“ eine Pfingstrose, das Blatt, worauf die Verheirathung Hartmuots erzählt wird, einen gewaltigen Hirsch, über dem ein Engel herfliegt, der im Begriff ist, ihm eine Schlinge über den Kopf zu werfen. — Ebenso tragen alle „büchlein“ auf den Inhalt bezügliche Illustrationen am Rande.

Der Nutzen dieser Vergleichung für die Wissenschaft ist mehr nur ein negativer, sie gewährt uns nämlich die Gewissheit, daß die Hs. wenig bessere Lesarten enthält, als Primissers Abschrift geliefert hat. Die Abweichungen dieser von der Hs., so unbedeutend sie auch sein mögen, sind hier vollständig angegeben, so daß der v. d. Hagen-Primisser'sche Druck in Verbindung mit v. d. Hagens Berichtigungen und Verbesserungen und dem folgenden Verzeichnisse den Text der Hs. mit diplomatischer Genauigkeit wiedergiebt.

Die erste Zahl ist v. d. Hagens Zählung, eingeschlossen die Vollmer'sche nach Strophen. Dann folgt Primissers Lesung und nach dieser die Lesart der Hs.

44 (11, 3) die laub] das laub. 155 (39, 3) kunige reiche] kunige aus reiche. 170 (43, 2) tuncke] tunckl. 251 (63, 3) verschachen] verschmahen. 333 (84, 1) sin] sich. 619 (155, 1) war] was. 623 (156, 1) die ellenden frawen] die ellenden frömbden frawen. 657 (164, 3) leihtem] liehtem. 695 (174, 1) man die hieß] man da hieß. 943 (236, 1) er] der. 1121 (280, 3) an in gerte] in angerte. 1341 (335, 3) helde] helden. 1401 (350, 3) nu] im. 1852 (463, 2) leichter] liehter. 2129 (532, 3) regen tät] regen tät wäre. 2152 (538, 2) von dem] von den. 2389 (597, 3) den] des. 2462 (615, 4) er] der. 2471 (618, 1) in] im. 2480 (620, 2) da] das. 2493 (623, 3) herere] herren. 2498 (624, 4) was von] wär von. 2575 (643, 1) schlûg aus helme] schlûgen aus h. 2594 (648, 4) die wissten nu] die nu wissten. 2630 (657, 4) dhain magt] dhain weib magt.

2670 (667, 4) frieschen] frieslichen. 2671 (668, 1) von] vor. 2705 (676, 3) muesse] muesst. 2729 (682, 3) mann] manne. 2757 (689, 3) also das] also daz das. 2825 (706, 3) der herren] der herr. 2886 (721, 4) in] im. 2949 (737, 3) irm] irn. 2955 (738, 1) in Norm.] von Norm. 3031 (758, 1) daz sys] daz daz sys. 3066 (766, 4) gûten] kuenen. 3356 (839, 2) wie es unns darnach] darnach wie es unns. 3510 (877, 4) bringen] gewinnen. 3542 (885, 4) wûnde] wûnden. 3642 (910, 4) disen] disem. 3675 (919, 1) Hettel] Hetteln. 3757 (939, 3) sprachen] sprache. 3799 (950, 1) war] was. 3805 (951, 3) wir sullen] da wir sullen. 3809 (952, 3) hetten] hette. 3822 (955, 4) wolten] solten. 3834 (958, 4) mit dem] mit den. 3890 (972, 4) selde] zelde. 3901 (975, 3) ir] im. 3950 (987, 4) riche] wiche. 4128 (1032, 2) baldes] balder. 4205 (1051, 3) allen rehten] allem rehte. 4298 (1074, 4) schönen] schöne. 4354 (1088, 4) yedoch meinen] yedoch von meinen. 4505 (1126, 1) das] des. 4550 (1137, 2) krachen] krachten. 4635 (1158, 3) trewen] trewe. 4715 (1178, 4) küniginnen] küniginne. 4779 (1194, 3) salwe] salwey. 4827 (1206, 3) lannde] lannden. 4852 (1223, 1) reichen] reiche. 4915 (1228, 3) ir] irm. 4997 (1249, 1) ir] iren. 5059 (1264, 3) ee morgen] ee es morgen. 5499 (1374, 3) helde] helden. 5740 (1434, 4) helden] helde. 5948 (1486, 4) vorhie] hievor. 6074 (1518, 2) widerwarten] widerwarteten. 6184 (1546, 2) prachten] prachen. 6204 (1550, 4) namen] nemen. 6228 (1556, 4) manne] mannen. 6277 (1569, 1) Matelane] Macelane. So später immer und zwar immer so geschrieben. 6280 (1569, 4) sasse] sässe. 6312 (1577, 4) mochte] möchte. 6350 (1587, 2) zu] ze. 6368 (1591, 4) gen] gegen. 6378 (1594, 2) da] doch. 6437 (1609, 1) im] in. 6519 (1629, 3) wolle] welle. 6599 (1649, 3) hennde] hennden. 6603 (1650, 3) mochte] mechte. 6740 (1684, 4) helde bey ir hannde] helde bey irn hannden.

Außerdem bietet die Hs. sehr oft den Umlaut, wo Primisser ihn nicht giebt, sowie sich mancherlei unbedeutende orthographische Abweichungen finden, die bei einer so jungen Hs. anzuführen überflüssig scheint.

WIEN. FRANZ GÄRTNER.

ZU REINHARD FUCHS.

Daß Reinhard Fuchs in Gesellschaft Kaiser Friedrich's II., Otokar's von Böhmen und anderer großer Herren des XIII. Jahrhunderts schon bei einem Schriftsteller dieser Zeit erscheint, bleibt wohl immer eine denkwürdige litterarische Thatsache. Allein sie gewinnt noch an Bedeutung, wenn der Autor kein Deutscher, sondern ein Spanier ist und die berühmte Thierfabel dadurch einen Hintergrund erhält, der einerseits ebenso historische Vorgänge andeutet, als er Reinhard den Deutschen entführt. Die Sache verhält sich einfach also. Ich finde in einem Formelbuche, dessen späteste (datierte und historisch nachweisbare) Urkunde von 1274 ist, folgenden Brief:

„*Rex leo fortissimus animalium asino et lepori fidelibus suis gratiam suam et bonam voluntatem. Cum omne genus ferarum et omnis multitudo bestiarum tam nutuum quam non nutuum nostre dominacionis subsistit imperio et obediant incunctanter, sola decepcionis vulpecula contumax invenitur que nostre potencie magnitudinem non veretur eademque citata multociens in nostra curia noluit comparere. pro cuius excessibus sedes nostra tota est inpleta querelis et conquerentes de ipsa nullo modo potuerunt assequi racionem. Qua propter fidelitati vestre predico quatenus peremptorie (eam) citare curetis ut pro sibi objectis nostro se debeat conspectui presentare* VII. *cal. Aprilis. gallis et gallinis legitime responsura. forma citacionis die coram quibus et quicquid modo feceritis nobis postmodum per vestras literas studio intimatis.*“

Die Quelle, welcher ich diese Darstellung des wesentlichen Inhaltes des Reinhard entnehme, ist die *summa dictaminis magistri Dominici Yspani* (Cod. Bibl. Pragensis III. G. 3 f. saec. XIII.), eines Schriftstellers, der von sich selbst sagt: *ego Dominicus Dominici oriundus de civitate Visentina in arte dictatoria discipulus discreti viri domini Johannis Severii bone memorie quondam archidiaconi Calaguritanensis thesaurarii Visentini, qui per spacium temporis et continue circa officium notarie cum diligencia sollicite et attenter (non enim similitudinarie vero per allegoriam nec difuse sed plane et proprie) — — quandam brevem dictandi summam — per ordinem in hoc brevissimo volumine explicabo.* (F. 52.)

In der That ist auch, was Rockinger (über Formelbücher S. 166) von diesem „höchst beachtungswerthen Formelwerke“ sagt, daß es wohl verdiente, in seinem ganzen Bestande dem Drucke übergeben zu werden, nicht bloß „wegen seines canonistischen Inhaltes“ begrün-

det, sondern auch weil sich in ihm Urkunden vorfinden, die die Beachtung des Historikers rege machen. Dazu gehört die *litera de morte Marcellini episcopi, quem occidit Fridericus* F. 70—73; die meines Wissens bisher unbekannte Citation K. Otokars vor das Fürstengericht durch Pfalzgraf Ludwig bei Rhein (v. 1274) F. 74; das Schreiben des Bamberger Capitels *(cum nostra Cathedralis ecclesia in reparatione indigeat de vasta h. prepositus, C. decanus,* F. 92); mehreres Andere, was sich auf deutsche Verhältnisse bezieht. Insbesonders sind Urkunden aufgenommen, welche die Anklagen und Rechtfertigungen Friedrichs II. 1245 enthalten, die Gründe, warum er der Citation zu dem Lyoner Concil nicht Folge leistete, die Auseinandersetzung des Papstes in Betreff seines Verfahrens wider Friedrich, so daß unwillkürlich der Gedanke rege gemacht wird, die Citation Reinhards stehe in einem gewissen Zusammenhange der Ideen entweder mit der Citation Friedrichs vor das Concil von Lyon 1245, oder Otokars II. Přemysl vor das deutsche Fürstengericht 1274/5. Wie käme sonst auch der ernste Spanier von Viseu und Calahora, welcher *„ad institutionem quorundam novitiorum in arte dictatoria addiscere volentium et prodesse“* sein Buch schrieb, dazu *„per allegoriam“* zu schreiben, hatte er nicht besondere Ereignisse im Sinne, an die er bei der Anwendung der Allegorie dachte? Ich muß hinzufügen, daß die Anzahl der Briefe Friedrichs II. in der *summa dictaminis* nicht unbeträchtlich ist, und daß auf dem Concil von Lyon 1245 die spanischen Bischöfe besonders Parthei gegen Friedrich II. genommen hatten. Da P. Innocenz IV. die Correspondenz des römischen Stuhles mit dem Kaiser dem Concil vorlegte, der Streit und die Verurtheilung des letzten Staufischen Kaisers die größten Ereignisse der Zeit waren, ist begreiflich, daß man auch in den einsamen Pyrenäenthälern der hierauf bezüglichen Denkmale habhaft zu werden suchte und werden konnte. Die Nachbildung vom Standpunkte der Allegorie lag, als die Zeit über die abgelaufene Bewegung zu reflectieren begann, nichts weniger als ferne.

Der Umstand, daß Alfons von Castilien als Sohn einer Staufin so lange Zeit und so zähe an der deutschen Krone festhielt, ohne sich jedoch die Mühe zu geben, dem Reiche und Königthume nützlich zu werden, mag weiter für die Verbindung Spaniens mit Deutschland zeugen.

Aber auch dem Böhmenkönige, wider welchen so viele Klagen kamen, die Großen und die Kleinen sich verschworen, und der von seinem Malepartus aus sie Alle verspottete und verachtete, konnte

die Allegorie sehr wohl gelten. Ich setze der Vergleichung wegen das bisher unbekannte Document der Citation bei, das auch in anderer Beziehung sehr wohl verdient, kritisch untersucht und gewürdigt zu werden:

Magno (wahrscheinlich statt *magnifico*) *principi Otokaro regi Bohemie Ludovicus dei gracia palatinus comes Rheni dux Bavariae inter fiscum et ejus principes judex per sententiam principum imperii approbatus legum et justicie tramites revereri. Auctoritate presencium nobis per sententiam principum comitum et baronum in solempni curia gloriosissimi domini nostri Rudolfi dei gracia regis Romanorum illustris aput Nuremberg solempniter celebrata communiter attributa vobis precipiendo mandamus, quatenus* X *cal. febr. quem terminum magnitudini vestre de eorundem principum consilio et sententia pro peremptorio prefigimus, coram nobis apud N. compareatis predicto R. Regi illustri super injuriis et manifestis violenciis, quas idem rex sibi et imperio a vobis illatas conqueritur, legitime responsuri. Et sive veneritis sive non, nos nihilominus in eadem causa quatenus juris ordo dictaverit et principum sententia decreverit, procedemus. Datum N. in solempni curia supradicta anno domini* MCCLXXIIII. (Cod. Prag. F. 74. 75.)

Ebenso nahe als an Friedrich zu denken, liegt daher auch der Gedanke an Otokar und sein Verhältniss zu Rudolf von Habsburg. Die deutschen Fürsten, welche wiederholt nach dem von Bergen umgebenen, so manchem deutschen Heere unheimlichen Böhmen zogen und dort, als sie des Reiches Wohl Otokar darlegten, schnöde Antwort erhielten, kluge Berechnung, aber kein Herz für Deutschlands Wohl und Ehre fanden, mochten noch zweifeln, ob hinter den Bergen König Löwe oder der schlaue Reineke Haus halte. Volkmar von Fürstenfeld ist bereits mit sich deshalb ins Reine gekommen.

Wird man nicht unwillkürlich an Malepartus erinnert, wenn man des Mönchs von Fürstenfeld Chronik über Otokar liest: *rex Bohemiae confidens in virtute sua et sperans in multitudine diviciarum suarum, qui per fas et nefas multa terrarum spatia sue subjecerat ditioni etc.* (Böhmer, fontes I, S. 3.). Und ebenso an Rudolf von Habsburg, den derselbe Schriftsteller (S. 13) als „*intrepidus leo*“ bezeichnet, *contra quem non audebant mutire, tantum oppresserat eos et quando volebat ad queque servitia perurgebat. — Videntes principes ac nobiles famam ejus crescere, terror et tremor eis incutitur.* (Böhmer Reg. Imp. 1246—1313, S. 55.) — Darf man sich da wundern, wenn man zur Allegorie griff? an Stoff dazu fehlte es wenigstens nicht.

PRAG, 8. Jan. 1859. C. HÖFLER.

INS GRAS BEISSEN.

Wilhelm Wackernagel schließt seine Bemerkungen über „Erde der Leib Christi“ (Haupts Zeitschrift für d. A. 6, 288) mit der Frage „Sind die Redensarten ‘mordre la poudre oder la poussière’ und ‘ins Gras beißen’, die beide einen gewaltsamen Tod bezeichnen, auf diese heidnisch-christliche Sitte zurückzuführen?“ — Rochholz geht in der Einleitung zum 2. Bande seiner Aargauer Sagen schon weiter und schreibt ohne Anstand: „Dem Heiden ist die Erde aus dem Fleische eines göttlichen Urwesens geschaffen, der Leib Gottes, er aß sogar die aufgegriffenen Erdbrosamen, wenn ihm durch Kampf oder Mord schnelles Sterben drohte; daher stammt der Ausdruck die Erde küssen, ins Gras beißen, mordre la poudre, la poussière.“ (Aarg. Sagen 2, D. XLVIII.) In Wolfs Beiträgen zur deutschen Mythologie 2, 396 wird auf Wackernagels Mittheilung und Frage Bezug genommen mit dem Zusatze: „das wäre möglich, es könnte aber auch auf das krampfhafte Öffnen und Schließen des Mundes gehn, welches wir oft bei Sterbenden finden, namentlich aber auf dem Schlachtfeld im Todeskampf der an schweren Wunden Verscheidenden antreffen.“ Nach meiner Ansicht liegt dieser Bemerkung das Wahre zu Grunde. Die obenerwähnten Ausdrücke haben auf den heidnisch-christlichen Gebrauch des Mittelalters keinen Bezug, sondern bezeichnen das krampfhafte Erfassen der Scholle oder des Grases mit dem Munde, wie es bei Sterbenden auf dem Schlachtfelde vorkommt. Die Sache und ihre Bezeichnung finden wir schon bei den alten Classikern. Ich führe beispielshalber nur folgende Belege an:

. . . *πολέες δ'ἀμφ' αὐτὸν ἑταῖροι*
πρηνέες ἐν κονίῃσιν ὀδὰξ λαζοίατο γαῖαν. Ilias II, 418.

. . . und häufig um ihn die Genossen,
Vorwärts liegend im Staube, geknirscht mit den Zähnen das Erdreich. Voß.

. . . *δύο δ' ἀμφὶς ἕκαστον*
φῶτες ὀδὰξ ἕλον οὖδας, ἑμῷ ὑπὸ δουρὶ δαμέντες. Ilias XI, 749.

. . . und zween Kriegsmänner um jeden
Knirschten den Staub mit den Zähnen, von meiner Lanze gebändigt. Voß.

τῷ κ' οὐ τοσσοι Ἀχαιοὶ ὀδὰξ ἔλον ἄσπετον οὖδας.
δυσμενέων ὑπὸ χερσίν, ἐμεῦ ἀπομηνίσαντος. Ilias XIX, 61.
Ehe so viel Argeier den Staub mit den Zähnen geknirschet,
Unter der Feinde Gewalt, weil ich im Zorne beharrte. Voß.
. . . ἦ κ' ἔτι πολλοὶ
γαῖαν ὀδὰξ εἶλον. Ilias XXII, 16.
. . . Viele fürwahr noch
Hätten geknirscht in den Staub. Voß.
. . . ἐπεὶ μάλα πολλοὶ Ἀχαιῶν
Ἕκτορος ἐν παλάμῃσιν ὀδὰξ ἔλον ἄσπετον οὖδας. Ilias XXIV, 737.
. . . denn sehr viel Männer Achaia's
Sanken durch Hektors Hände, den Staub mit den Zähnen zerknirschend. Voß.

Auch bei Euripides begegnet das „γαῖαν ὀδὰξ ἑλόντες" (Phoenissae 1432).

Ebenso war den römischen Dichtern das in die Erde beißen der Sterbenden nicht unbekannt. Virgil sagt:

Procubuit moriens, et humum semel ore momordit. Aeneis XI, 118.

und bei Ovid begegnet die Stelle: . . . Tum denique tellus
Pressa genu nostro est; et arenas ore momordi.
Metamorph. IX, 60.

Diese Beispiele, deren Reihe sich noch bedeutend vermehren ließe, beantworten Wackernagels Frage zur Genüge.

I. V. ZINGERLE.

KONRAD VON WÜRZBURG.

ERWIDERUNG.

Wer den Artikel über den Geburtsort des Minnesängers Konrad von Würzburg in dem Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg (1852, 2. Heft) gelesen hat, kann sich die Gereiztheit nicht erklären, mit welcher Herr Professor Wackernagel im 3. Heft des 3. Jahrgangs gegenwärtiger Zeitschrift denselben erwidert. Die Angriffe selbst auf die Gesinnungen eines Mannes, dessen Charakter in seiner Umgebung die größte Achtung genießt, der seinen Gegner in jeder Beziehung ehrenvoll behandelt hat, der zwar nicht mit Professor Wackernagel sich in der Kenntniss der deutschen Sprachalterthümer messen kann, noch will, aber doch durch seine Leistungen im Gebiete der fränkischen Geschichte sich ein Recht erworben hat, in diesem Streite ein Wort zu sprechen, machen es demselben unmöglich, eine Replik hier anzubringen, zudem

jeder Unbefangene doch einsehen wird, daß mit der Erwiderung in der Germania die Acten noch nicht geschlossen sind. Damit aber doch ein Wort von Würzburg über eine uns so nahe berührende Frage nicht ausbleibe, erlaubt sich der Sohn des Angegriffenen folgende kurze Bemerkungen. Herr Wackernagel weist eine nicht unbedeutende Anzahl von Fällen nach, in welchen Häuser, „gleichviel aus welchem Anlaß" nach irgend einem Orte und wiederum deren Bewohner mit demselben Namen wie das Haus genannt wurden. Da es nun in der Spiegelgasse zu Basel ein Haus Würzburg gab, so schließt er daraus, daß Konrad von Würzburg, der zu Basel wohnte, von diesem Hause seinen Namen hatte, nicht aber vom fränkischen Würzburg als Geburtsort, zudem sich urkundlich nachweisen lässt, daß Konrad ein Haus in eben dieser Spiegelgasse besaß. Wir wünschten, daß Herr Wackernagel gerade die Art, wie Häuser zu solchen Namen kommen konnten, etwas näher ins Auge gefasst hätte; es scheint, daß er dann schwerlich eine so schlagende Evidenz in seinem Beweis gefunden hätte, wie er es thut. Um diese Schwäche der Beweisführung zu fühlen, dazu braucht man nicht Mann von Fach zu sein; wohl aber hätte man von einem Manne von Fach erwarten sollen, daß er darüber, wie solche Häusernamen entstunden, mehr als das bloße „gleichviel aus welchem Anlaß" gesagt und belegt hätte. Daß Häuser in Basel die Namen von anderen Städten erhielten, kann entweder davon herrühren, daß sie ursprünglich Herbergen für die zahlreich dorthin reisenden Bewohner der fraglichen Orte waren, oder daß sich ein aus Würzburg, Straßburg, Mailand u. s. w. gebürtiger Mann dort niederließ und sein Geschlecht nach ihm dort wohnte, welches den Namen deren von Würzburg, Straßburg, Mailand wegen ihrer ursprünglichen Abkunft behielt. Ein anderer Fall als diese beiden ist nicht leicht denkbar. In keinem von beiden aber hat der Bewohner seinen Namen vom Hause, sondern das Haus hat seinen Namen vom Bewohner, und Herr Wackernagel hat an keinem der von ihm angeführten Beispiele das Gegentheil erwiesen. Das einzige schlagende wäre das des Michael Jud und Jacob Jud (S. 263), die sich nach ihrem Hause de Leone hießen, wenn dieser Name ein Städtename wäre und wenn es sich nicht um Personen handelte, die angewiesen waren, sich einen Namen willkürlich zu suchen. Dieses vorausgesetzt, ließe sich von unserem Standpunkte aus das Ganze sehr leicht so erklären, daß das Haus Würzburg gerade von dem aus Würzburg gebürtigen Konrad und

seiner Familie den Namen erhielt, nicht aber umgekehrt. Ist das Haus Würzburg dasselbe mit demjenigen, das Konrad in der Spiegelgasse bewohnte, wie Herr Wackernagel voraussetzt, und um seine Meinung zu halten, voraussetzen muß, so lässt sich weiter zur Stütze dieser Annahme bemerken, daß das Haus im Jahr 1290, drei Jahre nach Konrads Tod, erst *domus quondam magistri Cunradi Wirzeburg* hieß, und viel später 1398 als *domus Wirtzburg* vorkommt (S. 257. 259), so daß es scheint, daß der Name sich erst nach Konrad gebildet hat, wobei der Ausdruck *quondam* nicht zu übersehen ist. Wir sind übrigens keineswegs gewillt, hiemit eine feststehende Ansicht aufzustellen, sondern nur zu zeigen, wie wenig Grund da ist, die Sache als erledigt anzusehen und jeden Widerspruch als von vorne herein unmöglich hinzustellen. Professor Denzinger beruft sich auf das Zeugniss eines Würzburger Schreibers, der 60 bis 70 Jahre nach des Dichters Tod denselben *Meister Cuonrat geborn von Wirzeburg* nannte. Dieses Zeugniss soll nach unserem Gegner durchaus nicht gültig sein, weil derselbe über den Begräbnissort des Konrad irre und auch einige Gedichte ihm irrig zuschreibe. Auch diese Schlußfolgerung ist nicht stichhaltig. Denn ein Würzburger konnte über den Geburtsort eines Mannes, der in Würzburg geboren war, sehr gut Zeugniss geben, und doch über spätere Ereignisse in dessen Leben nicht im Klaren gewesen sein, wenn derselbe Würzburg bald auf immer verlassen hat.

Dieß mag vorläufig genügen, um unserem Gegner zu zeigen, daß auch seine Stellung in der Litteratur, die wir ihm gern zugestehen, ihn nicht berechtigte, eine Antwort voll Erbitterung und ungerechter Anklagen einem ihm gegenüber höchst bescheidenen und zuletzt ganz harmlosen Widerspruch, in einer keineswegs entschiedenen Frage, entgegenzustellen.

WÜRZBURG. DR. HEINRICH DENZINGER, Prof. der Theologie.

LITTERATUR.

Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift von Heinrich Fischer. Hannover. Carl Rümpler. 1859. 149 SS. 8. (1 Thlr.)

Bei seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit mit einer Streitschrift aufzutreten scheint fast immer gewagt, und ist es gewiss, wenn sie gegen eine anerkannte Autorität gerichtet ist, deren Unfehlbarkeit zu verkündigen seine Schüler nicht müde werden. Daß der Verf. tüchtige Vorkämpfer bereits hatte, werden seine Gegner ihm hierbei kaum in Anrechnung bringen; doch ist gewiss, daß diese Männer

und jene Autorität selbst, deren Schriften er bekriegt, ihm den Kampf sehr erleichtert haben. Lachmann hat in seinen Theorien über das Nibelungenlied und in ihrer praktischen Anwendung ein so luftiges Gebäude aufgeführt, daß es nicht schwer fallen konnte, es über den Haufen zu blasen, da es, nachdem Holtzmann den Weg seinen Schwächen beizukommen einmal gezeigt und es ganz untergraben hatte, ja kaum mehr bestanden hat. Nichts desto weniger war die Übernahme der Mühe, die von Lachmann construierten Lieder inhaltlich und formell einzeln und Strophe für Strophe wiederholt zu betrachten und seinen Gründen für die Ausscheidung der vielen als unecht erklärten Strophen prüfend nachzugehen, für Viele keine ganz überflüssige, und daß sich Herr F. ihr unterzogen, wird Jeder gern anerkennen, der die echte reine Form der schönsten unserer altdeutschen Dichtungen, soweit sie handschriftlich beglaubigt ist, der willkürlichen Umgestaltung gegenüber aufrecht erhalten wissen will. Die Schriften seiner Vorgänger benutzend bringt der Verf. zwar im Ganzen nichts Neues, denn das Ergebniss der vorliegenden Schrift, daß das Nibelungenlied das Werk *eines* Dichters sei, und die Handschrift C, von einzelnen Verderbnissen abgesehen, den ursprünglichen Text enthalte, war durch Holtzmanns Scharfsinn bereits festgestellt und durch die nachfolgenden Entgegnungen eher bekräftigt als in Frage gestellt worden; allein im Detail seiner Untersuchung hat er, geleitet von einem richtigen Gefühl für das Schöne der fraglichen Dichtung im Ganzen und Einzelnen und unterstützt durch klares, scharfes Urtheil, die Beweisgründe für Lachmanns Willkühr und Inconsequenz in seiner Behandlung des Nibelungenliedes wesentlich vermehrt und dem Unbefangenen klar gezeigt, wie unkritisch und unwissenschaftlich nach mancher Seite hin jene Methode ist, die hier und dort als unantastbares Muster wissenschaftlicher Kritik hinzustellen beliebt wird. Daß Lachmanns Kritik über die Unechtheit verschiedener Strophen zumeist keine andere Basis hat als subjectives Gutdünken; wie dieses ihn bald zu Inconsequenzen, bald zu weiterer Willkühr und zu ganz ungerechtfertigten Gewaltthätigkeiten gedrängt hat; ja daß die ganze Liedertheorie einer haltlosen vorgefassten Meinung ihr Entstehen verdankt, dieß alles ist zwar längst kein Geheimniss, es jedoch abermals auszusprechen bleibt nothwendig, so lange Einzelne sich nicht begnügen die wirklichen großen und bleibenden Verdienste ihres Meisters um deutsche Sprachwissenschaft zur verdienten Geltung zu bringen, sondern auch alle seine Irrthümer als eben soviele unumstoßbare Wahrheiten fortzupflanzen sich bemühen und für diese undankbare Arbeit Talent und Wissen nebst allem Einfluß der Stellung einsetzen. Es bleibt dieß nothwendig, soll nicht in den germanistischen Studien Kritik und eigenes Urtheil gänzlich verkümmern, der schon hier und dort eingetretene Stillstand freier Forschung Dauer und Umfang gewinnen und die ohnehin noch jugendliche Wissenschaft dem deutschen Volke mehr und mehr entfremdet werden. — Nebenher hat der Verf. auch O. Vilmars Abhandlung: Reste der Alliteration im Nibelungenliede, durch die der Liedertheorie und der Handschrift A eine neue Stütze gegeben werden sollte, zu widerlegen versucht, und es ist ihm dieß in Kürze vollkommen gelungen. Nicht ihm beistimmen kann ich, wenn er meint, Zarncke habe in seinen Beiträgen (Nr. VIII), deren Bedeutung nach mancher Seite hin nicht gering anzu-

schlagen ist, überzeugend nachgewiesen, daß die Heimat des Nibelungenliedes in Tirol zu suchen sei. Die Sprache Tirols, von dem das schwäbische Vorarlberg geschieden werden muß, war, so weit zurück wir sie verfolgen können, nachweislich die bairisch-österreichische Mundart, und es liegt in der Sprache des Gedichtes kein Grund vor, es nicht eben so gut einem Österreicher zuzuschreiben. Daß der Dichter kein Schwabe war, lässt sich aus Reimen bündig nachweisen. — Der in der Einleitung gegebene Überblick über die Litteratur der Streitfrage dürfte manchem willkommen sein. Vermisst haben wir an vielen Stellen Kürze, Gedrängtheit und Übersichtlichkeit: die Kraft der Entgegnung wie der Beweise leidet nicht selten hierdurch Einbuße. Die Verlagshandlung hat die Schrift correct und sauber ausgestattet. F. STARK.

Deutsche Rechtssprichwörter, gesammelt und erläutert von Dr. J. H. Hillebrand. Zürich. Verlag von Meyer und Zeller. 1858. XXIII und 247 SS. 8. ($1\frac{1}{3}$ Thlr.)

Da die Eisenhart'sche Sammlung deutscher Rechtsparömien, die bekannteste und beste unter allen Sammlungen, die bisher veranstaltet wurden, dem gegenwärtigen Standpunkte der Jurisprudenz nicht mehr genügt, so hat der Verfasser eine neue Erläuterung deutscher Rechtssprichwörter für kein überflüssiges Unternehmen erachtet und uns mit einer Gabe beschenkt, die den Freunden des deutschen Alterthums eben so willkommen sein wird wie den Rechtsgelehrten. Der Cultur- und Sittenhistoriker findet in diesen goldenen Sprüchen, gewählt aus dem reichen Schatze des deutschen Volkes, eine Fülle brauchbaren Stoffes und wird durch die beigegebenen Erklärungen und Anmerkungen sich wesentlich unterstützt finden. Fast eben so mannigfaltig wie die Verhältnisse der Menschen zu und unter einander und zu der sie umgebenden leblosen Welt sind auch diese Parömien, und wir können aus ihnen das Rechtsbewusstsein des deutschen Volkes nach Tiefe und Breite in seiner ganzen Lebendigkeit klar und anschaulich kennen lernen. Das Inhaltsverzerzeichniss, in dem die Rechtssprichwörter systematisch geordnet erscheinen, und ein alphabetisches Spruchregister erleichtern die Benutzung dieser verdienstlichen Arbeit. F. STARK.

Vier Dialoge von Hans Sachs, herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Hermann Böhlau, 1858. VIII und 126 SS. 8. (20 Sgr.)

Von dem meist nur als Dichter gekannten und geschätzten Hans Sachs werden uns unter dem oben angegebenen Titel die prosaischen Schriften desselben geboten. Bei dem bedeutenden Einfluß, welchen H. S. in der Geschichte unserer neueren Litteratur gehabt, sowie bei der großen Aufmerksamkeit, welche ihm seit Göthe von verschiedenen Seiten her geschenkt wird, muß man die vorliegende Ausgabe um so willkommener heißen, als grade diese Schriftdenkmäler in den verbreitetern Sammelwerken nirgends zu finden, sondern nur einzeln gedruckt und in größern Bibliotheken zerstreut und darum schwerer zu haben sind.

Die vier Dialoge — in den Überschriften vom Verfasser einzeln bald 'Disputation' bald 'gesprech' bald 'dialog' benannt — sind, wie der Herausgeber in seiner Einleitung S. 2 bemerkt, außer einigen Vorreden zu den Gedichten die einzigen Werke, welche der Nürnberger Meistersänger in un-

gebundener Rede veröffentlicht hat. Zwar hatte H. S. in dem Gedicht: 'summa all meiner gedicht vom 1514. jar an biß ins 1567. jar' unter andern auch 'artlicher dialogos siben — ungereimet, in der pros' — als von ihm selbst verfasst aufgezeichnet; doch mögen, nach des Herausgebers wahrscheinlicher Annahme, wohl nur vier derselben im Druck erschienen sein. — Ihr Inhalt bezieht sich auf einige Lehrsätze Luthers, sowie auf den Lebenswandel und die Denkungsweise der Lutherischen, mit steter Bezugnahme auf die Angriffe derer, die zur päbstlichen Kirche hielten.

Dem Herausgeber muß man es Dank wissen, daß er den Versuch gemacht hat, auch in sprachlicher Hinsicht einen diplomatisch genauen und getreuen Text zu überliefern. In allen vier Dialogen hat er von den ihm zugänglichen alten Drucken die, welche ihm die ältesten und besten zu sein schienen, vorzugsweise berücksichtigt und aus der Vergleichung mit andern Ausgaben dem Texte zu seiner ursprünglichen Gestalt zu verhelfen gesucht, die wichtigern Abweichungen in den Anmerkungen beigefügt. Gleichwohl würde er, was namentlich die Schreibweise des Verfassers, den schwierigsten und doch überaus wichtigen Punkt bei Schriftwerken aus der Reformationszeit anbelangt, vielleicht einen in mancher Beziehung gleichmäßigern und reinern Text gewonnen haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die von ihm selbst angeführten Drucke auf der königlichen Bibliothek in Berlin zur Vergleichung hinzuzuziehen. Er selbst sagt in der Einleitung S. 2, daß er jedesmal „den besten der ihm zu Gebote stehenden alten Drucke zu Grunde „gelegt, sie aber nicht buchstäblich habe abdrucken lassen, vielmehr habe er „die Schreibung derselben zu berichtigen, zu regeln und zu ver„einfachen gesucht, ohne jedoch alle Eigenheiten derselben, na„mentlich solche, die mit der Aussprache zusammenhängen, ver„wischen zu wollen." In wiefern nun der Herausgeber seiner eigenen Angabe zufolge eine Berichtigung, Regelung und Vereinfachung in der Schreibweise erstrebt, anderntheils die mit der Aussprache zusammenhängenden Eigenthümlichkeiten geschont habe, davon mögen die folgenden Zusammenstellungen ein näheres Zeugniss geben.

Von den Labialen findet sich im Anlaut der einzelnen Silben ohne Unterschied bald *b* bald *p* gebraucht, z. B. *gebot* 6, 7 (*gepot* in A); 15, 21; 16, 1; *verbeut* 67, 15; dagegen *gepot* 36, 32; 63, 24, *gepoten* 37, 6, *unverpoten* 62, 24 u. 26, *verpieten* 67, 15, *piet* 69, 9, *verpeut* 68, 19. — *Brot* 67, 27 (*prot* in B; 8, 18; 67, 27); dagegen *prot* 47, 29. — *Beßer* 65, 2; 68, 25, *beßerung* 70, 16; dagegen *peßer* 62, 33, *peßert* 62, 24, *peste* 8, 25. — *Bald* 21, 4; dagegen *pald* 20, 4; 26, 6. — *Blůt* 21, 10; 2, 27; dagegen *plůt* 30, 21; 44, 1. — *Gebürt* 23, 26, *widergeburt* 9, 22; dagegen *gepürt* 73, 3 = decet; 36, 5; 7, 8, *geporn* 40, 22. — *Bauen* 52, 22; dagegen sonst *pauen* 38, 5, *pauet* 29, 21, *nachpaur* 66, 1, *peurin* 33, 10. — *Gebrauchen* 54, 3, *braucht* 52, 17, *misbrauch* 49, 35; dagegen *geprauchen* 38, 3, *prauch* 31, 4, *prauchen* 64, 1. — *Verbrent* 26, 17, *brantmal* 16, 12; sonst immer *verprent* 11, 27, *prennen* 22, 26, *prinnenden* 35, 9, *ich prenne* 65, 17. — *Bleibe* 58, 7, *bleibt* 52, 14; dagegen *pleiben* 67, 6; 40, 15, *pleibet* 39, 26. — *Bracht* 53, 10 und wieder *precht* 32, 29. — *Unwandelbar* 69, 26; dagegen *unstrafpar* 4, 10, *scheinparlich* 54, 15. —

Ebenso wird im Auslaut einzelner Silben geschrieben *gelobt* 39, 26, *kumbt* 56, 25; 58, 23; ein ander Mal wieder *gelopt* 35, 18, *kumpt* 66, 11 und 14; 34, 17; 28, 4. — *Es zimbt* 7, 21; dagegen *es zimpt* 7, 1; 5, 8 und 12.

Ein ähnliches Schwanken bemerkt man bei den Dentalen rücksichtlich des Gebrauchs von *d* und *t*, und zwar zunächst im Anlaut, z. B. *driegerei* 69, 28; 69, 8, *drieglichen* 71, 3, *bedrieglich* 37, 15, *bedrög* 66, 4; dagegen *betriegen* 30, 20; 45, 13 und 18, *betreugt* 46, 34; 47, 28, wo *bedreugt* in A, *betrogen* 57, 4. — *Drenken* 17, 2, *eingedrenkt* 48, 2, *drinkest* 62, 33; dagegen *trinken* 63, 18. — *Dreten* 40, 18, *drit* 30 10; dagegen *treten* 10, 16; 58, 6. — *Dreibet* 74, 30, *verdreibt* 68, 19, *driben* 40, 4; dagegen *treiben* 19, 12; 49, 8. — *Tichten, erticht* in den ersten Dialogen; dagegen in den spätern meist *gedichten* = fictum, 58, 4; 74, 25, *erdichte* 71, 4. — *Dregst* 74, 23, *zůdreglich* 63, 8; dagegen *träglicher* 5, 4, *antragen* etc. — Mit *tt* geschrieben findet sich *můtter* 40, 20; 72, 14; aber *můter* 53, 8; — *noturftig* 55, 1, außerdem immer *notturft; Tollen* 2, 18; dagegen *dollen* 23, 28. —

In Bezug auf andere Mitlaute merke ich noch an den schwankenden Gebrauch von *v* und *f*, so z. B. *vervolgen* 68, 12, *vervolgt* 20, 22; 22, 12, *volgt* 20, 15; dagegen *verfolgen* 71, 12, *folgt* 63, 21, *folgen* 66, 8. Ebenso meistentheils *fallen, falt* z. B. 60, 5; dagegen *er viel* 45, 7; 67, 20. Dann *larvenwerk* 16, 26 neben *larfenwerk* 17, 13. Endlich *frevel* 64, 8 neben *freflich* 23, 20. Ein Schwanken herrscht auch in der Wahl von *g* und *ch;* so heißt es *nägsten* 17, 9; 18, 25, und dann wieder in derselben Bedeutung *nechsten* 47, 30; 48, 29; 50, 8; 59, 7 und *nächsten* 65, 9 u. 11; 67, 29; im Allgemeinen liebt H. Sachs *ch* für *h*, wie in den Nachträgen S. 119 näher ausgeführt worden ist, wesshalb er auch immer *secht* sagt, nur 28, 5 steht dafür *seht*, zweimal findet sich *hungrich* 31, 20; 41, 25, dagegen *hungrigen* 17, 2. Endlich beachte man noch *elend* 13, 20; 54, 16 und daneben *ellend* 41, 20.

Fasst man nun die Zeichen ins Auge, welche zur Bezeichnung der einfachen wie der zusammengesetzten Vokale verwendet sind, so begegnet man einer noch auffallenderen Regellosigkeit. Es ist nicht gut denkbar, daß durch dieses an Verworrenheit grenzende Schwanken die Spracheigenthümlichkeit des Nürnbergers sich bekundet habe. Vor allem bemerke man den auffallenden Wechsel zwischen *u, û,* ů innerhalb ein und desselben Wortes und seiner nächsten Verwandten, so z. B. *zůtreten* 10, 16, *außzůziehen* 10, 18, *zů entfliehen* 18, 21, *zůsamen* 30, 4, *sie gen zů* 17, 11, *zůschnitten* = zerschnitten, 34, 5; dagegen *zugeschickt* 11, 24, *zu verdienen* 18, 20, *zusam* 19, 20. — *Hůren* 39, 12, *hůrerei* 57, 33; dagegen *hurerei* 13, 5, *huren* 16, 9. — *Sůchen* 42, 10, *er* und *ich sůch* 62, 27; 63, 7; dagegen *sucht* = quaerite, 15 4, *heimsuchen* 17, 3, *sucht* = quaerit, 49, 2, *heimsuch ich* 51, 2, *versuchung* 53, 14; 59, 18, *durchsucht* 5, 16. — *Gute* 16, 24; 16, 30 u. 28, *gut* 13, 8, *guts* 15, 9; dagegen *gůter werk* 31, 27; 32 11, *gůte w.* 32, 31, *gůtern* 29, 8; 30, 1, *ist gůt* 30, 19. — *Genug* 15, 16; 6, 3; *genugsam* 24, 19; dagegen *gnůg* 3, 27; 47 32, *genůge* 29, 8, *gnůge* 30, 1. — *Aufrur* 57, 33; 24, 3; dagegen *anrůren* 28, 26; 29, 23. — *Widerrufen* 24, 13, *berufen* 7, 13 u. 26; dagegen *berůft* 7, 10, *berůf* 7, 24, *anrůf* 47, 27,

berûfen 28, 3, *rûf* 24, 30. — *Nur* 24, 14; 4, 4; dagegen *nûr* 53, 5 u. *nûr* 44, 21. — *Almusen* 28, 2; 30, 8 neben *almûsen* 55, 31 u. 35. — *Füret* 34, 25; dagegen *fürt* 36, 23 und 22, *verfieren* 58, 16 (*verfuren* in B). — *Lugner* 13, 16; 4, 13 und *lügenhaftig* 56, 17; dagegen *lûgenhaftig* 35, 29, *lûgener* 35, 28, *der lûgen* 65, 35, *belûg* 66, 3. — *Kutten* 38, 10; 39, 9; dagegen *kütten* 36, 27. — Ferner *muß* = debet, 7, 24; 3, 26, *muß wir* 13, 13, *sie, wir mußen* 11, 8; 12, 3, *ir mußt* 12, 18, *must es* 13, 27, *sie musten* 24, 22 und 24; dagegen wieder *es mûß* 33, 8 und 19, *wir mûßen* 32, 33; 34, 9 und 10; *sie mûßen* 26, 11; 30, 20, *ir mûßt* 7, 19, *sie mûsten* 32, 20. — Endlich noch *tun* = facere, 13, 29; 16, 32, *sie tun* 12, 18, *tut* 16, 32; 6, 2; 10, 11, *antun* 8, 13; dafür an anderen Orten *tûn* = facere, 34, 1; 38, 19, *wir tûns* 37, 7, *tût* 27, 10, *tûnt* 30, 25. Und während es sonst immer *durstig* lautet, steht dagegen 58, 24 *dûrstig*.

Über Verwendung von *o, ô, ö, e* merke man Folgendes: *ir welt* = vultis 12, 16; 13, 8; 16, 31, *sie wellen* = volunt 24, 17; 40, 18; anderwärts lauten dieselben Tempusformen: *ir wölt* 36, 20, *wir wöllen* 22, 3; 38, 10; aber auch *ir wolt* 8, 26; 12, 29, *sie wollen* 25, 19. — *Außerwölt* 58, 3 (*außerwelt* in B), *selberwölt* 33, 23; dagegen *seine außwelte* 58, 21, *erwelt* 7, 20, *den erwelten* 52, 21. — Fast immer *hören, hörstu;* dagegen *hôrstu* 73, 31. — In Betreff von *e* und *ä:* neben den Formen *er wer, ir weret, sie weren* (= esset essetis essent) findet sich *es wär* 24, 26; neben *klerer* 63, 19, *klerlich* 49, 27 begegnet man *klärer* 13, 27, *erklären* 14, 5; sowie *schwerlich* 53, 29 neben *schwärlich* 30, 29; 29, 9; und *schmehen* 3, 16 neben *schmähen* 70, 29. Dieß wird hinreichen, um ein Bild von der Orthographie zu geben. —

In den Anmerkungen zu diesen 4 Dialogen hat der Herausgeber mit anerkennenswerthem Fleiß und Scharfsinn seine sachlichen wie sprachlichen Erklärungen niedergelegt. Fleißig gesammelt findet man Stellen z. B. über das Sprichwort: *zeit bringt rosen*, über *under dem hütetlein spiln*, über *seckeldarius* und ähnliche Verdrehungen (sieh besonders die Epistolae Virorum Obsc.), über *popitzen*, über *helküechlein* u. s. w; eine neue Erklärung ist gegeben von dem Worte *kramanzen*. — Nur wenige Stellen sind dem Schreiber dieses aufgefallen, in denen er die vom Herausgeber gebotene Erklärung beanstanden oder durch anderweitige Belegstellen erhärten und stützen zu müßen glaubte.

In der Anmerkung zu der Redensart *fart schon* (2, 14) wäre noch das Vorkommen derselben im Mhd. zu erwähnen gewesen, sieh Beneke-Müller, Wörterb. 3, 244 b und Pass. K. 204, 49. und 588, 90. —

8, 6: *was get euch aber nöt an*] Der Erklärer findet es eigen, daß hier und in einer anderen Stelle H. Sachs *nöt, nöte* hat, während sonst bei Luther (sieh Grimm, Wörterb. S. 340, nicht aber 346) in der nämlichen Redeweise *not* steht. Das Auffallende schwindet aber, sobald man nur in *nöte nöt* den Genitivus erkennt, abhängig von dem substantivischen *was*, wovon J. Grimm in seiner Gramm. 4, 451 und 883 hinlängliche Belege gegeben hat und bei H. Sachs sich ein Beispiel 71, 9 (sieh die Anmerk. dazu) findet. Der Plural *noete* erscheint übrigens z. B. im Trist. 50, 36 ed. Maſsmann, wo *noete* (und Dativ *noeten* 50, 3) von Kindesnöten gesagt ist. Der hier berührten Redeweise entsprechend sagt man noch im Nhd.: „wenn Noth an den Mann geht."

8, 8—10: *derhalb sein wir pflichtig wider in* (den Teufel) *und sein reich zů fechten mit dem wort gottes und auch also darob zu wagen seinen leib und sein gůt*] über das auffallende *seinen* wird S. 84 bemerkt: „H. Sachs sei aus der Construction gefallen, denn er mußte (?) schreiben *unsern leib.*“ Aber andere Beispiele aus gleichzeitigen und älteren Schriftstellern beweisen, daß zu dieser Annahme keine Nöthigung vorhanden ist. Recht gut lässt sich *seinen leib* vertheidigen durch ein hinzugedachtes *ieder* (wie z. B. 55, 17), worauf *seinen leib* zu beziehen wäre. Überdieß finden sich schon bei Thomasin von Zirclaria in seinem Wälschen Gast nicht wenige Beispiele, in welchen das possessive *sîn* einen allgemeinern dem lateinischen suus und proprius entsprechenden Sinn angenommen hat; über diesen freien Gebrauch ist besonders nachzusehn Gramm. 4, 341 und Rückert zu Thomasin 38, S. 506—507 und Fromm. zu Herbort 2202. Andere Belege werden sich vielleicht noch aus Luthers Schriften nachweisen lassen, in denen dieses Fürwort einen gleich allgemeinen Sinn enthält wie in dem bekannten: *zu seiner zeit* (Psalm 104, 27; 145, 15); noch jetzt sagt man „ich werde seiner Zeit darüber berichten.“ Ferner wird man vielleicht hiernach die Stelle S. 24, 12 zu erklären haben: *verzeiten het der heilig vater der bapst und die bischof solchen als der Luther und ander mer die auf sein geigen predigen das predigamt aufgehebt nach laut des geistlichen rechten und zu widerůfen benötigt.* Die Erklärung dazu „auf seine Art predigen“ giebt den Sinn der Redensart an sich richtig an, passt aber nur dann in den Zusammenhang des ganzen Satzes, wenn man übersetzt „von denen jeder auf seine Weise predigt.“ Beiläufig bemerkt sei noch, daß auch das im Mhd. übliche ungeschlechtliche Fürwort *sîn*, hier *sein*, sich S. 54 gebraucht findet: *wo das herz — — sein zůversicht in got und nit in die gůter setzt, — — nit geiziglich darnach strebt, sunder bereit ist sie zu laßen, wenn got wil, und sich sein christlichen braucht gen den armen* etc.; hier ist *sein* doch offenbar mit Beziehung auf *sie* und *die gůter* gesetzt.

9, 26: *ich empfind keines heiligen geist in mir, ich und ir sein nit darzů geadelt*] Der Zusammenfang in dieser Stelle nöthigt noch keineswegs das Wort *geadelt* in dem ganz allgemeinen Sinne von „geartet sein“ zu fassen, eben so wenig als in der vom Herausgeber beigebrachten Stelle, wenngleich *adel* allgemein = Gattung, Race im Mhd. sich gebraucht findet. Für *adelen* hieß es bekanntlich im Mhd. *edelen*, wovon dem mhd. Wörterbuch noch hinzuzufügen ist das intransitiv gebrauchte *hin edelen nâch einem*, bei Wolfr. Willeh. 342, 25 ed. Lachm.:

Ehmereiz, dîn hôher muot, daz wirt an prîse dîn gewin,
swederhalp der edelt hin, nâch dînem vater oder nâch mir;

und von *adal, edel* = Gattung, Baumart findet sich noch eine unvermerkte Stelle im Dyocletian 968 ed. Keller.

10, 18: *grobe worte außziehen*] Zu *außziehen*, das in dieser Anwendung nach des Herausgebers Bemerkung in Grimms Wörterb. fehlt, vergleiche noch Passional 688, 6 ed. Köpke: *mit sůfzen sie diu wort ůz zôch und sprach vil lieblichen dô;* zu der Bedeutung „hervorholen, auskramen“ ist auch Helmbrecht 1051 ed. Haupt nachzusehen.

15, 12: *ich geschweig daß man iezunt vil neuer gebot und fünd erdenken*] Der Herausgeber vermutet, *erdenken* für *erdenket* sei Druckfehler. Im Mhd. finden sich von diesem collektivisch gebrauchten *man* mit Pluralis Beispiele im mhd. Wörterb. 2, 32ª (vgl. Wackernagel Glossar 372 b); zu vergleichen ist auch der Plural nach *wenig* (18, 27) und nach *meisteil* (56, 4) bei H. Sachs.

17, 20: *get zum ofen und wermbt euch*] Zu dieser Redensart hat der Herausgeber noch eine andere Stelle aus H. Sachs verglichen, aber ohne sie zu erklären. Wahrscheinlich sollte damit gesagt werden: „ihr habt abgeschmacktes Zeug geredet, seid ein frostiger Spaßmacher;“ nur eine weitere Ausführung von dem was man im Lateinischen mit 'inepte et frigide loqueris, frigidus es' bezeichnen würde; und darauf lassen noch die gleich folgenden Worte an unserer Stelle schließen: *leret euch Luther solch danttäding?*

25, 5: *du must im etlich capitel nachsüchen, ob er gleich hab zügesagt, auf daß ich in in der schrift fahen möcht*] Diese Worte sind, wie es in den Anmerkungen mit Recht heißt, nicht recht klar. Ob in *er gleich* ein alter Fehler steckt? Mir fiel dabei ein das von Frommann zu Herbort 4596 besprochene *ir gelich* = unusquisque eorum, *ir iegelich, iegelich.* Vielleicht ließe sich an unserer Stelle hiernach eine Verbesserung wagen, so daß man den Sinn erhielte: Du mußt ihm einige Capitel in der Bibel, die er mir angezeigt hat, nachsuchen (und zusehen), ob auch jedes derselben zu seiner Aussage gestimmt hat, damit ich u. s. w.

29, 2: *der erst fisch der aufer fürt*] Das auffallende intransitiv gebrauchte *füren* an dieser Stelle wie 38, 12 *(so fürt er dann als ein voller gen himel)* statt des üblichen *farn, varn* ist vielleicht dadurch zu erklären, daß man *fueren* früher auch gebrauchte im Sinne von „einen fahren,“ z. B. Pass. K. 66, 9: *er liez sich vüren einen wagen* (coll. Morolt II, 287) und ähnlich Nibel. 1487, 3; 1544, 2 ed. Lachm.

Zu dem 46, 11 besprochenen *übersatz, übersetzen* ist zu vergleichen J. Tit. 5888, 4 ed. Hahn. — Über das Zeitwort *mütwillen,* wovon zu 56, 16 gehandelt wird, vergleiche Heinr. v. Meißen S. 214 ed. Ettmüller. — 59, 22: *uns der ler schenden*] ebenso mit dem Genitiv gebraucht steht *siner hilfe geschant sîn* in Mai und Beafl. 123, 17. — Von der Präposition *on (âne)* (zu 62, 17) mit dem Dativ giebt aus älteren Schriftstellern Belege Rückert zu Thomasin 1183 (wo jedoch das Citat aus Diemer nicht zutrifft). — Wie in der Anmerk. zu 71, 5 findet sich *unbesint* = „unsinnig“ auch Boner XCIX, 67 ed. Pfeiff. und J. Tit. 3567, 2 ed. Hahn; ebenda *besinnet* 1847, 4 und Boner 62, 54. — Gerade so wie 71, 33: *sie haben des wortes nit gewont* steht in dieser Zeitschrift 3, 360, 4. Zeile von unten; cfr. Diemer 52, 7 und Dyoclet. 2472. — Der zu 75, 24 *(der könt dich recht aufneſteln)* herangezogene Schmeller 2, 714 weist die Zusammensetzung *aufnesteln* nicht auf; im eigentlichen Sinne gebraucht findet sich dieß Wort in dem Gedichte Mauritius und Beamunt bei v. d. Hagen, Germania 9, 119: *ein harte guoten lendenier den bant er umbe die huf und neſtelte dran die hosen uf;* die Stelle fehlt im mhd. Wörterb. 2, 330 b. — Hierzu kommen noch einige Stellen, die, obwohl sie einer eingehenden Erklärung oder wenigstens einer Nachweisung durch anderweitiges Vorkommen bedurften, vom Herausgeber unberücksichtigt gelassen sind. So die Redensart: *da hat ir einmal eins erraten* 19, 21 und 22, 28;

— auf S. 22, 16: *euch ist, wie Christus sagt, Luc.* vij, *vergleicht den kindern, die am markt sitzen;* hier bedurfte der auffallende Ausdruck einer Erläuterung; ebenso 17, 18: *da werdt ir münch und pfaffen beſten wie die Rinklerin, die ließ die oren am pranger;* unerörtert ist auch geblieben der Ausdruck: *einem den kolben auf den ſchild legen* 73, 25, wie das absolut stehende *verdienen* 35, 10. Der Grammatiker vermisst namentlich näheren Nachweis über gewisse Beugungsweisen, wie z. B. S. 6, 17: *sam sei es von euch priestern und münch geredt,* oder S. 28, 16: *an gemelten capitel;* ingleichen eine Zusammenstellung der bei H. Sachs gebrauchten Formen des Zeitwortes in der 2. Person Pluralis des Präsens Präteritum und Imperativus, z. B. *treiben in* 19, 12, *wizzen ir nit* 30, 31, *ir verlangen* 41, 6, *ir beßern* 45, 9, *ir haben* 74, 23, *ir hörten* 34, 18, *ir erkenten* 41, 20, *ir tätten* 75, 7, *verfechten* = defendite, 22, 7. — Über die unerklärt gelassene Stelle (12, 7): *so euch ein hand enzwei wer, ir würdt pald sant Wolfgang anrûfen* — welche Worte nicht ohne Absicht dem Chorherrn in den Mund gelegt scheinen, — ist zu vergleichen was J. Grimm. Myth. 1189—1190 vom St. Wolfgang erwähnt. — Die sprichwörtliche Redensart S. 26, 17: *ich wil mich nun wol vor in hûten, verprents kind fürcht feur* — steht schon in der Urstende 103, 23 (ed. Hahn): *ich furchte als ein verbrantez kint.* Über die Phrase: *mit einem für recht komen* (= vor Gericht) konnte auf Schmeller 3, 22 verwiesen werden. — Bei dem seltenen Wort *hartselig* (41, 20) war Graff 6, 180 (coll. Schmeller 3, 224) zu erwähnen; auf derselben Seite steht ein anderes nicht oft gebrachtes Adjektiv, *geschmack,* darüber sieh Graff 6, 825, Schmell. 3, 462; Servat. 625; Kronc (bei Wolf) 1596; Ulr. v. Licht. 568, 13; Haupt, Ztschr. 2, 86 (1456); Pass. ed. Hahn, 234, 36; 388, 56; Pass. ed. K. 401, 79. — Die bildliche Ausdrucksweise S. 52, 13: *nach des alten tod das gût verschwindt wie der reif vom zaun* — erinnert an eine ähnliche im J. Titurel 1928, 4 ed. Hahn: *ein alt gevaterschaft zurgienc alsam in heizer sunne rîfen.*

ZEITZ. FEDOR BECH.

Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von Fr. Schönwerth. Augsburg. Riegersche Buchhandlung. 1857 u. 58. I. II. Theil. — (3 Thlr.)

Zu den besten Sammelwerken deutscher Sitte und Sage gehört unstreitig vorliegendes Buch. Es enthält nicht nur einen erstaunlichen Reichthum von Sagen, Volksmeinungen, und Volksgebräuchen, die theilweise auch anderswo vorkommen, sondern bietet dazwischen auch noch mythische Überreste aus dem grauesten Alterthume, die den Kenner der Edda und der deutschen Mythologie wahrhaft überraschen. Ich verweise in dieser Beziehung nur beispielshalber auf die Sage vom Herrscherpaar Woud und Freid, in der Schönwerth mit Recht die eddische Mythe von Odhr, Freya und dem Halsbande Brisingamen wieder erkennt (Band 1, 313—14). Namentlich ist durch des Sammlers Bemühen der Sagenkreis von den Zwergen sehr bereichert worden und über dieß schwierige Kapitel der deutschen Mythologie, das vor wenigen Jahren noch J. W. Wolf beinahe trostlos machte, dürfte dadurch neues Licht kommen. Ganz treffend ist dazu Schönwerths Bemerkung: „Die Riesen sind verschwunden aus den germanischen Ländern, die

Zwerge sind geblieben. Von diesen geht daher ein reicher Strom der Sage" (2, 29). Um den Reichthum des Werkes ersichtlich zu machen, genüge hier eine kurze Inhaltsanzeige. Der erste Band berichtet nach einer sehr belehrenden Einleitung über Braut und Liebeszauber, die Mutter und ihr Kind, den Tod und die armen Seelen, die Hausthiere, Truden und Hexen, über Feldfrüchte und Bilmesschneider; der zweite Band enthält die Abschnitte: Licht und Feuer, Luft, Wasser und Erde. Daß in diesen Band die zahllosen Sagen von Elementargeistern fallen, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Die Darstellung zeichnet sich durch Wärme und liebevolle Hingabe an die alten Traditionen aus, Vorzüge, die dem Werke auch außer den Fachmännern viele Leser gewinnen werden. Die Breite, die sich einige Male bemerkbar macht, muß man der begeisterten Liebe des Verfassers für seine Heimath und sein Volk zu gute halten. Was überdieß das Werk empfiehlt, ja theuer macht — ist der echt deutsche körnige Charakter, der aus jeder Zeile spricht und für das gute und rechte Alte entschieden eintritt. — Schließlich müßen wir zwei Wünsche aussprechen. Für's erste können wir Übergehungen wie 1, 207 nicht billigen. Es können manche Nachtstücke der früheren Zeit nur aus den Volksüberlieferungen der Gegenwart erklärt werden. Die offene und freie Mittheilung dieser ist um so wünschenswerther, je seltener man dieser Arcana, die im Finstern sich forterben, habhaft werden kann. Möchte Herr Schönwerth das auf besagter Seite Verschwiegene in der Zeitschrift für deutsche Mythologie nachträglich mittheilen. Der zweite Wunsch betrifft eine vollständige, genaue Inhaltsanzeige, die den Gebrauch des Buches ungemein erleichtern wird. I. V. ZINGERLE.

Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Beitrag zur deutschen Metrik von K. Simrock. Bonn, E. Weber. 1858. 12°. VI u. 102 SS.

Hauptzweck des Schriftchens ist, die epische Langzeile, wie sie in den Nibelungen auftritt, aus der alliterierenden Langzeile von acht Hebungen abzuleiten. Die Schwierigkeit dieses Beweises, die der Verfasser auch vollständig erkannt hat, liegt in dem Mangel an Denkmälern deutscher Volkspoesie vom 9. bis 12. Jahrhundert. Nachdem (§. 1) die Ansicht vom Ursprunge der Nibelungenzeile aus dem französischen Alexandriner, die hauptsächlich durch Wackernagel und Lachmann vertreten wird, besprochen ist, wendet sich Simrock zu dem schon von anderen (Uhland, J. Grimm, Holtzmann) aufgestellten Zusammenhange zwischen der alliterierenden Langzeile von acht Hebungen und dem Verse der Nibelungen. Hier begegnen wir einer früheren Ansicht des Verfassers wieder, daß nämlich nicht nur die achte Halbzeile der Nibelungenstrophe, sondern auch jede zweite, vierte und sechste Halbzeile vier Hebungen hat, indem Simrock die fehlende Hebung durch die am Schlusse des Verses nothwendige Pause ergänzt. So viel Wahrscheinlichkeit diese Behauptung auch durch den Vergleich mit dem musikalischen Vortrage des Volksliedes, das Simrock herbeizieht, gewinnt, so hat sie doch vom Standpunkte der Metrik aus ihre große Schwierigkeit. Auch ist die Nothwendigkeit dieser Erklärung mir nicht einleuchtend. Das Befremden (S. 3), das die ungleiche Länge der Halbverse dem Verfasser erweckt, wird durch den von Holtzmann und mir anderwärts bemerkten Zug zur Verlängerung am Ende

aufgehoben, so wie der Verlust einer Hebung in den drei ersten Langzeilen durch das schon in der Alliterationspoesie begründete Verkürzen der zweiten Vershälfte seine Erklärung findet. Das größere Gewicht, das schon der ursprünglich verwandte indische Sloka der ersten Vershälfte gibt, führte leicht zu einer Verkürzung der zweiten. Der dritte Paragraph (S. 7—9) handelt von den Bezeichnungen 'stumpf' und 'klingend', deren bisherigen Gebrauch Simrock tadelt, wie mir scheint, mit Unrecht, denn das Nachklingen der zweiten Silbe nach langem Wurzelvocal kann doch wohl durch 'klingend' recht gut bezeichnet werden. In dem Tageliede Dietmars von Eist (S. 9) will Simrock der zweiten Zeile nur vier Hebungen zuerkennen und somit dem klingenden Reime nur eine Hebung nach späterer lyrischer und auch epischer Art zuweisen: aber er bedenkt nicht, daß auch die vierte Strophenzeile (vgl. MF. 39, 18) fünf Hebungen hat. Somit steht der Annahme, daß hier der klingende Reim zwei Hebungen zählt, nichts entgegen, was zu der alterthümlichen Gestalt, in der Haupt das Gedicht wiederhergestellt hat, recht gut stimmt. Dem vierten Paragraph stimme ich ganz bei: auch meine Ansicht war es von je, daß sowohl die erste Hälfte der Nibelungenzeile, als die klingend ausgehenden Verse der höfischen Epik vier Hebungen zählen. Aber wenn S. 11. Simrock liest *wie liebè mit leide*
und S. 13. *und wartè ir liebes,*
so hat er ein Grundgesetz der deutschen Betonung und Metrik nicht verstanden. — Daß in der Lyrik der Gebrauch klingender Reime für eine Hebung von den Romanen entlehnt sei (S. 22), nehme ich mit Wackernagel gegen den Verfasser an und habe es in dieser Zeitschrift in meinem Aufsatze 'über den Strophenbau' ausgeführt. Das Vorkommen dieses Gebrauches in der höfischen Epik hindert nicht; auch dort ist es Einfluß der Franzosen, da die romanische Kurzzeile bei klingendem Reime neun Silben zählt. Im Übrigen stimme ich Simrocks Beweisführung ganz bei, auch in dem Zusammenfassen der vier Strophen Heinrichs von Veldeke (S. 14) und der Ansicht (S. 15) über das Wechseln klingender und stumpfer Reime bei Kaiser Heinrich (MF. 5, 16). Aber in Göthes 'Gefunden' (S. 16) würde ich nimmermehr wie Simrock lesen; denn welcher Metriker würde einen Vers zugeben

und níchts zú súchèn,

mit vier Hebungen! Dessen ist sich Göthe allerdings wohl nicht 'bewusst' gewesen! — §. 5 handelt von dem Vorkommen von vier Hebungen im zweiten Halbvers der ersten und zweiten Langzeile. Daß sie vorkommen, kann trotzdem daß Lachmann sie in seiner Ausgabe verwischt hat, nicht geleugnet werden, und Holtzmann hat dieselbe Behauptung schon aufgestellt und den Nachweis geführt, was Simrock gar nicht zu wissen scheint. Aber der Verfasser ist zu freigebig mit seiner Annahme und schadet durch Hineinziehen unsicherer und falscher Beispiele seiner Behauptung: denn *ir muoter Uoten, baz der guoten* (S. 28), *mitten maeren* (S. 30), *die zieren degene, ruochen wolde, mit mînèm schilde, al der degene, ûz éinèm gademe* (S. 30) *hétèn zesámenè* (S. 31) mit vier Hebungen zu lesen, scheint mir ein Kunststück. Übrigens ist der Nachweis gegen Lachmann in den meisten Fällen gelungen. Die Nothwendigkeit der Lachmannschen Änderungen ergab sich aus seiner Ansicht von dem Bau des epischen Verses. Die Belege aus Kürnbergs Strophen (§. 6,

S. 31—37) hat Holtzmann (Untersuchungen S. 65. 74) und ich (Germania 2, 258. 259) schon herbeigezogen, freilich nicht so viele, als Simrock, weil auch hier wie im vorigen Paragraphen wieder viele unnütze Stellen gehäuft sind. S. 32 *min ros min isengewant*, meint Simrock, könne nicht ohne Zwang mit drei Hebungen gelesen werden: die Besserung *isengwant*, die ich (Germania 2, 258) vorgeschlagen und die auch MF. 9, 30 hat, ist dem Verfasser also gar nicht eingefallen. S. 33 *an einer zinne, vil wol singen, schône vliegen, niwet wecken, ritter edele* tragen alle nur drei Hebungen; dagegen *alrôt guldîn* (S. 33) recht gut mit vier Hebungen gelesen werden kann, wo Simrock nur drei annimmt. Die Herleitung des überschlagenden Reimes aus dem Mittelreime in der epischen Langzeile (S. 34) statt der bisherigen umgekehrten Annahme hat mich nicht überzeugt. Auch die Vorschläge in *des gehazze* vier Hebungen herauszubringen (S. 35), befriedigen nicht. Vier Hebungen in zweiter Vershälfte bei stumpfem Reime, wovon §. 7 (S. 37—41) handelt, begegnen seltener: aus dem einfachen Grunde, weil eine oder zwei Silben im Verse leichter zu entfernen waren, als ein klingender Schlußreim. Auch hier ist der Beweis gegen Lachmanns Änderungen, um die vier Hebungen zu entfernen, gelungen; aber auch hier finden wir dieselbe Mischung treffender und schlechter Belege, z. B. *dáz ich déhéinen ház* (S. 37), *nu lange mîniu dinc.* —

§. 8 (S. 42. 43) behandelt die Frage, warum in der dritten Langzeile nicht auch vier Hebungen bei der zweiten Vershälfte vorkommen. Einen innern Grund für dieses Nichtvorkommen sehe ich nicht ab, weil ich die Dreitheilung der epischen Strophe, ihre Zerlegung in Stollen und Abgesang, nicht anerkennen kann (Germania 2, 284). Auch weiß ich in der That ein Beispiel anzuführen, in welchem die dritte Langzeile acht Hebungen hat, das schon vorhin erwähnte (Simrock S. 33) Kürnbergs (MF. 9, 9).

und was im sîn gevidere alrôt guldîn.

Andere Beispiele ergibt der Text der Nibelungen nach C und auch nach A. —

§. 9 (S. 43—51) betrachtet die schon in der Alliterationspoesie vorkommenden Kürzungen der zweiten Hälfte der Langzeile um eine Hebung, die Simrock wie bei der Nibelungenstrophe durch Annahme einer Pause erklärt und ergänzt. Allein noch weniger als bei dem Nibelungenverse ist diese Erklärungsweise bei der alliterierenden Langzeile zulässig. Die eigenthümliche Verkettung der Langzeilen, die in der Alliterationspoesie üblich ist (vgl. Germania 2, 257 fg.) und die zweite Hälfte mit der ersten Hälfte der folgenden Langzeile durch den Sinn verbindet, gestattet ein Ausruhen am Schlusse nicht, eher eine im Sinne begründete kleine Pause in der Cäsur. Altnordische und angelsächsische Beispiele hieherzuziehen hätte der Verfasser lieber unterlassen sollen, denn wer sagt ihm, daß *sôlu fegra* (S. 46) *sinni mâno* (S. 44) und angelsächsisch *manna cynnes* (S. 46) mit vier Hebungen zu lesen sind?

Eine zweite Art der Kürzungen findet, wie Simrock bemerkt (S. 49), in der ersten Hälfte der Langzeile statt, indem zwischen der dritten und vierten Hebung die Senkung schon in der alliterierenden Poesie gern ausge-

lassen wird. Mit Recht macht Simrock hier auf die erste Halbzeile des Nibelungenverses aufmerksam, in welcher wir derselben Erscheinung begegnen.

§. 10 (S. 51—62) handelt vom Reim und der Alliteration hauptsächlich bei Otfrid. Den Zusammenhang zwischen Otfrids Strophe und dem lateinischen Hymnus, den Wackernagel und ich (Germania 2, 257) behaupten, leugnet Simrock: aber sein Grund ist nicht stichhaltig. Otfrid konnte recht wohl in Zahl der Verse eine fremde Strophe nachahmen, aber in der Behandlung der metrischen Gesetze blieb er eben so deutsch, als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Lyriker die romanische Strophenformen nachbildeten, ohne damit das Grundgesetz deutscher Metrik aufzugeben und ohne die Silbenzählung anzunehmen. Den Hauptinhalt des Abschnittes bildet der Nachweis, daß bei Otfrid die Alliteration keineswegs untergegangen sei. Einiges davon wird man zugeben, aber der Verfasser geht auch hier viel zu weit in Hinzuziehung seiner Belege. Ein großer Theil der von ihm angeführten Alliterationen ist rein zufällig, manche verstoßen sogar gegen das Gesetz der Alliteration überhaupt: so, wenn S. 56 *ioh* alliterieren soll, oder wenn Simrock S. 61 es auffallend findet, daß die Lautverbindungen *sk sp st* bei Otfrid nicht gleichgestellt sind. Jene von ihm angeführten Beispiele sind aber keine alliterierenden Verse: auch daß *w* mit Vocalen alliterieren soll (S. 62), ist nicht zuzugeben.

§. 11 (62—69) Ursprung des deutschen Reimes. Simrock sucht den innigen Zusammenhang des otfridischen Reimes mit der Alliteration nachzuweisen; im ganzen glücklich. Aber was er von der Verschiedenheit des deutschen und mittellateinischen Reimes sagt (S. 62) ist irrig: am lateinischen Reime zeigen sich ganz dieselben Erscheinungen wie an dem deutschen, und nicht aus der deutschen, sondern aus der lateinischen Kirchenpoesie hat Otfrid seinen Reim entlehnt.

§. 12 (69—73) handelt von dem stumpfen Einschnitt nach der dritten Hebung des Nibelungenverses. Entweder muß man, um diese im Nibelungenliede (nach Lachmanns Ausgabe) öfter begegnende Erscheinung zu erklären, zu einer wirklichen Kürzung der ersten Vershälfte um eine Hebung schreiten, oder eine unorganische Verlängerung des kurzen Stammvokales annehmen. Ich entscheide mich für letztere Annahme, da der Fall nicht bei einsilbigen Worten begegnet, wie *got* u. s. w., sondern nur bei zweisilbigen mit kurzer Stammsilbe, *sehen boten komen* u. s. w. Wäre eine Kürzung um eine Hebung anzunehmen, so wären auch Vershälften wie *des gehazze got* (vgl. Germania 2, 259) denkbar, die aber nie begegnen. Auch in dem Abschnitt von der Spielmannspoesie (§. 13, S. 73—78) stimme ich im Wesentlichen mit Simrock überein, nur nicht darin, daß die fünfzeilige Strophe (oder besser die vierzeilige, indem nach jenem schon erwähnten Grundzuge zur Verlängerung am Schlusse die letzte Zeile verdoppelt wird, vgl. Germania 2, 285) keine Form der Spielmannspoesie sei (S. 75).

Für die Strophenein theilung des Nibelungenliedes und den Zusammenhang derselben mit der alliterierenden Poesie macht §. 14 (S. 78—83) mit Recht geltend, daß auch die nordischen Eddenlieder schon eine Zusammenfassung von vier Langzeilen in eine Strophe kennen, was ich (Germania 2, 258) auch schon bemerkt habe.

Noch aber bleibt eine schwierige Frage zu erledigen: wie und wann kam es, daß Langzeile mit Langzeile, nicht Hälfte mit Hälfte durch den Reim gebunden wurde? Mit dieser Frage beschäftigen sich die beiden letzten Paragraphe (S. 83—102). Aus deutschen Quellen ist zur Lösung dieser Frage nicht viel zu gewinnen, weil es vom 9. bis zum 12. Jahrhundert an beweisenden Denkmälern fehlt. Die von J. Grimm (lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh. S. LX) aufgestellte Theorie hält Simrock (S. 84) nicht für befriedigend und will eine Verlegung des Reimes aus der Cäsur nach dem Ende nicht zugeben. Für J. Grimms Ansicht habe ich mich (Germania 2, 258) auch erklärt und beharre bei ihr. Ja ich finde in einem Satze Simrocks eine neue Stütze derselben. Wenn er die Bemerkung macht, die erste Hälfte der Langzeile zeige die Eigenthümlichkeit, zwischen der dritten und vierten Hebung die Senkung auszulassen, so ergibt sich von selbst, daß bei zunehmender Schwächung der Flexionsvocale diese vierte Hebung nicht mehr geeignet war mit der achten Hebung zu reimen, daß demnach der Reim außerhalb der Langzeile gesucht werden mußte. Simrock sucht aber andere Analogieen. Die mittellateinische Dichtung gewährt, wie er selbst sagt, keine genügende (S. 83—86). Dagegen findet er was er sucht in dem romanischen epischen Verse (S. 86—100), den er aus der deutschen Langzeile herleitet und in dem allerdings je zwei Langzeilen durch den Reim gebunden werden. Über diese Frage enthalte ich mich hier meines Urtheils, weil ich sie zum Gegenstande einer speciellen Untersuchung in nächster Zeit zu machen gedenke, kann aber schon jetzt nicht umhin, dem Scharfsinne Simrocks meine Anerkennung auszusprechen.

Die deutsche Wissenschaft muß dem Verfasser dankbar sein für die eingehende mühevolle Untersuchung, die er bis auf einen gewissen Punkt zum Abschluß gebracht hat. Simrock ist in Sachen der Nibelungen Anhänger Lachmanns und bekennt sich zu dessen Liedertheorie, aber nicht so sehr, daß er nicht, wo ruhige Überlegung ihn leitet, in einigen Punkten von seinem Lehrer (S. 6) abwiche. Würdiger des Meisters und der Wissenschaft scheint es mir ihm nachzuforschen und ihn zu ergänzen, als ohne Weiteres an die Untrüglichkeit seines und menschlichen Forschens zu glauben.

Der sorgfältigen Untersuchung gegenüber nimmt sich der uncorrecte Druck schlecht genug aus und passt nicht zu dem sauberen Gewande des Büchleins. Ich will hier nur einige seiner sinnentstellenden Fehler anmerken. S. 3, Z. 3 von unten lies: den vierten Vers. S. 30, Z. 20 l. *dégenè*. 31, 10 *chunftich*. 33, 16 *vrouwe*. 47, 6 von unten: vor. 48, 9 von unten: Halbzeile. 55, 8 *waz wan*. 55, 1 von unten: ihrer entrathen. 58, 9 scā. 64, 2: zwei. 67 1 von unten *wertun*. 73, 3: Langzeile. 79, 13 von unten: die Strophe. 85, 13 von unten: die in die Cäsur gelegten Reime. 93, 22: der dritten Strophe. 100, 2 von unten: Langzeile. In der That genug Fehler für ein so kleines Buch, die geringeren Druckversehen abgerechnet.

ROSTOCK, Februar 1859. KARL BARTSCH.

Wien. Buchdruckerei von Friedr. Mans.

DIE DEUTSCHEN APPELLATIVNAMEN.

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

Ursprünglich giebt es zwischen Appellativen und Eigennamen keinen Unterschied. Die Sprache hat sich um letztere zu bilden nirgend besondre eng und bloß persœnliche Begriffe vorbehalten: sie verwendet dazu stæts Worte von appellativer, ja meistens von ganz unpersœnlicher Bedeutung und verleiht denselben nun erst die persœnliche. Z. B. in den althochd. Männernamen *Warmunt* und *Albrât*, angelsächs. *Älfrêd*, den Weibernamen *Sigilind* und *Grîmhilt* hat der zweite und für den Begriff des Ganzen hauptsächliche Bestandtheil der Zusammensetzung hier einen concreten, dort sogar einen abstracten, keinmal aber einen auch nur allgemein persœnlichen Sinn: *munt* ist s. v. a. Hand, *rât*, ags. *rêd* unser Rath, sinnlicher Hilfe, *lind* ein Drache, *hiltja* der Kampf; nicht viel anders der erste Theil, der ohnedieß, auch wenn er überall persœnlich wære, doch über das Ganze nicht entscheiden würde: aber *warî* ist Vertheidigung, Schutz, *sigu* oder *sigi* Sieg, *grîma* ein Helm, und nur *alb* oder *ülf* ist ein persœnliches, aber ein appellatives, ein Gattungswort, unser Elfe: also *Warmunt* Wehrhand, *Älfrêd* Elfenhilfe, *Sigilind* Siegdrache, *Grîmhilt* Helmkampf; erst nachdem diese Worte einzelnen Personen als Eigennamen beigelegt sind, erscheint *Älfrêd* als ein Mann, den die Elfen unterstützen, und *Grîmhilt* als eine Kämpferinn im Helme.

Umgekehrt, von der anderen Seite her, verfließen wiederum auch die sachlichsten Appellativa insofern mit den Namen der Personen, als wenigstens diejenigen Benennungen lebloser Dinge, welche Masculina oder Feminina sind, auf den Grund einer persœnlichen Auffassung derselben fußen: denn nur für diese hat es einen Sinn

die Geschlechter zu unterscheiden; einer persœnlichen, nicht überhaupt einer bloß animalisch belebenden: Thiere pflegt auch das Deutsche mit Epicœnis zu benennen. Wenn wir, um nur Einen Beleg und ganz aus der Alltagssprache unserer Zeit zu bringen, Gerœthe mit den Worten *Fächer, Reiber, Heber* u. dgl. belegen, Worten, die ganz so gebildet sind wie die persœnlichen *Schächer, Schreiber, Reber* d. h. Rebmann, so geschieht das nur, weil wir, bewusst oder unbewusst, uns eben auch den Fächer u. s. f. in persœnlicher Weise thætig, als einen Arbeiter und Diener denken: Zusammensetzungen mit *Knecht,* wie *Bratknecht, Raitknecht, Schüsselknecht* (Schmeller 2, 370) stellen das noch viel augenfälliger heraus.

Indessen, sobald einmal eine Sprache gelernt hat die allgemeinen und unpersœnlichen Appellativa zugleich als persœnliche Einzelnamen abzugrenzen, alsobald befestigen sich auch mannigfache Unterschiede zwischen den beiden ursprünglich nicht getrennten Wortarten, und Appellativa und Nomina propria nehmen in der Grammatik gesonderte Stellen ein, syntactisch wie der Bildung und der Biegung nach: imperativische Zusammensetzungen wie *Thudichum, Bleibimhaus, Hebdenstreit, Hassenpflug* sind im Deutschen zuerst nur so als Beinamen einzelner Personen gebraucht, die Eigennamen sind hier von je her anders als die übrigen Substantiva decliniert worden, und ebenso alt ist die Regel, daß man ihnen im Satzbau keinen Artikel gebe.

Nichts desto weniger geht, auch nachdem schon die Eigennamen etwas besonderes geworden sind, hin und her zwischen ihnen und den Appellativen eine beständige Berührung und Umtauschung fort, auf Grund jener ihrer ursprünglichen Zusammengehœrigkeit.

Einmal, es werden einzelne Dinge so lebhaft und leibhaft personificiert, daß man ihnen Namen wie sonst nur Menschen beilegt, Personennamen, die frisch und eigens für sie gebildet oder auch (dieß jedoch erst spæter und dann zum Schaden der rechten Personificierung) von den Menschen her auf sie übertragen werden. So, wenn nach der nordischen Thidhriks Saga (Cp. 19 u. 20) der Held Heimi ein Schwert Namens *Blôdhgâng* d. i. Blutgang, der im Blute wandelnde, wenn in mehr als einer Stadt ein hoher Wartthurm den Namen *Luginsland* führt: Wortbildungen gleich den menschlichen Namen und Beinamen *Hruodgang, Irrganc, Springinsfeld;* oder wenn (Murners Kœnig aus Engelland, Scheible S. 979) ein Straßburger Geschütz das *Ketterlin von Einsen* hieß.

Sodann, Eigennamen, welche schon vorhanden und üblich und durch besonders häufige Üblichkeit schon halb appellativ geworden sind, treten ganz in die letztere Auffassung hinüber und werden zu appellativen Gattungsworten, für Menschen und auch für Dinge. *Michel* ist nicht bloß einer, der wirklich *Michael* heißt, sondern nun auch jeder gut oder dumm einfältige, mit Trægheit oder Eigensinn irgend worauf versessene, geistig oder leiblich unbeholfene Mensch. Den sprichwörtlichen *Deutschen Michel* haben schon Philander von Sittewald (Straßb. 1666. 1, 35. 123) und der Simplicissimus (Stuttg. 1854. 2, 1047 fgg.), der Erziehungsroman Spitzbart (Leipz. 1779. S. 105) dem gegenüber einen *Lateinischen Michel*, den *Vetter Michel* auch ein Lied Gœthes, die gemeine Sprache hie und da einen *Dreckmichel*, einen *Säumichel*, in Niederdeutschland einen *Schnobbemichel* d. h. Schnaufmichel, Schlafmichel, in der Schweiz auch als Bezeichnung eines dicken Kindes einfach *Michel*, und der Uhrautomat auf dem Perlachthurme zu Augsburg wird der *Thurn-Michele*, eine Art bairischen Backwerkes *Kuchel-Michel* d. h. Küchen-Michel genannt (Schmeller 2, 554).

Jenes erstere Verfahren, wo man den Dingen Eigennamen gleich den menschlichen giebt, ist das ältere und ist auch wesentlich alterthümlicher: es steht noch næher bei der Alles personificierenden Art der frühesten Sprachschöpfung; es ist dichterischer, wie alle Dichtung des Mittelalters ein Zug nach Personification beherrscht und da nicht bloß die auch uns geläufige Verweiblichung abstracter Begriffe, z. B. im Welschen Gast 10081 der Ausdruck „*zorn* ist *niftel* der trunkenheit“ und ebenso im Narrenschiff Cp. 53 *nyd* als weibliches Wort behandelt vorkommt, sondern wie auch, und das noch viel öfter, uns jedoch befremdlich, vor concrete und abstracte Dingworte die Titel *Herr* und *Frau* gesetzt werden (J. Grimms Gramm. 3, 346. 356 fg. Mythol. 845 fgg.): *Frau Ehre, Frau Minne, Frau Sælde, Frau Welt*, in Liedern des Volkes *Frau Nachtigall*, beim Kegelspiele *Frau Kugel*, beim Trinken *Herr Kopf* d. i. Becher (Fichards Frankf. Arch. 3, 259), in einem Minneliede *Herr Anger*, anderswo *Herr Hahn* (v. d. Hagens Minnesinger 2, 195^{b}), *Herr Hirsch*, *Herr Falke* (ebd. 388^{b}), in einem Spruche Walthers v. d. Vogelweide *Herr Stock*, næmlich Almosenstock; es hat endlich etwas Episches, Heroisches, Mythologisches: in der Edda trægt jedes Thier, jedes auch leblose Ding, das in den Mythus gehœrt, seinen Eigennamen (man lese z. B. das Grîmnis mâl), und die Thiersage nennt den

Wolf, den Fuchs, den Bæren nicht so appellativ Wolf und Fuchs und Bær, sie nennt dieselben, wie auch Menschen heißen konnten, *Îsengrîn, Reinhart, Brûn.* Dagegen die Ausdehnung allüblicher Eigennamen auf ganze Gattungen von Menschen und Dingen, des *Michel* z. B. auf alle Deutschen und alle Schlæfer und sogar eine Art von Backwerk, wie diese erst durch eine allmæliche Abnutzung, durch ein Abblassen und Verschwimmen der persœnlich festgestalteten Begriffe mœglich geworden, ist sie auch das viel jüngere, ist nachmittelalterlich, ist modern, ist überall auch nur Sache des Spottes und des Scherzes, wæhrend z. B. selbst jener personificierte Herr Stock in einem so ernst und streng gehaltenen Gedichte steht, daß der alte Gleim seine Übersetzung desselben mit getrostem Missverstand überschreiben konnte „An Herrn Stock, pæbstlichen Legaten in Deutschland".

Es stehen jedoch diese beiden Verfahrungsarten nicht mit so gänzlich schroffer Trennung neben und nach einander da: es giebt noch eine dritte, die in Beschaffenheit und zeitlicher Ordnung den Übergang von der einen zu der andern bildet. In diese gehœren diejenigen Fälle, wo persœnliche Namen, gleichviel ob sie sonst auch üblich oder nur den üblichen nachgebildet seien, mit Bewusstsein ihres eigentlichen Sinnes auf Menschen oder auf sachliche, zumal aber auf abstracte Begriffe angewendet werden um dieselben wortspiels- und anspielungsweise characteristisch zu bezeichnen. Den Gedanken z. B., daß, wer mit Geräusch auftrete und reich sei und geben könne, mehr Ansehens genieße als der Edle, oder abstracter, daß Pralerei, Reichthum und Freigebigkeit den Vorrang vor dem Adel haben, drückt nun Hugo von Trimberg im Renner 1600 fg. so aus: „*Klinchart, Rîchart* und *Gebehart* sint werder vil denn *Adelhart.*" Namenbildungen solcher Art sind eine unterscheidende Eigenheit der lehrhaften und satirischen Poesie und Prosa in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters; die neuere Zeit braucht deren nur noch seltener, wie etwa, wenn der Wind und ein Räuschlein scherzweise *Blasius* oder *Blasi* genannt werden (Abrahams a S. Cl. Judas, Passauer Ausg. 4, 101; Schmeller 1, 238; Schmid Schwæb. Wb. S. 72). An die ältere Personificierung der Dinge rühren dieselben dadurch, daß eben auch hier und mit Sach- und Sprachbewusstsein eine Personificierung Statt zu finden pflegt: aber es ist meist ein abstracter Begriff, der davon getroffen wird, und das Wortspiel und die Anspielung öffnen den Weg in die appellative Allgemeinheit. Jeder Neidische

heißt ein *Neidhart*, und nach *Mîminc*, ursprünglich nur dem Schwerte Wittigs, hat zuletzt jedes Schwert, das man rühmen oder von dem man auch nur sprechen wollte, so geheißen.

Sollen diese drei in Ursprung und Sinn so verschiedenen Arten uneigentlich gebrauchter Eigennamen dennoch unter eine und dieselbe Bezeichnung zusammengefasst werden, so dürfte man vielleicht am schicklichsten Appellativname sagen: ein Ausdruck, der zugleich auf die Verwendung der Nomina propria für Appellativbegriffe und auf deren Verflachung in Appellativworte gienge. Oder wære gerade diese schillernde Mehrdeutigkeit gegen den Ausdruck einzuwenden?

Indem ich endlich jetzt zu einer næheren Erörterung der deutschen Appellativnamen und somit dahin gelange, das bisher nur eingeleitete und umrissene auch im Einzelnen auszuführen, glaube ich es gleich im Beginn als eine mir bewusste und nicht ohne Widerstreben geflissentliche Absicht und Rücksicht aussprechen zu sollen, daß ich, so lockend und oft auch vortheilhaft sich die vergleichende Hereinziehung außerdeutscher Beispiele anbieten mag, mich dennoch alles dessen enthalten werde, was über den Bereich deutscher Sprache und Sitte hinausgeht: ohne solch eine Beschränkung möchte es schwierig sein, die so schon übergroße Masse des Stoffes zu bewältigen und den Leser durch eine noch länger sich dahin erstreckende Gleichartigkeit nicht noch mehr zu ermüden; mit solcher Beschränkung scheint immerhin der Rahmen aufgestellt, in welchen nun Jeder nach Belieben bald diese, bald jene Parallele von außen her nachtragen mag. Das Deutsche aber, das jedesfalls die grœßte Menge und Mannigfaltigkeit hieher bezüglicher Beispiele gewæhrt, ist dadurch am geeignetsten auch für die Betrachtung des Gegenstandes überhaupt die Grundlage herzugeben.

I.

Wir besprechen zunæchst die erste, älteste, alterthümlichste Classe der Appellativnamen, diejenigen Fälle, wo Gegenstände nicht menschlicher Art dennoch mit Namen nach Art der menschlichen belegt und diese doch nicht damit zu bloß appellativen Worten herabgesetzt werden. Es handelt sich hier um die Eigennamen für Waffen und Hausthiere und dergleichen andere Dinge, die dem Besitzer vertraulich nah gleich einem Familiengliede stehn, denen etwa eine dæmonische Beseelung und somit in der That eine Persœnlichkeit,

eine göttliche sogar, inne zu wohnen scheint, die vielleicht auch wie Schwert und Helm und Panzer ein so seltener und kostbarer Besitz sind, daß sie nicht mehr in den gewohnten Bereich der appellativen Gattungsbegriffe fallen: denn unter den Waffen zeigen sich nur Schwert, Panzer und Helm mit Eigennamen, Speer und Schild dagegen nicht [1]). Das sind Anlässe und setzt Zustände voraus, die ganz in solcher Gestaltung und Wirksamkeit nur die früheste, die germanische Zeit gekannt hat, nur die Zeit noch, aus welcher Tacitus von den Tencterern berichtet „hi lusus infantium, hæc juvenum aemulatio; perseverant senes. inter familiam et penates et jura successionum equi traduntur: excipit filius, non ut cetera maximus natu, sed prout ferox bello et melior“ (Germ. 32) und von den Germanen überhaupt, daß wohl jeder Krieger mit Speer und Schild bewaffnet sei, mit Schwert, Panzer und Helm jedoch nur wenige (Cp. 6), und Ammianus Marcellinus von den Quaden „eductis mucronibus, quos pro numinibus colunt, juravere se permansuros in fide“ (17, 12; vgl. J. Grimms Mythol. S. 185) [2]). In solcher und nur in solch einer Zeit lag es denn auch mit vollster Natürlichkeit, ich möchte sagen mit Nothwendigkeit nahe, dem Rosse, dem Schwert, dem Helm, dem Panzer seinen Eigennamen zu geben und einen Namen, der etwas bedeutete. Wie aber der Schwur auf das Schwert noch in den spætern christlichen Jahrhunderten fortgedauert hat (J. Grimms Rechtsalterth. S. 166. 896), und wie von den Personennamen, die aus den Benennungen von Waffen und von wilden Thieren schon der kriegs- und jagdfreudige Sinn des Germanen gebildet, mancher sogar noch heut besteht, so hat auch die Sitte Rosse und Waffen eigens und bedeutsam zu benennen sich noch weit in das Mittelalter hinab vererbt, wo doch schon jeder edle Krieger seinen Helm und sein Schwert führte und jeder Ritter sein Ross; ja die wirklich belegenden Zeugnisse gehœren, was die Abfassung in Wort und Schrift angeht, sämmtlich erst dem Verlaufe des Mittelalters. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, die meisten darunter und die eigentlich charactervollen sind

[1]) Vereinzeltes Gegenbeispiel *Skrepping*, in einem dænischen Heldenliede der Name von Wittigs Schild: W. Grimm, deutsche Heldensage S. 308.

[2]) Ein Zeugniss, das noch schwerer wœge, muß gleichwohl bei Seite bleiben, weil es nicht den Sachverhalt selber, sondern nur eine Taciteische Auslegung gewæhrt, die Stelle der Germania Cp. 18 „— boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque. in hæc munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro affert. hoc maximum vinculum, hæc arcana sacra, hos conjugales deos arbitrantur“.

Zeugnisse aus jener Heldensage, deren Ursprung über das Mittelalter zurückreicht, nicht aus dem Leben des Mittelalters selbst und der erst in ihm entsprungenen Dichtung. Zwar in dem Rolandsliede des Pfaffen Konrad (117, 13 fgg.) trægt Venerant, der Helm des Helden, als Inschrift einige Worte, die er selbst persœnlich genug in erster Person spricht: „Elliu werltwâfen, di mûzen mich maget lâzen; wilt dû mich gewinnen, dû fûrest scaden hinnen“ (bei der Helminschrift im Orendel 1243 geschieht nur der Buchstaben, nicht der Worte Erwæhnung); in demselben Gedichte 169, 20 fgg. 237, 3 fgg. und in der Klage 847 fgg. werden Schwerter Menschen gleich angeredet, im Wigalois 168, 9 fgg. angeredet und geküsst, wiederum im Rolandsliede 272, 16. 278. 8 (vgl. S. 343) gilt der Name des Schwertes Preciosa wie etwa sonst ein Heiligenname auch als Feldgeschrei, und wenn noch ein Sprichwort des 13. Jhd. auf eine Weise, die hier mit einschlægt, den getreuen Freund und das erprobte Schwert verbindet: „gewissen vriunt, versuochtiu swert sol man ze nœten sehen“ (Walther 31, 2; vgl. Freidank 95, 18 u. v. d. Hagens Minnes. 3, 14 a), so mœgen auch die bis in eben dieß Jahrhundert beliebten Schwertinschriften gelegentlich mehr als bloß den Namen des Gebers oder Eigenthümers (auf einem Basrelief im Kreuzgange des Zürcher Großmünsters ein Schwert mit der Inschrift *Gvido*) und auch Worte von andrem Inhalt als jene auf dem Schwert Herrn Konrads von Winterstetten (Haupts Zeitschr. 1, 194), sie mœgen ebenso wohl persœnliche Rede gegeben haben, wie dort die Inschrift des Helmes Venerant; die Runen auf dem Schwertgriff im Beowulf 3381 fgg. enthielten zugleich mythische Erzæhlung und den Namen dessen, für den die Waffe zuerst war gefertigt worden. Wie tief aber doch auf diesem Gebiete die eigene frische Namenschöpfung des Mittelalters sich allmælich abgeschwächt, das zeigen, die überhaupt jetzt waltende Armuth an neuen Beispielen ungerechnet, am besten die Namen, welche man im 14. und 15. Jhd. dem Rosse des Meers, dem Schiff, beilegen mochte, so ganz unheldenhafte wie z. B. *Kuh* und *Gans*. Auch eine frühere Zeit, wie sie Menschen nach den edleren Thieren benannte, hatte ebenso Thiernamen auf Ross und Schiff übertragen: aber es war doch etwas anderes, wenn das Pferd Walthers von Aquitanien (Waltharius 327) und ebenso Hildebrands *Lœwe* hieß (Dietrichs Drachenkämpfe Str. 108. 185), Dieterichs und Wolfdietrichs *Falke* (W. Grimms Heldens. S. 195. 208. 243; 236) und das Schiff Olaf Tryggvasons Schlange oder Drache, altnordisch *Orm* (dessen Saga Cp. 211). Die neueste

Zeit nun gar pflegt auf die Thiere des Hauses Personennamen von solcher Üblichkeit anzuwenden und wechselt dabei so wenig mit verschiedenen ab, daß hier die Nomina propria sich fast gänzlich in den appellativen Sinn verlieren: wenn Hof für Hof alle Stuten *Lise* und Haus für Haus alle Canarienvœgel *Männi* d. i. Emanuel heißen, so ist zuletzt zwischen Lise und Stute, zwischen Männi und Canarienvogel kaum noch ein Unterschied.

Genauer aufgezæhlt, sind die Gegenstände, für die sich Appellativnamen dieser ersten Art in Gebrauch zeigen, Schwerter, Helme, Panzer, Hörner, Ringe, Rosse, Hunde, andre gezæhmte und an das Haus gewœhnte Thiere, Schiffe, Geschütze, Thürme und Glocken.

A. Schwerter persœnlich und in männlicher Weise persœnlich aufzufassen war durch das männliche Geschlecht der ältesten Appellativausdrücke, der gothischen Worte *hairus* und *mekeis*, nahe gelegt; ja im Grunde beruhte schon eben dieß Geschlecht auf solch einer Auffassung. Den Glauben dæmonischer Beseelung versinnlicht die in den Sagen des Nordens öfter wiederkehrende Angabe, daß in Griff und Spitze ausgezeichneter Schwerter Wurm und Natter wohnen (Mythol. S. 652); dem sich anschließend, erzæhlt die christliche Dichtung von darein gelegten kostbaren Reliquien (Rolandsl. 239, 3 fgg.). Die vielen und mannigfachen Benennungen, die für das Schwert die altnordische Dichtersprache besitzt, Appellativa vermischt mit Eigennamen, verzeichnet ein Gedicht der jüngeren Edda (Reykjavik 1848, S. 1146—1156), und theilweise erörtert dieselben Jac. Grimms Grammatik (3, 440—442); der gemeindeutschen Heldensage, mit Einschluß auch der engeren Sage von den Hegelingen, gehœren folgende Namen zu.

Adelring, in den dænischen Liedern das Schwert Siegfrieds: W. Grimms Heldens. S. 307. Nach Snorra Edda S. 115 a war schon das einfache *hrîngr* ein Wort für Schwert; vgl. weiterhin *Nagelrinc*.

Balmunc, in der deutschen Dichtung Siegfrieds Schwert; jüngere Entstellungen des Namens s. in W. Grimms Rosengarten S. V. Ich habe bereits anderswo (Haupts Zeitschr. 9, 541) Herleitung von *balma* Felswand, Felshœhle vermuthet.

Bitterfêr, in Hornchilde und Rimenild (Heldens. S. 278) ein von Wieland geschmiedetes Schwert und das Gegenstück zu Miming, sonst nirgend erwæhnt; *fêr* s. v. a. engl. *fair*, angels. *fæger* schœn.

Blôdhgâng, das Schwert Heimis, s. oben S. 130.

Brinnig, nach Alphart Str. 350 Schwert Hildebrands. Aus *Brinninc* entstellt? Benennungen des Schwertes, die demselben einen bildlichen Bezug auf das Feuer geben, s. in J. Grimms Gr. 3, 441.

Dâinsleif, in der eddischen Erzæhlung der Hegelingensage (Snorra Edda S. 89) das Schwert Högnis. Der Name erinnert an das hochd. *tôtleibe*, das Heergewæte, dessen symbolisches Hauptstück das Schwert des Verstorbenen ist: Rechtsalterth. S. 569. Haupts Zeitschr. 2, 543.

Eckesahs, auch bloß *Sahs* und *daz alte Sahs* genannt (Heldens. S. 58), zuletzt im Besitze Dietrichs von Bern.

Freise, nach Siegenot und Dietrichs Drachenkämpfen (Heldens. S. 267. 274) das Schwert Hildebrands.

Gleste, Schwert Eckehards von Breisach, nur in Alpharts Tod Str. 380.

Gram, der altnordische Name von Siegfrieds Schwerte: so in den Prosazusätzen zu den Sigurdsliedern und in der Völsunga Saga; auch von dem Verfasser der Thidhriks Saga gebraucht, Cp. 167. 190. 219. 222.

Hornbil oder *Hornbîl*, Schwert Biterolfs 12261, d. i. ein Schwert oder Beil, das die Hornschuppen des Panzers zerhaut.

Hrôtti, von Sigurd in dem Schatze Fafnis gefunden und mit daraus entführt: erscheint so als Eigenname nur in dem prosaischen Schlußzusatze zu Fafnis mâl, sonst ein Appellativum.

Lagulf d. h. Stechwolf, wiederum ein Schwert des alten Hildebrand: Thidhriks Saga Cp. 389.

Mîminc, in der Thidhriks Saga *Mîmûng*, im dænischen Heldenliede (Heldens. S. 308) *Mimring*, auf deutsch auch in *Meynung*, *Menung* und sonst entstellt und zugleich mit Balmung verwechselt (Heldens. S. 245. 320. Roseng. S. V), das Schwert Wittigs.

Nagelrinc, Schwert Heimes: ein aus Nægeln zusammengeschmiedetes? vgl. oben *Adelring*. Beowulfs Schwert heißt Z. 5354 patronymisch gebildet *Nägling*.

Rose, das Schwert Ortnîts, dann seines Erben Wolfdieterich, durch Namenverwechselung auch auf Dietrich von Bern übertragen: Heldens. S. 227. 234. 250.

Schrit, ein zweites Schwert Biterolfs 123: das schlangenartig gleitende (Schmeller 3, 519) oder dem lat. *Gradivus* zu vergleichen.

Waske oder *Wasche* d. h. Baske, im Biterolf 12285 Schwert Walthers von Spanien, im Nibelungenliede 1988, 4 Irings. Endlich

Welsunc, zuerst wiederum Biterolfs, dann seines Sohnes Dietleib Schwert: Heldens. S. 16. 148. 280. Ein Wort mit dem Manns- und Geschlechtsnamen althochd. *Welisunc*, altnord. *Völsûng*, angels. *Välsing*, über welchen J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 3 zu vergleichen.

Nicht ohne Beflissenheit werden im Biterolf 12291 fgg. sieben dieser Schwerter, Hornbil, Welsunc, das alte Sahs, Mîminc, Nagelrinc, Balmunc und Waske, dicht nach einander aufgeführt: die zumeist aber darunter gefeierten sind Eckesahs, Mîminc und Nagelrinc, die so auch Heinrich v. Veldeke in seiner Aeneide 160, 22 fgg. zusammenstellt: „dar zû sander ime ein swert, daz scharpher unde herter was dan der tûre Eckesas noch der mâre Mîmink noch der gûte Nagelrink". Jedes derselben hat von dem Schmied an, der es fertigt, und dann, wie es von einem Helden an den andern kommt, seine ganze Geschichte (vgl. W. Grimms Heldens. S. 56—59), die ausgeführteste Eckesachs, den zuletzt Dieterich von Bern besitzt, einst aber im heidnischen Mythus ein Gott mag besessen haben. Da næmlich neben *Eckesahs* auch die Form *Uokesahs* oder *Üekesahs* erscheint (*vckesachs* als Variante zu Aen. 160, 22), so kann hier *ecke* nicht wohl wie sonst die Schärfe des Schwertes, sondern wird in verhärteter Form das althochd. *egî* Schrecken sein, Eckesahs also gleich jenem Freise, den Hildebrand führt, ein Schreckensschwert bedeuten.[3]) Ganz so hat, mit einem Laute, welcher der Form Üekesahs an die Seite tritt, der alte Norden in Sage und Sprichwort einen Helm des Schreckens, *ægishialm*: *Oegi* aber oder, wie es auf althochd. heißen würde, *Uogi*, *Uoki* ist ein Meergott (J. Grimms Mythol. S. 216 fg.). Nach dem Dresdener Texte des Liedes von Ecken Ausfahrt Str. 85 haben den Eckesachs drei Zwerge geschmiedet: „das machten draw gezwerge"; hier nun ist zwar die ältere Lassbergische Lesart „Das smittont vil getwerge" (Str. 79) grammatisch richtiger: wirklich aber kommen anderswo, sagenhaft verbunden und mit Angabe der Namen, drei Schmiede berühmter

[3]) Nur wie ein Spaß klingt, so ernstlich sie auch gemeint sein wird, die Namenserklærung in der Thidhriks Saga Cp. 98: That sverdh heitir *Eckisax*. thvi heitir that sva, at *ecki sax* ne sverdh var iamgott borit or eldi." Empfohlener schiene die Herleitung von dem Namen Eckes, des letzten Besitzers vor Dieterich, wenn dem nicht schon manch andrer Besitzer vorangegangen und wenn die alsdann gebührende Form *Ecken sahs* öfter und besser als durch ein einziges spætes Beispiel (Ecken Ausfahrt, v. d. Hag. Str. 205) belegt wære.

Schwerter vor: im Biterolf 126 fgg. sind es Mîme, Hertrîch und Wielant, in dem französischen Prosaromane von Fierabras (das ältre Gedicht hat nichts dem entsprechendes) die Brüder Ainsiax, Magnificans und Galand (Heldens. S. 43), d. h. wiederum Wielant, wæhrend Ainsiax zugleich Missverstand und Entstellung von Eckesahs sein mag. Dort im Biterolf schmieden Mime und Hertrich zusammen zwölf Schwerter, und von diesen zwölfen scheint die Sage auch sonst erzæhlt zu haben (W. Grimms Roseng. S. V fg.); ein dreizehntes, Miminc, schmiedet nicht, wie man erwarten sollte, gleichfalls Mime, sondern Wielant, der Vater Witeges, für diesen seinen Sohn: ebenso ist in der Thidhriks Saga Cp. 67 Mimung ein Werk Velents. Im Fierabras aber fertigen Galand und seine Brüder je drei Schwerter und lauter solche, die in der Karlssage der Franzosen namhaft sind: die namhaftesten hievon fügt auch Veldekes Aeneide sogleich jenen drei deutschen bei, „noch Haltecleir noch Durendart", das erstere Oliviers, das letztere Rolands Schwert.

Von *Durendart* oder *Durndart* handelt ausführlicher unsers Pfaffen Konrad Gedicht S. 117 fg. und 237—239, womit in W. Grimms Anmerkungen S. 338 fg. die anderweitigen Nachrichten über die Geschichte dieses Schwertes zu vergleichen; den *Haltecleir* nennt Konrad 190, 13 u. a. *Alteclêre* als schwaches Masculinum. Die außerdem noch bei ihm auftretenden Schwertnamen sind *Almicê* 232, 7, die Waffe Erzbischof Turpins, *Clarmîne* 169, 15 u. 21, des Herzogs Engelirs, *Joiôse* 291, 14, Kaiser Karls selbst (und des Markgrafen Wilhelm: *Schoyûse* Wilh. 37, 10 u. s. f.), *Mugelar* oder *Mulagir* 58, 1 (vgl. S. 320), Herzog Geneluns, und endlich *Preciôsa* 272, 7, des Heidenkœniges Paligan. Mugelar (ich weiß nicht, ob eine französische Entstellung des althochd. *mûchilâri* sicarius; vgl. *mûchilswert* sica) hat zuerst dem Herzog Naimes von Baiern gehœrt (58, 14) und ist das Werk eines bairischen Schmiedes, Madelgêr zu Regensburg (58, 17): in Verbindung mit dem, wie Konrad noch sonst die scharfen Schwerter der Baiern rühmt (238, 4. 266, 13), auch dieß ein mittelalterlicher Nachklang des altgepriesenen *Noricus ensis*: vgl. Haupts Zeitschr. 9, 553 fg.

B. Namen der Helme sind uns viel weniger zahlreich als der Schwerter überliefert, und es ist das schwerlich ein Mangel bloß der Überlieferung. Mochte auch der in mannigfacher Thiergestalt gebildete Helmschmuck, der uns für die Cimbrischen Reiter (Plut. Mar. 25), für die Galater Diodors (5, 30), für die Angelsachsen

(J. Grimms Andr. u. Elene S. XXVIII u. Mythol. S. 195) bezeugt ist, dieser Schutzwaffe ein lebensvolleres Ansehen geben, sie war doch eben stæts nur eine Schutzwaffe und als solche selbst in dem heldenhaftesten Kampfe stæts nur leidend betheiligt, nicht wie das Schwert mithandelnd und gleichsam ein Gefährte des Kämpfers. Zudem ist die Sitte des Helmschmuckes, in Deutschland wenigstens, gleich mit dem Beginn des Mittelalters wieder abgängig geworden und erst, da das Ritterthum sich ausgebildet hatte, von neuem entstanden; Wilh. Grimm (Haupts Zeitschr. 2, 251) meint sogar, erst im dreizehnten Jahrhundert, und allerdings zeigen z. B. weder die alten Bilder zum Rolandsliede noch die der Herrad einen Schmuck des Helmes: indess kommt ein solcher, mit einer phantastischen Übertreibung, die dem Werth des Zeugnisses keinen Abbruch thut, bereits im Orendel vor, Z. 1245 fgg.

Oegishialm, dessen schon vorher S. 138 Erwæhnung geschehen, ist weder in Sinn noch in Bildung ein Eigenname: wohl aber sind das zwei andre altnordische Worte, *Hildisvîn* und *Hildigölt* (Snorra Edda S. 82), beide für uns noch in so fern von besonderer Bedeutung, als sie nun auch für den scandinavischen Norden das sonst nur bei den Angelsachsen nachweisbare Eberbild des Helmes darthun: denn *gölt* heißt Eber. Gleichfalls mit *hiltja* Kampf, altnord. *hild* zusammengesetzt und die Umkehrung des Weibernamens *Grîmhilt* ist *Hiltegrîm* oder *Hildegrîn*, der Name von Dietrichs Helme (Heldens. S. 169); die Thidhriks Saga Cp. 17 will denselben nach Grîm und Hild, einem Riesen und dessen Weibe, denen Dietrich dieß kostbarste Kleinod abgenommen, benannt wissen: natürlicher aber ist eben an das appellative *hild* und an *grîma* Maske oder Helm zu denken[4]). Bei Wittig zwei Helmnamen, mittelhochdeutsch *Limme* (Biterolf 161, im Alphart Str. 449 entstellt *Lone*), im dænischen Liede *Blank*: Heldens. S. 308. Der erstere mag wieder in alterthümlichem Bezuge auf den Eberschmuck stehn, da *limmen* (s. Müllers mittelhochd. Wörterb.) besonders von dem Knirschen des Ebers gebraucht wird. Aus der Karlssage den *Venerant* Rolands haben wir schon oben S. 135 kennen lernen.

C. Panzer haben noch seltner als die Helme Namen geführt; der Grund ist derselbe wie bei diesen. Die Lieder (Lassb. Str. 77 fgg.,

[4]) Der erste Begriff wird der einer Maske sein, wegen des Zeitworts *grînen, greînen* lachend oder knurrend oder weinend den Mund verziehen.

v. d. Hag. Str. 85 fgg.) sprechen z. B. ausführlich genug wie von Eckes Schwerte, so auch von dessen Helm und Brünne: aber nur dem Schwert wird dabei ein Name gegeben. Ich kenne nur einen altnordischen Panzernamen, *Finnsleif*, aus Snorra Edda S. 82.

D. Ein Horn mit eigenem Namen ist Rolands *Olivant* oder *Olifant*, beim Pf. Konrad 214, 27, beim Stricker 8126, u. a. Ursprünglich (der Lautwechsel ist derselbe wie im goth. *ulbandus*, althochd. *olpentâ*, mittelhochd. *olbente* Kamel) bezeichnet das altfranzœsische *olifant* den Elefanten, dann den Elefantenzahn und das Elfenbein: s. W. Grimms Anm. S. 338. Den gleichen Fortschritt der Begriffe zeigt uns spæter in der Schweiz der *Stier* von Uri, ein zum Blasen hergerichtetes Auerochsenhorn. Die zwei Hörner, mit denen von einem inneren Thorthurme der Stadt Breslau Feuerlärm geblasen wird, heißen *Kuh* und *Kalb*.

E. Benamte Ringe sind Odhins *Draupni* (Mythol. S. 528. 1227) und Adhils von Uppsal *Svîagrîs* (Snorra Edda S. 82). *Andvara naut* dagegen, der Fluchring unserer Heldensage (W. Grimm S. 385 fg.), ist so wenig ein Eigenname als *Brîsînga men*, das Halsband Freyjas (Mythol. S. 283), das im Beowulf 2403 als *Brosinga mene* und als Schatz und Beute irdischer Helden wiederkehrt.

F. Der Rosse erstes ist *Sleipni*, Odhins Ross (Mythol. S. 140): „æztr ioa Sleipnir" Grîmnis mâl Str. 44. Dem irdischen Herren folgt gleich anderen Dienern das Ross auch in das Jenseits mit: es wird mit ihm verbrannt (Tac. Germ. 27, Snorra Edda S. 38), mit ihm geopfert (Dietm. v. Merseb. Ausg. v. Wagner S. 13, Adam v. Bremen 4, 27); und so für eins gilt es mit seinem Reiter, daß sogar in Bezug auf Odhin und dessen achtfüßigen Sleipni ein altnordisches Ræthsel fragen kann (Hervarar Saga S. 175 Suhm) „Wer sind die zwei zu Dinge fahrenden? Sie haben zusammen drei Augen, zehn Füße und einen Schweif." Noch weiter greifende Vermenschlichung lässt Rosse und selbst noch den Schædel eines getœdteten mit dem Herren sprechen (Mærchen d. Br. Grimm Nr. 89 und 126), die Annahme dæmonischer Beseelung sie Weissagungen ertheilen (Tac. Germ. 10; de auguriis vel avium vel equorum: Indiculus paganiarum 13).

Sleipni wird zum angelsächs. *slîpan*, hochd. *slîfen* gleiten gehœren, ein andrer altnordischer Name, *Slûngni*, K. Adhils von Uppsal Ross (Snorra Edda S. 83), zu *sliunga* schwingen; *Hrafn*, das Ross K. Alis von Norwegen (ebd. S. 82), bedeutet Rabe. Die Heldensage nennt folgende.

Belche, das Ross Dietrichs: W. Grimms Heldens. S. 127. Appellativ ist *belche,* ahd. *pelichâ, pelaha* das schwarze Wasserhuhn mit einem weißen Hautfleck über dem Schnabel; dieses Merkmales wegen wird es auch Blässhuhn oder Blässlein genannt und ebenso ein Pferd mit derselben Zeichnung der Stirne *Blass* oder *Blässel* (Schmeller 1, 238).

Benig, Mönch Ilsans Ross: Roseng. v. d. Hag. 451; ich denke, von *bane, banen,* ahd. *panôn.*

Blanke, wiederum Ilsans oder Dietrichs: Heldens. S. 209.

Falke: s. oben S. 135.

Grani, Siegfrieds, altnordisch: Sigurdhar qvidha 1, Str. 5. 13; Prosaeingang der zweiten und Prosaschluß des Fafnis mâl; Thidhriks Saga Cp. 167 u. s. f. Der Norden scheint selbst den Namen auf *grâ* grau und *grâna* grau werden bezogen zu haben, da anstatt Grani in Sigurdhar qvidha 3, 10 *grâ ior* graues Ross gesagt wird.

Lewe, Leo: s. oben S. 135.

„Rüedegêrs ros *Poimunt*“: Klage 1426; in der Form *Bohemund* ein bekannter Mannsname.

Rispa, Heimis: Thidhriks Saga Cp. 19. Nordisch ist *rispa,* hochd. *respen* raffen, rupfen.

Rusche, Eckehards: Biterolf 10227; verkleinert *Roschlîn*: Alphart 445. Vgl. *rosch,* althochd. *rosk* rasch, munter.

Scheminc, Schemminc, nord. *Skemning,* in den dænischen Liedern *Skimming,* Wittigs Ross: Heldens. S. 195 fg. 308; nach Thidhriks Saga Cp. 91. 190 der Bruder Falkes, Granis und Rispas, nach Roseng. v. d. Hag. 442 auch Benigs. Von *scheme* Schimmer und s. v. a. unser neuhochd. *Schimmel*?

Sviputh, Svegjodh, Sporvitni, Melni, Mylni Rosse der Granmars-Sœhne: Helga qvidha Hundings bana 1, 46. 50. *Svipa* heißt schwingen, *sveigja* biegen, *Sporvitni* ist der Spurwissende, *Melni* wie *Mylni* der Stiebende, Stäubende.

Aus der Karlssage und sonst französischen Ursprunges sind:

Bayart, das Ross der vier Heimonskinder.

Bonthart, des Grafen Rudolf 25, 3. 22. 24. 26. Von *bondir* drœhnen, schmettern (Diez Wb. S. 573 fg.)?

Brahâne, Terramers: Wilh. 21, 17 u. s. f.

Entercador, Kaiser Karls: Rolandslied 265, 11; vgl. S. 342.

Gratamunt, Valdepruns: Rolandsl. 187, 11; vgl. S. 332.

Gringuljete, von Muntsalvâsche gekommen (Parziv. 340, 1), zuerst von Lähelîn erbeutet (261, 28. 340, 2), dann seines Bruders Orilus (540, 30), zuletzt Gawans (339. 27. 541, 1).

Guverjorz, des Kœnigs Clamidê: Parziv. 210, 7. 211, 14.

Ingliart, Gawans, dann Parzivals: Parziv. 389, 26. 398, 14.

Lignmaredî, des Poydwîz: Wilh. 420, 23. 27.

Marschibeiz, Talimons: Wilh. 56, 26. 57, 5.

Puzât, Puzzât, Wilhelms: Wilh. 37, 11. 56, 11 u. s. f.

Valentich Stricker 4067 u. s. f., *Velentich* Pf. Konr. 118, 19 u. s. f., das Ross Rolands.

Volatîn, Arofels, nach dessen Tode Wilhelms: Wilh. 81, 1. 82, 4 u. s. f. Vermischungen und Verwechselungen von *Valentich* und *Volatîn* weist W. Grimm Mærch. 3, 158 nach, indem er als weitre Änderung auch *Fálada,* den Namen des wunderbaren Pferdes im 89sten Mærchen, mit herbeizieht.

Unsre Zeit schreibt in den Ställen der Vornehmen über den einzelnen Pferden auch allerhand vornehme Namen an, franzœsische, wie vielleicht schon die Ritterzeit den Rittergedichten nachgemacht, englische, morgenländische: der gemeine Mann bleibt bei heimathlich gemeineren, nur eben auch zu allgemeinen: Tausende von Gäulen heißen da des weißen Stirnfleckens wegen *Blass* oder *Blässel* (S. 142 oben) oder, indem man ihnen besonders häufige und dadurch halb entwerthete Menschennamen giebt, *Hans* und *Hänsel* und *Hainzel* und *Hienz*, wenn sie männlichen (Schmeller 2, 215. 220), *Lise* und *Lisel,* wenn sie weiblichen Geschlechtes (ebd. 499), *Hankelein,* wenn sie noch jung (ebd. 214), und *Nickel,* wenn sie von kleiner Art sind (Frisch 2, 17 c).

G. Fast mehr noch als das Pferd hat von je her der Hund einer Eigenbenamung werth und bedürftig erscheinen müssen: denn er tritt dem Menschen in noch viel stärkerem Maße und viel mannigfacher gemüthlich nahe. Die liebreiche Schmeichelei, deren er fæhig ist, die Künste, zu denen er in seiner Gelehrigkeit kann abgerichtet werden, erschienen gelegentlich so wunderbar, daß man jene von dem Innewohnen der Seele eines früheren Menschen, diese von dæmonischer Eingebung herleiten wollte, und weil er die Sprache des Menschen versteht, ließ man ihn epischer Weise wohl auch selber sprechen. In einer Erzæhlung Bruder Johannes Paulis (Schimpf u. Ernst lxviij, Frankf. 1538: Leseb. 3, 1, 77) „Also hett auch einer

ein hund, der kunde sich wol lieben, das mann sprach nach ettlicher irrung, er wer ein mensch gewesen in der alten ehe."; so ferner im Ruodlieb, wo ein Hund es herausbringt, wer seinem Herrn die Sporen weggenommen, und der Entwender nun sagt „Hæc a sella denodavi modo vestra: Tunc ibi nemo fuit viventum nemoque vidit, Neve canis sciret, a dæmone ni didicisset" (13, 63), und in einer spæteren deutschen Dichtung dieses Gespræch zwischen einem Mann und seinem Hunde Willebrecht (Liedersaal 1, 297): „Er sprach „Lieber hunt mîn, Woltest mir gevolgic sîn, Daz würde dir her nâch guot, Und tætest mir nâch mînem muot." „Herre, daz tuon ich gerne; Und solt ich [varn] gên Salerne, Dar zuo wolt ich sîn bereit." Er sprach „Du bist mîn hunt gemeit. Du solt lernen eine kunst, Zelten wol mit vernunst." „Daz sol sîn, lieber herre mîn."" Indess auch ohne solche Abenteuerlichkeiten schon die Wirklichkeit des alltæglichen Lebens empfahl dieses Thier ganz besonders zur namengebenden Vermenschlichung. Es galt ja von allen, was das eben angeführte Gedicht von dem Hunde Willebrecht sagt: „Der tet als ein getriuwer knecht, Der sînem herren ist getriu"; es galt von den tapferen und klugen Jagdhunden, die deshalb auch einst dem gestorbenen Herrn zusammt dem menschlichen Knechte auf den Scheiterhaufen und den geopferten in die Opferung und das Jenseits folgten (Edda d. Br. Grimm 1, 272 fg.; Dietmar v. Merseburg S. 13, Adam v. Bremen 4, 27), wie von den kleinen zierlichen, die eine Kurzweil der Frauen waren[5]) und ihnen noch auf dem Grabstein pflegten unter den Fuß gelegt zu werden, und von den Hunden, welche die Heerde, wie von denen, die das Haus behüteten. Getreue Diener dieser letzteren Art hatten selbst die wandernden Cimbern mit sich geführt, zum Schutz ihrer Wagenhäuser (Canes defendere Cimbris cæsis domus eorum plaustris impositas: Plin. H. N. 8, 61); das Mittelalter gab ihnen schon eine Appellativbenennung ganz persœnlichen Sinnes: es nannte solch einen Hund *hovawart* d. i. Hofhüter, wie es einen Thürhüter *turiwart* nannte, und hovewart selbst war auch s. v. a. miles (Graffs Sprachsch. 1, 956), bezeichnete den kriegerischen Diener eines Fürstenhofes, wie jetzt in Baiern *Husswackerl*

---

[5]) „Wie ist gestalt ir hündelîn, Daz bî ir loufet wunneclich?" Hätzl. 223 a. „Cleine hündlîn, salterbuoch Si ûz den schôzen valten" (schnell aufspringende Frauen) Dietr. Drachenk. Str. 230. Bilder in der Pariser Handschrift der Lyriker: v. d. Hagens Minnes. 4, 111. 123. 142. 251. 625 u. a.

sowohl ein Hund als ein Mensch ist, der von Allem Laut giebt[6]). Und wæhrend es nicht an Erzæhlungen fehlt, die veranschaulichen sollen, wie der Hund ein getreuerer Freund sei als selbst das Weib (Mærchen 3, 171. Aufseß Anz. 2, 239), ist auch nach der rauhen Auffassung des alten Rechtes nicht das Weib, sondern es ist der Hund und mit ihm etwa Hahn und Katze das Merkmal menschlicher Wohnung und Haushaltung[7]); da war zu acht Menschen der Hund der neunte (Rechtsalterth. S. 588), und wer in gegebenen Fällen keinen menschlichen Zeugen hatte, brachte dafür seinen Hund mit vor Gericht: so giebt Joh. v. Müller (Schweizergesch. 1816. 4, 26) folgende Rechtsübung des alten Sißgaus: „Wer bei einem ganz ohne Hausgesinde lebenden Mann nach der Nachtglocke mörderlich einfiel, dessen Frevel, wenn er umgebracht wurde, bewies der Angegriffene so, daß er drei Halme von seinem Strohdach, seinen Hund an einem Seil (hatte er keinen Hund, entweder die Katze, welche bei dem Heerd gesessen, oder den Hahn, welcher bei den Hühnern wachte) vor den Richter nahm und schwur.“ Noch heute gilt ein Schiffswrack, auf dem nur ein lebender Hund noch sich befindet, nicht für gänzlich verlassen und herrenlos.

Unter solchen Umständen haben die mannigfachen Namen, die auch der Hund empfieng, ursprünglich mehr als bloß den Sinn eines Rufes gehabt. Die Beispiele aber, die noch aus früheren Zeiten (wir wollen hier bis in das siebzehnte Jahrhundert rechnen) übrig sind, vertheilen sich sehr ungleichmæßig. Namen von andern als Jagdhunden haben die alten Quellen nur selten Gelegenheit anzubringen: doch ist *Garm*, von dem Grîmnis mâl Str. 44 sagt, daß er der erste der Hunde sei, der Hofwart der Hölle (Völu spâ Str. 41. 49). Ein besonders häufiger Haushundname scheint *Wacker* d. i. wachsam gewesen zu sein, zugleich einer der ältesten und schon germanischen Mannsnamen: bereits bei Agathias kommt ein Varine Vakkaros vor (Förstemanns Altd. Namenb. Sp. 1224). In einem

[6]) Schmeller 4, 20. *Huss* hat hier nicht den Sinn des Hetzens (ebd. 253. Abr. a SCl. Judas 5, 341), sondern den des Herausrufens: vgl. in der Vita Hludowici Cp. 64 (Pertz Monum. 2, 648) „indignando quodammodo bis dixit *hutz, hutz*, quod significat foras.“

[7]) Rechtsalterth. S. 588. vgl. 698. Hund und Hahn: J. Grimms Weisthümer 2, 508; Uhlands Volksl. S. 524. Hund und Katze: Weisth. 2, 384. 3, 34. Hund, Hahn und Katze: ebd. 2, 308; schon Reinmar v. Zweter (v. d. Hagens. Minnes. 2, 207 a) „der hunt, diu katze und ouch der han heizent *hûsgerœte*.“

satirischen Thierroman von 1625, dem Eselkœnig, heißt der Hund „Herr Wacker, ein Engelländer", und bekleidet am Hofe des Lœwen das Wachtmeisteramt. Wenn aber die jetzige Sprache und schon hundert Jahre vor dem Eselkœnige Hans Sachs den gleichen Namen lediglich im Sinne von Hund überhaupt verwenden („So will ich mein großen Wacker mitnehmen", „Wo ist mein *Wäckerlein*?" Schmeller 4, 19), so beweist diese appellative Schwächung die Häufigkeit des Gebrauches. Für Hirtenhunde haben wir in der Olaf Tryggvasons Saga Cp. 35 den nordischen Namen *Vîgi*, der sich dem althochd. Mannsnamen Wîgo, appellativ s. v. a. Kämpfer (*widarwîgo* rebellis: Sprachsch. 1, 707) vergleicht, im sechzehnten Jahrhundert bei Burkard Waldis *Strom* (Esop 3, 5. 4, 94), *Greiff* und *Trostrein* (4, 94): letzteres wird den Beschützer der Schafe auf den grasigen Abhängen bezeichnen sollen, Strom aber wie der überall durch Deutschland beliebte Name *Wasser*, der niederdeutsche *Rîn* (Reineke 1770), der bairische *Donau* (Schmeller 2, 253), der basellandschaftliche *Birs* in einem Aberglauben begründet sein: der Name Wasser, hat mir einmal ein märkischer Bauer erklært, schütze den Hund gegen die Erdmännchen, Element gleichsam gegen Element. *Kollel* (Schm. 2, 290) meint wohl nur einen schwarzen Hund: in der Schweiz werden besonders Pferde von solcher Farbe *Koli* oder *Kolli* genannt. Ein Frauenhündchen, dergleichen die Frauen als Liebespfand auch an Männer schenkten, ein flæmisches, welches *Löw* heißt, also wohl einen sogenannten Lœwenhund, hat Joh. Pauli in der schon oben S. 143 angezogenen Erzæhlung eines auch sonst vorkommenden Schwankes, ein andres mit dem Namen *Angst* eine Geschichte des Augsburger Ræthselbuches aus dem Beginn des 16. Jahrh., Bl. c iiij rw.: „Es schanckt ain klosterfraw ainem edelman ain hundt. als aber der edelman eylent vnd haimlich von dannen muoßt vnd des hunds namen zuo fragen vergessen het. schickt er sein knecht wider hinder sich in das kloster den namen zuo erlernen. do er dann der frawen drey bey ainander fand, sprechen [l. sprach er]. Ich frag euch all drey. ich waiß nit welch es sey. die mir müg sagen. wie hayst das. sy weyß wol was. die zwo verwunderten sich der frömden red. des gleichen stellt sich auch die rechtschuldig. vnd sprach. ich will den gauch schon abfertigen. ein thoret red darff kainer weysen antwurt. vnd sagt dem gedachten knecht. dir ist als mir. also heyst das. du weißt wol was. das sag dem. du weißt wol wem. Nun ist die frag. Wie der hundt gehayssen hab. Antwurt. Angst. dann

es was in bayden der guotten frawen vnd dem guoten gesellen angst.“

Es sind zumeist Namen von Jagdhunden, die uns überliefert werden: von diesen, den Gefährten einer friedlichen Kriegslust, deren schon das früheste Mittelalter eine große Mannigfaltigkeit sorgsam gehegter Arten zeigt (Lex Alam. 82, Baiwar. 19 und darnach später das Schwäb. Landr. 278), kann eben auch die erzählende Dichtung eher sprechen, und die Sage der Vorzeit hat eben so berühmte Hunde als Rosse und Schwerter. Hauptzeugniss ein Abschnitt der Thidhriks Saga, wo die wild abenteuerlichen Jagdzüge des Grafen Iron von Brandenburg erzählt werden: sechzig Hunde führt er mit sich; die Namen der besten sind *Stapp, Stutt, Lusca, Rusca, Paron, Bonikt, Bracka* und *Porsa* (Cp. 257. 263). Und die Namen werden, wie schon Uhland 1, 9 dieser Zeitschrift bemerkt hat, in der Art aufgezählt, daß Stapp und Stutt, Paron und Bonikt, Bracka und Porsa je paarweise zusammenstehn: diese aber allitterieren, während Lusca und Rusca reimen: das weist auf ältre dichterische Abfassung hin: wirklich heißt es auch mitten inne Cp. 258: „Es wird erzählt in den Sagen, daß nie bessere Jagdhunde könnten gefunden werden, als er hatte; zwölf waren die allerbesten darunter, und die sind alle in deutschen Liedern genannt.“ Der Übergang aus dem Deutschen ins Nordische hat Gestalt und Sinn eines Theils dieser Namen unkenntlich gemacht: Stapp und Stutt würden jetzt auf Hochdeutsch *Stapf* und *Stutz* d. i. Schritt und Trotz lauten; Bracka ist unser *Bracke* Spürhund, eigentlich also kein diesem Thier allein geschöpfter Name; Paron mag aus althochd. *Baro* Mann entstellt sein, Porsa zu *birsen* birschen gehören (*kamerbirse* und *kamerbelle* sind gleichbedeutend spöttische Benennungen einer Kammerfrau: v. d. Hag. Gesammtabent. 1, 219. 223), *Lusca* den heimlich schleichenden (althd. *luschên, loskên* delitescere), *Rusca* den raschen, munteren meinen, und wenn ebenso in der Sage das Pferd Eckehards *Rusche* oder *Roschlîn* heißt (oben S. 142), wenn der Hund *Bonikt* an *Benig*, das Pferd Ilsans (ebend.), anklingt und auch uns *Kolli* für beiderlei Thiere gilt (S. 146), so wollen wir dem zur Erklärung uns der Worte des Plinius erinnern (H. N. 8, 61) „fidelissimum ante omnia homini canis atque equus.“ Noch mehr entstellt sind die Namen eines zweiten daran ebenso reichen Hauptbeleges, einer Erzählung der Gesta Romanorum (Cp. 142), wo zu den „quatuor generibus canum“, mit denen dort ein Wilddieb auszieht, die Namen *Richer, Emuleym,*

Havegiff[8]), *Bandyn*, *Crismel*, *Egofyn*, *Beamis et Revelin* angegeben werden: bei mehreren aber schimmert der deutsche Grund noch sichtlich durch: *Crismel* mag der im Staube kriechende sein. Sodann die Geschichte des Ritters Heinrich von Neuenach (Liedersaal 2, 411 fgg.), dessen Hund *Harm* stæts Wildbræt auf die Tafel des sonst nicht reichen Herren schafft und aus einem Kampf mit den Hunden des neidischen Kaisers, zuletzt mit zwölfen auf einmal, doch als Sieger hervorgeht. Man braucht bei Harm nicht an den vorher angeführten Angst zu denken: *harm* ist auch die altdeutsche Benennung des Hermelins, und gerade mit diesem werden Hunde auch sonst der Farbe halb verglichen (Germ. 1, 10). Ferner, der Pfalzgraf von Tübingen in jener schwæbischen Weidmannssage, die Uhland aus der Chronik der Herren von Zimmern bekannt gemacht hat (Germ. 1, 2 fgg.), nimmt als Jæger ein Erdmännlein an, „das fuert zwai jaghündlîn mit sich an ainer kuppel; das mendlîn nampt sich maister Epp, dergleichen die hündlîn das ain *Will*, das ander *Wall*." Will und Wall, die ebenso der Ablaut verbindet, wie dort die Hundepaare des Grafen Iron die Allitteration und der Reim, kommen jeder auch als Mannsname vor, althochd. *Willo* und *Wallo* (Förstemann Sp. 1302. 1230): für Jagdhunde ließ sich dabei an den volleren Begriff des appellativen *willo*, impetus, und an *wallôn* ambulare denken (Germ. 1, 10); ein mit wille zusammengesetztes *Willebreht* haben wir schon oben S. 144 gehabt: auch das ist als Mannsname häufig (Förstem. 1305). Endlich, ein passlichster Name für einen Spürhund oder, wie man auch sagte, *suochhunt* (Iwein 3894), der Name *Suoche*: dieser in einem Liede Suchensinns, eines fahrenden Meistersingers gegen 1400: „Suche ist geheissen myn hunt, der lange hat gesuchet" Fichards Frankf. Arch. 3, 245.

Ich habe eben gesagt Endlich: aber der Leser muß die Jagdlust unserer Alten doch noch länger büßen. Suchensinns Hund Suche ist nur bildlich gemeint, wie überhaupt das Mittelalter es liebte, von dem edlen Weidwerk allerhand Bildlichkeiten der Anschauung und des Ausdrucks herzunehmen (vgl. die Minnelieder Burkards v. Hohenfels bei v. d. Hagen 1, 202 fgg.), ja wie ganze große Gedichte lediglich auf diese Bildlichkeit gegründet wurden: Hauptbeispiel Hadamars von Laber Jagd der Minne; dort in den Gestis Romanorum der Jæger bedeutet auch nur den Teufel, der auf den Menschen

[8]) So ist *Hanegiff* unzweifelhaft zu bessern, da die Moralisatio den Namen mit *accipite et donate* auslegt.

seine Hunde, d. h. die Versuchungen dieser Welt loslässt: die Moralisatio legt Richer und Emuleym auf *divitias et voluptates*, Beamis auf die *luxuria* u. s. w. aus. Da fehlt es denn auch nicht an Beispielen, daß Hunden als Namen entweder Worte ganz abstracten Sinnes gegeben werden oder zwar übliche Hundenamen, aber solche, deren Laut und concreter Begriff zugleich in einen abstracten hinüberspielt. So fæhrt Hadamar aus mit den Hunden *Herze, Gelücke, Triuwe, Stæte, Lust, Liebe, Leide, Genâde, Fröude, Wille, Wunne, Harre* (Str. 9—18) u. s. f.; wesentlich eben dieselben, nur daß die Zahl kleiner ist, in zwei andern, kürzeren Allegorien (Liedersaal 2, 293 fgg. und Spiegel S. 126) und wieder in beiden auch der Hund *Wille*. Den eintræglichsten Beleg aber gewæhrt ein Gedicht Siegfried Helblings, sein viertes, Z. 410—460: denn eigentlich hier erst erscheinen nicht so bloß Abstracta, sondern beiderlei Namen durch einander, als da sind *Nît, Valsch, Haz, Fuhs, Wolf, Fürst, Wenk, Werre, Triuwe, Schilt, Milt, Êr, Erge, Grîfe, Rasp, Gîte, Wünsch, Merk, Striun, Wân, Wank, Fruot, Frank, Sturm, Drenk, Louf, Schenk*: *Raspe*, das wir auch als persœnlichen Beinamen kennen, gehœrt zu *raspen* raffen, und *striunan* heißt im Althochd. Gewinn machen, das jetzige *streunen* auf kleine Vortheile ausgehn (Schm. 3, 686). Zu all diesen dichterischen Zeugnissen kommt zuletzt noch eines aus der bildenden Kunst, ein Gemælde der großherzoglichen Sammlung zu Weimar, das nach einer altbeliebten Symbolik den Sohn Gottes als das Einhorn darstellt, welches sich in den Schoß einer Jungfrau flüchtet und so, wæhrend kein Jæger es erjagen kann, von dieser gefangen wird: der verkündende Engel ist hier der Jæger, und indem er ins Horn stœßt, ertœnt daraus die Begrüßung „Ave, gracia plena: dominus tecum"; an der Hand aber führt er zusammengekoppelt die vier Hunde *Justicia, Misericordia, Pax* und *Veritas*: sie tragen selbst diese Namen auf Spruchzetteln im Mund. Abbildungen in Vulpius Curiositæten 6, 133 und in Pipers Evangel. Jahrbuch 1859, S. 38.

Wir haben vorher aus den Gestis Romanorum den Hundsnamen *Beamis* vernommen: dieser kann uns geschichtlich weiter führen. Der franzœsische Einfluß, von dem seit dem zwölften Jahrhundert das ganze hœhere und nicht bloß das hœhere Leben Deutschlands gesättigt ward, machte sich je mehr und mehr auch auf dem Gebiete geltend, das jetzt uns vor Augen liegt. Gottfrieds Tristan Sp. 71 fg. zeigt uns die Jægerei in Form und Wort schon durchaus franzœsisch

aufgefasst: damit kamen denn auch französische Namen für die Hunde auf. Zwar in eben diesem Tristan das zauberhaft schœne Hündchen *Petitcriû* d. h. Kleinwachsen, das eine Fee dem Herzoge Gilan geschenkt hat und das Tristan demselben abgewinnt um es wieder seiner Isolt zu schenken (Sp. 397 fgg.), ist aus der französischen Urschrift herübergekommen: dagegen für *Gardevîaz*, „daz kiut Hüete der verte" (Garde-voyage), den Bracken in Wolframs Titurel Str. 143, nœthigt uns nichts das Gleiche anzunehmen, und noch weniger für jenen Beamis der Gesta Romanorum: *bêamîs* d. i. schœner vriunt, so redete man sonst in feinerer Sprache den Freund und den Geliebten an (Heinr. Tristan 1850. Wolfr. Titurel 59, 1), im alten Weidmannsdeutsch aber ebenso den Hund Lieber Gesell, lieber Gesellmann, traut guter Gesellmann (Had. v. Laber Str. 21; Altd. Wäld. 3, 130). Es mag ein Spott auf das moderne Weidmannswelsch sein, wenn das „hundeken *Wackerlos*" im Reineke Fuchs Z. 71 trotz seinem gutdeutschen Namen Französisch spricht. Recht in Aufnahme jedoch kam auch dieses erst mit dem Zeitalter Ludwigs XIV: das wird am besten aus den Hundeverzeichnissen des Sächsischen und des Dessauischen Hofes ersichtlich, welche Dœbel in seiner Jæger-Practica mittheilt: hier verschwinden fast die seltenen deutschen unter den Hunderten von französischen, zum Theil auch italiænischen Namen. Die neueste, unsere Zeit fæhrt darin kaum geändert fort, nur daß jetzt die Jæger mit ihren Hunden allenfalls auch noch Englisch sprechen: ein *Falke* (auch so haben wir schon Rosse nennen hœren), ein *Waldmann*, ein *Feldmann* klingt ihnen altfränkisch und nicht herrenhaft genug. Nicht besser außerhalb der Jægerei, obschon, wenn nun auch der Bauer gern seinem Hofhund *Bello* ruft, er das deutsche *bellen* und nichts Italiænisches im Sinne hat. Merkenswerth ist die eigenthümliche Volksironie den doch so lieben Hund nach verhassten Menschen zu benennen, z. B. *Türk* oder *Sultan* oder wie zumal in der Pfalz *Melac*: es soll damit nicht der Hund als ein französischer Mordbrenner, sondern der französische Mordbrenner als ein Hund bezeichnet werden. Vor etwa dreißig Jahren gab Jemand in Berlin seinem Hunde den Namen *Krelinger*; als ihn der Mensch, der Crelinger hieß, deshalb vor Gericht zog, wandte er ein, daß sein Hund sich Krelinger schreibe. Gewœhnlich jedoch sind auch hier die Namen, gleichviel ob einheimisch oder fremd, liebkosend oder in solcher Art beschimpfend, durch die beständig wiederkehrende Benutzung so abgenutzt, daß

der einzelne Hund wenig Eigenes mehr daran hat. *Ringgi* z. B. in der Schweiz ist nur noch ziemlich ebenso viel als Haushund überhaupt („hie und da bellte ein Ringgi sie an“: Gotthelfs Uli d. Knecht S. 336); man nennt jeden Hund, der sein Kalb oder seinen Mann zu fassen vermag, einen *Packan*; *Wacker* und *Wäckerlein* sind in gleichem Bezug schon früher (S. 146) hervorgehoben worden.

H. Unter den übrigen Hausthieren und denen, die sich der Mensch immer von neuem zæhmt, ist das Rind ihm das vertrauteste næchst Hund und Pferd und auch dieß zugleich in religiœser Weise und um einer hœheren seelischen Begabung willen angesehn. Wie der Wagen der Nerthus von Kühen gezogen wird, wohin diese wollen, und der Priester nur mitgeht (Tac. Germ. 40), erscheinen Rinder auch in Sage und Legende vielfach so, daß es ihnen überlassen ist den Weg einzuschlagen und das rechte Ziel zu finden: vgl. z. B. Deutsche Sagen der Br. Grimm 1, 449. 454. 258. Niederländ. Sagen v. Wolf S. 423. Darum denn auch hier bereits von früheren Zeiten an die Bezeichnung und Auszeichnung durch mannigfaltige Eigennamen. Ein Beispiel des dreizehnten Jahrhunderts die vier Ochsen *Ûwer, Rœme, Erge* und *Sunne* im Meier Helmbrecht 809 fgg.: Ræme kann, je nachdem man es auf *râm* oder auf *râmen* bezieht, die Rußfarbe oder die Stœßigkeit meinen, besser das erstere, da in der Schweiz noch jetzt ein Rind mit schwarzen Flecken *Rœm* oder *Rœmi* heißt (Stalder 2, 256), Ûwer dagegen nur die Ähnlichkeit mit dem *ûr*, aber nicht wohl einen gezæhmten Auerochsen selbst: „adsuescere ad homines et mansuefieri ne parvuli quidem excepti possunt“ (Cæsar B. G. 6, 28). Von Menschen her übertragen sind *Barthel* und *Heinz*, jenes für Kühe, dieses für Zugochsen und beide im sechzehnten Jahrhundert üblich (Fischarts Gargantua 1582, M 7 rw. Frisch 1, 438 b). Nach neuerem Brauche jedoch pflegen die Namen der Ochsen auf den Geburtsmonat zu gehn, z. B. *Horni, Merz, Laubi* d. i. April, *Lusti* d. i. Mai (Hebels Werke 1838. 2, 278 fg.), die der Kühe ebenso auf den Wochentag der Geburt, z. B. *Pfinztag* die am Donnerstag geboren ist, oder auf die Farbe und sonstige Merkmale im Äußern wie jenes *Rœmi*, wie *Mœhrli, Rœthl, Sternel, Krumphörnl, Grossbuch*: man sehe die Verzeichnisse bei Wyß, Reise ins Berner Oberland S. 563, und bei Schmeller 2, 274 und die Schweizer Kühreihen in des ersteren Sammlung S. 19 fgg. und 38 fgg.; *Blass* und *Blässel* (Sprichwort: „Man sagt selten zur Kuh ‘du Blässle’, außer sie hat ein Sternle“: Sailers Weish. auf d. Gasse S. 130) ist uns auch schon unter den

Pferdenamen begegnet (oben S. 142); *Kuo Brüni* hat bereits das alte Lied von dem Streite zu Sempach (Altd. Leseb. 930, 38. 932, 4). Übrigens wiederholt sich hier die bei Pferd und Hund gemachte Bemerkung: so zahlreich auch die Namen, die in den Viehzucht treibenden Ländern gäng und gæbe sind, es wird nicht für jedes Rind ein neuer ihm nur eigener geschöpft, sondern gewisse kehren immer wieder und verlieren sich damit halb in das Gebiet der Appellativa. Das gilt in noch viel hœherem Grade für die andern hier noch in Betracht kommenden Thiere, zumal uns für diese fast allein aus neuerer und neuester Zeit Eigenbenennungen bekannt sind und beinah lauter solche, die eigentlich Menschen gehœren.

Für die Ziege gewæhrt ein schweizerischer Geißreihen von Kuhn (Wyß Kühreihen S. 48 fg.) die Namen *Hüdel, Strüdel, Schabe, Länder, Spelche*; in Spees Trutznachtigall (Cœsfeld 1841, S. 272) ist *Hitzlein*, ich weiß nicht ob Verkleinerung von Heinz, der Name einer jungen Ziege. Der Bock heißt *Hermann* (J. Grimms Gesch. d. deutschen Sprache 1, 35), *Herman stoss nicht* und *Moses* (Gargantua M 6 rw.); *Bartholt* wie *Bartman* bei Burkard Waldis (Esop 3, 27) mag nur ein gelegentliches Wortspiel des Dichters sein.

Dem Esel wird *Märtin* gerufen (Gargantua M 7 vw.); er wird aber auch in einer Fabel von Burkard Waldis (Esop 4, 1) „Herr *Heyntz*“ angeredet, eben wie das edlere Pferd *Hainzel* und *Hienz*: oben S. 143.

Das Schwein heißt gleichfalls *Heyntzlin* und ausserdem *Kuntz*: Gargantua M 6 rw.

Und wiederum auch die männliche Katze niederdeutsch im Reineke und sonst noch *Hinze*, hochdeutsch im Froschmeuseler und noch jetzo (Schmeller 2, 220) *Heinz*. Daneben *Murner*: schon vor 350 Jahren Thomas Murner ist im Eingange des Karsthans und sonst damit verspottet worden; im Eselkœnig S. 18 „Herr Murner, die Katz, ein Spanier, Hoffcaplan.“

Der gezæhmte Affe wird von dem Gaukler, der ihn zur Schau stellt, Meister *Märtin* genannt (Gargantua M 7 vw.): Anlaß dazu wohl die gleiche Benennung in der älteren, schon der französischen Thierepik (J. Grimms Reinhart Fuchs CXXV fgg.).

Der Bær, der im Mittelalter viel häufiger als jetzt gezæhmt und zur Kurzweil gehalten ward (Haupts Zeitschr. 6, 185 fg.), hieß nach der Angabe Fischarts bei den Churwalen d. i. den Bündnern

ebenfalls *Mürtin* (Gargantua M 7 vw.); üblicher ist die Benennung Meister *Petz*, die kürzeste Koseform zu Bernhard: ein bekanntes Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts (Diutiska 2, 78 u. a.) hat einen Bauern des Namens *meier Bez* oder *Pez*. Dieß Wort mit *Bütz*, einem landschaftlichen Ausdrucke für Schaf, in Verbindung zu bringen, weil der Bær „wegen seiner rauchen Haar einem Schaf gleich sieht" (Frisch 1, 74 c), ist ebenso irrig als die landläufige Herleitung des Wortes *Batzen* von *Petz*, weil zuerst die Berner Batzen geprægt und dieselben mit ihrem Wappenthier dem Bæren bezeichnet hätten. Die Benennung Batzen ist älter und viel allgemeiner; sie soll diese Münze im Gegensatz zu den Bracteaten als Dickmünze bezeichnen (vgl. *Batz*, *Batzen* bei Frisch 1, 74 b und Schmeller 1, 228), ganz wie *Groschen*, das vom mittellateinischen *grossus* kommt. Auch nennen die Berner selbst ihren Bæren gar nicht Bätz oder Petz, sondern *Mutz*, wahrscheinlich, da *mutzen* s. v. a. stutzen ist (Stalder 2, 227), wegen der auffallenden Schwanzlosigkeit des Thieres; ein brummiger Mensch heißt davon auch in der übrigen Schweiz ein *Surrimutz*.

Unter den gezæhmten Vœgeln steht dem Pferd und dem Hund zunæchst an der Seite der zur Jagd abgerichtete Falke, der Habicht, der Sperber. Er gehœrt mit dem Ross zusammen wie die Hand mit dem Fuß, die rechte Hand, die den Jagdvogel trægt, mit dem linken Fuße, der in den Stegreif tritt: darum auch werden in peinlicher Strafe die rechte Hand und der linke Fuß zusammen abgehauen (Rechtsalterth. S. 705 fg.; vgl. Gesch. d. Deutschen Spr. 1, 44 fg.). Mit dem Hund verbunden zeigt ihn eine Sage in ængstlich treuer Wache bei dem schlafenden Kind seines Herren (Diocletianus von Hans v. Bühel S. 30); mit eben demselben begleitet er den gestorbenen Herrn auf den Scheiterhaufen (Edda d. Br. Grimm 1, 272 fg.) und mit Hund und Ross in die Opferung: Dietmar v. Merseburg S. 13 „Est unus in his partibus locus, caput istius regni, Lederun nomine, in pago, qui Selon dicitur, ubi post VIIII annos mense Januario post hoc tempus, quo nos theophaniam domini celebramus, omnes convenerunt et ibi diis suismet LXXXX et VIIII homines et totidem equos cum canibus et gallis pro accipitribus oblatis (falls keine Habichte oder nicht genug vorhanden sind) immolant, pro certo, ut prædixi, putantes hos eisdem apud inferos servituros et commissa crimina apud eosdem placaturos." Um so mehr darf es uns befremden, zugleich aber nur als ein Zufall erscheinen, daß neben so viel Ross- und Hundenamen kein einziger eines Falken

überliefert ist, nur ausgenommen den des mythischen ersten, des Götterfalken *Hâbrôc* d. i. Hochhose, in Grîmnis mâl Str. 44.

Den Staar im Kæfig und im Zimmer pflegt man *Matz* d. i. Matthæus und, da der Name denn auch auf andre Vœgel der Art übergeht, zu genauerer Bezeichnung *Staarmatz* zu nennen. Der Staar von Segringen in einer bekannten Erzæhlung Hebels (Werke 3, 133) hieß *Hansel.*

Canarienvœgel redet man in der Schweiz lieber mit *Männi* d. h. Emanuel an, Papageien überall mit *Jacob.*

Endlich beim Storch noch einmal der Name *Heini*: der Kinderreim, der anderswo „Storch, Storch Steiner" oder „Storch, Storch Steine" beginnt (Simrocks Deutsches Kinderbuch S. 146 fg.), beginnt hier in Basel „Storke, *Storkeheini.*"

I. Zur Eigenbenamung der Schiffe haben mehrfache Anlässe zusammengewirkt. Gestalt und Bewegung mahnen zugleich an den schwimmenden Vogel und an das rennende Pferd: auch wir sprechen von Schiffsschnæbeln, und von dem Glückhaften Schiff der Zürcher sagt Fischart Z. 221 fgg. „Da gieng es daher in der wog, Als ob es in dem wasser flog; Die ruder giengen auf und ab Schnell, das es ein ansehen gab, Als ob ein frembdt ungwont gefügel Da auf dem wasser rhůrt die fligel"; als das Ross des Meeres (seltner sind andre dem æhnliche Vergleichungen: Snorra Edda S. 118) bezeichnen es mannigfaltige Wendungen der altnordischen und angelsächsischen Dichtersprache (J. Grimm zu Andr. u. Elene S. XXXIV fg. und Mythol. S. 839; Haupts Zeitschr. 9, 576), und noch Friedrich von Spee nennt es ein hölzen Ross (Trutznachtigall S. 96) und nimmt es als Ross und als Reiter und als Vogel zugleich, wenn er in einer Schilderung des Meeres die Verse wagt (ebd. S. 149) „Ei da nun, ihr unzæhlbar Schiff, O Wasserwald beschoren! Euch eben recht ich jetzt betriff, O Bäum zu Land geboren! Ach zäumet auf den vollen Trab, Legt hin die flache Sporen! Die flächsen Feder spannet ab: Die Zeit bleibt unverloren." Schon allein auf Grund einer so all- und altgewohnten Vergleichung hätten diejenigen, die ihre Rosse nach Menschenart benannten, dasselbe nun auch mit ihren Schiffen thun können: aber es kam um darin zu bestärken noch Andres hinzu. Schnitzarbeit, die das Vordertheil zierte (es gedenken solcher bereits Geschichte und Recht und Dichtung des alten Nordens), ließ das Ganze, wenn es Andren entgegen oder zu Lande fuhr, als einen Drachen, weshalb auch *dreki* der altnordische Name

einer eigenen Schiffart ist, oder sonst in ungeheuerlicher Menschen- oder Thiergestalt erscheinen, so daß, wie ein Verbot sich ausdrückt, die Landgeister sich entsetzten (Altnord. Leben v. Weinhold S. 130. 136). Es kam also mit dem Bildwerk wie ein dæmonisches Leben in das Holz, und wirklich schrieb man auch sonst den Schiffen ein solches zu. Die Fridhthiofs Saga Cp. 6 lässt ihren Helden sein Schiff *Êllidhi*[9]) ermuthigend ansingen, und diese Zurufe, heißt es, wirkten so auf das Schiff, als wenn es die menschliche Sprache verstanden hätte; spæter kommt es auch in altenglischer Dichtung vor, daß ein Kœnigssohn Abschiedsworte an sein Schiff richtet und ihm Gruß und Botschaft in das Heimathland auftrægt (Hornchilde in Ritsons Ancient romances 3, 97). Rechnen wir dieß alles zusammen, so hat der immer noch bestehende Gebrauch der Schiffbenamung, dem die neuere Zeit durch eine Art von Taufe einen frischen Halt zu geben sucht, einen für das Alterthum ganz naturgemæßen Ursprung genommen. Die frühesten Belege werden uns vom Norden her, schon in den Göttersagen desselben, dann in der Geschichte seiner Helden und Kœnige überliefert (J. Grimms Gramm. 3, 434. Weinhold S. 131 fg.): Baldurs Schiff z. B. hieß mit Bezug auf den Ringschmuck seines Stevens *Hrînghornir*, ein Schiff Kœnig Sverris *Ôskmey* d. i. Wunschjungfrau, Valkyrje, eines des heil. Olaf *Visund*, ein andres, dessen Steven in Gestalt eines Kœnigshauptes ausgeschnitzt war, *Karlhöfdi* Mannshaupt. Jünger sind die Belege, die auf Deutschland fallen, jünger wie hier die Seeschifffahrt selbst und meist auch weniger alterthümlich. *Pilgerîn* und *Vridelant* d. h. Beschütze-das-Land, die Namen zweier „herschiffe" des Deutschen Ordens in Preußen (Pfeiffers Jeroschin S. 271), gehn noch im hœheren Styl: aber tief fällt es ab, in den ironischen Ton, welchen freilich die spætere Zeit überall liebte, wenn das Schiff, dem die Hamburger im Jahre 1402 ihren Sieg über den Seeräuber Clas Störtebeker verdankten, die *bunte kô* hieß (Zeitschr. f. Hamb. Geschichte 2, 289) und auf den

[9]) d. h. Sturmfahrer. Weil das Wort auch appellativ, als Benennung, wie es scheint, einer besonderen Art von Schiffen gebraucht wird, hält Weinhold S. 137 den appellativen Sinn für den ursprünglichen und den engeren eines Eigennamens für abgeleitet. Es dürfte jedoch der Weise des alten Nordens gemæßer sein, die appellative Verallgemeinerung für das Jüngere zu halten. Noch weniger richtig scheint der ebendort aufgestellte etymologische Zusammenhang mit *Lädin*, der Benennung der grœsten Schiffe des Bodensees (Schmeller 2, 434): denn diese kommt doch wohl einfach von *lade* d. h. Bohle.

großen Landseen der Schweiz im J. 1314 die Luzerner eine *Gans*, die Urner einen *Fuchs* (J. v. Müller 2, 131), im Zürichkrieg die Zürcher eine *Gans* und eine *Ente*, ihre Gegner die Schwyzer nicht bloß einen *Bæren*, sondern auch eine *Schnecke* hatten (J. v. Müller 5, 92. 114. 115.): die Zusammengehœrigkeit mit den übrigen Namen verbietet es hier das Wort Schnecke so zu verstehn, wie es sonst allerdings gebraucht wird, als die appellative Benennung einer ganzen besonderen Art von Seeschiffen.

K. Geschütze und andre dem æhnliche Geræthschaften, wie schon das frühere Mittelalter sie bei Belagerung und Vertheidigung fester Orte brauchte, hatte dieß gern, und es folgte darin dem Vorgange des griechisch-rœmischen Alterthumes, nach Thieren benannt, jedoch in durchaus appellativer Weise, so daß die einzelnen Thiernamen je eine ganze Art jener Geræthe bezeichneten: dergleichen sind *katze, krebz, târant* und *igels wer*; besonders berühmt wurden ihrer Zeit die Katze und der Krebs (cattus et cancer), mit denen Albrecht I die Mauern Bingens brach; der Meister, der sie gefertigt hatte, hieß Rôtermelîn (Ottocar Cp. 716; Ann. Colmar. z. J. 1301; Narratio de reb. gest. Archiepisc. Mogunt. in Bœhmers Fontes 2, 572). Man fuhr in derselben Richtung fort, als an die Stelle der alten Wurf- und Stoßmaschinen die Feuergeschütze rückten: aber die Freude an der Neuerung vertauschte nun jene Appellativa gegen wirkliche Eigennamen, schuf Einzelnamen für jedes einzelne Geschütz und entwickelte die so erwachsende Menge dadurch auch zu grœster Mannigfaltigkeit, daß sie die Namen nicht mehr bloß aus der Thierwelt, sondern auch aus der menschlichen und von noch anderen Gebieten des Lebens holte. Thiernamen sind z. B. (ich gebe nur Beispiele des 15. und 16. Jahrhunderts und entnehme dieselben zumeist aus Schmellers Bair. Wörterb. 1, 147 und der Geschichte der Zürcherischen Artillerie v. Nüscheler, Zürich 1850, S. 15 fgg.) *Aff, Drach, Falk, Falkonet, Fledermaus, Fuchs, Hornuß, Hurlebus* oder *Hurlebaus* d. h. Brummkatze (vgl. Kurz zu Murners Lutherischem Narren S. 226), *Lewe* (Uhlands Volksl. S. 494), *Luchs, Nachtigal* (Uhland S. 472), *Püfel* d. h. Büffel, *Purlebaus* oder *Purlapaus* s. v. a. *Hurlebus* (Uhland S. 460. Kurz a. a. O.; *burren* brummen: Schmeller 1, 193), *Schlange, Schrœtel* d. h. Schrœter, Hirschkæfer, und *Wolf*; drei davon, Falkonet, Hurlebaus und Schlange, namentlich dieß letztere (Uhland S. 472. Schmeller 1, 147 u. 3, 451), hat die häufige Anwendung schon frühzeitig in appellative Allgemeinheit abgeschwächt.

Persœnlichen Sinnes oder Personification *junkfraw Falkenet* (Uhland S. 472), *Drometterin*, *Maurbrecherin*, *Singerin* (Uhland S. 472), *Nar*, *Roraff*, diese beiden zu Straßburg und letzterer mit Bezug auf das Wahrzeichen der Stadt, ein lächerliches Bauernbild an der Münsterorgel, benannt (Kurz a. a. O. S. 242; vgl. Brants Narrenschiff v. Zarncke S. 434), gleichfalls dort das schon oben S. 130 erwæhnte *Ketterlin von Einsen* d. h. Ensisheim, ferner *Metz*, niederdeutsch *Mette* und *Metteke*, das Kosewort zu Mechtild, worüber ausführlicher im dritten Abschnitte zu handeln ist, auch dieß aus dem ursprünglichen Sinn einer Eigenbenamung alsbald ein Appellativ geworden (Frisch 1, 662 b; Uhland S. 472; Schmeller 1, 147 u. 3, 663), ebenso endlich das imperativisch gebildete *Weckauf* (Uhland S. 460. Schmeller 4, 20). Aber auch die Monatnamen zeigen sich als Namen von Geschützen angewandt (Nüscheler S. 15 fg. 19), und man dürfte das der gleichen Art die Zugochsen zu benennen (oben S. 151) zur Seite stellen, wenn nicht die Meinung doch wohl eine so zu sagen gelehrtere wære: in derselben Richtung, nur noch etwas unlebendiger, kommen hier auch die Namen der Planeten und der Zeichen des Thierkreises, ja einer nach dem andern die Buchstaben des Alphabetes vor (Nüscheler a. a. O.); bekannt ist, wie Moritz von Oranien, als er im J. 1591 die Stadt Nimwegen aus solch einem ABC beschoß, von den Belagerten voreilig als ABC-Schütze verspottet ward. Unsere Zeit numeriert nur noch die Geschütze; wo aber wiederum sie eine neue Freude empfindet, an den Locomotiven der Eisenbahnen, liebt und übt auch sie die Eigenbenamung.

L. Gleich den Geschützen haben dann auch die Thürme, die als Warten gegen drohende und belagernde Feinde und selbst als Stätten zu deren Beschießung über den Kranz der Mauern sich erheben, öfters ihre Eigennamen empfangen. Ein häufig wiederkehrender ist schon oben angeführt worden, der imperativische *Luginsland* (S. 130); ebenso gebildet ist *Schütt den helm*, den ein Volkslied des fünfzehnten Jahrhunderts (Uhland S. 303) zu Neuburg an der Donau nennt. Einem hohen Kirchthurm, den man überall in der Stadt wiedersieht, giebt man im Scherz wohl den Namen *Hans in allen Gassen*: so vormals in Berlin dem Thurm der Marienkirche. Und wie Thürme zugleich als Gefängniss dienen, z. B. jener *Schütt den helm* zu Neuburg, so kommt auch bei Gefängnissen die Eigenbenamung vor. Eine, die sodann auch appellative Anwendung gefunden, die *Kuh*, lernen wir durch Schmeller (2, 279 fg.) kennen:

doch hat seine Vermuthung, daß ursprünglich nicht das Gefängniss selbst, sondern ein Stock oder Foltergeræth darin so geheißen habe, viel Wahrscheinlichkeit: gerade für dergleichen Dinge liebt der grausame Scherz der Vorzeit die friedfertigsten und sogar heitersten Namen: ich erinnere an Worte wie Harfe, Geige, Fiedel (Basel im 14. Jhd. S. 383).

M. Endlich hoch oben in den Kirchthürmen die weitrufenden Herolde des Gottesdienstes, die Glocken. Der Gebrauch diese, bevor sie ihr Amt antreten, förmlich auf einen Eigennamen zu taufen, wird kaum viel jünger als der Gebrauch solcher Glocken selbst sein: wenn sich letzterer nur bis in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts zurückverfolgen lässt (Ottes Glockenkunde S. 3), so war schon zwei Jahrhunderte nachher die Einsegnung mit Wasser und Salz und Oel, die das Ritual der Kirche hier allein vorschrieb, in den Sinn einer Taufe, d. h. auch einer Namengebung ausgeartet, und Karl der Große mußte in dem Capitulare von 789, 18 (Pertz Monum. 3, 69) das Verbot ergehen lassen „Ut clocas non baptizent." Das Capitulare fæhrt sogleich fort „nec cartas per perticas appendant propter grandinem," man solle auch keine Zettel mit Segenssprüchen gegen den Hagel an Stangen befestigen. Dieß deutet darauf hin, was vorzüglich mit der Taufe der Glocken bezweckt worden: es sind von je her zuvörderst Heilige gewesen, auf deren Namen man die Glocken tauft, und dieser Name, dieser Heilige selbst soll nun gegen das Hagelwetter schützen. Karls Verordnung ist erfolglos geblieben: bis auf den heutigen Tag braucht der Aberglaube die Glocken zum Wetterläuten und die auf dem Aberglauben beruhende Sitte tauft und benennt sie; mit dem ältesten nachweisbaren Beispiel einer eigenbenamten Glocke steht sogar ein Pabst selber in Verbindung, Johannes XIII, der im J. 968 einer Glocke des Laterans zugleich nach sich und nach dem Heiligen der Kirche den Namen *Johannes* gab (Otte S. 12). Und wie uns dieser Beleg nach Italien und dem Mittelpunkte der abendländischen Christenheit führt, so gilt der Gebrauch der Glockennamen für alle Völker und Zungen derselben, nicht bloß und auch nicht vorzugsweise für die Deutschen; Sagen, wie sie hie und da auf deutschem Boden vorkommen, daß Glocken, die nicht getauft und benannt, also noch unheilig und gleichsam wesenlos sind, darum ein Spiel und ein Raub des Teufels werden (z. B. Wolfs Deutsche Sagen S. 446 und dessen Niederländ. Sagen S. 300. 560 fgg.), dergleichen Sagen kommen gewiss auch

außerhalb Deutschlands vor und überall Inschriften, welche die Glocke selbst in erster Person reden lassen, und auch andere Völker, nicht bloß wir, kennen die scherzhafte Umdeutung des Glockengeläutes in Worte der menschlichen, der Landessprache, wie zum Beispiel, als sich vor einem Jahrzehend die Naturforscher in Wien versammelten, das Geläute der Kirchenglocken von außerhalb der Stadt an bis in deren Mitte folgender Maßen ausgelegt ward: „Sie kommen, sie kommen; Sie sind schon da, sie sind schon da; Was wollen sie machen? was wollen sie machen? Fressen und saufen, fressen und saufen; Wer wirds zahlen? wer wirds zahlen? Bürger und Bauern, Bürger und Bauern", und der richtige Berliner sogar von der Gertrautenkirche, von dem Dom u. s. f. herab die Namen seiner Lieblingsbranntweine hœrt: Kümmel-Anis, Wachholder, Pomeranzen. Kürzer ein altes Sprichwort bei Sailer S. 60 „Lamm, Lamm ist des Wolfes Vesperglocke" (vgl. Haupts Zeitschr. 6, 286 fg.). Und nicht so bloß scherzhaft die mannigfachen, besonders norddeutschen Sagen von den Gesprœchen versunkener und wieder emporgekommener Glocken (Nordd. Sagen, Mærchen und Gebräuche von Kuhn und Schwarz S. 476 fg.) und von Glocken, die unablæßig den Namen des Ortes rufen, an dem sie vormals gewesen sind oder nach dem sie verlangt (ebend. S. 4. 58). Um aber noch eins in besonderem Bezug auf die deutschen Glockennamen zu bemerken, die Behauptung Ottes (Glockenkunde S. 12), daß männliche Namen nur in den älteren Zeiten vorgezogen, spæterhin dagegen am häufigsten weibliche seien gewæhlt worden, unterliegt für Deutschland wenigstens sehr der Einschränkung, zumal wenn die ältere Zeit schon mit dem eilften Jahrhundert ihr Ende nehmen soll. Otte führt selbst die Erfurter Glocken *Andreas, Joseph, Christoph* und *Johannes* an, die sämmtlich erst im achtzehnten gegossen sind; der *Theodolus* des Basler Münsters, der sich in seiner Rundschrift selber so benennt und auch im Relief das Bild dieses eigentlichen Glockenheiligen trægt, ist vom J. 1494 (die goldene Altartafel v. Basel S. 25), und daß z. B. der *Sigismund* zu Danzig, der *Carolus* zu Antwerpen (Wolfs Niederl. Sagen S. 560), das Glockenpaar *Peter und Paul* zu Köln, von denen ganz im Gegensatz zu dem sonstigen Volksglauben Fischart sagt „Wolt einer drumb nit mehr der alt Peter und Paule sein, dieweil die wettermacherischen Glocken zu Cölln also getaufft sind?" (Gargantua M 6 rw.), daß diese und manch andre gleichfalls männlich benannte Glocken älter als das zwölfte Jahrhundert seien, wird erst der Nachweisung bedürfen.

HAUS, KLEID, LEIB.

VON

L. TOBLER.

„Es hat etwas ungemein Heimliches", sagt unter dieser Überschrift Wackernagel in Haupts Zeitschr. f. d. A. 6, 297, „wie in den Sprachen unsers Stammes die Begriffe Haus und Kleid mehrfach in dieselben Worte zusammenfallen. hamo, hemidi, camisia gehören mit camara, hamît zu derselben Wurzel (warum nicht auch mit heimi, himil, dem Hause der Götter?); gards und gurt, gadum: χιτών, casa — hosa, capella — capa, altn. serkr, Kleid, ahd. sarch, beide von saro, Rüstung, und Kleid selber wie mhd. glêt vom mlat. clêda; auch der λάινος χιτών Ilias 3, 57, die τειχέων λιθῶνες Herod. 7, 139, die lorica und der Mantel der deutschen Baukunstsprache sind Belege dieser Begriffspaarung. Das Kleid ist also ein Haus des Leibes; dieser selbst wird wieder bald als Haus, bald als Kleid, der Seele nämlich oder des göttlichen Geistes, verstanden und benannt." Für diese letztere Anschauungsweise führt W. eine Anzahl von Stellen aus der h. Schrift und aus altdeutschen Quellen an, auf welche wir, so wie auf die obigen Wortvergleichungen, unten ausführlicher zurückkommen, und schließt seine Zusammenstellung damit, daß auch die Schwanhemden, die Eselshaut im Märchen, der Gestaltentausch der Werwölfe und der zwischen Günther und Sigfrid hieher gehören.

Es ist natürlich, daß Wohnung und Kleidung, die ältesten Bedürfnisse des Menschen, welche auch im Lauf der Culturgeschichte, bedingt durch Klima und Wohlstand, immer neben einander sich entwickelt haben, ihre ursprüngliche Verwandtschaft schon in den Namen offenbaren. In der That konnte auf der untersten Stufe des Bewusstseins, wo überhaupt alle später schärfer auseinandertretenden Unterschiede des Daseins noch in dunkler Einheit eines um so innigeren Gefühles zusammengeschlossen lagen, die Wohnung gleichsam als erweitertes Kleid, das Kleid als enger anliegende Wohnung des Leibes empfunden werden, wie uns etwa die einfachsten und unentbehrlichsten Geräthe, besonders Werkzeuge, als Wiederholung, Vervollkommnung, Stellvertretung der Glieder des Leibes erscheinen. Wichtiger aber und doch noch ebenso natürlich ist, daß die Parallele

noch weiter nach innen gerückt wurde und in zweiter Linie der Leib für die Seele dasselbe zu sein schien, was für ihn Wohnung und Kleidung hieß, so daß wir von hier aus in den weitern Zusammenhang mythologischer Vorstellungen über das zu allen Zeiten so vielfach besprochene Verhältniss von Leib und Seele geführt werden. — Es lohnt sich wohl der Mühe, dieses ganze Begriffsfeld etwas genauer zu durchgehen und zu versuchen, ob und wieweit die Etymologie sich für die Realien verwerthen lasse. Es fragt sich aber hier zunächst, ob wir befugt sind, aus der etymologischen Verwandtschaft von Wörtern ohne weiters auf eine dabei zu Grund gelegene Verwandtschaft der Dinge in der Vorstellung des sprechenden Volkes zu schließen; (ein bloßes Gefühl von „Heimlichkeit“ kann der Wissenschaft doch schwerlich genügen.) In jener Allgemeinheit muß die Frage verneint werden; denn der Boden, auf welchem Wurzeln und primäre Ableitungen sprießen, ist so schlüpfrig, daß man ebensoleicht sehr Vieles als Nichts verwandt finden mag, und es erhebt sich sogleich die noch tiefer in sprachphilosophische Speculation eingreifende und für alle Etymologie entscheidende Frage, wie überhaupt die Bildung von Stämmen und Ableitungen aus den sogenannten Wurzeln zu verstehen sei: ob dabei an ein zeitlich objectives oder nur begrifflich subjectives Hervorgehen eines Spätern aus einem Frühern zu denken, oder ob die richtige Vorstellung nicht eher die sei, daß in einer mit schöpferischer Bedeutungsfülle begabten Lautverbindung in dynamischer Weise eine Menge Wörter für sinnverwandte Gegenstände ursprünglich und gleichzeitig enthalten waren und gelegentlich allerdings eins nach dem andern daraus hervortraten, aber ohne daß man sich dabei der Herkunft der Ableitungen aus dem Urwort oder vollends eines genetischen Verhältnisses der Ableitungen unter sich in einer für die Vorstellung von den Gegenständen maßgebenden Weise bewusst war. Im letztern Falle wäre die Sprachbildung durchaus nicht von einer congruenten Begriffsbildung erzeugt, getragen oder auch nur begleitet, sondern sie wäre ein mehr nur physiologischer, von einem gewissen Punkt an mechanischer Process, der, nach eigenen Gesetzen, dem Denken bald vorauseilte, bald nachfolgte. Die neuere Sprachphilosophie scheint sich fast der letzten Ansicht zuzuneigen, es ist aber hier der Ort nicht, dieselbe weiter zu erörtern; es muß genügen, daß wir, der im Gegenstande liegenden Schwierigkeiten bewusst, beim Schließen von den Worten auf die Dinge die nöthige Vorsicht walten

lassen, besonders auch die Modification in Anschlag bringen, welche einem Worte erst durch ein ableitendes Element zuwächst (hamo-, hem - idi, capa, - cap - ella). Am meisten Beweiskraft hätte es, wenn sich an Einem Worte, sei es vorhistorische Wurzel gewisser Ableitungen oder im historischen Sprachgebrauch selbst vorkommender Stamm, ursprüngliche Gemeinschaft oder spätere Übertragung zwischen den drei genannten Begriffssphären nachweisen ließe; ein solches Wort ist aus unserm nachher aufzuführenden Verzeichniss vielleicht nur ham mit seinen Verwandten. Unsicher bleibt, wie viel man aus unläugbarer Wurzelverwandtschaft von Wortpaaren wie gart und gurt, Kleid - cleda und aus möglicher zwischen Haus, Haut, heim zu entnehmen habe; denn aus Wurzeln der allgemeinen Bedeutung: „Hüllen, Decken" sind noch Namen vieler anderen Gegenstände abgeleitet, die uns kein Gefühl von engerer Verwandtschaft einflößen. Am wenigsten Gewicht ist auf solche Wörter zu legen, wo die Metapher offenbar bloß auf theilweiser äußerer Ähnlichkeit der Dinge beruht oder nicht der allgemeinen Volkssprache angehört, wie bei mehrern Ausdrücken für Kleidungsstücke und Theile von Gebäuden. Dagegen sind beizuziehen, auch ohne etymologischen Zusammenhang, einzelne bildliche Ausdrücke der Volkssprache und Poesie; denn die letztere besonders wandelt in den Fußstapfen der ersten Sprachschöpfung, erhält deren uralte Naturanschauung, oder frischt sie mit erneutem Gepräge wieder auf, theilt freilich auch mit ihr jene wunderbare Vielseitigkeit und Gewandtheit der Phantasie, welche am Ende zwischen Allem und Jedem Beziehungen zu finden nie verlegen ist.

Es sollen im Folgenden die schätzenswerthen Andeutungen von Wackernagel weiter ausgeführt, ergänzt und wo möglich zu einer Totalvorstellung abgerundet werden. Die Etymologie kann bei den einzelnen Gruppen nur skizzenhaft angegeben, und muß der Hauptsache und den Quellenwerken nach als bekannt vorausgesetzt werden. Wenn wir da und dort eine etwas weite Verwandtschaft abzustecken und eine sehr unumschränkte Vertauschbarkeit der Laute anzunehmen scheinen, so geschieht dieß nicht aus Unkenntniss oder wissentlicher Missachtung der sonst gültigen und wohlthätigen Lautgesetze, sondern aus der Ansicht, daß Wörter, die bei analytischer Forschung zunächst unstreitig gesondert werden müssen, von synthetischem Standpunkt aus doch wieder auf einen gemeinsamen Grund zurückweisen, und daß bei allzustarrem Festhalten an jenen

Gesetzen, die doch ebenso anerkannter Maßen zahlreiche Ausnahmen erleiden, aus der Sprache ein Gewinn für die Culturgeschichte, Anthropologie und Völkerpsychologie nicht zu ziehen ist.

I. HAUS - KLEID.

1. Gr. *εἷμα* f. *ἕσμα* (Spir. asp. für Digamma) Homer. *ἑανός*, *εἱανός* f. *ἑσανός* eig. adj. anziehbar, neutr. subst., *ἑσθής* bedeuten: Kleid. *ἑστιάω* (dessen Augment *ει* das vorn abgefallene Digamma beweist) bringt zu dem Begriff der Kleidung und dem in andern Ableitungen herrschenden der Wohnung den gleich alterthümlichen der Nahrung, welche (selbst der Ansicht moderner Physiologie gemäß) als bekleidende und wie Kleidung und Wohnung wärmende Ausfüllung der innern Körpertheile (des Zellgewebes mit aufliegenden Fettschichten etc.) gefasst werden könnte, wenn nicht *ἑστιάω* ursprünglich beherbergen, gastlich aufnehmen heißt. Nackte kleiden, Hungrige speisen, Obdachlose herbergen sind gleich alte Gebote der Religion und Menschlichkeit, z. B. Matth. 25, 35—6; das friesische Gesetz nimmt als die drei Hauptnöthe, wo es einer Mutter erlaubt sein soll, das Erbe des unmündigen Kindes zu verkaufen, um daraus sein Leben zu fristen, Hunger, Nacktheit, Obdachlosigkeit in hartem Winter an (Grimm, R. A., S. 49). Auch der Luxus der Tafel hat mit dem der Wohnung und Kleidung gleichen Schritt gehalten. — Gr. noch *Ἑστίη*, eig. Wohnstatt, formell = Skr. vastu, dessen Bedeutung ähnlich der des deutschen wist: substantia, mansio, cibus. wesen, eig. bleiben, wohnen, wie noch mundartl. (Schweiz) der subst. Infin. Wesen, Heimwesen = Hof, Gut mit darauf haftender Landwirthschaft. Doch haben wir auch goth. vasti(ja), vastjan = vestis, vestire, (neben vestibulum, Vorhof.?) Skr. vas bedeutet auch verweilen, wohnen. Kuhn (v. d. Hagens Germania 6, 244) nimmt als Grundbedeutung: leuchten (vas = us brennen, wovon uśas = *ἠώς*, aurora, ostara, auch Vesta, *Ἑστία*), dann: wärmen, kleiden. Wie nun die Flamme des Herdes zugleich Symbol der festen Wohnung, so habe das Deutsche diesen Begriff zu dem des allgemeinen Wesens erweitert, als des Bleibenden an den Dingen, gleichsam ihrer Gewohnheit.

2. Lat. habitus bezeichnet überhaupt: Beschaffenheit, Gestalt, Haltung, Befinden, Gehaben, des Körpers und des Geistes. Es heißt auch: Kleidung und hat sich so im fz. habit erhalten, wozu

das vb. habiller, aus habitulare? während habitare, habiter wohnen bedeuten. Lat. cultus steht von Bearbeitung und Bewohnung der Erde, bedeutet aber auch, oft mit habitus verbunden, Pflege des Körpers, besonders in Ansehung der Kleidung; Schmuck, Putz, auch in der ganzen Hausordnung und Lebensweise.

3. Skr. mandira, stabulum, gr. μάνδρα, Pferch, Hürde, Stall; auch Einfassung des Steines im Ring. μάνδαλος, Riegel. μανδύς, μανδύας, -ύη, Oberkleid. Ahd. mantal, nord. mötull. Hier scheint die Ideenverbindung schon weniger gemüthlich und innig, denn das gr. μανδ bedeutet nie menschliche Wohnung, und der gemeinsame Grundbegriff scheint mehr der des Schutzes als der traulichen Umgebung. Die Wurzel (min - t - an) bedeutet nach Dietrich, Haupt Z. f. d. A. 7, 177, umschließen, hegen (auch in Gedanken, daher die große Wortfamilie min, man, mun für geistige Thätigkeit), schirmen. Daher munt, Schutzgewalt, eig. Hand (manus) die schützende, umfassende. Altn. mund, n. auch Maß, abgeschlossene Zeit. Ferner, nach Grimm, Haupt a. a. O. 456, auch muntar, expeditus, eig. = behende. mundr, dos (in manum data) und: manipulus (handvoll). Auch Mund, os muß als fassendes oder bergendes (vrgl. die Verwandtschaft der Namen für Gaumen und Himmel, beide als Höhlung, Wölbung, a. a. O. 6, 541) der Hand vielfach (auch in Formeln und Rechtsgebräuchen) verwandtes Organ hieher gehören, obwohl die dentalis einer andern Stufe angehört; sie ist aber nur ableitend, und nach Nasalen wird das Lautverhältniss oft gestört, wie auch in altn. mötull, mud, der Nasal selbst schwindet. — Verwandtschaft der Wurzelform mun (ŭ) mit ἀμύνω, μύνη, moenia, munire würde die von min mit μέμονα, mens etc. ausschließen oder zurückdrängen.

4. Mantel bedeutet bekanntlich in der Baukunst eine gewisse Form hüllender oder schützender Wände. Kragsteine heißen aus der Mauer hervorragende, auf deren vorgestrecktem Hals wie ein Kragen aufsitzende (oder selbst den Hals vorstreckende, daher auch Gaffer genannt). Auch Kranz, Krone, Gurt (an Gewölben) Sims (zu ahd. sîmo, Riemen) zeigen Übertragung von Gewand auf Gebäude. Lorica ist Brustpanzer und Brustwehr, ebenso θώραξ (τειχῶν), eigentlich der äußere Theil einer ausgefüllten Mauer. Auf romanischem Gebiet finden wir neben casa, casula it. casipola Hüttchen, span. casulla und fz. chasuble, Messgewand, afz. Mantel. fz. casaque, Jacke. (Über die Verwandtschaft von casa mit Hose s. unt. Haus.) Span. cappa, Mantel. (Fz. chapeau, deutsch Kappe,

Kaputze nur der über den Kopf ziehbare Theil der eigentlichen den ganzen Körper umhüllenden Kleidung.) Altsp. Hütte. it. capella, kleine Kirche. In allen diesen Fällen ist vielleicht mehr nur an äußere, nachträglich und nicht allgemein empfundene Ähnlichkeit des irgendwie Deckenden, Herabhangenden, Umschließenden dieser Kleid- und Bauformen zu denken. Afz. sagte man auch cappe du ciel, und cloche hieß: Mantel, jenes gewiss nur wegen der Decke, dieses wegen der bauschigen runden Form. Wenn endlich nhd. (und schon mhd.) Tünche, Wandbekleidung = tunica ist, so haftet dieß vollends an der Oberfläche; der Mauer wird eben ihre Bekleidung „angeworfen", wie man den Mantel „umwirft". Es sind das Beispiele aus der zahllosen Menge vergleichender Metaphern, wobei die Sprache alle Gebiete des Daseins, besonders des natürlichen, belebten und leblosen, eben zu geistiger Belebung in- oder neben einanderrückt; Menschen bekommen Thier- und Sachnamen, Geräthe sind Thiere, Familien wachsen wie Bäume, der menschliche Körper ist selbst ein Baum und eben darum Symbol der leiblichen Verwandtschaft; „Augen" haben auch Pflanzen und Häuser, „Ohren" Buch und Gefäß, Berge heißen Sattel, Joch, Horn, haben Rücken mit Grat, Abdachung, Kuppen (Köpfe oder Kappen); die Erde hat ihre jahreszeitlichen Kleider, die ganze Welt ist ein Gebäude u. s. f.

5. Enger wieder erscheint die Wurzelverwandtschaft von altn. hamr, Haut, Kleid (auch Leib, Gestalt, ahd. lîh - hamo etc., wovon ausführlicher unten), hem, culeus, exuviæ, ags. hama, in comp. - ham, tegmen. goth. hamôn, kleiden. mhd. hame, Netz. (gr. κημός, lat. câmus?) ahd. hemidi, Hemde. mlat. camisia (nach Diez zunächst aus dem Celtischen) mit gr. lat. camara, Gewölbe, gewölbt Bedecktes (verw. κάμ. - πτω, beugen, celt. kam, curvum esse). Von derselben Wurzel stammt ahd. himil, goth. nord. himin, das deckende Gewölbe. Das ags. hëofon alts. hebhan scheint zunächst die Erhebung zu bezeichnen, vielleicht aber zugleich die Umfassung. (Heben und haben, goth. nicht auf derselben Stufe der Labialis, sind doch nahe verwandt, schweiz. sogar in Form und Bedeutung fast durchweg zusammenfließend). Jedenfalls geht das sächsische Wort auch wegen der Verwandtschaft von m und f (b) von ähnlicher Anschauung wie him (-in, -il) aus. Den Himmel glaubte schon Wackernagel als „Wohnung" (der Götter) hieher ziehen zu dürfen, nur daß er das Wort zu heim zieht, dessen m uns nicht wurzelhaft scheint (s. unt.); von

Seite der Kleidung erinnern wir neben dem schon oben angeführten cappe du ciel, an das altn. himinskaut (Schooß) neben rodullstialdi = Himmels-Zelt. Das Zelt ist die älteste, einfachste, dem Kleid (besonders im Stoff, Tuch oder Haut) nächste Form des Hauses, die Vorstufe der Hütte aus Laub, Reis, Brettern, Lehm. — Dem himil entspricht formell lat. cumulus, zunächst wieder Erhebung bezeichnend; wie nahe aber der Begriff des Deckens daran stößt, zeigt die Etymologie des deutschen „Ber-g“ (Fortbildung von Wurzel bër, lat. gr. fer) in seinem Verhältniss zu „bergen“; das Hohe „birgt“, deckt eben das darunter Liegende. Um in diesem Zusammenhang auch der Erde nicht zu vergessen, setzen wir zwar die von Dietrich (Haupt Z. 5, 218) aufgestellte Gleichung: nord. haudr, terra, solum: hûð (cutis) = ahd. herd: herdo, vellus, her, ohne jedoch ihre Prämissen und Folgerungen vertreten zu wollen, besonders was das zweite Glied der Proportion betrifft; denn Herd gehört doch wohl zu Erde, oder, wenn h wesentlich ist, wäre vielleicht eher ahd. herdar (goth. hairthra) viscera zu vergleichen, da in herdo die Bedeutung vellus = Haut kaum ursprünglich, sondern aus der Wurzelbedeutung von Herde, Hirt (Hort, goth. huzd, lat. cust, bewahren?) abzuleiten scheint. Dagegen mag zur Bestätigung des ersten Gliedes in sachlicher Hinsicht angeführt werden, daß „swarte“ auch von der bewachsenen Erdrinde gilt, altn. svördr, cespes.

6. Da wir vorhin fanden und unten noch deutlicher finden werden, daß ham, Haut, auch „Kleid“ bedeutet, sofern die Haut wirklich als innerste, nächste „Bekleidung“ des Leibes gefasst werden kann, nach dem bekannten Sprichwort: die Haut ist näher als das Hemde, wie umgekehrt das Kleid als verdichtete, ursprünglich wohl selbst aus Thierhäuten bestehende Haut; da ferner schon im Vorigen für die Etymologie von Haus, Hose, heim auf Folgendes verwiesen werden musste, so fassen wir hier, ohne streng logischen oder etymologischen Zusammenhang behaupten zu wollen, diese so vorläufig besprochenen Wörter mit einigen andern zu näherer Betrachtung zusammen, da sich daraus immerhin mehrfache Verwandtschaft von Ausdrücken für Haus und Kleid ergibt.

Zunächst scheinen verwandt Haut und Haus, beide mit ableitenden Consonanten von Wurzel hiu, hiw, zu welcher weiter gehören hiuri, geheuer, d. h. heimisch, sicher, selig [dieses zwar zunächst zu goth. sêls, das doch nur zweiter Ablaut von der Wurzel silan, Grimm, Nr. 561, wovon das kurzsilbige sal etc. und dazu sich verhaltend

wie Wonne: Wohnung, Gemach (Zimmer): Gemach (Ruhe), sælde: selde] heuern, ags. hŷrian, holl. huuren (Wohnung) mieten. s. Köne z. Heliand 2147. goth. heivs, οἶκος, hêthjô, Kammer, f. heivathjô. altn. hî mansio, domus [wozu hîa, müßig (zu Hause) sein, feiern. heya, pflegen, oberd. heien] und die bekannten amhd. composita und derivata von hî (w) für die Begriffe: Häuslichkeit, Ehe, Familie, Niederlassung. Ferner ziehen wir hieher, als consonantische Ableitungen: heim (Grimm, Gramm. 2, 145). ags. hæman, coire. hæmed, nuptiæ, was hochd. hî ohne ableitendes m bedeutet; hiv (hió, heóv) species, forma. ahd. heit, Geschlecht, Volk. abstr. (Lebens) Weise, Wesen. Vielleicht auch noch westf. huwe, hüwe, Bienenkorb (wenn es nicht, wie Köne zu Hel. 600 vermuthet, = Haube ist, in welchem Fall es in unsern Zusammenhang dieses Wortes (s. unt.) ebenso gut passt) und kauern, wenn es = gehauern, schweiz. hûre, sich niederlassen, oder wie keuchen: hauchen. Griech. entspricht dem deutschen heiv, haim, hî: κεῖσθαι, κώμη, κοίτη, κῶας (Vlies), κῶος, Höhle, Lager. κτίζω, ἀμφι-, περικτί-ονες (τ bloße Verstärkung von κ). lat. civis, cevere, qui - escere. cu - næ, coena. curia. cicur (redupl. = hiuri). lith. kaimas, Dorf. kaimynas, vicinus. Dieffenbach, goth. Wörtb. 2, 585 meint nun zwar, die nahe Berührung der Bedeutung von hûs mit hî- (Haus auch = Familie, hûsrât auch = hîrât, Hochzeit) dürfe die Formen nicht allzunahe vergleichen lassen, da das urspr. kurze u in hus nicht aus û = iu, iv entwickelt sein könne und eher eine Wurzel hus vermuthen lasse, von der Bedeutung: condere, servare, wozu vielleicht goth. huzd, ahd. hort, lat. cust. Wir halten aber die Zusammengehörigkeit von hûs mit hî(w) für einmal noch fest, da uns ein kurzes u in hus ebenso zweifelhaft scheint, als ein daraus in so früher Zeit verlängertes. Schwieriger ist, sichern Zusammenhang von hût mit hûs etc. nachzuweisen. Dietrich a. a. O. bemerkt, daß sich altn. für hûð auch hâ finde und erklärt dieß aus haiv, wie sâla aus saivala. Für hûð selbst und die nächstverwandten hŷði exuviæ; lustrum. hauðr terra (s. oben) ags. gehŷd, verborgener Sitz, hodma, Wolke, heóðo, operculum. hŷð, portus, ist wohl wieder eine aus jener gemeinsamen consonantisch fortgebildete Wurzel hiud (vgl. ags. hŷdan, engl. hide, hochd. huotan, der, die huot mit anderer, doch im Diphthong des præterit. verwandter Ablautsreihe) von der Bedeutung: abscondere, tegere, = κεύθω (neben κύτος, lat. cutis, vielleicht Fortbildung von κύω, schwanger sein, d. h. in sich fassen, aufschwellen, bergen) anzunehmen. Jene Bedeutung sagt auch der

einfachen Wurzel hi, hiu und deren Ableitungen zu; sonst genügt für diese die Bedeutung: sich niederlassen, wie sie im griech. κείω, κέω und dessen bereits aufgezählten Ableitungen erscheint, aber den Begriff „decken" leicht aus sich entwickeln konnte, sofern man das deckt, worauf man sich niederläßt. Endlich ließe sich noch, besonders für die Formen mit hî, hei, vergleichen ahd. (gi) hei, uredo, cauma; arheien, æstuare; hei Nebel, - Rauch. Heiter, heiß. Diese Wörter werden sonst entweder zu καίω oder, wenn h prosthetisch, mit eit, ignis zu αἴθω gestellt. Von der Bedeutung „fovere" aus ließe sich aber die der Niederlassung ähnlich herleiten, wie oben 1) bei vas. — Haut berührt sich gewiss auch mit Hütte (s. unt.); aus Häuten waren, wie schon bemerkt, die ältesten Häuser (Hütten) sowohl als Kleider. Haut und Haus werden auch beide in scherzhafter Volkssprache für: Mensch, Person gebraucht (s. unt). Ist aber mit alledem die nahe Verwandtschaft von hût mit hûs und von hûs mit hî nicht bewiesen, so bietet sich für letzteres wenigstens solche mit Hose dar, von der gemeinschaftlichen Wurzel hiusan (vgl. oben die Ansicht von Dieffenbach) Hose, bairisch auch Fruchthülse, Balg bedeutend, wird sonst mit lat. casa combiniert, dessen roman. Ableitungen wir oben schon (4) angeführt haben; griech. κάσας heißt: Pferdedecke. Ob lat. castula (Mieder) castrum, cassis (Helm; Garn) cista (Kasten) irgendwie hieher gehören, oder ob ihr s Assimilation des d von Wurzel cad, wovon gr. κόσμος, lassen wir unentschieden. Nach Grimm Gramm. 3, 451 ist das schwäb. heß = mhd. hæze, hez, ags. hät (Hut), häter, ganze Kleidung (cf. capa). Ist hingegen die schweiz. Aussprache g'hæs (langer Vocal und weiches s) = Gewand, richtig, so wäre dabei, nebst casa, an Wurzel hisan (Grimm Nr. 550) comare, tegere, zu denken, wovon Hase (wegen seines Pelzes), hâr, hasel (wegen der zottigen Gestalt der Blüthen, Lämmchen, Kätzchen). ahd. haru, Flachs; hara, sagum, saccus. Das ags. hise (mas, juvenis) müsste als „comatus" gefasst werden dürfen, das adj. hasu, ahd. hasan als ornatus (?).

7. Goth. gairdan, cingere. gairda, cingulum. altn. giörd, girdi, vimen. goth. gards, domus, garda, stabulum. altn. gardr, agger, prædium. gerdi, sepes. ahd. karto, sepimentum, hortus. eigentl. Einzäunung, Kreis überhaupt, daher auch von großen Bezirken: goth. thiudan-gardi, βασιλεία. ahd. mitti(l) gart, merigart, der meerumschlossene Erdkreis. Gurt, Gürtel, jenes auch architectonischer, dieses geographischer Terminus. slav. grad", russ. górod',

urbs (cf. orbis). griech. χόρτος, Gehege, Hof. lat. hortus. chors (cohors) Hof.

8. Ahd. gadem wird von Wack. mit χιτών verglichen; beide Wörter sind sonst dunkler Herkunft; denn gadem steht von Gatter, Gitter, Gatte, Gatten, altn. gadden, Netz, gaddr, Schanze, gatta, befestigen. ged, mens (Sammlung?) ags. gidd, poema, gader, simul, una. gaderjan, verbinden. ahd. bigatôn, berühren, in der Consonanz zu sehr ab, so daß nichts übrig bleibt, als an eine einzel stehende oder unverschobene Bildung von der allgemeinen Wurzel ga (Verbindung, vgl. die Partikel ga-) zu denken. Bemerkenswerth ist aber der Gebrauch des gr. χιτών in den schon von Wack. citierten Stellen. Ilias 3, 57. heißt λάϊνος χιτών die Decke von Steinen, die über einem Gesteinigten liegt (wie ein Leichentuch oder Grabmal?). Herod. 7, 139. heißen τειχέων κιθῶνες die Verschanzungen auf dem Isthmus, hinter welche die Hellenen sich vor den Persern zurückziehen konnten. Also = lorica, denn χιτών bedeutet auch: Waffenrock, Panzer, Fußbekleidung; überhaupt Bedeckung, auch: Netz, Gewebe (der Spinne) Pflanzenhülse, wie tunica, Hose und span. camisa.

9. Ahd. saro, Rüstung. goth. pl. sarva. nord. serkr, Kleid. ahd. sarch (?), „daz hûs von siben vüezen“ (Vrîd. 163, 15). Das mhd. sarche, f. leitet doch Wack. selbst aus sarcophagus. Es wäre bedeutsam, wenn das griech. σάρξ selbst, welches freilich nur im NT. = Leib, leibliche Hülle der Seele steht, gewissermaßen als „Sarg, Grab“ gedacht wäre, wie in dem orphisch-heraclitischen: τὸ σῶμα σῆμα Plat. Crat. 400. C. Phædo 62 B. Diese Anschauung ist aber durchaus nicht die des griechischen Volkes, und σάρξ (zu lat. sarcio) bedeutet wohl nur das Gewebe der Fleischfasern, gleichsam ein genähtes Kleid, wovon unten III. Dagegen ist die Auffassung des Sarges als enger Kammer, letzter Wohnung u. s. w. in der christlichen Volksansicht gangbar.

10. Wack. stellt zusammen Kleid und glêt (Hütte von Rohr und Reis) beides von mlat. clêda (Reisgeflecht). Es ist auffallend, daß J. Grimm, der Germ. 3, 1—6 ausführlich von clêda handelt, weder Kleid noch glêt in jenen Zusammenhang aufgenommen hat. glêt nimmt er Gramm. 3, 433, wohl mit Recht als aus dem slav. (kljet) entlehnt, wenigstens gehört es kaum mit Kleid zusammen. Dieses letztere Wort aber von clêda abzuleiten, tragen wir kein Bedenken; es wäre eben entlehnt, nicht verschoben, wie die von Grimm angeführten: altn. hlîð, clivus. goth. hleithra, σκηνή. gr. κλεῖθρον, lat.

clathri, Riegel, Gitter, Thür. κλισία, Hütte etc., alles von hlîdan tegere. gr. κλείειν, κλίνειν. Jene Gegenstände waren, so weit sie Wohnung oder Theile davon bezeichnen, nach der Darstellung von Grimm geflochten aus Reis wie die clida, auf die Angeschuldigte oder Ermordete erhoben wurden. Wenn nun die allgemeine Beziehung zwischen Wohnung und Kleidung nicht ausreicht, um Kleid = cleda, clida zu setzen, so wären auch Kleider aus Stroh- oder Reisgeflecht im Jäger- und Hirtenleben nicht undenkbar. Vgl. übrigens das oben 3) und 4) Beigebrachte und das Folgende.

11. Hütte, ahd. hutta, ags. hyddan tegere, zu Haut (vgl. ob. 6). Wir vergleichen hiemit noch Kutte, afz. cote, mlat. cotta, altn. ags. nl. cot, spelunca, casa, tugurium, stabulum. altn. auch: pectorale. nd. kôt, fries. kât, Hütte, engl. coat, Rock. schweiz. hutte heißt ein geflochtener Tragkorb, anderwärts: Kotze, wahrscheinlich aus dem poln. kosz, Korb, während ein anderes Kotze, ahd. chozzo, m. eine grobe wollene Decke bezeichnet. ahd. chuti, grex, auch caule (vgl. cohors, könnte jenem cot entsprechen). Zu Kutte wird wohl auch Kittel gehören. Diez leitet afz. cote von cutis: die Kutte umgibt den ganzen Körper wie eine Haut; tarnhût hieß ein solcher Mantel, s. unt. Jedenfalls ergibt sich mehrfache nahe Berührung von Wörtern für (gemeine) Kleidung und Wohnung; auch hier werden wir, wie bei der vorigen Nummer, an Flechtwerk erinnert, woraus nicht bloß Körbe, sondern auch Hürde, Pferch, Hütte, Kleider gefertigt werden.

12. Wand : Gewand, wenn im letztern -wand nicht wie in Leinwand statt wât, von wëten, binden steht, sondern das um den Leib „Gewundene“ oder schützend „Vorgewandte“ bezeichnet.

13. Psalm 104, 2 heißt es von Gott: Licht ist dein Kleid. 1. Tim. 6, 16: der da wohnet im Licht. — Der sterbliche Leib wird im biblischen Sprachgebrauch bald als Kleid, bald als Wohnung angesehen. 2. Cor. 5, 1 heißt es daher sogar: τὸ οἰκητήριον ἡμῶν τὸ ἐξ οὐρανοῦ ἐπενδύσασθαι und 2. Petr. 1, 13: ἡ ἀπόθεσις τοῦ σκηνώματος. Die Wohnung wird also „angezogen“ und „abgelegt“ wie ein Kleid. S. II. und III.

II. LEIB - HAUS.

Wenn wir von „Körperbau“ sprechen, so meinen wir nicht so fast den Leib in seiner äußern Ganzheit als einen Bau, sondern das Verhältniss und die Art, wie die einzelnen Glieder, ähnlich denen

eines Bauwerkes, zusammengefügt sind und in einander greifen. Sonst heißt etwa scherzhaft der Kopf das „Dach", das „Häuschen", „Oberstübchen", besonders wenn es darin „nicht ganz richtig" steht oder der Bewohner (Verstand) dasselbe für ein Weilchen verlassen zu haben scheint. Der ältern Zeit war die bildliche Anschauung des Leibes als eines Hauses geläufiger und zwar in der ernsten und edeln Sprache.

1. Die epische Poesie der Angelsachsen braucht für „Leib" die eigenthümlichen Zusammensetzungen: bâncôfa (côfa, m. cupa [ahd. chuofa, Kufe, Behälter] aber auch: cubiculum, cubile, vielleicht mit kurzem o zu hd. kobel, koben, Verschlag, Zimmer oder Stall, von cafan, cefjan, tegere, vestire. ceaf, palea). bânfät (ossium vas), bânhûs. bânloca (ossium septum, Verschluß, von lûcan, claudere), bânsele (-aula). sâvelhûs. hrêðercôfa, hrêðerloca heißt die Brust als Sitz der Lebenskraft (hrêðer zu hrôð, commotio, animus. hrêd æstus, cf. Geist). In Betracht seiner Hinfälligkeit heißt der Leib: thät fæge hûs.

Von diesen Ausdrücken bezeichnen nun offenbar einige den Leib an sich, ohne Rücksicht auf die inwohnende Seele, als Bau, im Sinn des vorhin erklärten „Körperbau", das Gefüge der Beine gleich dem der Balken; die mit hrêðer gebildeten bezeichnen ausdrücklich den Wohnsitz des Lebensgeistes.

2. Nach Wackernagels Vorgange ziehen wir auch hier einige Bibelstellen bei, theils als Zeugnisse des Alterthums, wenn auch nicht gerade des indogermanischen, theils weil doch aus der übersetzten Bibel manche Anschauungen und Ausdrücke in die Volkssprache eingedrungen sind, sich darin festgesetzt und ähnliche erzeugt haben.

Außer den von Wackernagel citierten Stellen Sap. 9, 15 (wo *τὸ γεῶδες σκῆνος* = *σῶμα* als den Geist drückend genannt wird), Joh. 2, 19. 21. (die berühmte Stelle, wo Christus unter dem *ναός*, den er brechen und am dritten Tage wieder aufrichten will, „den Tempel seines Leibes" versteht), 2. Cor. 5, 1—4. *οἴδαμεν γὰρ, ὅτι, ἐὰν ἡ ἐπίγειος ἡμῶν οἰκία τοῦ σκήνους καταλυθῇ* u. s. w., s. I., 13). 2. Petr. 1, 13. *ἐφ' ὅσον εἰμὶ ἐν τούτῳ τῷ σκηνώματι*) führen wir, als noch ältere Zeugnisse semitischen Nomadenlebens an: Jesaj. 38, 12: meine Wohnung wird abgebrochen und zieht von mir fort wie des Hirten Zelt (Worte des todkranken Hiskia). Hiob 4, 19 sind die „Lehmhäuser" zwar nicht die Leiber, sondern die wirklichen Wohnhäuser, in deren

Armseligkeit auch schon die Schwäche ihrer Bewohner erscheint. V. 21 aber wird der Leib ausdrücklich verglichen mit einem Zelt, dessen Tücher durch Stricke befestigt sind: wie diese das Zelt halten, so die Seele den Körper. Der Tod ist, wie in der vorigen Stelle, das Abbrechen des Zeltes. Von Zelt = Haus etc. ob. I., 5. Genes. 47, 9 wird das Leben selbst ein Herumziehen des Nomaden genannt. — Eine verwandte Anschauung ist die des Körpers als Gefäßes (vgl. oben ags. bânfät). Daniel 7, 15. Jesaj. 53, 12. Ps. 141, 8. in der Formel: „die Seele ausgießen", gilt diese als Flüssigkeit; sie wohnt im Blut (Gen. 9, 4); so sagt man auch arabisch: „die Seele strömt aus der Wunde"; „sein Schlauch wird ausgegossen" = er stirbt. II. Cor. 4, 7: ἔχομεν δὲ τὸν θησαυρὸν τοῦτον (die göttliche Offenbarung) ἐν ὀστρακίνοις σκεύεσιν, d. h. in irdischen zerbrechlichen Körpern. Vgl. Röm. 9, 21 ff., wo aber, wie in mehreren AT. Stellen, die Creatur überhaupt (nicht gerade der Leib) dem Gefäß in der Hand des Töpfers verglichen wird. — Das physische Verhältniss der einzelnen Seele zum Körper als ihrem Hause wird nun in Paulinischer Anschauung übertragen auf das rein geistig-religiöse Verhältniss der Gemeinde zu ihrem Haupt und Herrn. Wie die Gemeinde der Leib Christi ist, 1. Cor. 6, 15. 12, 12, Col. 1, 24, so wird von diesem „Leibe" οἰκοδομή gesagt, Eph. 4, 12. 16, und heißt die Gemeinde der Tempel seines Geistes. I. Petr. 2, 5 (λίθοι ζῶντες). Eph. 2, 21. I. Cor. 3, 16. 6, 19. Auch unreine Geister „wohnen" im menschlichen Leib als ihrem „Hause". Matth. 12, 44. — In einer mhd. Stelle aus Heinr. Vaterunser (bei Wack. a. a. O.) wird Gott mit einem Zimmermann verglichen, der sich im Menschen ein Haus, darin zu wohnen, bereitet hat.

3. Wack. erinnert noch, daß in den euphemistischen Ausdrücken von der Geburtsarbeit: das „Haus" knackt, ist eingefallen, diu „kamer" wart „entlochen", nur der Mutterleib in Beziehung auf das Kind so heiße. So fern aber der Leib überhaupt mit einem Gebäude verglichen wird, gehört diese Anschauung immerhin in unsern Kreis, während wir unentschieden lassen müssen, ob das auf griechischen Denkmälern vorkommende Haus den Leib bedeute. Dagegen darf, weil der Leib das Substrat der Person ist, erinnert werden an den scherzhaften (student.) Gebrauch von „Haus" in: altes, bemoostes Haus etc., wenn derselbe nicht aus Haus = Familie (genealog.) oder = Firma (kaufmänn.) abzuleiten, sondern mit dem ähnlichen von „Haut" (s. unt.) zusammenzuhalten ist.

4. Endlich erwähnen wir noch, daß Grimm, Wörtb. „bleiben“ der „Leib“ auch etymologisch als „Wohnung“ erklärt wird. Wie „bauen“ ein Wohnen, Sein ausdrückt und zu „bin“ etc. gehört, ist auch der Leib die Stätte und Wohnung, der „Bau“, das „Bleiben“ (Be-leiben) der Seele. Leben ist habitare, manere. Wir finden unten Anlaß, eine etwas verschiedene Ausdeutung dieser Etymologie vorzutragen.

5. Wenn wir schließlich als Realparallele bemerken, daß nach der Auseinandersetzung von Mannhardt (German. Mythen 675 ff.) das Seil, womit (von den Nornen) Besitz und Haus umhegt wird, mit dem Bande zusammenzuhalten ist, worein das Neugeborne gewickelt, d. h. der Leib mit der Seele verbunden wird, so haben wir bereits den Übergang gemacht zu unserm dritten, wichtigsten Verhältniss, wo noch Mehreres, was in I. und II. bereits vorkam, seine Erledigung, und unsere ganze Abhandlung ihre Spitze sowohl als Abrundung finden soll.

III. LEIB - KLEID.

Die heutige Physiologie spricht vom Zellgewebe, aus dem alle Elementargebilde des organischen Körpers (auch der Pflanzen) bestehen; Fleischfasern kennt auch der gewöhnliche Sprachgebrauch; Nerven laufen wie Schnüre, stellenweise in „Knoten“ sich sammelnd, durch die Muskel- und Fettbekleidung und erregen eine faltenähnliche Zusammenziehung und Ausbreitung der Glieder. So ist es denn nicht zufällig noch wunderbar, daß die künstliche Bekleidung ziemlich frühe schon auf Nachahmung der natürlichen verfiel, indem man das Gewebe des Fleisches (s. σάρξ ob. I., 9) durch gewobene Stoffe, die eigene Haut-, Flaum- und Haarbekleidung durch übergelegte Häute und Pelze von Thieren gleichsam fortsetzte, und daß dieser innige Zusammenhang von Leib und Kleid auch in der ältesten Sprache seinen Ausdruck fand. In der zweiten Hälfte des oben (II., 2) citierten Verses aus Jesaj. 38 folgt dicht auf das Bild des Leibes = Zelt das des Kleides: „ich schneide durch, wie ein Weber, mein Leben; er (Gott, der den Tod schickt) trennt mich vom Trumm ab.“ Ähnlich wie in der Stelle aus Hiob als zusammenhaltender, straffanziehender Zeltstrick, erscheint hier die Seele als das Trumm, wodurch das Gewebe des Körpers befestigt ist an den Webebaum (die Welt des Daseins, vgl. den „Webstuhl der Zeit, der das lebendige

Kleid der Gottheit wirkt", Göthes Faust). Mit dem Abschneiden des Gewebes von der Seele wird das Leben, das in der Verbindung beider besteht, zerschnitten. Also ein „Lebensfaden", wenn auch nicht der der griechischen und deutschen Mythologie, wovon unten. Zwei NT.liche Stellen, wonach der (himmlische) Leib „angezogen" wird, haben wir schon oben I., 13 angeführt. Hiob 10, 11: du hast mir Haut und Fleisch „angezogen". Eigenthümlich semitisch ist es, wenn ein hebr. Wort für „Kleid" auch: „Gemahl, -inn" bedeutet, wenn es im Koran (Sur. 2, 183) heißt: „die Weiber sind euer Kleid und ihr das ihrige", und im arab. „ein Kleid anziehen" = ein Weib beschlafen. Es scheint dieß eine echt orientalische Bezeichnung der Innigkeit fleischlichen Beiwohnens, wie ja auch bei uns etwa Kleider als unmittelbar Anliegende, Vertraute gelten. Vgl. das Lied vom Kriegsmantel, der ganz personificiert wird. Die gleichfalls oriental. Sitte des Zerreißens der Kleider bei heftiger Gemüthsbewegung ist wohl ein Symbol des die innern seelischen Theile des Leibes zerreißenden Affectes; wenigstens scheint darauf zu deuten der Bußeruf des Propheten Joel: „zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider". Sofern der Leib Substrat der ganzen Persönlichkeit ist (daher mhd. lîp zur Umschreibung von Personen dient und das Wort „selb" selbst mit der Wurzel von Leib (s. ob. II., 4) zusammengesetzt ist, können nach biblischem Sprachgebrauche (mit dem geistig wiedergebornen Leibe) auch geistige Eigenschaften „angezogen" werden. Hiob 29, 14. Jes. 61, 10. Sir. 27, 9. Jes. 64, 6 (der Rock der Gerechtigkeit). Ephes. 6, 11—17 (die Rüstung des Glaubens). Col. 3, 12. 14. Christus selbst, das Vorbild des verklärten neuen Menschen, wird „angezogen". Röm. 13, 14. Col. 3, 10. Eph. 4, 14. Das Verwesliche muß „anziehen" Unverweslichkeit: 1. Cor. 15, 53 (von der Verwandlung des Leibes). Weiße Kleider sind Sinnbild leiblicher (und nur in dieser Vermittlung auch seelischer) Unbeflecktheit oder des verklärten Leibes selbst: Apoc. 3, 4. 5. 7, 14. cf. Judæ 23. Diese Anschauungs- und Redeweise bedarf keiner weitern Belege noch Erklärungen; sie beruht aber, wie alle Symbole, ursprünglich nicht auf einer abstracten Vergleichung und willkürlichen Vertauschung zweier Dinge, sondern auf dem Gefühl concreter Einheit derselben. Sie setzt sich fort in altdeutschen Erbauungsschriften, aus denen Wack. mehrere sprechende Stellen beibringt: uuaz sint iro corpora (lichamin) âne vestimenta animæ et opertoria (uuât unde decchi dero sêlo?) Notk. ps. 101, 27. mit deme

gewete werdent bezeichenot die lichamen. wan alse der lib wirt mit deme gewande bedekket, also wirt div sele mit deme lichamen gewatet. Blaubeur. Pred. 14ᵇ. duo diu gotheit an sih nam die menniskheit, duo was der lîchnâme sîn wât scône. Genes. Fundgr. 2, 78, 21. dat he (Christus) den dûvil ze kampfe gilocke, sô vaht he in deme krankin roche, in unse blûde menscheit. Wernh. v. Niederrh. 65, 1. ibid. 67, 27 wird die von Christo angenommene menschliche Natur ‚cleit und hemede genannt. Die Ausdrücke: irdische Hülle, Staubgewand (nach Genes. 2, 7) zur Bezeichnung des menschlichen Körpers sind in der geistlichen Poesie gebräuchlich. Aber auch von heidnischem Standpunkte aus sang Ovid Met. 9, 266 (bei der Apotheose des Hercules):

utque novus serpens posita cum pelle senecta,
sic ubi mortales Tirynthius exuit artus,
parte sui meliore viget.

und von weltlicher Liebe redend hat Walth. v. d. V. 62, 36 ff. (1. Ausg.) folgende ebenso schöne als für unsern Gegenstand deutlich sprechende Stelle:

frouwe, ir habet ein werdez tach
an iuch geslouft, den reinen lîp;
wan ich nie bezzer kleit gesach:
ir sît ein wol bekleidet wîp,
sin unde sælde sint gesteppet wol dar in.
getragene wât ich nie genam:
dise næm ich als gerne ich lebe.

Dazu vgl. 63, 20:

friundin unde frowen in einer wæte
wolte ich an dir einer gerne sehen.

„Dach“ steht in der ersten Stelle offenbar nicht, wie tectum, für „Haus“ sondern wie Parz. 3, 22 die Brust „des Herzens Dach“ heißt, und die Flügel das Dach der Vögel (s. Grimm Wörtb.), d. h. = cleit, wie die Ausführung des Bildes beweist. In der zweiten Stelle steht wât wieder uneigtl. für „Leib“, der Dichter möchte Freundin und Frau in einer Person (s. ob.) vereinigt sehen.

Aus dem Bewusstsein enger Verbindung von Kleid und Leib scheint es zu fließen, wenn gewisse Kleidungsstücke, wegen der Innigkeit ihres Anschmiegens an den bekleideten Körpertheil oder weil sie denselben gleichsam verdoppeln, den Namen desselben oder

einen von ihm nahe abgeleiteten tragen. Dahin gehören: Leibchen, (Schnür)brust, fz. Corset (mhd. kursît Waffenrock) von cors, corpus. „Kragen" bedeutet auch, und zwar urspr., den Hals selbst. Wams, ahd. wampaz, zu wampa, Leib. Ärmel zu Arm. Bei Thorax, welches auch den vom Panzer geschützten Rumpf, medicin. den Brustkasten bedeutet, mag der Hergang der umgekehrte sein. Ags. hafola bedeutet 1. Kopfhaut, 2. die unter dem Helm getragene Kopfbedeckung, 3. Kopf selbst; es ist offenbar mit hafudt, caput verwandt wie Kappe mit kapf (Kopf?), cacumen. hûba, nord. hûfa ist ohne Zweifel gleicher Wurzel (hiuban, háub) mit goth. haubiþ, ags. heáfod, ahd. houpit. Das altn. höfuð schließt sich näher an lat. caput, gr. κεφαλή; Vocal- und Consonanzverhältniss ist in beiden Reihen nicht ungestört. Das Altn. giebt noch hûfr, Schiffsraum, Höhlung des Schiffes. Schwed. huf, Wetterdach und: summitas tecti. Engl. Dial. heuf, a shelter, home. nl. huive auch: Wagendach. Neben hûba besteht ahd., aus dem Lat. cuppa, Gefäß (wie Kopf urspr. Becher, Schale, Höhlung überh. vgl. Kehlkopf, Schröpfkopf, Schedelkopf [der obere Theil des Helmes] und Hirnschale oder nach Dietr. a. a. O. unverschoben wie altn. queifr Kopfbedeckung, mit Übergang aus der u- in die i-Reihe) kupfa, mitra, altn. kufr, pileus, kufl, Maske, engl. coif, holl. cuif, fz. coiffe, neben huppe, Schopf der Vögel (Wied-hopf). In diese Sippschaft gehört auch noch: Hof (κῆπος) ags. hofel, stabulum (engl. hovel, Hütte, Schoppen, auch: canopy over the head of a statue), hofer, Höcker. Althochd. hiufila, genæ, tempora stimmt mehr zu hûfo (copia?), ags. heáp (Erhöhung). Wenn caput, κεφαλή, höfud auf die Wurzel capere (umfassen) deutsch: haben und heben zurückgehen, so entspricht den deutschen Wörtern mit langem und gunirtem u kein griech. oder lat. Verb. von nahe liegender Bedeutung, aber die Subst. cupa (Kufe, s. II, 1), κῦφος (σκύφος), κύπ-ελλον, sämmtlich „Gefäß" bezeichnend (vgl. oben: Kopf), und die fernere Verwandtschaft von cupio mit capio (haben wollen, in Gedanken od. Geberden ergreifen) so wie die von coepi (anfangen) ist wahrscheinlich. Nach Kuhn (Zeitschr. I, 123 ff.) ist haub(iþ) = skr. kakubha Kopf, Gipfel, mit ausgefallenem h wie goth. naus f. nahus = νέκυς; κεφαλή gehört zu κάπω, καπύω, κάπτω, jappen, schnappen, wovon κάπη, —άνη, Krippe. Als Grundbedeutung der weitverzweigten Wurzel ergiebt sich: Wölbung, Öffnung, oder verbal. gähnen, fassen. Im Verlauf der Aufzählung fanden wir nachträglich mehrere Belege zu der Verwandtschaft von Haus und Kleid

(Haube zu hûfr, Hof und den Wörtern für Schutzdach); wir können sagen auch zu der von Haus und Leib; denn wenn, was uns hier noch näher angeht, hafola und hafod, Haube und Haupt zusammengehören, so scheint daraus hervorzugehen, daß der wichtigste Körpertheil, das Haupt selbst, theils als Bekleidung, theils als Behausung, jedenfalls als Gefäß innerer von ihm umschlossener Theile betrachtet wurde, und dieß führt uns auf einen noch wichtigeren, von dem sprachlichen Theil unserer Aufgabe entschieden in den sachlichen einschlagenden Punkt. Es scheint nämlich, schon nach früheren Andeutungen, daß, ähnlich wie das Haupt, die Haut eine Mittelstellung zwischen Leib und Kleid einnimmt, indem sie theils noch als Körpertheil, und dann als der alles umfassende, für den ganzen Leib selbst steht, theils, als der leichtest ablösbare, für die ursprünglichste, einfachste und allgemeine Kleidung selbst.

Für die Gleichung: Haut = Kleid führen wir neben oben schon (I, 6, 11) beigebrachtem etymologischen noch an das Verhältniss von pellis : pallium (mhd. entlehnt pfellel), neben urverw. fell, gr. πέλλα heißt auch Gefäß. Die Wurzel fil erscheint noch in füllen, fal-ten, ahd. fil-han (condere) vgl. altn. fila, stragula, goth. filigri, Höhle; auf anderer Stufe stehen die doch verwandten follis : Balg.

Haut = Leib und lebendes Wesen: a) Hiob 2, 4: „Haut für Haut, und alles was ein Mann hat, lässt er für sein Leben", 18, 13 steht: Stärke der Haut = Leibesstärke. b) „Aus der Haut fahren mögen" (statt „fahren" auch: „triefen, springen") vor Freude und Zorn bedeutet „ungeduldige Sehnsucht nach Entrückung" (Leibesverwandlung), Grimm, Myth. „ich möchte nicht in seiner Haut stecken" = ich möchte nicht er sein, seine persönliche Lage nicht theilen oder mit ihm tauschen. c) „Haut" und „Balg" stehen, letzteres nur in verächtlichem Sinne, = Mensch. Eine gute, alte treue Haut = Kerl. Vgl. Haus II, 3. „Balg" von unartigen oder unechten Kindern (Wechselbalg). Auch „Blut" (junges) und „Seele" stehen, als ebenso wesentliche Bestandtheile der ganzen Person, für diese selbst. „Balg" bezeichnet auch, wie schweiz. „Leder" eine schlechte Weibsperson. Scortum gehört zu corium, pellex vielleicht zu pellis, kebese zu chupisi (tugurium, aus Häuten). „Schelm" und „Schuft" sind eigentlich Namen von Hautkrankheiten, dann von den damit Behafteten, Aussätzigen. d) Nirgends aber ist die Identität von Haut mit Kleid und beider mit Leib augenscheinlicher, als an dem merkwürdigen Worte ham. Von seiner Etymologie, seinem

Zusammenhang mit Wohnung und Kleidung war schon oben I, 5 die Rede. Wir geben hier eine möglichst vollständige Übersicht seines Sprachgebrauches, großentheils nach Dieffenbach (2, 525) Mannhardt (a. a. O.) und Grimm. Altn. hams = hamr (Haut) aber auch: aspectus exterior; systema nervorum. hamsar, fraces adipis v. folliculi. Altschwed. hamn, umbra, bes. spectrum, manes. ham, aspectus exterior, forma superinduta. Ndfrs. hame, home folliculus grani. Engl. heam, Nachgeburt. (Ags. cild-hâma, uterus, wohl hâm = heim, s. II, 3.) Magyar. ham, Oberhaut, Obstschale, Fruchthülse, auch Pferdegeschirr. (Nd. ham, engl. hame, Kummet = altslav. chomut, jugum, lat. câmus, Gebiss?) lett. kammeenes, gränenbork. kammaña, Speckschwarte.

Zusammensetzungen: alts. fetherhamo, das Kleid der Vögel, aber auch Fittige der Engel (Hel. 50, 11. 171, 23. ags. Cädm. Genes. 417. von einem bösen Geiste, altn. federhemd der Freyja). Guđhamo, vestis militaris. Ags. fyrd-, byrnhoma, Brustharnisch, cf. mhd. fleischliche brünne. Altn. ûlf- (Wolf-), kôpa- (Seehunds-), trölls- (Riesen-) hamr; ar- (Adler-), vals- (Falken-), âlptar- (Schwan-), krâku- (Krähen-) hamir. Geithamr, vespa. Altschwed. klædeham, vestis. Ags. heorthama (præcordia, wieder ein Körpertheil als Kleidungsstück, s. ob. Haupt). Flæschoma = ahd. lîh-hamo, ursp. nicht der Leichnam, sondern der lebendige Leib, das Fleischkleid, oder die über das Fleisch gespannte, alles umschließende Haut, nach dem oben angegebenen Begriff. Es ist in der That grammatisch zweifelhaft, mythologisch aber keineswegs gleichgültig, ob die Zusammensetzungen mit ham attributiv (das erste Wort als Genitiv) oder appositionell zu fassen seien. Lîk-hamr kann bedeuten: das Kleid (der Seele), welches der Leib ist, oder: die Bekleidung des Leibes (mit der Haut). In den Compositionen mit Thiernamen scheint der attributive Sinn (Genitiv des Besitzes) zu überwiegen, obwohl sich, wenn hamr = Gestalt, Körper zu nehmen ist, der appositionelle hervordrängt; in feđerhamo kann nur der letztere walten, ebenso in klædeham, byrnhoma; in guđhamo, fyrdhoma steckt wieder ein anderes Genitivverhältniss. Allen Compositionen thut die Übersetzung „Kleid" für ham Genüge; wie sich aber dazu die Bedeutungen „Haut" und „Leib" verhalten, kann nur aus dem Zusammenhang weiterer mythologischer Vorstellungen über das Verhältniss von Leib und Seele und das Wesen der Leiblichkeit überhaupt erhellen; mit kurzer Darstellung des hierauf bezüglichen, aus den Andeutungen

Wackernagels und den Werken von Grimm und Mannhardt geschöpften Materials versuchen wir den letzten Schritt zur Lösung unserer Aufgabe.

1. In der Mythologie erscheinen vielfach Kleidungsstücke begabt mit der Zauberkraft, der sie tragenden Person gewisse Eigenschaften des Leibes und (durch dieses Medium) der Lebenskraft mitzutheilen, welche ihr sonst nicht zustehen. *α*) Das allgemein seelische, insbesondere aber göttliche Vermögen des Fliegens wird vermittelt durch Besitz und Gebrauch von Flügelsohlen (des Hermes und der Athene bei Hom. Il. 24, 341. Od. 1, 97. 5, 45), Federhemden (der Freyja) auch an andere Wesen (Loki, thrymskv. 3. bragaroedh. 56) verleihbar; der Helden (Wieland), Riesen und weisen Frauen); Federhut (des Hermes-Wodan), Zaubermantel (Wodans, von dem noch Faust wünscht, daß er ihn „in ferne Länder trüge"). *β*) Unsichtbarkeit. Elbe und Zwerge haben das Vermögen, sich unsichtbar zu machen. Gewöhnlich wird dasselbe in ein bestimmtes Stück ihrer Kleidung gelegt, Hut oder Mantel, durch deren Ablegen sie plötzlich „sichtbar werden" (helkappe, -kleit, nebelkappe, tarnkappe = tarnhaut). Wie Sigfrid sich dieser letzteren bedient, ist bekannt genug; ein förmlicher „Gestaltentausch" (Wack.) zwischen ihm und Gunther ist dabei nicht anzunehmen. *γ*) Mit denselben Attributen ist auch erhöhte Leibeskraft und Herrschaft über Volk und Hort der Zwerge verbunden. *δ*) Liebreiz (der Gürtel der Afrodite, Il. 14, 214; danach der Armida, Tasso 16, 25), wohl auch ihr übriger *κόσμος*, wie er im Homer. Hymn. 86—9. 163—5. beschrieben wird, besonders ihre *ὅρμοι*, entsprechend dem brîsingamen der Freyja. *ε*) Unverletzbarkeit. Es gab Hemden, die fest und siegreich machten (vgl. die unverwundbare Haut des Sigfrid und Achilles), vom Kleid Christi, oder wenigstens durch dasselbe strömt Heilkraft aus, Mat. 9, 20. Umgekehrt gab es verderbliche Hemden wie das des Hercules, Ovid Met. 9, 160 ff., und Fluch und Schande haften am Leib (ergreifen ihn, theilen sich ihm durch die enge Berührung mit) wie ein Kleid, Psalm. 109, 18. 29. Daß auch geistige Eigenschaften „angezogen" werden, haben wir oben schon belegt. *ζ*) Glück. Des Fortunatus Wunschhut ist bekannt; es ist eben der des Wunsches Wodan selbst. Glückskinder haben um ihr Haupt eine Haut oder Haube; in ihr hat der Schutzgeist oder ein Theil der Seele des Kindes seinen Sitz. Die nordischen Schutzgeister, fylgjar, heißen auch hamingjar; hamr ist eben jene Glückshaube.

2. Solche theilweise Annahme von Eigenschaften durch Kleider ist nur gedenkbar, wenn zwischen Kleidungs- und Körpertheilen ein inniger Zusammenhang, gleichsam ein Verwachsen jener in diese stattfindet. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die mythologische Vorstellung durch das Anziehen von Kleidern, und zwar nunmehr meist von den ganzen Körper bedeckenden Hemden oder Häuten (deren Surrogate, vielleicht richtiger: symbolische Reste oder Keime, Ringe, Ketten um den Hals, Gürtel um den Leib) eine völlige Verwandlung der Leibesgestalt, einen Wechsel derselben zwischen thierischer, menschlicher und elbischer Natur eintreten lässt und, was Grund oder Folge davon ist, das Annehmen der Leiblichkeit überhaupt und ihr Ablegen oder Vertauschen in Geburt und Tod unter dem Symbol des Kleides auffasst.

„Der Körper," sagt Mannhardt, „galt unserm Alterthum als ein bloßes Gewand der Seele. — Unter gewissen Umständen ist es der Seele möglich, dieses Körpergewand zu verlassen und beliebig in ein anderes zu schlüpfen. Das hieß altn. hamaz, hamaskipti; eine Hexe, die in fremder Menschen- oder Thiergestalt Umfahrten (hamfarir) hielt, hieß hamhleypa; ein gewandmächtiger Mann hamramr. Die Verwandlung in andere Gestalt geschieht rein äußerlich durch Anziehen des andern Körpergewandes"; durch Wegnahme oder vollends Verbrennung der momentan abgelegten Haut oder Kleidung wird die Rückverwandlung in die verlassene Gestalt abgeschnitten; in manchen Sagen erscheint dieselbe an den Besitz jener Halsketten gebunden. — Als Thiergestalten, in welche Menschen sich in der angegebenen Weise verwandeln oder aus welchen sie entzaubert werden können, kommen vor: Igel, Esel, Schwein, Schlange (Grimm, Mährch. 108. 144 und Anm. dazu), Bär, Seehund, Eber, Hirsch, Wolf, Hund. (Mannhardt). Elbische Wesen, welche thierische Gestalt annehmen können, sind die sogenannten Schwanjungfrauen; die Fylgjen erscheinen in Menschen- oder Thiergestalt. Wechselbälge sind (nach Mannhardt) nur nicht bis zu voller Menschheit durchgedrungene Seelen, d. h. Elbe.

3. Die Verbindung zwischen Seele und Körper war also an sich so locker, daß sie erst förmlich gefestigt werden mußte, durch ein Band, welches die Schicksalsmächte dem neugebornen Menschen spannen und wodurch zugleich ihm gewisse Eigenschaften oder Glücksgüter beschieden wurden. Dieses Band vergleicht Mannhardt mit dem schon oben II, 5 angeführten goldenen

Seil, womit die Nornen das Schicksal der Menschen abgrenzen und womit in Sagen und Liedern vielfach Haus und Land umhegt erscheinen. Statt des goldenen Seiles kommt auch ein seidener Faden vor und eine menschliche symbolische Nachbildung jenes göttlichen Bindens findet M. in dem Ein- oder Angebinde der Pathen und ähnlichen Geschenken an festlichen Tagen. Wenn nun Mannhardt (S. 707) vermuthet, das dem Kinde von den Schicksalsfrauen gesponnene Gewand (Wolf, Beiträge 2, 184. 193.) sei nicht sein Schicksal überhaupt, „das mit ihm wächst", sondern der Leib, d. h. die Bestimmung zu menschlicher Leiblichkeit, so ist diese allerdings die Vorbedingung aller andern Schicksale, und wir haben den Leib schon oben mit einem Gewebe verglichen gefunden, aber jenes Gespinst soll ja nach M. zugleich das Band zwischen Seele und Körper, kann also nicht der Körper selbst sein, sondern es müsste der Körper als ein Band der Seele (ans irdische Dasein) betrachtet werden; auch hat das Spinnen der göttlichen und elbischen Wesen sonst einen allgemeinen Sinn. Menzel, das altd. Sonnenleben (Germ. 1, 63 ff.), meint, die hie und da vorkommenden Spindelsteine (Grenzmarken für Länder) müssen einer göttlichen Spinnerinn, der Frigg, gedient haben, deren „Rocken" auch Name eines Sternbildes sei. Man habe sich die Göttin in Riesengestalt am Himmel gedacht, spinnend den Lebensfaden, webend den Teppich der Natur, ein fertig ausgebreitetes Land mit der leeren Spindel absteckend. Lufthildis, die von Karl dem Großen so viel Land erhielt, als sie mit einer Spindel umfurchen konnte, sei vielleicht die Sonne selbst, die mit ihren Strahlen die Erde umspinne, den Pflanzenteppich webe und den Lebensfaden aller Geschöpfe spinne. Eine physikalische Bedeutung des Spinnens elbischer Wesen nimmt auch Mannhardt an, wenn er erinnert, daß die Schicksalsschwestern des bekannten Kinderliedes ursprünglich Wasserfrauen seien, ihr Gespinst gleich dem Seil, das verwunschene Fräulein von einem Berge zum andern spannen und woran sie weiße Tücher aufhängen, ein Zeichen von gutem Wetter; daß die Nixen bei heiterm Wetter auf den Saalweiden ihre Wäsche trocknen etc. Das goldgewirkte Gewebe, welches frei (an den Sonnenstrahlen) in der Luft hange, sei die sonnendurchleuchtete oder lichtumsäumte Wolke. — Daß sich an diese Vorstellungen später ethische Ideen geknüpft haben, ist unzweifelhaft und das Wesen aller Mythologie; ebenso gewiss aber ist, daß genauere Bestimmung solcher Übergänge von der mythologischen Vorstellung

nicht beabsichtigt, von der Deutung nicht zu verlangen ist, und daß insbesondere ein Entscheid über die eigentliche Bedeutung des göttlichen Spinnens und Bindens über die Grenzen unseres Gegenstandes hinausliegt. Wichtig für uns ist, daß alle Elementarthätigkeit personificierter Naturkräfte unter anderm auch als ein Spinnen oder Weben (wie dieß Wort und seine Ableitungen noch jetzt gebraucht werden; vgl. z. B. über nd. Wafeln, Höfer Zeitschr. 1, 375), wahrscheinlich ist ferner, daß auch die Bildung des menschlichen Leibes, als eines Theiles des allgemeinen Lebens und Schicksals, irgendwie nach jenem Bilde aufgefasst wurde; unsicher aber scheint die Mannhardtsche Theorie von einer besondern Festigung des Bandes von Seele und Leib auch darum, weil der Glaube an Seelenwanderung und Wiedergeburt, wie er offenbar auch das deutsche Alterthum beherrscht und von Mannhardt vielfach dargestellt wird, nur auf der Vorstellung einer bleibenden Lockerheit jener Verbindung beruhen kann. Wir bleiben also bei der hinlänglich nachgewiesenen Vorstellung des Leibes als eines wandelbaren Kleides und der jedenfalls damit unmittelbar zusammenhangenden des Lebens als eines von den Schicksalsmächten gesponnenen Fadens, wie sie für die griechischen Moiren bekannt (vgl. übrigens Preller, gr. M. 1, 328. 330—2), für die deutschen Nornen parallel nachgewiesen ist von Wolf, a. a. O. 182—4, wo auch noch das Spinnen der lithauischen Laima und die biblischen Stellen Hiob 6, 9. Jerem. 51, 13. Matth. 6, 27 beigezogen werden (v. 28—30 wird ebenso schön als für unsern Zusammenhang bemerkenswerth auch die vegetabilische Natur von Gott „bekleidet").

Wollen wir noch einen letzten Versuch wagen, der Vorstellung des Alterthums vom Leibe auf den Grund zu kommen, so mag ein Blick auf die Etymologie der Wörter für diesen Begriff zugleich den Schluß unserer ganzen Betrachtung bilden.

Eine befriedigende Erklärung des lat. corpus ist mir nicht bekannt. Hängt es mit corium, cornu, cortex zusammen, so bezeichnet es die feste, die weichern Theile umgebende Haut; liegt gr. *κάρφω* näher, so ist eher an den zusammengeschrumpften Leichnam zu denken; noch eine andere Ableitung ist von dem äol. *κορπός* = *κορμός* (von *κείρω*) Klotz, truncus (Strunk, Rumpf). Keine von diesen Etymologien gewährt eine tiefere Einsicht in das Wesen der Sache. Das griech. *σῶμα*, bei Homer bemerkenswerth neben *δέμας* (Gestalt) nur den Leichnam (welcher umgekehrt ursprünglich den lebendigen Leib bezeichnet) bedeutend, gehört jedenfalls zu *σῶς*, *σαόω* (*σώ-ζω*)

σα- und scheint den Zusammenhalt, die Ganzheit, vielleicht das nach der Entweichung der Seele Übrigbleibende (nach griech. Ansicht nicht Unwesenhafte) zu meinen. Eine spätere, ebenso unwissenschaftliche als unvolksthümliche Deutung wurde schon oben I, 9 erwähnt.

Ähnlichen Sinn finden wir, etwas abweichend von der oben II, 4 angeführten Erklärung Grimms, in dem deutschen Worte Leib, welches unzweifelhaft mit gr. λείπω, lat. linquo, λίπας, liquor gleicher Wurzel ist. Diese scheint ein sogenannter Wechselbegriff zu sein, d. h. ihre Urbedeutung schwankt zwischen Gegensätzen, welche sie gleichmäßig bezeichnen kann, wie rîsan (steigen - sinken; cf. πέτομαι: πίπτω, lat. petere), lûkan (schließen - öffnen, Mittelbegriff: ziehen) νέμειν : nëman (cf. altn. fâ, altengl. take : geben); muozan bezeichnet wie des nhd. dürfen sowohl Nothwendigkeit als Freiheit, u. a. m. So nun kann die Wurzel lip bedeuten: verlassen und bleiben, flüssig und klebrig sein, wie noch nhd. „bleiben" je nach dem Zusammenhang: „todt" oder „am Leben" bleiben heißen kann. Daß „leben" (goth. libains) der nächste Verwandte von „Leib" ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Ahd. lîp bedeutet ja sogar nur „Leben", während altn. lîf doch auch: Unterleib. In die weitere Verwandtschaft gehören: lëber, altn. lifur (zwar von Grimm, G. d. S. 244 mit hepar und jecur vermittelt), altn. lifraz gerinnen (hd. lebern, Leberner), lab (geronnene und gerinnen machende Flüssigkeit), laben; luppi ags. lib, lif, medicamentum, venenum (Salbe) zuletzt wohl auch, in die u-Reihe übergegangen, „Liebe" als „Anhänglichkeit" oder Lebenslust und -bedingung. „Leib" ist also wohl zunächst nicht das „Bleiben", Wohnen der Seele (dann wäre er ja nicht von sich selbst benannt), sondern die zusammenhängende und doch zäh-flüssige Masse, wie sie wirklich Stoff und Band aller Körpertheile ausmacht, oder vielleicht die (im Tode) zurückbleibende Substanz, vgl. goth. laibôs, reliquiæ, das lif in ainlif, tvalif, self und ein von Woeste (Kuhn, Zeitschr. 6, 433) angeführtes mnd. leyf = mal, eigentlich aber = vorhandenes (leibhaftiges) Ding. Da endlich Gutturalen im Anlaut leicht abfallen, so mag „leben" mit „kleben", leiben mit kleiben identisch sein, wo der sinnliche Urbegriff zähflüssigen Zusammenhaltens noch deutlich vorliegt. Im goth. hlaif hätte sich die Gutturalis erhalten, in kleben wäre sie von neuem vorgetreten; Laib (Brot) ist selbst wieder die klebrige zähe Masse, aus welcher auch der Leib geformt ist nach der Redensart: wir sind Alle aus demselben „Teig". Auf anderm Wege kommt auch das ahd. bilibi, panis, esca, eig. Lebensunterhalt, auf diesen Begriff zurück.

Schwieriger noch ist die Etymologie des andern deutschen Wortes, goth. leik, n. (σῶμα, πτῶμα, σάρξ) ahd. lîh, n. caro, f., corpus, außer in Leichnam noch in Leichdorn, erhöhte Fleischverhärtung mit dornartiger Mitte (irgendwie real zusammenhängend mit dem Schlaf- und Todesdorn der Mythologie?). Wenn Identität mit lîp (lat. liq) wegen fehlender Lautverschiebung nicht anzunehmen ist, so bleibt nichts übrig, als mit Grimm (Nr. 183) ein dunkles leikan (jungere, lat. ligare?) anzusetzen. Pictet (Kuhn Zeitschr. 5, 33 ff.) bestreitet den von Grimm vermutheten Zusammenhang von goth. lêkeis mit nord, lëka, stillare und geht auf die skr. Wurzel lag, adhærere, amplecti, ligare zurück, woher ags. læcan sich nähern, anhängen; ahd. lahhan (Kleidung, vom Begriff des Anliegens), goth. leikan, gefallen (sich anschmiegen) -leiks, ahd. -lîh (ähnlich, Annäherung) und auch leik, vom Verbundensein der Theile unter sich oder mit der Seele, wie skr. bandha, leib (ags. bodig[?]) von bandh, ligare. Lêkeis wäre in diesem Zusammenhang der die Wunde Verbindende, er könnte aber eben so gut der sie Beträufelnde oder der Salben und Tränke Bereitende sein; denn lëka und dessen Ableitungen (ahd. leccan, netzen, nd. leck, klaffende, Flüssigkeit durchlassende Spalte, etc.) gehören doch ohne Zweifel in diese Familie, und wir kommen auch hier auf den bei Leib gefundenen Begriff der Flüssigkeit, welche ebensosehr zergeht (schweiz. „lassen" wird wirklich so intrans. gebraucht) als zusammenhängt. Weiterhin ist noch in Anschlag zu bringen ahd. kileih, coxa, artus (schweiz. Gleich, Gelenk, wenn es nicht aus diesem syncopiert ist), vielleicht zu leih, ludus, carmen sich verhaltend wie μέλος, Glied : μέλος, Gesang; láikan, springen, tanzen könnte das freie Spiel des Körpers, Genuß und Übung der Leiblichkeit bezeichnen.

NACHTRAG. Anatomische Ausdrücke für Körpertheile, entlehnt aus der Analogie

1. von Kleid: (zu S. 171 ff.).
   Bänder, bandhaft, Strang, Lappen, Streifen, Kamm, Wulst, Nath, Saum, Schlinge, Bündel, Polster, Schnur, Schleife, Zotte, Geflecht, „allgemeine Decken" (Haut und Zellgewebe); Bauch-, Zwerch-, Trommelfell (zu S. 174 bis 178).
2. von Haus: (zu S. 171 ff.).
   Dach (der Höhle), Damm, Fuge, Gang, Gewölbe (fornix, Bogen), Leiste, Schicht, Kanal, Leiter, (Herz) -kammer, (Hirn) zelt, -wand, Vorhof, Lager, Säule.

Gr. βύρσα, Haut, war auch Eigenname mehrerer Burgen (zu S. 166 ff.).

AARAU.

ÜBER HARTMANN VON AUE.

VON

FRANZ PFEIFFER.

1. ZUM EREK.

Unter den deutschen Sprachforschern giebt es noch immer manche, die es für eine Vermessenheit oder gar für eine Fälschung, jedenfalls für unerlaubt halten, Denkmäler altdeutscher Poesie, die nur einmal und in späten Handschriften überliefert sind, kritisch zu bearbeiten, oder, wie sie es nennen, ins Mittelhochdeutsche umzuschreiben, auch wenn diese Denkmäler noch so deutliche Kennzeichen höheren Alters an sich tragen; höchstens sei es, meinen sie, gestattet, dem buchstäblich abzudruckenden Texte Verbesserungen, oder, da selbst dies Einigen noch zu kühn scheint, Verbesserungsvorschläge beizufügen: alles darüber Hinausgehende sei „Textmacherei". Diese Ansicht scheint mir weder auf gesundem Urtheil noch auf richtiger Erkenntniss zu beruhen, sie legt auf Nebendinge ein ungebührliches Gewicht, und übersieht oder unterschätzt dabei die Hauptsache, auf die es in solchen Dingen allein ankommt.

Die deutsche Philologie wäre des Namens einer Wissenschaft unwerth, wenn sie es nicht so weit gebracht hätte, einem mhd. Gedichte auf Grund der Reime, der Sprache und der äußern Form ungefähr die richtige Zeit und Heimat anzuweisen. Wenn sie aber dies vermag, — und ich bin überzeugt, daß sie es weitaus in den meisten Fällen vermag — so ist das Umschreiben eines Gedichtes, z. B. aus der Sprache des 15. Jhd., in der es uns zufällig überliefert ist, in die des 13. in der That bloße Nebensache, wozu (wenn man weiß, worauf es dabei ankommt) allerdings keine Kunst gehört, und es ist zwiefach nur Nebensache, wenn das Gedicht einem bekannten Namen angehört, von dem sich noch andere Werke in entweder alten oder zahlreichen Handschriften erhalten haben. Man mag dieß Verfahren willkührlich nennen; im Grunde steht aber nur éine Willkühr der andern gegenüber, mit dem wichtigen Unterschied jedoch, daß die Willkühr dort, in den Handschriften, in Unwissenheit und allgemeiner übler Gewohnheit ihren Grund hat, während sie hier auf besserer Erkenntniss, auf Erfahrung und Übung beruht. Aller-

dings der Einbildung, das Werk eines altdeutschen Dichters auf diese Weise „so treu und echt herstellen zu können, als wäre es unter des wiedererstandenen Verfassers eigenen Augen gedruckt" (Worte Benecke's, Wörterbuch zu Iwein S. VI), wird sich wohl kaum noch Jemand hingeben: das wäre, selbst nur in Bezug auf die Orthographie und mit Hülfe vorzüglicher Handschriften, ein Ding der Unmöglichkeit. Eine annäherungsweise Herstellung der ursprünglichen Schreibweise aus der Verderbniss späterer Zeit scheint aber jedenfalls erreichbar, und weil erreichbar, darum auch nicht bloß erlaubt, sondern geboten, im Namen der Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, nach dem Wahren und Echten unabläßig zu ringen, auch wenn sie dieses letzte Ziel überall zu erreichen nie hoffen darf.

Diese Umänderung der äußeren Hülle ist zwar durchaus nichts gleichgültiges, es ist aber nicht die Hauptsache. Weit wichtiger, aber auch schwieriger, ist die Bearbeitung des Textes. Sie hat mit verschiedenen, eigenthümlichen Hindernissen zu kämpfen. Zwar fehlt es nicht an Handschriften, die trotz der jungen Sprachformen alte Denkmäler in ziemlich ursprünglicher, wenig veränderter Gestalt überliefern. Hier ist eine Herstellung leicht. Schwieriger ist der zweite Fall, wo man es mit einem unwissenden, gedankenlosen Schreiber zu thun hat, der die Vorlage zum Theil nicht mehr verstand und desshalb die ihm unverständlichen alten Ausdrücke mit beliebigen neuen vertauscht, oder an die Stelle des Sinnvollen aus Nachlässigkeit Unsinn gesetzt hat. Hier eröffnet sich dem Bearbeiter ein weites und dankbares Feld für Bethätigung seines Scharfsinns und seiner Kenntnisse. Freilich gehört zur Herstellung eines in dieser Weise verdorbenen Textes mancherlei: neben angebornem kritischem Talent Übung, Belesenheit und Vertiefung in des betreffenden Dichters Art und Kunst. Und selbst dann wird es bei einem umfangreichern Werke kaum gelingen, alle Schwierigkeiten zu überwinden und alle Schäden zu heilen: immer noch wird genug übrig bleiben, was zum Theil erst vereinten Kräften glückt, zum Theil aber für immer jeder Herstellung spottet. Der schlimmste Fall ist ein dritter: wenn nämlich die einzige Handschrift das Gedicht in einer Umarbeitung überliefert, in einer absichtlichen Veränderung des Ursprünglichen. Solchen Texten gegenüber ist die Kritik, die weder allwissend ist noch Wunder thun kann, machtlos: die Auffindung einer einzigen weitern Handschrift kann die Arbeit langer Jahre in einem Augenblick über den Haufen werfen. Ein Beispiel.

Von Wolframs Parzival giebt es bekanntlich zwei verschiedene Recensionen: die durch die St. Galler Handschrift (D) vertretene, ohne Zweifel ältere, echte, und eine zweite, in viel zahlreichern Handschriften verbreitete, deren Hauptrepräsentant die Münchener Handschrift (G) ist; in dieser letztern hat das Gedicht, obwohl die Handschrift jener an Alter nichts nachgiebt, schon eine durchgreifende Veränderung erfahren. Hätte es nun der Zufall gewollt, daß jene echte Gestalt erst später zum Vorschein gekommen wäre, so könnte nur der Unverstand gegen den Bearbeiter der unechten Recension einen Vorwurf erheben oder ihn der „Textmacherei" beschuldigen. Von solchen willkührlichen, von Handschrift zu Handschrift fortgepflanzten und vermehrten Änderungen ist aber keine Handschrift, auch die älteste nicht, frei, und sie legen der Kritik unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Diese darf sich aber durch derlei Möglichkeiten von der Bearbeitung solcher nur in späten Einzelhandschriften überlieferten Denkmäler nicht abschrecken lassen, vorausgesetzt, daß diese durch Alter oder poetischen Gehalt oder den Namen der Verfasser dieses Aufwandes von Fleiß, Mühe und Scharfsinn überhaupt werth sind.

Mit den bloßen Abdrücken dagegen, denen unter oder hinter dem Texte etwelche Verbesserungen oder mit zaghaften Fragezeichen versehene Vorschläge beigefügt sind, ist wenig gewonnen, weder für die Sprachforschung noch für die Litteraturgeschichte. Aus so späten Handschriften erwächst für jene selten ein erheblicher Gewinn, und wie ist es möglich, in solcher Entstellung ein poetisches Denkmal, ich will nicht sagen rein zu genießen, sondern nur nach seinem wahren Werthe zu erkennen? Die classische Philologie hat nie gezaudert, Werke des Alterthums, die nur einmal und in verderbter Gestalt überliefert sind, wieder und wieder kritisch zu bearbeiten. In der bildenden Kunst ist es nicht anders. Welcher Kunstfreund wird anstehen, ein Gemälde aus alter Zeit, das ein gütiges Geschick zu uns gerettet hat, von dem Staub und Schmutz oder von der Übertünchung, womit Ungunst der Zeit oder unberufene Hände es entstellt, befreien und die Farben nach Möglichkeit in ihrer ursprünglichen Frische hervortreten zu lassen? Und wie manchem Torso sind in unseren Museen nicht schon Kopf, Hände und Füße angewachsen! Niemand wird behaupten, die auf solche Weise hergestellten Kunstwerke sehen nun gerade so aus, wie sie aus der Hand des Künstlers hervorgegangen sind, aber eben so wenig kann gesagt

werden, daß solche Herstellungsversuche verwerflich oder gar verboten seien.

Was auf dem Gebiete der classischen Sprachen und der bildenden Kunst erlaubt ist, wird der deutschen Philologie nicht verwehrt sein. Allerdings kommt es dabei, hier wie dort, auf das Wie an, und hier kann nicht geläugnet werden, daß in Ausgaben mhd. Dichtungen ab und zu in dieser Beziehung schon große Missgriffe gemacht wurden, Missgriffe, die indess einzelne Fälle betreffen und Einzelnen zur Last fallen, also gegen die Richtigkeit und Berechtigung des ganzen Princips nichts beweisen können. Man hat nachgerade in diesen Dingen doch einige Erfahrungen und Fortschritte gegen früher gemacht; und wer mit den Emendationen eines Kritikers nicht einverstanden ist, dem bleibt es unbenommen, seine eigenen an die Stelle zu setzen. Auffallend ist es, daß gerade die heftigsten Eiferer gegen die „Textmacherei" mit den Nachbesserungen außerordentlich sparsam sind. Sie mögen für diese ihre Rückhaltung ihre besonderen geheimen Gründe haben. Seit einiger Zeit waren diese früher so geläufigen Anklagen verstummt und es hatte den Anschein, als ob in den Anschauungen der Sprachforscher eine richtigere Einsicht Platz gegriffen hätte. Mehrere neuerdings vernommene Äußerungen lehren, daß jene Ansichten noch immer nicht völlig aufgegeben sind. Ich glaubte daher um so mehr hier darauf Rücksicht nehmen zu müssen, als es von der Bejahung oder Verneinung dieser Frage abhängen wird, ob meine auf die nachfolgenden Emendationen verwendete Mühe und Zeit weggeworfen ist oder nicht.

Auf den Erek des Hartmann von Aue findet nämlich das oben Gesagte volle Anwendung. Nur in einer einzigen Handschrift ist uns das Gedicht erhalten, in der großen Ambraser Handschrift, jener zwar jungen, aber reichhaltigen und unschätzbaren Handschrift, der wir auch die Erhaltung der Gudrun und mancher anderer mhd. Dichtungen zu danken haben. Noch im 15. und 16. Jahrhundert war der Erek in mehreren Handschriften vorhanden. Aus einem Handschriftencatalog des 15. Jahrhunderts, der sich einem Exemplar des Schwabenspiegels eingezeichnet findet, ersehen wir, daß die gräflich Ortenburgische Bibliothek zu Tambach in Oberfranken unter vielen andern deutschen Handschriften, die seitdem von dort verschwunden sind, auch eine des Erek besaß: *das puech von kunig Ereckh* (sieh Naumanns Serapeum 1842, S. 339). Eine zweite Handschrift befand sich im Besitz der Elisabeth Volkenstorferin, die ihre nicht unbe-

trächtliche Handschriftensammlung auf dem letzten Blatte der Ambraser Handschrift von Rudolfs Weltchronik (Nro. 77. Fol. Perg.) eigenhändig verzeichnet hat; unter den 45 von ihr aufgezählten deutschen Handschriften erscheint nämlich unter Nro. 28 auch *daz puech Hedek und Eneyt**). Beide Handschriften sind gänzlich verschollen und

*) Da Primisser sowohl als Sacken in ihren Beschreibungen der Ambrasersammlung von diesem Catalog nur einzelne Nummern, nicht ohne Fehler, ausgehoben haben, theile ich ihn hier ganz mit.

Nota Hie ist ze merkchen waz ich Elspet Volchenstorfferin pueher hab deutscher.

1. Primo von erst die wibel. — 2. Item den Salter deuthsch. — 3. Item ewangelij ain puech. — 4. Item die epistel ain puech. — 5. Item die auslegung uber de epistel ain puech. — 6. Item daz puech erchantnüs der Sünd. — 7. Item de ewig weishait auch ain puech. — 8. Item de glos uber daz ewangelij In principio. — 9. Item daz puech Johannes in apokalippsi. — 10. Item daz puech Lazarij. — 11. Item unser frawn wibil. — 12. Item sand Kathrein marter. — 13 Item daz puech der natur. — 14. Item der wêlhisch gast. — 15. Item die Romisch Granikken (so). — 16. Item daz peltzpuech. — 17. Item ain Ertzpuech. — 18. Item aber ain Ertzpuech. — 19. Item daz puech der tugent der wurtzen — 20. Item die Propheten ain puech. — 21. Item Wilhalm von Orans ain puech. — 22. Item daz prakkensail auch ain puech. — 23. Item den Tytrell ain puech. — 24. Item daz puech Parczifal. — 25. Item aber ain Parciffal. — 26. Item sand Elspeten leben. — 27. Item der Wigelays. — 28. Item daz puech Hedek und Eneyt. — 29. Item aber unser frawn wibel. — 30. Item der czweliffpotten leben. — 31. Item ain Rechtpuech. — 32. Item aber ain Rechtpuech. — 33. Item aber ain erczpuchel. — 34. Item Lucidarius. — 35. Item aber ain erczpuchel. — 36. Item de suben frewd unser frawn. — 37. Item aber ain erczpuechel. — 38. Item ain puhel von unßer frawn tagzeit. — 39. Item zwo tewtsch vigilij. — 40. Item Sand Margarethen marter. — 41. Item sand Prandan ain puhel. 42. Item iiij Pettpuhel. — 43. Item ein puhel eyttel Teychner. — 44. Item ain mêr puhel. — 45. Item chunigin von Frankenreich.

Also eine Handschrift der Kaiserchronik, denn diese ist doch wohl mit der „Romisch Granikken" (Nr. 15) gemeint; von Wolfram zwei Handschriften des Parzival (Nr. 24. 25) und eine des Wilhelm von Orange; Hartmanns Erek (Nr. 28); Wirnts Wigalois (Nr. 27); Thomasins wälscher Gast (Nr 14); die Weltchronik Rudolfs, worin gegenwärtiges Verzeichniss eingeschrieben steht; zwei Handschriften des jüngern Titurel (Nr. 22. 23); Heinrich Teichners Gedichte (Nr. 43); das Gedicht von der Königin von Frankreich (Nr. 45); eine Handschrift mit Erzählungen und Schwänken, so wird man doch wohl das „mêr puhel" (Nr. 44) zu verstehen haben; Legenden von Katharina (Nr. 12), Margaretha (Nr. 40), S. Brandan (Nr. 41) und der Patronin der Besitzerin, der hl. Elisabeth (Nr. 26). Der Lucidarius (Nr. 34) ist wahrscheinlich die bekannte Weltbeschreibung, nicht das Werk Seifried Helblings. Naturwissenschaftliche und medicinische Werke sind: das Buch der Natur von Konrad von Megenberg (Nr. 13); ein Peltz- und ein Kräuterbuch (Nr. 16. 19); fünf Arzneibücher (Nr. 17. 18. 33. 35. 37); ferner zwei Rechtsbücher (Nr. 31. 32). Die biblische Geschichte und ascetische Litteratur ist reich vertreten: die ganze Bibel (Nr. 1), einzelne Theile derselben (Nr. 2. 3. 4. 5. 8. 9. 20. 30); Unser Frauen Bibel (Nr. 11. 29) ist

auch ein Bruchstück hat sich bis jetzt nirgends gefunden. Wir sind also, vielleicht für immer, lediglich auf die eine Ambraser beschränkt. Sie wurde auf Befehl Kaisers Maximilian I. im Jahre 1502 begonnen und 1517 vollendet. Trotz dieses jungen Alters ist der Text, den sie gewährt, im Ganzen durchaus nicht schlecht zu nennen; wie er sich indess gegen die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes ungefähr verhalten mag, wird man aus dem nach derselben Handschrift herausgegebenen Iwein von Michaeler (Wien 1786) und aus einer Vergleichung desselben mit der Gießener oder Heidelberger Handschrift einigermaßen entnehmen können.

Die Ausgabe des Erek erschien im Jahre 1839 durch Moriz Haupt. Es war seine erste kritische Arbeit auf diesem Gebiete. Jetzt würde er ohne Zweifel Manches anders und besser machen; dennoch war es eine bedeutende Leistung, die man mit dankbarer Anerken-

---

wohl das Leben Mariä; die 7 Freuden und die Tagzeiten Mariä (Nr. 36. 38); Seuse's Büchlein der ewigen Weisheit (Nr. 7); ein Beichtspiegel (Nr. 6), zwei Vigilien- (Nr. 39) und vier Gebetbücher (Nr. 42). Was wir unter dem „puech Lazarii" (Nr. 10) zu verstehen haben, weiß ich nicht. Da die Schreiberin zwischen „puech" und „puechel" genau unterscheidet, so muß es ein starker Band gewesen sein.

Das Geschlecht der Volkenstorfer (vgl. Hoheneck, Genealogie der Familien im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens. Passau 1747. 3, 771—791) war eines der ältesten im Lande ob der Ens. Ihr Stammsitz gleiches Namens lag auf einer weithin sichtbaren Anhöhe zwischen Ens und St. Florian. Der letzte des Geschlechtes, Wolfgang Wilhelm († 16. Dec. 1616 im Schlosse zu Weißenberg), oder vielmehr dessen Witwe, Katharina, geborne Herrin von Liechtenstein-Nikolsburg († 16. April 1643) verkaufte Volkenstorf im Einverständnisse mit ihren kinderlosen Töchtern an den berühmten Feldherrn Grafen Tilly und dessen Vetter, Grafen Werner Tilly, deren Erben die alte Burg niederreißen ließen und am 3. März 1633 den Grundstein zu einem Neubau, der noch erhaltenen Tillysburg, legten.

Es können zwei Volkerstorferinnen mit Namen Elisabeth nachgewiesen werden: 1. Die jüngere Tochter Seibolds v. V. aus der Ehe mit Demuth von Losenstein, die sich im Jahre 1375 mit Gundaker von Starhemberg vermählte (Hoheneck 3, 778). 2. Die jüngste aus der zweiten Ehe des Georg von V. mit Margaretha von Polheim (1400) hervorgegangene Tochter (Hoheneck 779); sie verehlichte sich mit Heinrich von Wildhauss. Diese genealogischen Notizen verdanke ich meinem verehrten Freunde Jos. Bergmann. Ob eine dieser beiden Frauen die einstige Besitzerin der Handschriften war, muß ich unentschieden lassen. Es ist mir aber nicht wahrscheinlich, daß sie, die sich doch wohl schon in jungen Jahren in andere Geschlechter verheiratheten und also den angebornen Geschlechtsnamen veränderten, schon als Mädchen, als jüngere Töchter, solche Handschriftenschätze zu eigen besaßen, es müßte denn sein, daß sie einen Theil ihrer Mitgift bildeten, was doch kaum anzunehmen ist. Auch sind die Schriftzüge schwerlich früher als etwa in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu setzen.

nung aufzunehmen alle Ursache hatte. Daß Vielerlei darin stehen blieb, was noch der Verbesserung bedarf, oder Manches geändert ward, was sich nachträglich als richtig überliefert herausstellte, daraus wird ihm Niemand, der die manigfachen Schwierigkeiten einer so umfangreichen Arbeit kennt, einen Vorwurf machen. Einen bedeutenden Antheil an dieser Arbeit nahm Lachmann, er hat, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, daran „das Beste gethan". In der That sind es gerade die schwierigern Fälle, wo er berichtigend eingriff, die tiefer liegenden Verderbnisse, die er oft in überraschend glücklicher Weise aufgedeckt und verbessert hat, wie mir denn seine Conjecturalkritik immer als die glänzendste Seite seines ungemeinen Talentes erschienen ist. Dieses Talent hat ihn dann freilich auch häufig weit über das Ziel und das Erlaubte hinaus greifen lassen und ihn zu Gewaltthätigkeiten verleitet, die nicht zu loben sind. An solchen Verirrungen der Kritik fehlt es, wie ich zu zeigen hoffe, auch im Erek nicht, während der Herausgeber selbst sich damals noch fast ganz frei davon gehalten hat. Wie Vieles indess auch da noch dem Scharfsinn und Nachdenken Anderer übrig gelassen blieb, und wie sehr zu Arbeiten dieser Art eine Vereinigung verschiedener Kräfte durchaus gehört, zeigte die vom Herausgeber einige Jahre später in seiner Zeitschrift 3, 266—273 mitgetheilte Nachlese mit Verbesserungen, theils von ihm selbst und Lachmann, theils von Benecke, W. Grimm und Wilh. Wackernagel, von denen namentlich die des Letztern manche verunglückte Emendation Lachmanns zurückwiesen und berichtigten.

Seitdem — es sind fünfzehn Jahre darüber hingegangen — ist dem Erek von Seite der Kritik nicht die allergeringste Aufmerksamkeit mehr geschenkt worden, sei es nun, daß ihn (was doch kaum anzunehmen) Niemand mehr gelesen oder nicht auf die rechte Weise gelesen hat oder daß man durch jene Verbesserungen Alles erschöpft glaubte, oder endlich daß Keiner den Muth hatte, mit seinen Funden vor die Öffentlichkeit zu treten, genug, so viel ist gewiss, daß (wie freilich noch für manches andre mhd. Gedicht) für den Erek seit jener Zeit kein Finger mehr gerührt wurde. Dieser Mangel an Eifer, Theilnahme und gemeinsamem Zusammenwirken auf Ein bestimmtes Ziel ist in einer so jungen Wissenschaft gewiss ein betrübendes bedenkliches Zeichen. Welche Ursachen dieser Erscheinung zu Grunde liegen, darüber behalte ich mir vor, einmal ein offenes Wort zu reden. Hier habe ich es vorläufig nur mit dem Erek zu thun.

Diese Jugendarbeit Hartmanns ist zwar nicht gerade ein Meisterwerk, und als Ganzes betrachtet steht sie gegen dessen Iwein weit zurück. Dennoch finden sich darin Stellen und ganze Abschnitte, welche dem Besten in jenem mindestens ebenbürtig zur Seite stehen, und in denen des Dichters ganze Liebenswürdigkeit, Innigkeit, Seelenkenntniss und Gemüthstiefe, Eigenschaften, wodurch sich Hartmann vor vielen andern mhd. Dichtern auszeichnet, deutlich hervortreten. Einem Werke von dieser Beschaffenheit, das einem der berühmtesten Dichter der mhd. Zeit angehört, Fleiß und Nachdenken zu widmen, kann keine verlorne Mühe sein.

Ich habe oben 3, 338 eine Revision des Lachmannischen Iwein (worunter ich aber keine neue Ausgabe verstanden wissen möchte) in Aussicht gestellt; ich lasse ihr die nachfolgenden Emendationen zum Erek als Vorläufer vorangehen. Natürlich hat man mir nicht das Leichte oder an der Oberfläche Liegende übrig gelassen; aber nicht selten stehe ich auch an Stellen, die schon längst für endgiltig hergestellt betrachtet werden, mit Lachmann im Widerspruch, wo dessen Änderungen mir nicht berechtigt scheinen. Mit welchem Glück oder Geschick dieß geschehen ist, mögen vorurtheilslose Leser entscheiden. Wenn nichts Weiteres, so viel wird aus meiner Arbeit doch hervorgehen, daß ich mich mit Hartmann eingehend beschäftigt und namentlich den Erek, für dessen Erklärung noch gar nichts geschehen ist, verstehen zu lernen ernstlich getrachtet habe.

Es ist bei den meisten höfischen Dichtern fast ausnahmslose Regel, bei weiblichen Namen, wenn ihnen *frouwe* vorgesetzt wird, den Artikel *diu, die, der* wegzulassen und dann gewöhnlich *frouwe* in *frou, frô, froun,* ja sogar bis zur Schwächung in *ver* zu kürzen. An diese Regel kehrten sich freilich die Schreiber späterer Zeit nur selten oder gar nicht mehr, aber in guten, sorgfältigen Handschriften wird man sie fast immer beobachtet finden. Gegen diese Regel hat der Herausgeber, der jungen Handschrift viel zu sehr nachgebend, regelmäßig und unzählige Male gefehlt. Betrachtung des im Iwein herrschenden Gebrauches hätte diesem Fehler vorbeugen können. Dort wird an 16 Stellen unabänderlich *vrou Lûnete,* also gekürzt und ohne Artikel, selbst da geschrieben, wo das Metrum der vollen Form nicht entgegen gestanden wäre: *dô sprach aber vrou Lûnete* 7895. *sich underwant vrou L.* 7939. *dô gienc vrou L.* 8023. *hie gesach vrou L.* 8137. *dô sprach vrou L.* 8044. *hie was vrou L.* 8149.

Dasselbe ist der Fall vor andern Namen: *vrou Minne* fünfmal, *vrou Laudîne* zweimal, ebenso im Dativ *vroun Minnen* 7038. 7053. *vroun Lâneten* 5438. Nur an Einer Stelle 2794 hat Lachmann im Acc. *vrowen*, doch ohne Art. gesetzt, und zwar vor *Ênîten*: *durch vrowen Ênîten*, wie es scheint (Varianten werden zu diesem Verse keine angegeben) aus Gründen des Metrums, das aber hier *vroun* so gut ertragen würde als *vrowen*. Auch Greg. 282: *vrou Minne*. — Zweisilbig gebraucht das Wort, aber stäts ohne Artikel, Walther *frowe Minne* 14, 11. 40, 26. 27. 41, 5. 55, 17. 98, 36. *frowe Mâze* 46, 33., einsilbig *frô Sælde* 43, 1. 55, 35. *frô Unfuoge* 64, 38. *frô Stæte* 96, 35. *frô Welt* 100, 24. 101, 5. Auch Wolfram wird kaum Ein Mal gegen die Regel verstoßen, die Regel nämlich, die den Artikel bei *frou, frowe* vor Eigennamen meidet. Danach sind also all die zahlreichen Fälle im Erek, wo *diu frowe Enîte, die, der frowen Enîten* steht, zu bessern. *ûz engegen (ûz gein?) froun Enîten* 800. *als frou Enîte daz ersach* 849. *und dô frou Enîte* 1299. *und füeren* (statt *füern die*) *froun E.* 1404. *frou E. urloup nam* 1455. *froun E. nam si dô* 1528. *ouch wart froun Enîten* 1555. *frou E. reizte daz* 1841. *und von* (statt *unde von der*) *froun E.* 2358. *zuo froun* (statt *zuo der frowen*) *E. er dô sprach* 3236. *froun E. er niht liez* 3662. *hie was frou E. mite* 4491. *frou E. gieng ouch dar* 4500. *die frou E. erleit* 5110. *dâ er froun* (statt *da er die frowen*) *E.* 5713. *und sîn frou E. phlac* 6135. *frou E. kûme sprach* 6166. *froun E. trôster dô* 6212. *gienc dô froun E. nôt* 6321. *âne froun* (statt *ân die froun*) *E.* 6682. 8759. 8928. *er sprach ze froun Enîten* 6877. *des wart frou E. unfrô* 6924. *Guivreiz froun Enîten* 6956. *Guivreiz froun E. neic* 7024. *frou Enîte* 7221. *owê froun E.* 7263. *der nam froun E.* 9645. *froun Enîten œhein* 9720. *mit froun E.* 9818. *hete frou E.* 10107. — 1606. 1745. 2857. 6733. 7221. ist ohne Zweifel *mîn frou Enîte*, und *mîn froun Enîten* zu lesen. Ferner *nû hete frou Melde* 2515 (vgl. Frauendienst 47, 30. Lanz. 3346); *wie er froun Laviniam* 7575.

Bei *herre* vor Eigennamen ist zweierlei oder vielmehr dreierlei zuläßig: entweder *der herre* oder das verkürzte *her*, aber ohne Artikel, oder *mîn her* (monsieur); unerlaubt eine Vermischung beider, d. h. des Artikels mit der verkürzten Form *her*, oder umgekehrt die volle Form ohne den Artikel: *der her Iwein, dem hern Gâwein* oder *herren Iwein*. In der ersten Ausgabe des Iwein war dagegen öfter gefehlt, in der zweiten nur noch an zwei Stellen *als dem hern Ereke*

geschach 2792, und *dem hern Iweine der in sluoc* 5084, in dem einen ist *als hern Êrècke geschach*, im andern *dem herren Iwein der in sluoc* zu lesen, und ebenso im Erek 8879: *umbe hern Erecken.* Daß mit diesen beiden Formen Lachmann nicht recht in's Klare kam, beweist seine Anmerkung zu Iwein 855. Im Iwein z. B. sind die Verse 1332: *da'r sach sî der herre Iwein* in *da ersách sí her Iwein*, und 1418 *ouch was der herre niht verzagt* mit allen gegen A in *ouch was her Iwein niht verzagt* zu bessern.

9. 10. Die Kürzung *ein* für *einen* (vgl. zu 1964. 65. und Greg. 2816 wird *einn* wohl zu streichen sein) in Verbindung mit der Verschleifung *da enmitten* in der zweiten Zeile ist verdächtig; beide Zeilen werden wohl mit vier Hebungen

einen ritter selbedritten
vor ein getwerc, dâ enmitten

zu lesen sein. Daß V. 187. 6621. 7103. *dritten* : *enmitten* zu Versen von bloß drei Hebungen verwendet werden, steht dem nicht entgegen.

18. lies *sîne frouwen frâgen began.*

Metrisch ist dieser Vers dann genau entsprechend V. 6780 *ez was durch versuochen getân.*

Zu V. 56 wird in den Lesarten ein Fragezeichen gesetzt; was aber hier *ze sîner missewende* bedeutet, kann doch nicht zweifelhaft sein. *missewende*, was sich zum Schlimmen wendet, übel ausfällt, also: zu seinem eigenen Schaden. Und theuer genug mußte der Zwerg Maledicur die Geißelschläge büßen: 1055—1076.

78. lässt sich die harte Kürzung *soltz* = *soltet ez* vermeiden, wenn man *iuwer* streicht und

ir soltet ez durch zuht lân

liest; nach *durch* wird das Pronomen eben so häufig ausgelassen als gesetzt, vgl. mhd. WB. 1, 404^{b}.

91. wird der schwere Auftakt entfernt, wenn gelesen wird

wil dû deich dichs erlâze,

andernfalls sind es zwei klingende Verse zu vier und drei Hebungen.

147. Besser würde der Sinn, wenn man *doch* setzte für *dô:*

sô lange er doch urloubes gerte;

auch hier haben wir ein klingendes Verspaar zu vier und drei Hebungen.

177. Statt *dô* lies *dâ.*

207. 8. sind mit vier Hebungen zu lesen

sô het er in immer mêre
âne strît mit voller êre.

290. lies *der saz in dem gemiure.*

das hs. *der dâ saz* stört den Sinn wie das Metrum.

301. lies *herre, mir wær herberge nôt.*

Die Ausgabe mit der Hs. *der herberge*; der Artikel *der* ist aber entbehrlich, zumal vor *herberge,* und *nôt* hat den Genitiv des Subst. sehr oft ohne Artikel bei sich: *nû ist iu lîhte guotes nôt* Iwein 6615. *wan iu ist beiden ruowe nôt* ebd. 7725; auch in den beiden in der neuen Ausgabe des Iwein mit Unrecht verworfenen Zeilen 297. 98 ist besser zu lesen:

herberge nie mê sô nôt.

353. 54. *daz phärt begiengn ze vlîze*
ir hende vil wîze.

Die handschriftliche Lesart *begienc* ist herzustellen und statt *hende* ist *hant* zu lesen; für einen Hartmannischen ist der Vers nicht zu kurz.

356. wird geschmeidiger, wenn man liest

ich wæne dâ genuogte in mite,

statt *ich wæn in gnuogte dâ mite.*

Die Trennung des *dâ* von *mite* öfter im Iwein: *dâ schiltet sî vil manec mite* 1871. *wan dâ gewinnet niemen mite* 2028. *dâ ist mir wol gelônet mite* 5106, etc.

357. *ob er solhen marstaller hœte.*

ist *marstaller* überhaupt ein altes Wort? Ich finde es nicht vor dem 15. Jhd. belegt. *marschalc* bedeutet bekanntlich dasselbe und würde dem schwerfälligen Verse aufhelfen.

389. lies *des hâten sî die überkraft.*

der Artikel darf hier kaum fehlen, vgl. 5188. und Iwein 2444: *und alles des diu überkraft,* wo *diu* in BEd auch fehlt. 365. *wirn heten alles des die kraft.*

398. *und ers durch sîn armuot niht enlie,*

ein überfüllter Vers. Statt *ers* ist besser *des* zu lesen, und *sîn* jedenfalls zu streichen. Vgl. das Wörterbuch zum Iwein S. 86: *durch haz, hôchvart, hövescheit, zorn, vorhte, übermuot* etc. stäts ohne Pronomen.

430. Warum hier, während überall sonst im Erek der Name *Enîte* lautet und durch zahlreiche Reime diese Form gesichert ist,

Enîde (: *Karsinefîde*) geschrieben wird, mit der Media, ist schwer begreiflich, um so mehr, als die meisten Handschriften des Parzivals 143, 30 den in Chrestiens Gedicht fehlenden Namen der Mutter mit der Tenuis schreiben. Wenn Hartmann sich die Freiheit genommen hat, den in seiner franz. Quelle *Enîde* lautenden Namen durchweg in *Enîte* zu ändern, so wird er auch mit jenem andern Namen keine Umstände gemacht haben. Fast scheint es, als ob Lachmanns Vorgang im Parzival verhindert habe, hier von der handschriftlichen Überlieferung abzugehen.

631. *und bâtn in râtes dar zuo.*

die Kürzung wird vermieden, wenn man den Gen. *râtes* vor den Acc. *in* setzt, so auch im Wig. 80, 2. *si bâten sîn got alle pflegen* etc.

674. lies *da der sparwœre ûf was gesat*

statt *sparwœr was ûf.*

754. lies *nû rûmde man in sâ zestunt*
ze einem wîten ringe.

die Hs. *jn aus*, die Ausg. *inz zestunt.* Man *rûmet einem*, d. h. man macht ihm Platz, *ez* ist hier nicht nöthig, wenn es auch Iwein 3314 heißt: *unde rûmtez im ouch sâ*, Greg. 3453: *od ich gerûm ez niemer hie* und Erek 2978: *unde rûmten imz sâ*, sie verließen ihn. Vgl. *si frâgten in, durch welhe nôt er dort hete gerûmet* der Luderer vom Stricker Heid. Hs. 341. Bl. 323. *der tampf gerûmet schiere hie* Trist. 238, 7.

811. 815. ist die Kürzung *zsamen* = *ze samene* auffallend. Darf man Hartmann dergleichen zutrauen? Ich zweifle. Das erste Mal wird wie auch 9083. *ze samene liezens strîchen* (vgl. 765. 832) zu lesen, und an der zweiten Stelle *zsamen* einfach zu streichen sein:

sô sêre sie stâchen.

853. liest man wohl besser

unde bliben des slages dâ.

Hs. *und er belibe.*

866 ff. Ereks Zweikampf wird mit einem Spiele verglichen:

si bêde spilten ein spil
daz lîhte den man beroubet,
der fünfzehn ûf daz houbet.
ouch wurdens eteswenne gegeben
beidiu dâ für und ouch da eneben.
mit grimme sî verbunden.
einer ellenlanger wunden

mohter vil wol sîn bekomen
der daz phantreht solte hân genomen.

Diese Verse sind in der Ausgabe unerklärt geblieben, und wie mir wird es wohl auch Andern gegangen sein: sie werden sie nämlich nicht verstanden haben. Erst neulich, bei der Erläuterung einer Stelle aus Parzival (Zeitschrift 11, 59) haben sie eine gelegentliche Erklärung gefunden. Nämlich: „sie beide spielten ein Spiel, das leicht großen Verlust bringt, das Spiel fünfzehn auf das Haupt. Manchmal fielen auch Würfe vor und neben das Haupt. Sie waren gegen einander voll grimmiges Hasses. Wer da das Pfandrecht, seine Procente vom Spielgewinn, hätte erheben sollen, der hätte schon etwas ganz ansehnliches erhalten, eine ellenlange Wunde." Diese Übersetzung kann man insofern eine sinnreiche nennen, als sie der Stelle zum Theil einen Sinn unterlegt, den sie schwerlich hat. *der* in der dritten Zeile kann nichts anderes sein als der Gen. Plur. des demonst. Pronomens: deren, wovon; aber worauf bezieht er sich? Es geht kein Substantivum vorher, zu welchem *der* hier das Demonstrativum bilden könnte, und überdieß fehlt das Verbum. Daß *der* sich auf das *spil* beziehe, ist bloße Fiction. Und dann, was ist das für ein Spiel, wo 15 auf den Kopf gehen? Giebt es, was ich nicht weiß, wirklich ein solches Spiel, warum wird uns der Nachweis vorenthalten?

Ich kann in *fünfzehn* nichts anderes als eine Verderbniss erblicken, und glaube, es liegt dem Worte ein vom Schreiber missverstandener, auf das Spiel bezüglicher Ausdruck zu Grunde. Ich dachte erst:

so der würfel velt ûfz houbet,

denn das Schwert könnte doch wohl mit einem Würfel verglichen werden. Doch schließt sich mir diese Emendation noch nicht mit hinreichender Genauigkeit an den Buchstaben der Überlieferung, vielleicht tritt folgender Vorschlag näher ans Echte:

der wurfzabel was daz houbet.

wurfzabel, Spielbrett, Wurfbrett, wie *schâchzabel* das Schachbrett; das Spielbrett waren die Köpfe; auch im Gregor 1856 ff. steht eine Vergleichung des Kampfes mit dem *zabel*, dem Würfelspiel.

In den folgenden Versen kann ich, neben sprachlichen und grammatischen Bedenken, ebenfalls den Sinn nicht finden, den Haupt ihnen beilegt. *wurdens* = *wurden si* (so die Hs.): wer wurde? Die Würfe, meint Haupt, aber von den Würfen war und ist ja noch

keine Rede. Wie könnte ein sonst so klarer Dichter wie Hartmann sich so undeutlich ausdrücken? Er wird beim Bilde geblieben sein und auch hier einen Ausdruck gebraucht haben, der mit dem Spiel in Verbindung steht. Die Hs. wird *sy etzwenne* haben, das führt auf *satzunge*, Pfand, Einsatz.

mit grimme si verbunden

soll heißen: „sie waren gegen einander voll grimmiges Hasses." Aber lässt sich *verbinden* in diesem Sinne nachweisen? Es könnte

mit grimmigen bunden

gelesen werden. Auch *bunt* ist ein Spielerausdruck und bedeutet „zwei neben einander stehende Steine, die der Spieler zu halten strebt": Deutsches Wörterbuch 2, 517 a und mhd. WB. 1, 135 a. Bei Luther ist *bunt* synonym mit *zug*, also: mit grimmigen Zügen, d. i. Doppelstreichen. Die Stelle lautete somit

sî bêde spilten ein spil
daz lîhte den man beroubet:
[der] wurfzabel was daz houbet.
ouch wurden satzunge gegeben
beidiu dâ für und ouch da eneben
mit grimmigen bunden:
einer ellenlanger wunden u. s. w.,

d. h. das Spiel, das beide spielten, war ein solches, das leicht einen in Schaden bringt: das Spielbrett nämlich waren ihre Köpfe. Die Einsätze, die da auf und neben das Spielbrett (die Köpfe) gegeben wurden, waren grimmige Doppelzüge, -Schläge, so daß, wer das Pfandrecht da hätte nehmen wollen, leicht statt dessen (von den daneben fallenden Schlägen) eine ellenlange Wunde erhalten hätte.

903. *unser slege gênt niht manlîchen,*
wir vehten lasterlîchen.

Wenn die von Lachmann und Haupt (Iwein 6379 und Zeitschrift 3, 267) gegen diesen Reim (*-lîchen* : *-lîchen*) erhobenen Bedenken gegründet sind (ich bin nicht davon überzeugt), so könnte gelesen werden

unser slege gênt nihtwan (niewan) slîchen

oder mit vier Hebungen

unser slege niht manne gelîche
gênt, wir vehten lasterlîche:

unsere Streiche fallen nicht mehr wie es Männern geziemt; V. 893 heißt es: *ir slege wîplîchen sigen.*

939. 40. *ûf den helm er verbant*
mit vil williger hant.

Der Herausgeber vermuthet in der ersten Zeile einen Fehler; ich glaube mit Recht, denn wenn das mhd. WB. 1, 136 b meint, es dürfe ohne Bedenken so stehen bleiben („er band den Helm auf"), so ist dabei übersehen, daß der Kampf, dem das Wiederaufbinden der Z. 911 abgelegten Helme vorausgehen musste, schon V. 914. 15. wieder begonnen hatte. Ich lese

den helm er vaster gebant
mit vil werlîcher hant.

Nachdem der Kampf lange unentschieden hin und her geschwankt hatte, fielen Erek die von dem Zwerge erhaltenen Geiselschläge ein und zugleich blickte er auf Enite: das verlieh ihm doppelte Kraft: er band mit kräftiger Hand den Helm fester und drang mit solchem Ungestüm auf seinen Gegner ein, daß er ihn nun rasch zu Falle brachte. So heißt es auch in den Nibelungen, als Kriemhilt mit erzwungener Freundlichkeit die Burgunden empfangend, nur Giselhern küsst, und Hagen daraus den bevorstehenden Kampf ahnt 1777 H. *dô daz gesach Hagene, den helm er vaster gebant.* Wir pflegen, wenn es einer Gefahr entgegen geht, den Hut tiefer ins Gesicht zu drücken.

1247. *er gwaltte mir mit sîner hant*

gwaltte mir ist von Lachmann nach Iwein 1567. 68: *sît Minne kraft hât sô vil daz sî gewaltet swem sî wil*, an die Stelle des handschriftlichen *geweltigt mich* gesetzt. *einem gewalten*, ihn beherrschen, unterthänig machen, mag dort richtig sein, hier passt es nicht, und gegen die Schreibweise *gwaltte* = *gewaltete* muß man im Namen des Dichters Einsprache erheben: solche Rohheiten dürfen ihm nicht aufgebürdet werden.

er betwanc mich mit sîner hant,

so wird zu lesen sein, vgl. Erek 1296. *Erecke sô wol gelanc daz er Yders betwanc. betwingen*, bändigen, besiegen. vgl. Nibel. *die Liudegêres man, den ê dâ hete betwungen diu Sîfrides hant* 886, 3. *unze daz er Hagenen mit strîte doch betwanc* 2409, 3. Statt *gewaltet* im Iwein, das will ich noch bemerken, liest eine Hs. *twinget.*

1265. ist *und* oder *daz* entbehrlich und zu streichen.

1329—32. — — *sî nœmen*
swâ sî sîn reht bekœmen
einen [*stiezen*] *kus für einen slac*
und guote naht für übeln tac.

Den letzten Vers hat Lachmann aus der hs. Verderbniss gut hergestellt. Aber auch die vorhergehende Zeile bedarf der Besserung; nur wird durch des Herausgebers Vorschlag, *süezen* zu streichen, die Sache am unrechten Orte angegriffen. Statt *süezen* wird man vielmehr *einen* zu entfernen haben. Auch *einen slac* scheint mir verderbt, man erwartet, wie bei *guot* und *übel,* auch hier einen Gegensatz zum *süezen kus,* etwa *ôrenslac* oder Ähnliches.

1434. *man mohte ez vil gerîten,*

statt *vil* ist *wol* zu lesen, wie Iwein 6849 — *pfert, die sî wol mohten rîten*: es war so gebaut, daß man bequem darauf reiten konnte.

1445. *waz solt daz lange mære*
wie daz geworht wære?

ist nicht der mhd. Ausdrucksweise gemäß, besser lautet

waz sol des langiu mære.

Vgl. Marienlegenden IV, 38: *waz sol des lange mêre* (so nach AH, die übrigen lesen *daz*): wozu bedarf es darüber vieler Worte oder weitläufiger Rede. *mære* scheint hier als Femin. gebraucht (vgl. mhd. WB. 2, 71.); vgl. *waz tohte ez iu gelenget?* Trist. 233, 10.

1497 fg. *nû riten sî vil drâte*
wand er gelobt hâte
ze kommenne an dem selben tage,
durch daz der küneginne sage
bewîst die guoten knehte
alle vil rehte
der zît wenn er solde komen.

So nach Lachmann, dessen Vorschlägen der Herausgeber gefolgt ist. Die Hs. liest *nach der küniginne sage so wissten die guoten knechte.* Hier haben wir eine recht unnöthige Änderung. Die hier auffallende Anwendung von *durch daz* im Sinne von weil möge unberührt bleiben; sollte aber *der küniginne sage bewîste — sî der zît* wirklich mittelhochdeutsch sein? *nâch der sage,* in Folge der Aussage, Mittheilung ist sprachlich ganz richtig; so heißt es im Erek selbst 2238 und 2896 *nâch der âventiure sage,* beidemal wie hier mit darauf folgendem *sô;* Lanz. 1884 *nâch der âventiure sage sô ist ez komen an die naht* (vgl. Wigalois 250, 14) und Ottokar (Wackernagels Lesebuch 821, 23) *nâch der wârhait sag sô hân ich mîn tag;* ferner Barl. 70, 20 *nâch der wîssagen sage.* Wig. 42, 9: *nâch des garzûnes sage vant er michel fröude dâ.* Demnach darf auch *sô wisten* stehen bleiben. Die Änderung scheint durch den Genitiv *der zît* hervorgerufen, aber selbst

hier scheint kein Abgehen von der Überlieferung geboten *(die zît)*, obwohl *wizzen* sonst nicht den Genitiv regiert. *sî wisten der zît*, sie wussten um die Zeit, wann Erek kommen wollte: *der zît* könnte hier adverbialer Gen. sein.

1515. *Lucâns der schenk schein in der schar.*

Warum soll der Schenke Lucâns unter der Schaar von Helden und Königen besonders hervorgeleuchtet haben? Diese auffallende Bevorzugung und zugleich die Kürzung *schenk* wird vermieden, wenn man das ohnehin überflüssige *schein* streicht. Mit dem König Artus ritten zu Ereks Empfang Gawein, Persevâus, König Yels von Galôês, der Königssohn Estorz, Lucâns der Schenke und das gesammte königliche Gefolge in einer Schaar.

1572 fg. *ein borte ir hâr zesamne bant:*
der was ze mâze breit,
kriuzewîs über daz houbet geleit.
sô guot was des schappels schîn,
ezn moht von braht niht bezzer sîn.

von braht ist von Lachmann an die Stelle des handschriftlichen *von porten* in den Text gesetzt. Was heißt *von braht*? *braht* ist zwar kein seltenes Wort, aber überall, wo es begegnet, bedeutet es Schall, Lärm, Getöse, Geschrei. Das kann doch hier, wo von einem Kranze, einem Haarschmuck die Rede ist, der Sinn nicht sein. Lachmann scheint entweder an das ahd. *perahtî*, splendor, oder ein anderes, vielleicht von *brehen*, strahlen, leuchten, glänzen, abgeleitetes Substantiv (unser Pracht?) gedacht zu haben. Aber das ahd. *perahtî* kommt bloß zweimal in den ältesten Quellen vor: bei Kero und in einer Pariser Glossensammlung (Graff 3, 209), im mhd. ist es gar nicht nachzuweisen, ebensowenig ein anderes von *brehen* gebildetes Hauptwort (vgl. mhd. WB. 1, 106. 235—36.). Es scheint doch gewiss verwegen, ein gänzlich unbelegtes Wort an die Stelle der Überlieferung zu setzen. Ist es Zufall oder richtige Einsicht, dem Worte gebühre keine Aufnahme, daß es im mhd. WB. fehlt? Ich möchte lesen *ezn moht kein* (oder *nie*) *bortę bezzer sîn:*
der Haarschmuck gab so hellen Glanz, daß man keinen bessern Borten zu finden vermöchte.

1585 fg. *alsô schœne schein diu maget*
in swachen kleidern, sô man saget,
daz sî in sô rîcher wât
nû vil wol ze lobe stât.

vil wol bildet hier keinen rechten nachdrücklichen Gegensatz zum vorausgehenden. Es ist *volle wol* zu lesen, wie 4818 *daz ir mir volle wol tuot,* vgl. 7374 und a. Heinrich 1177 *volle guot*:

nû volle wol ze lobe stât:

die Schönheit der Jungfrau leuchtete schon aus den schlechten Kleidern so sehr hervor, daß sie nun, in dem reichen Gewand, erst recht, in vollem Maße, des Lobes würdig erscheint.

1594. *ouch hât sich sô manec wîser munt*
in wîbes lobe geflizzen, daz etc.

wîser ist überflüssig, und der schwerfällige Auftakt wird vermieden, wenn man das Wort streicht, das der Schreiber offenbar aus Z. 1591 wiederholt hat: *nû bin ich niht sô wîser man.*

1703. 4. *der wunsch was an ir garwe.*
als der rôsen varwe
under wîze liljen güzze
und daz ze samne flüzze,
und daz der munt begarwe
wære von rôsen varwe,
dem gelîchte sich ir lîp.

Wer diese Stelle recht erwägt, braucht nicht aufmerksam gemacht zu werden, wie wenig die beiden vorletzten Zeilen, die schon grammatisch auffallend sind, in den Zusammenhang passen: es ist nichts weiter als eine müßige sinnstörende Wiederholung der V. 1699. 1700. Man streiche sie, und es stimmt alles vortrefflich zusammen: die Farbe ihres Körpers glich einer Mischung aus Lilien und Rosen, ein von den Dichtern oft gebrauchtes Bild (vgl. Walther 53, 35. *got hât ir wegel hôhen vlîz, er streich sô tiure varwe dar: sô reine rôt, sô reine wîz, dâ rœseloht, dâ liljen var.* Ebd. 28, 7. *der liez ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen.* j. Tit. 2000: *der antlütz solher wœte pflac: liljen varwe und rôsen in dem touwe.* Heinzelein ML. 639: *ir wengel nâch giljen wîz — zwei rôtiu roeselîn dar în.* MSH. 1, 126[a]: *doch wart ir varwe liljenwîz und rôsenrôt.* Ebd. 150[b]: *touwic rôse gegen der sunnen, diu sich ûz ir belgelîn hât zerspreitet, stânt die wîzen liljen nâhe bî.*). Daß hier, wo die Schilderung in keine Einzelheiten sich ergeht, sondern bloß im Allgemeinen ihre blühende Farbe gerühmt wird, der rothe Mund besonders hervorgehoben werde, ist gar nicht nöthig.

1789. 90. *wan swâ ez die guoten knehte*
im gesagten ze rehte.

im fehlt in der Hs. und mit Recht, die Verse sind mit drei Hebungen (*swa ez*) zu lesen.

1841 ff. Die engelgleiche Enite bewirkte durch ihre Schönheit und Güte

daz Ereck sîn gemüete
vil herzelîchen nâch ir ranc.

dem Ereck sein Gemüth? kaum glaublich, denn ein anderer Fall ist es Erek 9689. 90. und im Greg. 2704:

sus gesenfte sî mit güete
dem vischære sîn gemüete.

man wird *Ereckes gemüete* lesen dürfen.

1860. *dô einz daz ander an sach,*
dô was in beiden niht baz u. s. w.

Statt des ersten *dô* wird *sô* zu lesen sein, oder umgekehrt.

1863. *von geschihten ze ougen bringet.*

lies *von geschihte*, von ungefähr, durch Zufall; so ist auch 2651. *von geschihte begreif er* zu lesen, vgl. 5810 *von geschihte* (: *ihte*) und 8715.

1894. *brieve und wârzeichen.*

Ist *wârzeichen* ein altes hochdeutsches Wort? Ich finde es in oberdeutschen Denkmälern erst vom Ende des 13. Jhd. an, früher nur in mittel- und niederdeutschen. V. 6985 steht *wortzeichen*, und so wird auch hier zu lesen sein. Die spätern Hss. setzen diese jüngere Form häufig an die Stelle der ältern, so Greg. 3447 (A *wortzeichen*, E *warzeichen*), Kindheit Jesu ed. Feifalik V. 329 (D *warzeichen*), Barl. 282, 20 (*warz.* C), 333, 33 (*warz.* BC) u. s. w.

1924. *wan man dâ nie kein wurm gesach.*

Die Kürzung *kein* = *keinen* scheint mir unwahrscheinlich, man wird das Wort zu streichen haben: *wan man dâ nie wurm gesach.* Vgl. Iwein *in behagt nie riter alsô wol* 2384. *daz ê nie kumber gewan* 5785. *des er nie schaden gewan* 7368.

Eben so unglaublich ist mir die Kürzung des Accusativs *einen* in

1964. 65. *ieglîcher fuorte ûf der hant*
vier mûzer, ein sparwære.

Ich denke, es wird *vier mûzersparwære* heißen müssen, wie Parz. 605, 14; vgl. Iwein 284: *mûzerhabech.* Zwar hat V. 2030 ff. von den alten Herren jeder außer einem Habicht noch vier oder mehr *mûzer* auf der Hand. Wie sie das eingerichtet haben, weiß ich nicht, ich sollte aber meinen, vier auf einmal sei auch genug.

Gleich die folgenden Zeilen lauten:

diu schar was lobebære:
ir brâhte iegelîcher dar
driu hundert geselln in sîner schar.

Der letzte Vers ist überladen; entweder ist *gesellen* zu streichen oder besser wohl zu lesen

ir brâhte iegelîcher gar
driu hundert gesellen dar.

vgl. 1907. 2075—77. *er brâht sîn massenîe gar* 2370.
1980. *die wâren ouch gelîche*
bêdiu geriten und ouch gekleit.

Von diesen beiden *ouch* ist eines überflüssig, lies:

bêdiu geriten unde gekleit.

[„1981—1895: *sî hâten an sich geleit*
ir alter ein gezæme wât,
als manz von in vernomen hât,
den besten brûtlach den man vant
über allez Engellant.

Die Hs. bietet: *praunen scharlach* für das von Lachmann vorgeschlagene (vgl. zu Iwein 326) und von Haupt in den Text gesetzte *brûtlach*. Schon Benecke (bei Haupt, Zeitschr. 3, 267) nahm an dieser durch kein Zeugniss gestützten Form statt des bekannten *brûtlachen* Anstoß und schlug dafür *scharlach* zu lesen vor, indem er auf Willeh. 63, 22 verwies. Zwar ist die Kürzung von *lachen* in *lach* in Zusammensetzungen wie *scharlach, deckelach, lîlach, spërlach, tischlach* nicht ganz selten, am meisten bei Ulrich v. Licht., wie man aus dem mhd. WB. 1, 923—925 jetzt ersehen kann; doch gehören die angeführten Beispiele mit Ausnahme von *scharlach* fast nur spätern Schriftstellern an und bewahren durchweg das sächliche Geschlecht. Ich vermuthe, daß der Abschreiber *brûnît* oder *brûnât* vorfand und solches durch *praunen scharlach* in seiner Weise verständlicher zu machen suchte. Auf ganz gleiche Art ist im Engelhard 4693, wie Haupt gewiss richtig gefühlt hat, *von brûnîte was geweben* in den Text gesetzt worden statt des im alten Drucke vorgefundenen: *von brauner seiden was geweben.* Vgl. dessen Anm. zu Engelh. 1308. Im Reime findet sich die Form *brûnât* beim Stricker in dessen Daniel, in der Einleitung von Bartsch zu Karl S. XXVI: *scharlach unde brûnât daz wære dâ ein swachiu wât.*“ FEDOR BECH.*)]

*) Diese mir von Dr. Fedor Bech mitgetheilte Verbesserung rücke ich mit seinem Namen hier ein.

2001. lies *noch ouch tiuwerren vant.*
ouch fehlt in der Hs. und Ausgabe.

2026. lies *und mit golde undertragen.*
statt *übertragen*, wie V. 7984. *und* fehlt in der Hs.

2095. *dann ieman bî sînen zîten.*
den für *sînen* würde denselben Dienst thun und den Vers geschmeidiger machen.

2098. ff. *sô saget man uns danne*
daz kein twerc wære noch sî
kurzer danne Bîleî.
Die mittlere Zeile scheint mir unmöglich. Die Hs. hat *gezwerg* und so — *getwerc* — wird sonst überall im Erek gelesen, vgl. 10. 29. 43. 51. 68. 74. 82. 95. u. s. w. Diese Form ist herzustellen und *wære noch* zu tilgen. Ähnliche Wiederholungen eines Verbums wird Jeder, der mit Hss. zu thun hat, häufig beobachten können, sie deuten regelmäßig auf eine Verderbniss: der Schreiber versieht sich und fügt dann, statt das fehlerhafte Wort zu streichen, das richtige durch Vorsetzung eines *noch, oder, unde* etc. noch hinzu; übrigens könnte auch *daz kein getwerc wær oder (wære od) sî* gelesen werden.

2136. 37. *dâ was alles des überkraft.*
Wie soll dieser Vers gelesen werden? mit zweisilbigem Auftakt? und darf der Artikel fehlen? Ich lese
dâ was alles des diu kraft,
des liute und ors solden leben:
die Hülle und Fülle an Allem; vgl. Iwein 325. und Erek 389. vgl. mhd. WB. 1, 872[a].

2141. *Dâ buhurt, tanzen huop sich hie.*
d. h. da begann man zu buhurdieren, hier zu tanzen. Ich finde das hier sehr ungelenk ausgedrückt. Die Hs. hat *Da hurt* und dieß steht ohne Zweifel verschrieben für *Buhurt,* und so wird zu lesen sein
Buhurt, tanzen huop sich hie.
Hätte hier der Gegensatz: hier und da, dort ausgedrückt werden sollen, so würde es deutlicher geschehen sein, etwa wie 1316 durch *dâ — anderswâ,* oder umgekehrt durch *hie — dâ,* vgl. mhd. WB. 1, 688.

2160. *der (spilman) was dâ zehant*
driu tûsent unde mêre.
3000 Spielleute und drüber? Die müssen einen Heidenlärm gemacht haben. Obwohl Hartmann gleich darauf hinzufügt: ein herrlicheres

Fest sei weder vorher noch nachher gefeiert worden, so kann ich ihn doch einer solchen Übertreibung nicht für fähig halten; es wird ein Scherz des Abschreibers sein, *tûsent unde mêre* wäre immer noch eine schöne Zahl. In des Strickers Daniel (Bartschs Karl S. XXXII) sind freilich bei der Hochzeit am Schlusse des Gedichtes zugegen 300 Geiger, 6000 Spielleute, zwanzig hundert Harfenisten, zwanzig Tausend (so) Sänger, Summa 28,300 Musikanten auf *zweinzic hundert ritter unde frouwen*: zur Vermehrung der Rührung werden auch hier die Schreiber das Ihrige hinzugethan haben.

2173. *wan sî wurden dâ riche*
alle gelîche.

Die erste Zeile ist mir verdächtig durch den zweisilbigen Auftakt und die Betonung. Vielleicht

wan sî wurden rîche
alle dâ gelîche.

Dann ist, was sonst zweifelhaft bliebe, *gelîche* das Adv.: in gleichem Maße: alle wurden da gleich reich; *dâ* könnte übrigens auch ganz wegbleiben.

2188—91. *man gap in allen genuoc.*
dâ wart nieman geschant:
man gap in allen zehant:
emphâhens zeran in nie.

Wenn die beiden vorletzten Zeilen echt sind, so sind sie nichts desto weniger herzlich schlecht. Darf man aber Hartmann eine so armselige unmittelbar sich folgende Wiederholung wie *man gap in allen genuoc, man gap in allen zehant* zutrauen?

2194. *sus lange brûte* [*Êrec*] *fil de roi Lac.*

Durch die eckichten Klammern macht der Herausgeber den Vorschlag, *Erec* zu streichen. Ich meine, dieß würde passender mit *lange* geschehen: so, auf diese Weise war das Beilager, die Hochzeit Ereks beschaffen.

2291. *vil verre glaste der schîn.*

Statt *der schîn* möchte ich lesen *des schîn, des* der Gen. des Demonstr., nämlich: der Glanz des Spiegelglases.

2306. lies *diu niht bezzer mohte sîn,*

statt *daz diu.*

2387—89. *er dûhte sich niht volkomen*
noch an sîner manheit vernomen,
daz ez im erloubet möhte sîn.

daz in der letzten Zeile verlangt wohl ein vorausgehendes *sô:*

ern dûhte sich niht sô volkomen
noch an manheit vernomen,
daz u. s. w.

vernomen, bekannt, berühmt. Anderwärts *ûz genomen,* vgl. Lanzelet 3035. *ein helt an tugenden ûz genomen,* 3599. *ein helt an manheit ûz genomen. sîner,* das zweisilbigen Auftakt verursacht, scheint demnach entbehrlich.

2432—38. *do geviel im diu êre,*
diu in an lobe zierte:
er schûfte und justierte
alsô daz nie ritter baz.
zwô gnâde fuogten im daz:
alsô grôze werdekeit
die hete got an in geleit.

Zur 5. Zeile bemerkt der Herausgeber: „es scheine etwas ausgefallen zu sein oder die Zeile selbst sei entstellt". Mir scheint letzteres der Fall. Schon W. Grimm hat sich (Zeitschr. 3, 267) daran versucht; ohne Erfolg. Ich lese:

er schûfte und justierte
alsô daz nie ritter baz
gewarp, unde fuogte im daz
alsô grôziu werdekeit
die got hete an in geleit.

Also: er gallopierte und justierte so, daß es nie kein Ritter besser trieb, und das bewirkte die große Tüchtigkeit, die ihm Gott verliehen hatte. Die Emendation schließt sich so genau als möglich an die handschriftliche Lesart: *gwarpunde* = *zwagnade.*

2467. *man sach in dort und nû hie*

Entweder ist *nû* zu streichen oder

man sahen nû dort und nû hie,

bald da, bald dort.

2470. ? *er was ie der êrste dar.*

ie fehlt in der Hs. Aber der Sinn und das Versmaß scheinen das Wort zu verlangen.

2473. *Êrec den prîs gewan*
des âbnts ze beiden sîten

Die Zusammenziehung eines dreisilbigen Wortes mit langer erster Silbe, welches sonst auf den beiden ersten Hoch- und Tiefton

(*âbèndes*) oder zwei Hebungen mit dazwischen liegender Senkung trägt (*âbendés*), in Eine Silbe, scheint mir bei einem Dichter wie Hartmann unglaublich. Zwar im Iwein gebraucht er das Wort zweisilbig, wogegen indess wenig einzuwenden ist; nur gegen Lachmanns Schreibweise muß ich mich erklären, er schreibt nämlich *âbents: danne ouch des âbents do ich dâ reit* 787. *des andern âbents gie sî dan* 2200. An beiden Stellen geben die zwei alten Haupthandschriften die volle Form *âbendes*; an der ersten (und wohl auch der zweiten) folgt Lachmann bd, also Hss. des 15. Jhd., und dieser Zeit, wie dem nhd., ist *âbents* angemessen, nicht aber dem Strengmittelhochdeutschen, das eine solche Betonung gewiss nicht gekannt hat. Zwar hat im Parzival 247, 9 schon die Handschrift D *âbents* und Lachmann scheint hier diese Kürzung gelernt zu haben. Was aber Wolfram, der des Ungewöhnlichen und nichts weniger als Löblichen so vieles bietet, angemessen sein mag, ist es darum noch nicht andern, correctern Dichtern, und ich halte diese Schreibung für eben so unzuläßig, als die von Lachmann eingeführte Kürzung der langsilbigen Präterita *ervolletn, truobetn, salbetn, minnetn* (s. zum Iwein S. 530), worüber ich seiner Zeit beim Iwein das Nöthige bemerken werde. Wenn eine Kürzung von *âbendes* vorgenommen werden muß, so kann sie nach meinen Begriffen von mhd. Betonung nur in der Mitte des Wortes stattfinden, also *âbndes* (vgl. Ulrichs Frauendienst 334, 5. 335, 5. *âbnt*), wie in den Participiis Praes. (*âbent* ist ja im Grunde auch nichts anderes) *weinde, brinnder, wallnder, wahsdez* (vgl. die oben 3, 73 aus Haupts Ausgabe des Lobgesangs angeführten Beispiele.) So auch Erek 4613: *als sî des âbndes sâzen.* Von dieser zweisilbigen Aussprache des Gen. *âbendes* bis zu *âbnts* ist aber ein weiter Sprung und ich würde mich wohl besinnen, bevor ich einem Dichter wie Hartmann eine solche nachläßige Aussprache aufbürdete. „Im Erek 2473 fordert der Vers sogar *âbnts*“ bemerkt Lachmann zu Iwein 787. „Sogar“, es muß daher auch ihm fast zu stark geschienen haben. Ich halte eine Änderung hier für durchaus geboten, sie lässt sich ohne alle Gewalt leicht anbringen. Neben *ze beiden sîten* (auch in Rudolfs Wilhelm 6761 steht: *er behabete an den zîten den prîs ze beiden sîten*) war auch *ze beider sît* übliche Ausdrucksweise: so Lanz. 4490 *si vâhten wol ze beider sît* (: *der strît*) und Frauendienst (sieh zu Iwein S. 297) *er het den prîs ze beider sît.* Parz. 276, 2. *ze beider sît was grôziu maht.* Man wird also ohne Bedenken lesen dürfen

Êrec den prîs gewan
des âbendes ze beider sît:
dés jâhens âne strît.

Und V. 2480: *im was des ábendés geschehen,* statt *âbents.* Diese Betonung erhellt auch aus Gudrun 372, 1: *daz kam an einem ábendé daz im sô gelanc* und Nib. Lachm. 747,. 1: *án einem ábendé.*

2537—39. *ein kurze ruowe er dô nam.*
wand als schiere er wider in kam,
dô wâren se alle [*wider*] *ûz komen.*

Gewiss ist hier das eine *wider* überflüssig; ich möchte aber lieber das erste, und in der 3. Zeile *ûz* statt *wider* streichen. Erek ruhte nur kurze Zeit, denn kaum hatte er sich zurückgezogen, so waren die andern schon wieder da zur Fortsetzung des Turniers, so daß es auch Erek keine Ruhe ließ, und er, nachdem er nur wenig gegessen und getrunken hatte, sich rasch waffnete.

2605—7. lies *dô bêdenthalp diu ritterschaft*
mit sô vollîcher kraft
zesamne liezen strîchen

oder *volleclîcher,* wie Iwein 6583 *mit volleclîcher* (*vollîcher* A) *kraft*; die Ausgabe liest mit der Hs. *williger.*

Die unmittelbar darauf folgenden Verse lauten

nû waz möht sich gelîchen
dem schalle von den scheften,
wan dâ von windeskreften
ein walt begunde vallen?

Um das *wan* in der dritten Zeile zu retten, hat sich hier Lachmann zu Änderungen verleiten lassen, die weder von Seite der Metrik (das gekürzte *möht* = *möhte* in der Senkung) noch von der des Sinnes und ganzen Satzbaues zu billigen sind. Die Hs. hat *nu mocht sich* und *der schal,* also

nû mohte sich gelîchen
der schal von den scheften,
sam (so statt *wan*) *dâ von windeskreften*
ein walt begunde vallen.

Besser schiene *beginnet,* doch ist *begunde* wohl der Conjunctiv.

2612. *dô tet erz vor in allen*
wand er an dem mântac
manec ros erledegete dâ.

Die Kürzung des Dativs *mântac* für *mântage* kommt mir bedenklich vor; die gekürzten Dative *Artûs, hûs* dürfen nicht entgegen gehalten werden. Ich lese

wand er in den mântac

den mântac ist adv. Acc. wie *allen tac, al den tac, die zît* u. s. w. nhd. diesen Tag, vgl. Gramm. 3, 140. 141. und Erek 2746. 47. *vil grôze manheit erzeigete er dén tác.* 1390. *dâ muoste er geste âne zal — dén âbent schouwen.* vgl. zu 4113: *die wîle.* Trist. 219, 31: *muoz ich liegen disen tac.* 228, 34: *er wolde — den tac geruowen etswâ.* 229, 11: *dâ lac er dén tac und die naht.*

2675. lies *doch mûestens sîn gevangen,*
und wære daz ergangen
von der grôzen überkraft
(diust aller dinge meisterschaft,
wider sî nieman niht enmac),
wan daz Êrec u. s. w.

Haupt hat bloß die vorletzte Zeile in Parenthese gesetzt und das unmittelhochdeutsche *diu aller dinge ist meisterschaft* der Hs. beibehalten.

2704, 5. *vil schœnen gewin*
hete sîn geselleschaft begân

Die erste Zeile ist zu kurz, die zweite überfüllt, beiden wird geholfen, wenn man liest

sus hete vil schœnen gewin
sîn geselleschaft begân.

2748—50. *ân Erecken fil de roi Lac*
so bejaget dâ nieman mêre:
wand er bejagt dâ êre.

„verbessert von Lachmann". Der letzte Vers erscheint mir jämmerlich. Die Hs. liest *wann er bejaget da gut vnd ere*; die Verbesserung besteht also im Weglassen von *gut vnd,* sie ist aber an das Unrechte gerathen, *wann er* wird zu ändern sein, *bejaget* muß getilgt werden. Ich lese

so bejagete nieman mêre:
er gwan dâ guot und êre.

2810—24. *Erec der tugenthafte man*
wart ze vollem lobe gesagt.
den prîs het er dâ bejagt
und den lop sô volleclîchen
daz man begunde glîchen

2815. *sînen wîstuom Salomône,*
an schœne Absalône,
an sterke Samsônes gnôz.
sîn milte dûhte sî sô grôz,
diu gemâzte in niemen ander
2820. *wan dem milten Alexander.*
sîn schilt was zebrochen,
mit spern sô zerstochen,
man hete fiuste derdurch geschoben.
sus verdiente Êrec sîn loben.

Diese Verse erwecken allerlei Bedenken. 1. Man kann wohl sagen *mir wirt bevollen* oder *envollen lop gesagt*, aber *ich wirde ze vollem lobe gesagt* ist kaum mittelhochdeutsch. 2. *lop*, in V. 2813. vom Herausgeber eingefügt, fehlt in der Hs. und mit Recht; es ist der selbe Fall wie V. 669, wo das fehlerhafte Einschiebsel (*imbiz*) nachträglich erkannt und in der Zeitschrift berichtigt ward. 3. *an schœne, an sterke* verlangt ein vorausgehendes, auf Erek bezügliches Pronomen: *in*. Die ganze Stelle ist folgendermaßen herzustellen:

Erecke dem tugenthaften man
wart bevollen (oder *envollen*) *lop gesagt.*
den prîs het er dâ bejagt
und dén (d. i. *den prîs*) *sô vollecîchen*
daz man'n begunde gelîchen
an wîstuom Salomône,
an schœne Absalône,
an sterke Samsônes gnôz.
sîn milte dûhte sî sô grôz,
diu gemâzte in niemen ander
wan dem milten Alexander.

Die vier letzten der oben mitgetheilten Zeilen (2821—24) dagegen, welche, die Erzählung mit Ungehörigem zur Unzeit unterbrechend, in Inhalt und Form die dazwischen „geschobene Faust" eines Schreibers verrathen, sind einfach zu streichen. Ich setze die entsprechenden Verse aus dem altfranz. Erec (Zeitschrift 10, 431) her

2256—60. *il sembloit Asalon de face*
et de sa langue Salemon.
de fierté resembloit lyon,
et de donner et despandre
fu pareilz le roi Alixandre.

2828. ist *von* überflüssig:

dô — frou Ênîte vernam
sô grôze tugent zellen
Erecke ir gesellen.

zellen c. d. einem zuertheilen, zuerkennen.

2871 ff. *dô nam er an sich*
sehzic gesellen diu gelîch
zuo im gekleite
unde wol bereite.

diu gelîch, der Instrumentalis (der im Iwein 6269. Walther 70, 18. Trist. 5, 15 u. s. w. ganz anders gebraucht wird) ist hier eben so auffallend als die nachgesetzten adj. Part. in den beiden folgenden Zeilen schleppend und sonderbar. Statt *diu* (Hs. *die*) wird *die er* zu lesen sein; vgl. *und sî vil rîche cleite unde pfert bereite* Iw. 6847.

2877. 78. *sînen boten er sande*
vor enheim ze lande.

enheim, wenn man solche ungewöhnliche Formen in den Text setzt, sollte man sie erst nachweisen und belegen. Die Hs. hat *vor an*. Entweder ist dieß aufzunehmen oder das nicht unhäufige *vor hin heim*, das auch im Erek 4255 und Greg. 421. vorkommt, zu setzen, vgl. Barlaam 16, 39. 209, 33.

2910. statt *wan ir beider lîp* wäre wohl besser *wan beider lîp*.

2911—14. *sîn sun geviel ime wol,*
als einem man sîn kint sol,
des sun wol gerâten hât
und alsô gar ze lobe stât.

des sun ist von Lachmann statt des handschriftlichen *der schon* gesetzt. Darf man das wirklich eine Verbesserung nennen? Die überlieferte Lesart ist herzustellen:

der schône wol gerâten hât.

der statt *daz* ist nichts ungewöhnliches. Wie nach *wîp, magedîn* das weibliche Demonstrativum *diu*, so darf auf *kint* u. s. w., wenn es wie hier ein männliches ist, das Masculinum *der* gesetzt werden; Diemer hat Beitr. 4, 91. 92. nachgewiesen, daß *kint* zuweilen sogar männlich gebraucht wird. Vgl. ferner Spec. eccles. ed. Kelle S. 90: *der kint, der selbe kint* (Johannes). Das tautologische *schône wol* kann ebenfalls belegt werden: *daz kan ich schône wol bewarn* Walther 105, 32.

2934. *als er nie wurde der man.*

statt *der* ist vielleicht *ze* zu schreiben, vgl. Greg. 577: *wurde er iemmer ze man.* Nib. H. 1968, 1. *unz er werde ze man*; der Artikel *der* dürfte übrigens auch ganz fehlen.

2996. *daz uns mîn frowe wart ie kunt.*

Besser schiene mir *ie wart kunt.* Die Hs. *wurde.*

3057—59. *sînen knaben er seite*
daz man im sîn ros bereite
und ir phärt frowen Ênîten.

Ungefüge, schwerfällige Verse. Der hier zwischen (Streit-) Ross und (Reit-) Pferd gemachte Unterschied wird in der Folge nicht festgehalten. Man wird lesen dürfen

daz man diu ros (oder *phärt*) *bereite*
im und froun Ênîten.

3116. *ze swâre in wære*
zuo den zîten widerriten
dem sî möhten hân gestriten.

Statt *in* dürfte besser *im* zu lesen sein: Demjenigen, dem sie sich gewachsen gefühlt hätten, möchte ihr Angriff gefährlich, unheilvoll geworden sein. So verstehe ich diese Verse. Vielleicht ist die Stelle verdorben und zu lesen:

ze wâre im wære
zuo den zîten widerriten
dem sî möhten hân gestriten.

Wahrlich sie würden jeden angegriffen haben, dem sie sich gewachsen gefühlt hätten.

3287. *der phärde sî dô pflac*
dar nâch als ein frowe mac
baz dan sî kunde.

Zu *phärde* macht der Herausgeber die Bemerkung, ob nicht wie V. 3283 *der rosse* zu lesen sei. Aber der Vers ist überhaupt durch seine Kürze verdächtig. Ich denke *des gevertes*, Enite ritt (V. 3285) *vor an den wec.* Auch die letzte Zeile ist kaum richtig: *baz dan sî kunde*, besser als sie's vermochte, im Stande war? Eine große Kunst! Entweder ist zu lesen

baz dan ieman kunde.

oder

sô sî beste kunde.

d. h. besser als es jemand Anders, oder so gut sie's vermochte.

3312 ff. *als sîn der eine war genam*
da er verre von den andern lac
und er der schiltwahte phlac.

da er von Lachmann an die Stelle des handschriftlichen *der* gesetzt. *der* ist aber ganz richtig und wieder herzustellen, in der dritten Zeile *er* in *der* zu ändern oder zu streichen.

3492. lies *gewunden, als man im gebôt,*
in gewunden, wie die Ausgabe mit der Hs. liest, macht den Vers schwerfällig, und *in* ist entbehrlich (ein anderer Fall ists mit *in gewunden* V. 6670), da der Gegenstand, in welchen Schinken und Brot eingewickelt waren, V. 3494 ausdrücklich genannt wird: *in eine dwehel wîze.*

3362. *ze frowen schuof übr michel guot.*

Wer statt der, wie wir aus den klingenden Reimen wissen, gewöhnlichen mhd. Form *frouwe*, überall *frowe* schreibt, sollte auch den Muth haben, das Wort einsilbig auszusprechen: dann fällt *über* nicht in die Senkung und ist die Kürzung in *übr* nicht nöthig.

ze frowen (d. i. *froun*) *schuof über michel guot.*

3527. *und geruowt nâch iuwer arbeit.*

iuwer scheint entbehrlich; auf *nâch* fehlt häufig der Artikel oder das Adj., zumal vor *arbeit.*

3540. *Êrec tet als in der knabe bat.*

Wie soll dieser Vers gelesen werden? Entweder ist *in* wegzulassen oder besser *er* statt *Êrec* zu lesen.

3622. scheint mir keine Lücke zu sein, vielmehr werden die beiden, durch ihren Inhalt verdächtigen Verse 3623. 24. aus einer echten Zeile entstellt sein. Es wird nämlich darin gesagt, er sei ihnen entgegen gegangen und habe sie mit freundlichem Gruße empfangen, und unmittelbar darauf folgt: *als er sî zuo rîten sach er gienc gein in unde sprach*, gewiss ein Widerspruch, der gehoben wird, wenn man liest:

jâ mugt ir an der frouwen
daz schœnste wîp schouwen
die wir ie gesâhen.
ir sult si schône empfâhen!
als er sî zuo rîten sach,
er gienc gein in unde sprach.

Die Redensart *schône empfâhen* vgl. Erek 1286. 2148. 2339. 4605. Greg. 345. Iwein 295. Kaland 1290.

3825. 26. *Als er dise antwurt genam*
und ir willen vernam
er sprach —

Ein rührender Reim von großer Armseligkeit, den Hartmann gewiss nicht verschuldet hat. Und überdieß: was heißt *antwurt genemen*? ist das mittelhochdeutsch, oder deutsch überhaupt? Lies

als er dise antwurt vernam
unde ir willen alsam,

als er diese Antwort hörte und ebenso, zugleich, ihren festen Willen, ihren Entschluss, nämlich seinen Anträgen keine Folge zu leisten. Vgl. Erek 809. 10. *der riter im engegen kam wol gewâfent alsam.*

3852. 53. *daz ir uns vil ze guote*
geheizt widr iwerm muote.

Die erste Zeile ist entweder mit vier Hebungen (*dáz ír*) zu lesen, oder es ist ein klingendes Verspaar zu 3 und 4 Hebungen. Jedenfalls ist *geheizt widr* in einem Hartmannischen Vers des Guten zu viel.

3877. *mit listn er mich fürz tor gewan.*

Diese harte Kürzung *listn* ließe sich vermeiden, wenn man *mit liste* liest. Allerdings ist der Plur. durch mehrere Reime im Iwein und Erek 415 (vgl. Tristan 49, 2. Lanz. 105. 5427) belegt; aber auch der Sing. *mit liste* ist nicht ungewöhnlich. Vgl. mhd. WB. 1,1011[a].

3888. lies *gerne ichs* (oder *i'ms*) *volgen solde.*

Die Hs. *gern ich des*, die Ausg. *ich dem*; Beispiele von *volgen* mit dem Genitiv der Sache s. mhd. WB. 3, 357[b]. vgl. armer Heinrich 828. St. Florianer Hs. (Germ. 3, 374) *wie gerne ich iu des volgen wil.*

4027. 28. *ê daz sich Êrec*
ûf machte ûf den wec.

Das erste *ûf* ist vom Herausgeber zugefügt, ohne Noth. Einmal heißt es nie *sich ûf machen ûf den wec*, sondern entweder einfach *sich ûf machen* oder dann *sich ûf den wec machen*, vgl. Erek 2487. 2561. 4000. 4056. und mhd. WB. 2, 16[b]. Sodann ist der Vers nach Hartmannischer, allerdings besonderer, Metrik lang genug (vgl. 3919 *só kúmet ír hér* u. s. w.), es bedarf also hier keiner Streckung.

4064. *nein ez, herr, sô helf mir got,*

lies: *herre, sô mir got*, wie häufig, mit Ellipse von *helfe*.

4066. lies *nû heizet selbe ersuochen gar.*

ez, wie die Ausg. mit der Hs. hat, ist entbehrlich.

4113. lies *nû was Êrec die wîle*
statt *zuo der wîle;* vgl. Gramm. 3, 140 und zu 4674.

4131. *ez gêt iu benamen an den lîp.*
Um diesen Vers lesen zu können, müssen die beiden ersten Worte als Auftakt betrachtet werden; er dürfte zu ändern sein nach Iwein 4644 *zwâre ez gêt iu an den lîp.*

4196. ? *ir enthovewîset, sprach Êrec,*
iuch an mir vil sêre.
Dadurch wird beiden Versen geholfen. Die Ausg. mit der Hs. *ir enthovewîst iuch — an mir vil sêre.*

4225. 26. *die andern wâren alle zagen:*
die fluhen âne zagen.
Ein rührender Vers von jämmerlicher Beschaffenheit. *âne zagen* findet sich auch im Iwein 3744: *die der vluht vergâzen, die wurden âne zagen almeistic* (so ist mit A W zu lesen) *erslagen, und d'andern gevangen. âne zagen* soll hier nach Benecke „ohne Bedenken" bedeuten, ich meine aber der Sinn könne nur „furchtlos" sein: der größte Theil derjenigen, die nicht fliehen wollten, ließen sich furchtlos todtschlagen. Umgekehrt sollen hier im Erek die Feigen ohne Zagen geflohen sein! Ich denke, es wird etwa zu lesen sein
sî fluhen danne ungeslagen,
ohne sich zu wehren, wie Erek 4712 *unde flôch âne strît* (vgl. Lanz. *nu vluhens alle alse zagen*).

4237. Der fehlende Vers dürfte etwa gelautet haben
und muoz ich strîten âne danc.

4251 fg. lies
die riter dô verbunden
dem grâven sîne wunden
und fuorten ûf den bâren
die dâ tôt wâren.
Die Ausgabe folgt der Hs. *und fuortn in ûf den bâren und die* u. s. w. Auf die Bahren werden wohl auch Schwerverwundete, in der Regel aber nur die Todten oder *verch-wunden*, die tödtlich Verletzten, gelegt, vgl. Erek 6310 fg. Iwein 1249. 1305. mhd. WB. 1, 144.

4372. 73. lies *dar umbe dürfet ir mir niht*
an mîne triuwe sprechen.
Statt *mir* liest die Hs. *mich,* Lachmann hat *ouch* daraus gemacht. Es heißt aber *einem an sîne triuwe, êre sprechen,* so Iwein 3208: *dazs im an sîne* (= B) *triuwe sprach,* ferner 112. 167. 1071.

4434 fg. lies

durch den helm er in sluoc
daz der wênige man
eine wunden gewan
unde vor ime gelac.

Die Ausgabe mit der Hs. *ûf den helm;* dann *dar durch eine w. gwan und daz er.* Die Verbesserung wird einleuchten; vgl. Iwein 1048: — *der gast dem wirte sluoc durch den helm einen slac;* wegen *geligen* ebd. 4752. *ob ich vor ime tôt gelige.* 5082: *dô der rise gelac tôt.*

4598. ist *er sprach* zu tilgen und mit der Hs. zu lesen

ez ist niht sô ergangen.

4605. lies *daz er empfâhe schône*
(daz ich ius immer lône)
den aller tiuristen man.

Die Ausg. *er in* mit der Hs.

4674. Statt *ze dirre wîle* lies *die* oder *dise wîle*:

ir sult mich dise wîle.

vgl. zu 4113.

4719. lies *und als er rehte daz gesach*
(daz ime ze heile geschach)
daz er was gewœfens blôz.

Die zweite Zeile gehört offenbar in Parenthese, statt *daz* hat die Hs. *als ez* und in der dritten Zeile *gewœfens was blôz.*

4816 fg. — *ich bit iuch, biderber man,*
sît ir mir sît gewesen guot,
daz ir mir volle wol tuot.

mir in der letzten Zeile ist vom Herausgeber zugesetzt, ganz überflüssig: da ihr mir schon Beweise eurer freundlichen Gesinnung gegeben habt, so vollendet eure Güte, so setzt eurem Wohlwollen die Krone auf.

4880. lies *ermant michs niht sô verre.*

Hs. und Ausgabe *mich, ermanen* verlangt aber den Genitiv des Objects, vgl. Iwein 3933 *dô wart sîn herze des ermant* und mhd. WB. 2, 54[a].

4971. lies *gemaches mich bewegen gar.*

Die Ausgabe *mich gemachs bewegen gar.*

4983. lies *Als her Gâwein ersach*
daz —

Die Hs. *als daz der her G.*

5126. *sich vleiz von in ein glîcher muot*
waz im dienst mohte sîn.

Der erste Vers entspricht nicht der mhd. Ausdrucksweise, lies
sich vleiz ir iegelîches muot.

vgl. Erek 2015: *ir iegelîches muot,* Tristan 5, 17 *ir iegelîches sage.*

5236. *jâ wœn man niender funde,*
swie sêre ers wolde ersuochen
die kraft ûz arzetbuochen,
sô krefteclîche liste.

Statt *ers,* einer „Besserung" Lachmanns, liest die Hs. *man sy. ers,* wer? Es scheint mir außer Zweifel, daß die erste und vierte Zeile zusammen gehören, und die beiden mittleren einen Zwischensatz bilden, weshalb von der hs. Lesart bloß in sofern abzuweichen ist, daß man *sy* streicht.

5245. Statt *Êreck die wunden* liest man wohl besser *Êreckes wunden.*

5283. *den künec muotz sô sêre*
daz u. s. w.

muotz sô, welch ein Wohlklang! Es ist Jedem, dem sein Gehör etwas gilt, zu rathen, sich durch Beneckes Ereiferung gegen „die im Finstern schleichende Pest", „das taubstumme Lesen" nämlich (s. Vorrede zu Bonerius S. XXVII) nicht zum Lautlesen dieses Satzes verleiten zu lassen. Wie oft hat man uns nicht Hartmanns Verskunst gerühmt! Nun gut, man muthe aber dann weder ihm noch uns das Unmögliche zu. Die Hs. liest *mûet so sere,* das *z* ist vom Herausgeber hinzugefügt. Das Pronomen wird aber hier wohl fehlen dürfen, oder im andern Fall eine Umstellung eintreten müssen

ez (oder *ditz*) *muote den künec sô sêre.*

5308. *mit sorge ergap si in gotes pflege*

in muß hier der Acc. des pers. geschlecht. Pron. sein = Erek. Es ist aber die Präp. erforderlich, vgl. *nu ergib ich mich in gotes segen* Iw. 5535. Ferner ebd. 3877 *in gotes pflege,* 6875 *in ir vater pflege* und zahlreiche Beispiele im mhd. WB. 11 504. Also wohl

ir sorge ergap si in gotes pflege:

sie gab ihre Sorge (um Erek) Gott anheim.

5340. *und* ist zu streichen:

wie sît ir sus vereinet.

5437. *durch got mugt ir mich wizzen lân.*

mugt in der Senkung ist auffallend, vielleicht *sult.*

5445. *des antwurt im der eine*
(der aht sîn frâge kleine).

Die Hs. *der achtet im sein fr. cl.*, also wohl mit vier Hebungen *der ahte ûf sîne frâge kleine.*

5535 fg. *swâ er den schilt erreichte*
daz herte bret er weichte
daz ez sich wol endrîzic kloup
unde hôhe ûf stoup.

Etwas *enzwei, endriu, envieriu* brechen, diese Redensarten sind bekannt, aber *endrîzic* ist unerhört. Warum gerade dreißig, und nicht vierzig oder fünfzig? Heute sagt man in 100 oder 1000 Stücke zerbrechen oder zerspringen, aber in dreißig würde Niemand einfallen *). Ich denke, es wird *en* oder *ze sprîzen* zu lesen sein: das harte Brett des Schildes ward durch die mächtigen Schläge so mürbe gemacht, daß es in Splitter auseinander fiel,

und hôhe ûf in den luft stoup,

so möchte ich ferner in engerem Anschluß an die verdorbene Lesart der Hs.: *und hohe auf haupt lût* setzen. Die Erwähnung der Schild- oder Speer-Splitter und ihres Auffliegens in die Luft ist bei den mhd. Dichtern sehr gewöhnlich. *trunzûne wœten gein den lüften* Parz. 262, 19. *die sprîzen gein den lüften flugen* 37, 26. *man giht iewederr stœche den andern durch des schildes rant, daz die sprîzen von der hant ûf durch den luft sich wunden* 704, 12. *sprîzen gœben schate vor der sunnen* Tit. 2, 3. *sie sancten iesâ beidiu sper dazz âne fâlieren ûf den helden fieren ze kleinen sprîzen gar zestuben* Wilhelm von Orleans 6444. *sô vil der sprîzen ûf daz gras gestreut von den spern war, ir wære ze spor genuoc gesîn* ebd. — j. Tit. 3854: *ietweder sîn sper zebrechen lêrte, daz sich in sprîzen kleine dâ von der hœhe sam snîe*

*) So heißt es auch im Iwein an zwei Stellen: *daz sper — zebrach wol ze hundert stücken* 1017. *ir ietweders schaft wol in hundert stücke brach* 7103. Im Gregorius dagegen scheinen des Helden und seines Gegners Speere *in hundert* wie hier *en drîzic* zu brechen: *wan ir ietwederre stach daz sîn, daz ez in hundert brach* 1954. Betrachtet man aber die Lesarten, so findet man, daß das in den Text Aufgenommene aus verschiedenen Hss. zugerichtet ist; wahrscheinlich jenem *en drîzec* des Erek zu Gefallen. A hat nämlich *in hundert stûch*, B *ze stucken*, E *an zwai*. Wie man sieht, stimmen AB in Betreff der 'Stücke' zusammen, man wird also wie im Iwein, oder *ze stücken* oder *en stücke* zu lesen haben, die zu *brechen* eben so passen, wie die *sprîzen*, die Splitter, zu *klieben* und *stieben*; daß auch die Zahl der Stücke angegeben wird, scheint übrigens nicht einmal nöthig, und darf die Ergänzung wohl dem Leser überlassen bleiben.

rêrte. 3885. 86. *mit speren hurticlîchen bedecket wart heide anger wise und brâche, die sich in stücke drumten und ze sprîzen kleine.* 4619: *wie si die sper vertæten daz kan ich wol bewîsen: ich wæn si gar zeschrœten, in sprîzen sâhen sis von lüften rîsen.* Engelhard 2500 fg. — *die schefte wurden gar mêr danne halp zerschrenzet und alsô vaste engenzet daz diu kleinen stückelîn ûf in der liehten sunnen schîn begunden stieben als ein melm.* Eneit 315, 9. *si zestâchen die schefte daz die sprindeln* (so M, hier und 201, 13 *sprundelen*: wo nachzuweisen? GH beidemal *schivere, schivern*) *ûf flogen.* Lanz. 4476 — *die schefte brâchen und die schevere hôher flugen.* Herbort 9907 *ir schefte zuschiverten als ein schilt* und Germ. 4, 30: *spannen breite scheveren zu stucke sich dô cloben daz si den schônen vrouwen undir di ougen stoben von den lîchten schilden.*

5705. *Erecke wunscht ze lône*
diu frowe mit der krône
diu vil edele künegîn.

Mir scheint hier die verdorbene Lesart der Hs. nicht richtig hergestellt. Ich möchte lesen

Erecke ze lône
wunschte mit der krône
(oder: *under krône*)
diu vil edele künegîn.

5754 fg. lies *diu guote nû viel sî*
über in unde küsten,
dar nâch sî sich zen brüsten
sluoc und küsten aber und schrê.

Die Ausgabe mit der Hs. *darnach sluoc sî sich zen brüsten und k.*

5832 fg. *wâ nû hungerigiu tier,*
bêde wolf unde ber,
lewe, iwer einez kume her
und ezze uns beide.

Die dritte Zeile verräth durch schlechten Bau und das übel angebrachte *lewe* Verderbniss. *bêde* ist zu streichen und an dessen Stelle *lewe* zu setzen, das der Schreiber erst verlesen oder verschrieben und dann hintennach unpassend angeflickt hat.

5845. lies *armer liute vihelîn*

als Apposition zum vorhergehenden Vers: *manec schâf unde swîn;* die Hs. *und armer.*

5856 fg. Die über den vermeintlichen Tod ihres Gatten verzweifelnde Enite forderte die wilden Thiere des Waldes auf, sich ihrer zu erbarmen und sie zu zerreißen:

Daz laden sî niht vervie
daz dehein tier ez vernæme
oder dar kæme.
ob abe deheinez dar kæme
und ob ez rehte vernæme
ir trûrige gebâre,

so weiß ich gewiss, daß es, wie hungrig es auch wäre, doch ihren Jammer ihr beweinen helfen und Erbarmen mit ihr fühlen würde. Daß Kritiker, die der Bewunderung für Hartmannische Vers- und Reimkunst kein Ziel finden, an der obigen armseligen Wiederholung nicht nur der nämlichen Reime, sondern auch des nämlichen Gedankens und an dem fehlerhaften Satzbau keinen Anstoß nehmen, ist merkwürdig. Der aufmerksame Leser wird keinen Augenblick verkennen, daß die zweite und dritte Zeile unmöglich vom Dichter, sondern nur vom Abschreiber herrühren könne, und daß zu lesen ist

Ditze laden sî niht vervie. —
ob aber deheinez (oder *dehein tier*) *kæme*
und ob ez rehte vernæme u. s. w.

Die Einladung hatte keinen Erfolg; wenn aber auch eines der Thiere gekommen wäre u. s. w.

5871. *do begunde si von êrste klagen.*

Statt *von êrste* wohl besser *alrêrst*, wie öfter im Iwein, da erst, erst recht; *von êrste* dagegen heißt stäts nur zuerst: Enite hub aber nicht erst hier zu klagen an, sondern hier begann ihre Klage in verstärktem Maße.

Nachdem Graf Oringles Enite am Selbstmord verhindert und, sie tröstend, bemerkt hat, sie habe nun der Klage um den Todten genug gethan, da es sie doch nichts helfe, fährt er fort V. 6228 fg.

ditz ist der schœneste list
für schaden, der ouch veige ist,
daz man sichs getœste enzît;
wan langiu riuwe niht engît
wan ein bekumberten lîp.

ouch veige ist eine „Verbesserung" Lachmanns, die Hs. liest *der euch wenig frumb ist.* Die Verbesserung ist mir so unverständlich als die Überlieferung und ich hoffe, daß noch Andere mit mir in demselben

Falle sein werden. Sollte man von einem Kritiker, der an die Stelle einer sinnlosen Lesart etwas nicht viel deutlicheres setzt, nicht einigen Aufschluß verlangen dürfen, wie er seine „Verbesserung" verstanden wissen will? Was ein Schaden bedeuten soll, *der ouch veige ist*, bleibt mir, wie gesagt, ein Räthsel, nehme man nun *veige* im Sinne von: dem Tode verfallen, oder in der Bedeutung: verwünscht, unselig. Ich will einen andern Vorschlag machen, der sich selbst empfehlen mag:

für schaden, der unwendec ist,

damnum irreparabile, ein unwiederbringlicher Verlust; über *unwendic* vgl. Graff 1, 763. Tristan 38, 25. 65, 36. Krone 24071. Flore 1924. Ich denke, daß das einen guten Sinn gewährt; denn es scheint eben so zweckmäßig als verständig, daß man sich über einen Schaden, der nicht mehr ungeschehen zu machen ist, rechtzeitig tröstet; auch ist dieß ein Grundsatz, den die mhd. Dichter häufig und in mannigfachster Weise aussprechen, z. B. *sît ich mîn ors hân verlorn, daz ist unwendec, nû sî verkorn* Wigalois 183, 6. *swaz dem manne geschehen sol daz geschiht im âne wende* ebd. 62, 32. *sît daz daz ist unwendic, wir müezen hie verderbet wesen* Nib. H. 2154, 4. Auch Hartmann bietet Beispiele, Lieder 22, 10: *ez ist unwendic, ich muoz endelîchen dar;* noch näher tritt Folgendes an obige Stelle: *für trûren hân ich einen list, swaz mir geschiht ze leide, sô gedenke ich iemer sô: 'nû lâ varn, ez solte dir geschehen: schiere kumet daz dir frumet'. sus sol ein man des besten sich versehen* Lieder 12, 17 fg. vgl. Iwein 3691: *niemen habe seneden muot umbe ein verlornez guot, des man niht wider müge hân.*

Auch die letzte der oben angeführten Zeilen mit dem verkürzten Artikel *ein* für *einen* scheint mir verdächtig, man lese

wan einen kumberhaften lîp.
6347. *sî wart im sundr ir danc gegeben.*

Statt des verkürzten *sundr* würde ich *âne* vorziehen: *âne ir danc.*

6360. liest die Hs.

und drîe sîner dienstman.

Warum der Herausgeber an die Stelle des Genitivs *sîner* den Acc. *sîne* gesetzt hat, ist schwer zu begreifen, wenn nicht aus Sucht zu Änderungen überhaupt. Bei den Zahlwörtern pflegt regelmäßig der Genitiv zu stehen, s. Grammatik 4, 742 fg.

6531. 32. *ez wære tôrlich getân*
und er möhtez gerne lâzen hân.

Mehr dem mhd. Sprachgebrauch angemessen wäre es zu lesen

und möhte erz gerne lâzen hân.

6640. Als während des Hochzeitsmahls der todtgeglaubte Erek aus seiner Betäubung erwachend mit dem bloßen Schwerte unter die Gäste drang und den Wirth nebst einigen Andern erschlug, entstand ein furchtbares Gedränge und Alle, Herren und Knechte, suchten in buntem Gewirre die Thür:

der wec dûhte sî vil lanc
der zuo den türn ûz gie:
ine kom ze solher brûtlouft nie.

Es ist auffallend, daß hier der Dichter, der bei jener Hochzeit doch nicht anwesend war, unerwartet mit einer persönlichen Bemerkung sich vordrängend die Erzählung unterbricht. Aber Dichter und Schreiber sind unschuldig: *ine kom* ist von Lachmann an die Stelle des hs. und ganz richtigen *si komen,* d. h. *sine kômn* gesetzt. Woher auf einmal diese Scrupel vor einer solchen Verkürzung, nachdem man andere ähnliche im Erek wie im Iwein und Greg. unbedenklich zugelassen hat? z. B. *begiengn* 353. *nâmn* 554. *guldînn* 1647. *wurdn* 2069. u. s. w. und gleich in der folgenden Stelle.

6653. 54. *alsô fluhen dise ûz dem hûs*
und sluffn ze loche sam diu mûs.

Diese beiden schlecht gebauten Verse hat übrigens schwerlich Hartmann so geschrieben. Im ersten genügt *als* oder *sus,* in der zweiten ist *und sluffn* zu tilgen:

als fluhen dise ûz dem hûs
sam ze loche diu mûs.

Man flieht *gein einem, an einen,* namentlich aber *zuo einem; dô flôch sî zallen stunden zuo ime* a. Heinrich 318. *zuo dem hûse* Iw. 3771. *ze gotes grabe* Walther 13, 15. Warum nicht auch *ze loche*?

6835. lies *daz hete ein tôter man getân*

statt *und daz,* an das Ende des vorhergehenden Verses gehört dann ein Doppelpunkt.

6842. 43. *und sol den lîp verloren hân*
der beste ritter der darf leben.

der darf leben ist kaum richtig, die Hs. hat *dars.* Ich möchte lesen

unde sol verlorn hân
der beste ritter daz leben.

7032 fg. *Guivreiz der herre*
fuorte sî ûz dem wege

in gämelîcher pflege
an einen wieseflecken.

in gämelîcher pflege: die Verpflegung eines Todtwunden muß allerdings sehr lustig oder spaßhaft gewesen sein, oder erheiternd meinetwegen, denn Lachmann beruft sich im Iwein S. 437 zur Rechtfertigung einer unverstandenen Lesart (V. 2217) auf diese Stelle mit der Behauptung: „*gemellîche* bezeichne auch Edleres als das bloß Spaßhafte", worin aber dieses „Edlere" bestehe, erfahren wir nicht. Ich meine

in gemächlîche pflege

(nicht *gemächlîcher*) wird nicht nur eine passendere, sondern die allein mögliche Lesung sein: um ihn mit Ruhe und Bequemlichkeit verpflegen zu können, ließ Guivreiz den Erek abseits von der Straße auf eine kleine Wiese tragen. Vgl. *die frouwen fuort si von dem wege in ir heimlîche pflege* Wig. 231, 20. Derselbe Fehler scheint mir im Reinhart Fuchs 14 vorzukommen: *ein gebûre vil rîche der saz gemelîche bî einem dorfe über ein velt,* wo *gemechlîche* weit angemessener wäre. So vielleicht auch Reinhart 1559.

7043. 44. *dâ was waldes genuoc,*
der in niwan an daz fiur truoc.

niwan wird hier kaum zu rechtfertigen sein; die Hs. lese „nicht ganz deutlich" *nur*. Also

der in wan an daz fiur truoc.

7197. lies *daz er dâ mit sînem wîbe*
wider kœme ze lîbe.

7324. *umb ietweder ouge gieng ein rinc.*

Wie dieser Vers hier steht, muß er mit zweisilbigem Auftakt gelesen werden. Ich glaube aber, es ist *ietwêr* zu lesen und zu schreiben, eine Form, die zuweilen begegnet, z. B. *daz ir dewerez daz ander uberhuget* Benedictbeurer Predigten (Zeitschrift 1, 292 unten); im Wig. 171, 12 liest A *ietwere*, C *ietwere;* ferner *ir kel, ir hende, ietwêr fuoz* Walther 54, 17. so die Kremsmünster Hs. (Germ. 2, 472), *iewer* A. vgl. Iwein 4866.

7510. Der Dichter fingiert ein Gespräch, eine kurze Wechselrede zwischen sich und seinem Leser, der errathen will, wie der Sattel von Enitens Pferd beschaffen gewesen sei. Nachdem der Leser beschrieben hat, wie er nach seiner Meinung ausgesehen habe, ruft er triumphierend aus:

seht, daz ichz rehte errâten hân!

worauf Hartmann spöttisch erwidert:

jâ ir sît ein weterwîser man.

Wie kommt der Dichter dazu, hier, wo es sich um die Ausrüstung eines Pferdes handelt, den Rathenden einen Wetterkundigen, einen Wetterpropheten zu heißen (denn das ist doch wohl der Sinn von *weterwîser*)? Das wäre gewiss ein matter, untreffender Witz. Ich meine

jâ, ir sît ein werltwîser man,

ihr besitzt ausgezeichnete Weltkunde, ausgebreitete Kenntniss, vgl. das nhd. Weltskerl, und V. 7357 *ein weltwîser man, der aller dinge ahte kan.* Selbst *wortwîser,* Redekundiger, schiene mir hier passender als *weterwîser.*

7718—22 lies *dar umbe wâren geleit*
edele steine genuoge
die ze ieglîcher fuoge,
dâ sich die maschen strihten,
kriuzewîs sich schihten.

Statt *die ze ieglîcher fuoge* hat die Hs. *getzlicher f.,* die Ausgabe *ieglîcher,* ohne *die ze.* Vgl. Lanz. 8512–15.

7745—48 lies
wand im (dem Cristall) *sîn lieht ist sô geslaht,*
ob ieman in vinsterr naht
ze rîtenne geschœhe,
daz man dâ von gesœhe.

sô fehlt in der Hs. und statt *ieman* liest sie *im,* das ist wohl = *iem,* im 14. 15. Jhd. die österreichische Form für *ieman, iemen,* wie *niem* f. *nieman* (vgl. Germ. 1, 378). Für *vinsterr* hat die Hs. *vinstern.*

7828. *wie bîtelôs ir sît.*

bîtelôs ist kein mhd. Wort. Erstens ist das *i* kurz, es heißt *bite, gebite, ungebite,* und auch die Lesart *pittlos* führt darauf, weil im andern Fall der österreichische Schreiber *peitlos* geschrieben haben würde. Sodann lautet die mhd. Form *gebitelôs,* vgl. Tristan 12364 (311, 5). *unbehuot und gar gebitlôs ist ir munt* Boner 97, 102.

7894—96. *ze sînem gesellen er sprach,*
ob er die burc erkande
und bat in daz er sî nande.

Unmittelhochdeutsche Satzconstruction. Lies

ob er die burc erkande,
daz er im sî nande,

wenn ihm die Burg bekannt sei, so möchte er sie ihm nennen.

7927. *waz meint ir, künec Guivreiz?*

Hier ist das zweisilbige *meinet* gekürzt, und das einsilbig auszusprechende *künec* gestreckt. Der Vers ist mit der Hebung auf *ir* und darnach fehlender Senkung zu lesen

waz meinet ir, künc Guivreiz.

7971—73. *wand ich wil unde muoz*
mich bieten an iwern fuoz,
daz ir erwindt durch mînen rât.

Der letzte Vers soll ein Hartmannischer sein! Entweder ist zu lesen

erwindet durch mînen rât,

(vgl. *noch erwint, vil lieber sun, durch got* Greg. 1370) oder noch besser *daz ir erwindet, deist mîn rât.*

vgl. Iwein 6152: *erwindet noch, daz ist mîn rât.*

8006. *ouch seit er im fürbaz.*

ouch scheint hier wenig passend, besser wäre *noch.*

8037. ? *gewürme und wilder tiere.*

8062. *tanzen und aller slahte spil.*

tanzen wird man doch unbedenklich in *tanz* ändern dürfen.

8091 lies *daz er niht dar wære komen*

vgl. *dar komen* 5859. 7823. 8040.

8145. *und empfieng ez als für einen spot.*

als für, gleichsam für? Lässt sich dieser Gebrauch sonst noch nachweisen? Entweder *ez für einen spot,* oder *alz* (= *allez*) *für e. spot.*

8164. *daz geschiht ê morn ze dirre zît,*

das geschieht noch vor Morgen um diese Zeit, sinnlos, da der Kampf mit Mabonagrin erst am folgenden Tage statt finden soll und wirklich statt findet. Obschon es leicht wäre *ê morn* in *enmorn,* morgen, zu ändern, so ist doch ohne Zweifel zu lesen

daz geschiht morn ê zît,

ê zît, vor der Zeit, viel zu früh. Dein fröhlicher Gesang wird schon morgen, noch viel zu früh, ein trauriges Ende nehmen. Vgl. *sô hân wir sie beide ê zît verlorn in ir jugent* Flore 1921 (vgl. 123). *ich erfürhte werden grâ ê zît* Rudolf der Schreiber Ms. 2, 181[b]. Auch *ê der zît* wäre nicht unrichtig, vgl. Ulrichs Tristan 17.

8207 fg. *Ez (daz palas) was vil wol gezieret —*
von edelm marmelsteine
der schîn, der ie von marmel kam
als ez ir ougen wol gezam

und als ez der Wunsch gebôt,
gel grüne brûn rôt u. s. w.

der schîn in der dritten Zeile fehlt in der Hs. und ist von Lachmann höchst unglücklich eingefügt, denn was ist nun das für ein Satz? Es ist zu lesen, der Palast war geziert, ausgelegt

von dem edelesten steine
der ie von marmel kam,

oder *iemêr*. Nach *gebôt* ist ein Punkt zu setzen, mit *gel* beginnt ein neuer Satz.

8236. *ez wârn ir rocke und ir dach,*
besser wohl *in wâren rocke unde dach.*
8243. 44. *ir houbet wârn gebunden*
niht sô sî beste kunden.

Dieser letzte Vers ist ohne Zweifel vom Schreiber verunstaltet, welcher meinte, weil die Frauen in Trauer waren und ungeputzt, so müssten die Schleier nachlässig um ihr Haupt gewunden sein. Im Gegentheil will der Dichter sagen: ihre Häupter waren aufs Sorgfältigste in weiße Schleier gehüllt, doch waren diese einfach, schmucklos, ohne alle Goldverzierung, wie es Trauernden geziemt. *niht* ist daher zu streichen.

8271—77. Der Dichter schildert die Schönheit der in der Gefangenschaft Mabonagrins befindlichen jungen Wittwen, von denen eine immer schöner war als die andere.

der selben ze itewîze
sô was diu einlifte getân,
hœte sî diu zwelfte lân;
diu drîzehend wœre volkomen,
het irz diu vierzehnd niht benomen;
diu fünfzehnd was ein wunschkint.

diu drîzehnd, vierzehnd, fünfzehnd, mit *-zehnd* in der Senkung! Gewiss hätte solche Schreibung und Betonung Hartmann so barbarisch geklungen wie uns (vgl. Greg. 3408). Entweder

diu drîzehende wœre volkomen

mit zweisilbigem Auftakt, oder *wœre* ist zu streichen. Dem folgenden Vers ist durch Umstellung leicht zu helfen:

het diu vierzehende irz niht benomen

und in der letzten Zeile ist *was*, das noch von der elften fortwirkt, wie z. B. 1435. 1568. 69., entbehrlich:

die fünfzehende ein wunschkint.

8700. *sô was alsô erziuget*
der selbe boumgarte
dazs uns mac wundern harte,
witzige und tumbe.

das uns die Hs., lies

daz es mac wundern harte
witzige und tumbe.

uns ist vom Übel, es steht in der Hs. verschrieben für *es.*

8715. lies *von geschiht dar in kam.*

statt *von geschihten in kam.*

8753 fg. *nû reit der wirt für in*
gegen dem boumgarten hin,
daz er in wîste an die stat
zuo dem riter, als Êrec (oder: *er*) *bat,*
hin ze dem verholnen tor.

So mit engem Anschluß an die Hs., was die Ausgabe anderes bietet, gehört Lachmann an, nicht der Überlieferung. Statt *für* hat die Hs. wie häufig *vor.* Bei *für in* hat sich der Leser gegenwärtig zu halten, daß beim Ritt aus der Stadt Erek voraus ritt (vgl. 8683 fg.), Ivreins und die Bürger nach. Als er an die Stelle kam, wo der verborgene Weg begann, ritt der Wirth an ihm vorbei als Führer voran. Einer so gewaltsamen Änderung wie der Lachmannischen bedarf es nicht.

9092—94. *hie wart diu sperweide*
vor dem lîbe durch gesant
durch beide schilte unz an die hant.

Zur ersten Zeile macht der Herausgeber ein Fragezeichen, mit Recht, denn *sperweide* ist kaum richtig. Vielleicht: *hie wurden sper ze weide?* die Weide für den Speer wäre der menschliche Körper oder der Schild. In der zweiten Zeile wird *durch* zu streichen sein.

9114 fg. Sie rannten mit solcher Kraft auf einander,
daz die eschînen schefte
kleine unz an die hant zerkluben
und zwispilte ûf stuben.

Das Adj. *zwispilde* (aus *zwi* und *spilden,* verzweifachen, verdoppeln), ahd. *zwispild,* heißt geminus, biformis (Graff 6, 337), zwiespältig. Also: nachdem die Speere bis an den Griff in kleine Splitter auseinander fielen, stoben sie zwiespältig, in zwei Theilen in die Höhe. *zwispilte* ist von Lachmann an die Stelle des überlieferten *daß spilten*

gesetzt. Halten wir uns an die, allerdings verdorbene Lesart der Hs., mit Erwägung des etwa passenden Sinnes. Ich dachte zuerst an *spelten*, von denen die Spreuer kommen (vgl. Frisch 2, 297. 308):

und alse spelten ûf stuben,

und stoben wie die Spreu in die Luft. Das genügt mir aber selbst nicht, ich glaube vielmehr, daß wir nach einem Part. Präs. zu suchen haben. Ahd. *zispilôn*, anhelare, resonare, *zisplentin*, resonantia (Graff 5, 711. 12.)

und zispilnde ûf stuben,

die Splitter stoben rauschend in die Höhe. Vorziehen würde ich indess, weil es sich noch genauer an die Hs. anschließt, entweder die von *zispilôn* abgelautete Form *zaspeln* (vgl. Schmeller 4, 290) oder *raspilnde; raspen, räspen*, ein in der Schweiz übliches Wort, welches einen mit der Geschwindigkeit verbundenen eigenthümlichen Schall ausdrückt; durch Nachahmung dieses Schalles werden z. B. die Bienen gelockt. Ich kann aber das Wort in der alten Sprache nicht nachweisen; unser raspeln hängt wohl damit zusammen, auch das althd. *hraspôn* (Graff 4, 1181). Beides *zispilnde (zaspilnde)* oder *raspilnde* eignete sich, wie mir scheint, unvergleichlich besser für jene Stelle, als das, was der Herausgeber in den Text aufnehmen zu müssen geglaubt hat.

9565. lies *od daz man iender funde*
der mich überwunde

mit der so gewöhnlichen Ellipse des Pron. *in* oder *den*; die Ausgabe liest mit der Hs. *man in iender.*

9688. Nachdem der Dichter den Kampf und Sieg Ereks über Mabonagrin und den darob von den Zuschauern erhobenen Jubel geschildert, sagt er, er wolle schwören, daß den beiden Frauen, nämlich der Enîte und der Geliebten Mabonagrins, verschieden zu Muthe gewesen sei:

des swer ich wol und wil es jehen
daz disen frouwen beiden
ir gemüete was gescheiden,
diu under der pavilûne saz
unde dirre der dâ baz
an dem strîte gelanc: (= *Enîte*)
neizwie der munt, ir herze sanc.

Die Hs. hat *ich enwais wie*, und dafür ist allerdings *neizwie* die richtige abgekürzte Form; ich wäre aber begierig, zu erfahren, was die

Zeile bedeutet und ob sie Ein Leser versteht. Diese verkürzte Pronominalbildung (worüber Grammatik 3, 72. 73. zu vergleichen) ist bei alamannischen Schriftstellern nicht selten, aber ich zweifle, ob sie je in dieser Weise verwendet ist oder überhaupt verwendet werden kann. *daz kint wart eins jâres alt und neizwie maneger wochen* Lanz. 99. *neizwie manegen samît — gwan im diu vrouwe junge* 2774. *dâ si neizwie manegen tac geriten* ebd. 3532. (so wird auch 9295 *schône neizwie manegen tac* — statt *ichn weiz wie* — zu lesen sein). *und gab im got neizwie ein empfintlich kuntsami* Seuses Leben (Straßb. Hs. Bl. 10^{b}). *die truog er, daz tet er neizwie lang* 16^{b}. 18^{a}. *neizwie meng person* 50^{b}. u. s. w. Was *neizwie der munt* heißt, wird dadurch nicht erklärt. Ist eine Ellipse anzunehmen: ich weiß nicht wie der Mund that? Das wäre sonderbar. Ich glaube, unter dem *ich enwais wie* liegt ein Fehler versteckt. Um ihn richtig zu bessern, müsste man wissen, ob sich die Zeile auf Enîte allein, oder auf beide bezieht; es ist jedoch, wegen des unmittelbar darauf Folgenden (*diu eine freuden krône truoc, diu ander hâte leides genuoc*) wahrscheinlicher, daß die Stelle nur das über Enite Ausgesagte näher erklären soll, dann dürfte man lesen

joch sweic (oder: *sweic ouch*) *der munt, ir herze sanc:*

zwar schwieg ihr Mund, d. h. stimmte nicht in den allgemeinen Jubel ein, aber es sang doch ihr Herz: es stimmte Freudenlieder an, wenn auch ihr Mund schwieg.

10129 ff. *durch got des bitet alle*
daz uns der lôn gevalle
der uns stât ze hulde
(daz ist goldes übergulde)
nâch disem ellende.

So nach Lachmann, die Hs. hat *der uns hat geholde* (: *übergolde*). Was heißt: *uns stât der lôn ze hulde*? Wenn das wirklich, was ich bezweifle, mhd. ist, so hätte diese Redensart erklärt, oder, kommt sie sonst noch vor, nachgewiesen werden sollen. Ich lese mit genauerem Anschluß an die Hs.

*daz uns der lôn gevalle**)

---

*) Vgl. Armer Heinrich 1517. 18., wo Lachmann, Haupt und Wackernagel setzen

als müeze ez uns allen
ze jungest gevallen.
der lôn, den si dâ nâmen,
des helfe uns got. âmen.

der uns mit im gehulde:
deist goldes übergulde
nâch disem ellende.

Bittet alle, daß wir des Gewinnes theilhaftig werden, der uns Gott hold, gnädig mache, oder: uns mit ihm aussöhne: das ist das Höchste, was uns nach diesem jammervollen Leben zu Theil werden kann. Vgl. zwei Stellen in Joh. v. Ringgenbergs Liedern: *diu milte — huldet dort gegen gote man megde und ouch diu wîp* MSH. 1, 341[b]. und *waz ist daz den besten rât got ze trôste der kristenheit gegeben hât, der uns mit im gehuldet und sînen strengen rât hât hin geleit* ebd. 339[b].

Ich verzeichne noch einige unverbessert gebliebene Druckfehler. Lies 3352. *ich* 4899. *nâch* 5339. *waz* 5689. *daz* 5946. *erlân,* 6168. *waz* 6232. *niht* 6255. *sich* 6579. *sînen* 6829. 7320 *daz* 3323. *seltsœniu* 8201. *sô* 9367. der Punkt nach *twingen* ist zu streichen. 9440. *alsô* 9805. *was* st. *war* 9823. *nâch* 10099. *sâhen.*

Für dießmal bin ich mit dem Erek zu Ende. Eine nicht geringere Anzahl von Zweifeln und Bedenken, für welche ich eine mir selbst genügende Lösung noch nicht gefunden habe, behalte ich bis auf weiteres zurück; ebenso meine Bemerkungen über das Metrische, das am besten mit dem Iwein zusammen besprochen wird. Zuweilen hätte ich mich vielleicht etwas kürzer fassen können. Allein es

---

allerdings im Anschluß an die Hs. A, welche *ez* (nämlich *daz êwige rîche*) *uns* liest, aber unrichtig, wie aus obiger Stelle des Erek, aus der Lesart von BC *(daz lôn muoz uns allen ze jungest gevallen)* und auch aus andern Beispielen erhellt. Man lese

alsô müeze uns allen
ze jungeste gevallen
der lôn den sî dâ nâmen:
des helfe uns got. âmen.

wie schon, was ich erst nachträglich finde, in der Ausgabe der Brüder Grimm ganz richtig steht. *mir gevellet der lôn, der gewin* (Greg. 1817), *der gotes segen* (ebd. 428), *der prîs* (Iwein 6617), er wird mir zu Theil. *des helfe uns got* ist eine Schlußformel, die unzählige Mal in den Predigten, z. B. Meister Eckhards, erscheint und stäts in dieser Weise verwendet wird. Ganz ähnlich *stiuren* im Greg. 3834: — *daz wir in disem ellende ein sœligez ende nemen als sî dâ nâmen, des gestiure uns got. âmen.* J. Grimm, das will ich hier bemerken, liest neuerdings (über einige Fälle der Attraction S. 13) mit der Straßburger Hs. *den lôn den sî dâ nâmen, des helfe uns got,* und erblickt darin eine Attraction Ich kann, nach dem eben Gesagten, auch diese Lesart nicht für richtig halten, will aber den Ausfall dieses Beispiels durch ein anderes, besser beglaubigtes decken: *den sun den diu dirne hete der wart ûz gestôzin mit siner mûter* Blaubeurer Predigten des 12. Jhd. auf der k. Privatbibliothek zu Stuttgart Bl. 43[b].

schien mir nöthig, meine mit denen meiner Vorgänger im Widerspruch stehenden Ansichten ausführlich zu begründen; auch sonst halte ich es für eines Jeden Pflicht, der mit Verbesserungen und Vorschlägen vor die Öffentlichkeit tritt, jedesmal auch seine Gründe darzulegen, dämit man ersehen kann, ob er sich überhaupt etwas und was er sich dabei gedacht hat. Alle vorstehenden Emendationen für gleich sicher und gelungen zu halten, bin ich weit entfernt; daß ich nicht ins Blaue und Bodenlose hinein conjecturiert habe, wird man mir hoff' ich doch, und etwas mehr vielleicht, zugestehen. Sollten sich indessen zwischen die wirklichen Verbesserungen auch etwelche „wohlfeile Einfälle" *) eingeschlichen haben, so werden meine Leser darüber nicht zu strenge urtheilen, wenn sie bedenken, daß „kostbare Einfälle" zu haben nur das Vorrecht Weniger ist, und daß es auch unter den Philologen bekanntlich Leute giebt, denen nie etwas einfällt.

WIEN, December 1858.

Ich habe mich mit dem Erek und dessen Herausgeber so lange und mit solcher Vorliebe beschäftigt, daß es mir fast schwer fiel, mich von beiden zu trennen. War es Ahnung dieser meiner Empfindung oder ist es Zufall, genug, der Herausgeber des Erek giebt mir, gerade zu rechter Zeit, Gelegenheit, noch einen Augenblick bei ihm zu verweilen. Meine Recension über des Minnesangs Frühling (Germ. 3, 484 ff.) hat nämlich sein großes Missfallen erregt und ihm (ich glaube willkommenen) Anlaß geboten, seinem lange verhaltenen Groll über mancherlei neuere Vorkommnisse in der altdeutschen Philologie einmal selbst, schriftlich, Luft zu machen. Der Ausbruch erfolgte in seiner Zeitschrift 11, 563—593, wie zu erwarten, mit stürmischer Heftigkeit. Überraschendes liegt hierin für mich nichts: ich müsste mit den Zuständen in der altdeutschen Wissenschaft, ich müsste mit jenen Personen und mit der Meinung, die sie von sich selbst und von Andern haben, die nicht zu ihnen gehören, viel weniger bekannt sein, als es wirklich der Fall ist, wenn ich über die Wirkung meiner Recension je hätte im Zweifel sein sollen. Die Kritik kann sich aber ihr Recht nicht verkümmern lassen, Keiner steht so hoch, daß er sich nicht, selbst von Solchen, die er weit unter sich erblickt (hohe Herren recensieren bekanntlich nicht), ein Urtheil über seine Arbeiten müsste gefallen lassen, und die Zeiten sind hoffentlich vorüber, wo man die Gaben aus gewissen Händen entweder mit ungemessenem Lob oder mit stummer Bewunderung entgegen zu nehmen pflegte. Ich bestreite

*) Über das Aufkommen und den Gebrauch dieses Ausdrucks ist, außer 'des Minnesangs Frühling' S. VII., zu vergleichen Haupts Nachwort zur 2. Ausg. von Lachmanns Wolfram S. XLIV., ferner dessen Zeitschrift 11, 1. 48, 49; damit halte man die Äußerung ebd. 12, 563 zusammen.

Niemand die Berechtigung, auf eine vollendete schwierige Arbeit mit Befriedigung hinzudeuten, obwohl dieß nach meiner Meinung besser Andern überlassen bliebe. Was ich aber bekämpfe, ist die Unsitte, neben derlei selbstgefälligen Bemerkungen mit Geringschätzung auf Andere herabzusehen, und die Versuche, durch hochmüthige Drohungen der Kritik den Mund zu schließen. Nicht minder bestreite ich, daß es einem Einzelnen, heiße er wie er wolle, zustehe, die Grenze, wo der Meister aufhört und der Geselle oder Handlanger beginnt, endgiltig festzustellen. Wer sich eine solche Entscheidung dennoch anmaßt, verräth dadurch, wie sehr er ihn auch sonst zu verhüllen strebt, nur seinen Hochmuth.

Dieser ist, weil ihm entgegen getreten wurde, durch die Recension allerdings verletzt worden; darum sein ungestümes Gebahren. Es kommt mir, wie gesagt, nicht unerwartet. Ja wenn ich erwäge, daß noch in des Minnesangs Frühling die Nennung selbst meines bloßen Namens mit in die Augen springender Absichtlichkeit vermieden wurde, so darf ich die Antikritik als einen Fortschritt bezeichnen, ich darf mir sogar etwas darauf einbilden, in der Zeitschrift Gegenstand und Mittelpunkt eines besondern Aufsatzes geworden zu sein. Zwar muß ich die Ehre mit zwei Andern theilen: mit K. Bartsch, dem mit dürren Worten gesagt wird, er hätte besser geschwiegen, er verstehe nichts von den Dingen, über die er gesprochen, und mit J. Grimm, dem in Zukunft etwas mehr „Aufmerksamkeit" empfohlen wird; aber ich darf mich trösten: wie recht und billig bin ich es, auf den die volle Zornesschaale eines entrüsteten Gemüthes ausgegossen wird. — Meine Recension zerfällt in zwei Abtheilungen. In der ersten rede ich von einzelnen Stellen, die mir verfehlt scheinen, nicht ohne, nachdem ich schon im Eingange meine volle und rückhaltlose Anerkennung der ganzen Arbeit ausgesprochen, ausdrücklich zu bemerken, daß meine Ausstellungen nur Einzelnheiten betreffen, die den Werth der ganzen Leistung nicht herabsetzen sollen (S. 491). Diese Anerkennung muß aber dem Herausgeber, der (wie aus jener Germ. 3, 508 abgedruckten Probe zu ersehen) an nachdrücklichere Lobpreisungen gewöhnt ist, nicht genügt haben, wenigstens hat sie nicht verhindern können, daß ich S. 573 blind und sehr eingebildet genannt und an das erinnert werde, was ich mit andern Worten selbst gesagt hatte. Weitaus mehr Gewicht, als auf diese nur 7 Seiten umfassenden kritischen Erörterungen, legte ich auf die zweite Abtheilung meiner Recension S. 491—508, indem ich bemerkte, daß es sich hier um Wichtigeres, um Grundirrthümer, um Fehler der ganzen Richtung handle. Und gerade hier wird mir die Genugthuung, daß mir der Herausgeber in allen wesentlichen Punkten theils stillschweigend, theils, obwohl mit sichtbarem Widerstreben und nicht ohne manche geschickte Drehung und Wendung, ausdrücklich Recht giebt. Das ist fast mehr als ich erwartet habe, ja es hätte mich, nach den gemachten Erfahrungen, kaum gewundert, wenn er alles von mir Vorgebrachte, mit einem in jenen Kreisen geläufigen Ausdruck, für thörichtes Zeug erklärt hätte; bei der strengen Schulzucht, die er übt, würde es ihm an Leuten, die ihm aufs Wort geglaubt, nicht gefehlt haben.

Die stillschweigenden Zugeständnisse bestehen in Folgendem. Von einer Vertheidigung der schönen Conjecturen zu Lanz. 5524 ff. (S. 492) ist keine

Rede, eben sowenig von den ungeheuerlichen Formen *grœwe*, *Bechelære*, und das Geburtsjahr der mhd. Lyrik scheint ebenfalls, vorläufig wenigstens, aufgegeben. Offen (das heißt, soweit es das Decorum zulässt) zugegeben wird mir, daß die Lieder des von Morungen und des Veldekers*) allerdings in der von mir angedeuteten Weise hätten bearbeitet werden sollen, „daß es besser war, das sicher Ermittelte zu setzen, das Unsichere dagegen nicht grell abstechen zu lassen, sondern es anzugleichen: so hätte sich die Gestalt dieser Lieder der echten mehr genähert“ (S. 571). Das Zugeständniss wird indess wieder beschränkt durch die Bemerkung, daß meine Beobachtungen über das Niederrheinische und Mitteldeutsche zur Sicherheit in allen Dingen nicht ausreichen, und daß sie zu machen nicht schwer war. Habe ich beides je behauptet? Habe ich nicht vielmehr S. 500 ausdrücklich bemerkt, daß die Meinung, auf diese Grundlagen hin die Sprache eines Dichters so genau und treu darstellen zu können, als vernähme man sie aus seinem eigenen Munde, eine trügerische, daß dieß unmöglich sei? Eben so wenig habe ich behauptet oder auch nur angedeutet, daß ich solche Untersuchungen für schwer halte, obwohl ich manche Dinge nennen könnte, die weit unwichtiger und leichter sind und auf die man sich doch gewaltig viel einbildet. Aber gemacht werden müssen derlei Beobachtungen, und daß sie von Lachmann und Haupt nicht angestellt wurden, lehrt der Augenschein, das zeigen die groben Missgriffe in des Minnesangs Frühling und anderwärts. Nicht das Können habe ich bezweifelt, um so mehr aber das Wollen oder vielmehr die Einsicht und Erkenntniss von der Wichtigkeit der alten Mundarten für die philologische Kritik. Daß und in welcher Weise diese Wichtigkeit verkannt wurde, davon habe ich schlagende, beträchtlich zu mehrende Beweise angeführt, die Haupt zu widerlegen nicht einmal den Versuch macht.

Ein weiteres, natürlich ebenfalls wieder thunlichst bemänteltes Zugeständniss betrifft die von mir besprochene Nothwendigkeit erläuternder Anmerkungen nicht nur für Lernende und Laien, sondern auch für Fachgenossen. Unter Laien verstehe ich keineswegs „Leute, die gar nichts vom Altdeutschen verstehen“ (das ist bloß eine sinnige Erklärung Haupts), sondern habe (sieh S. 507) ausdrücklich gesagt, für wen ich, im Gegensatz zu den Philologen von Beruf, Erläuterungen verlange. Nun wird mir zugegeben, daß in den Liedern des Frühlings „allerdings auch Geübteren Manches nicht gleich deutlich sein werde“, daß „bei manchen Liedern Gedankenzusammenhang und die Absicht des Dichters nicht auf den ersten Blick erkennbar sei.“ Aber, wird hinzugefügt, „wer sich in diese Dichtungen eingewöhne, dem werde das allermeiste deutlich und lebendiger als durch paraphrasierende Anmerkungen“ (?). Dennoch hält der Herausgeber solche Paraphrasen nicht für ganz überflüssig, nur sei er sie „mündlich zu geben geschickter oder geübter als schriftlich.“ Darum hält er sie, aus purer Bescheidenheit, ganz zurück, den Lesern überlassend, ob sie sich die mündliche Belehrung bei ihm in der

*) Ich berichtige hier ein unabsichtliches Versehen und einen vielleicht etwas ungenauen, doch kaum zu missverstehenden Ausdruck. Also: nicht die Bearbeitung aller Lieder Heinrichs von V., sondern bloß etwa der Hälfte hat Lachmann dem Prof. Haupt, nicht über-, sondern zurück- oder hinterlassen. Meine Folgerungen (S. 492. 93.) erleiden dadurch keine Änderung.

Ferne holen wollen, oder nicht. „Die beste Schule für einen Erklärer sei der mündliche Unterricht und Fragen der Lernenden.“ Zwar keine neue, aber doch sehr richtige Bemerkung. Sollte man indess von Jemand, der mehr denn zwanzig Jahre lang diese Schule durchgemacht, nicht erwarten dürfen, er werde nachgerade „das rechte Maß solcher Erläuterungen gefunden,“ er werde gelernt haben, was in einem gedruckten Buche dem Leser dienlich und wünschenswerth sei, und was besser dem mündlichen Unterricht vorbehalten bleibe? Wenn in des Minnesangs Frühling nur Das erklärt wäre, was den Herausgebern (wenn anders dieser Fall je eintrat) selbst nicht „gleich deutlich“ und wo „der Gedankenzusammenhang und die Absicht des Dichters nicht auf den ersten Blick erkennbar“ war, so würde das ohne Zweifel schon ein Hübsches ausmachen, alle Welt würde dafür dankbar sein und ein Tadel oder Streit über das Zuviel oder Zuwenig gewiss nicht erhoben werden. Statt dessen werden wir auf die Zukunft vertröstet, in derselben Weise wie beim Parzival. Wers erlebt, wird es sehen. Die Klagen über die Ausgaben altdeutscher Dichtungen aus neuerer Zeit, die durch schöne Ausstattung und Abwesenheit aller Erläuterungen glänzen, sind allgemein, nicht erst seit 1854, man kann sie überall hören, und ich habe, indem ich sie offen zur Sprache brachte, nur den Gedanken und Überzeugungen Vieler Worte geliehen. Daß in der altdeutschen Litteratur der Leserkreis während den letzten Jahrzehnten in stäter Abnahme begriffen war, ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache, und daß der hauptsächlichste Grund in dem einseitigen, vornehmthuenden Betrieb der deutschen Philologie liegt, ist nicht minder gewiss. Darauf hinzudeuten und die Schäden aufzudecken hat Jeder die Pflicht, dem die gute Sache und ihre Förderung am Herzen liegt. Durch nahezu zwanzigjährige, ich hoffe nicht ganz unfruchtbare, Thätigkeit auf diesem Gebiete glaube ich mir auch das Recht, in dieser Sache ein Wort mitzusprechen, erworben zu haben, und bin nicht gesonnen, mich von Haupt u. A. in dessen Ausübung beirren zu lassen. Man hat aus Mattherzigkeit und Rücksichten viel zu lange geschwiegen: es würde mit der deutschen Philologie anders und besser stehen, wenn man dem Dünkel und der Verunglimpfung zur rechten Zeit mit Nachdruck entgegen getreten wäre. Ich wiederhole, daß die altdeutsche Litteratur nicht bloß für einige Studenten und Professoren gewachsen, sondern daß sie ein Gemeingut für alle Gebildeten unseres Volkes ist und werden soll.

Wie gesagt war es dieser zweite Theil meiner Recension, auf den ich den meisten Nachdruck legte. Der Herausgeber des MF. hat für gut gefunden, den Spieß umzudrehen, und setzt das Hauptgewicht auf meine Emendationen, weil er sich hier in der günstigen Lage glaubte, mit mehr Aussicht auf Erfolg gegen mich auftreten zu können. Die Mehrzahl meiner Verbesserungen wird als thöricht, verkehrt, unnöthig etc. verworfen und für jeden Leser, der nur einigen guten Glauben mitbringt, der klare Beweis geführt, daß ich vom Altdeutschen, von Kritik und Metrik so zu sagen nichts verstehe. Wo ihm seine Gründe nicht einleuchtend und schlagend genug scheinen, hat er nicht verschmäht, ihnen durch kräftige, unzweideutige Ausdrücke zu Hilfe zu kommen. Ich werde ihm auf dieses Gebiet nicht nachfolgen, sondern erkenne ihm auch hierin bereitwillig und neidlos die Überlegenheit zu. Mich auf Vertheidigung meiner Emendationen überhaupt jetzt einzu-

lassen, fehlt es mir an Zeit (ich kann in Beziehung auf die ungläubige Bemerkung S. 570, Mitte, ausdrücklich versichern, daß ich in diesem Augenblicke in der That Wichtigeres und Nothwendigeres zu thun habe, als über Lesarten zu streiten), und ich behalte mir vor, später (inzwischen erscheinen ja vielleicht die in Aussicht gestellten „Erläuterungen"), bei Gelegenheit einer fortgesetzten Besprechung einzelner Stellen in der MF., auch auf die angefochtenen Emendationen zurückzukommen. Mit Ausnahme von zweien oder dreien, die ich aufgebe, glaube ich alle aufrecht halten, oder doch ihre Gleichberechtigung mit denen Lachmanns und Haupts darthun zu können. Bemerken will ich jedoch schon hier, daß es eine Zeit gab, wo Haupt von meinen Emendationen und Recensionen eine bessere Meinung hatte als jetzt (s. Zeitschrift 3, 275 und Hartmanns Lieder u. Büchlein S. XI). Ich habe keinen Grund zur Annahme, daß ich seitdem Rückschritte in dieser Beziehung gemacht. Es müssen also in den Ansichten Haupts über meine kritische Befähigung inzwischen Veränderungen vorgegangen sein. So ist es in der That, aber die Wissenschaft hat wenig oder keinen Theil daran.

Doch ist Prof. Haupt auch dießmal so gütig, einige meiner Verbesserungen gelten zu lassen; er versteht es aber auch hier meisterhaft, was er mit der einen Hand giebt, mit der andern wieder zu nehmen und so der Zustimmung ihre Kraft zu dämpfen. Meist heißt es bei diesen Emendationen (wie bei denen Bartsch's) „scheint richtig", „möglich, obgleich nicht nothwendig", u. s. w., während umgekehrt bei den von ihm und Lachmann herrührenden Änderungen, oft den gewaltsamsten und unnöthigsten, nirgends bloßer Schein, sondern fast überall zweifellose Gewissheit und eine Sicherheit herrscht, als wären bei der Entstehung der Lieder Beide zugegen gewesen. Sich im Besitz einer so sichern Methode zu wissen, muß, wie ich mir vorstelle, ein überaus süßes Gefühl sein.

Um den in seiner Entgegnung waltenden Ton zu beschönigen, unterlässt Haupt nicht, mir Hohn, Spott und übeln Willen vorzuwerfen. Wer aber den Widerspruch in so hochmüthiger Weise selbst herausfordert und von den Fachgenossen, die nicht in seinen, sondern lieber eigene Wege gehen, mit so offener Wegwerfung als von Handlangern, Pfuschern und Dilettanten seit langem spricht und nun auch schreibt, der hat kein Recht, sich über Hohn und Spott und übeln Willen zu beklagen: es wäre nur der natürliche Nachhall dessen, was durch die Mehrzahl der Ausgaben Lachmanns und Haupts seit Jahren durchklingt, das man aber euphemistisch „sittliches Gefühl" und „Gemüth" zu nennen beliebt. Übrigens darf man nur die beiden Aufsätze, meine Recension und Haupts Entgegnung, nach einander lesen: der große Abstand im Tone wird Niemand entgehen, und man wird sogleich erkennen, auf welcher Seite der Hohn und Spott und üble Wille zu finden ist. Ich bin mir bewusst, in meiner Polemik nie die Achtung vor den Verdiensten meines Gegners verläugnet zu haben, und es fehlt nicht an Kundgebungen, die mir zeigen, daß meine Leser dieß nicht übersehen haben. So wird mir unter Anderm geschrieben: ich hätte das doctum silentium und den übrigen Gelehrtentick weit schärfer angreifen können und sollen, meine Recension verrathe, bei allen Ausstellungen im Einzelnen, doch großen Respect und auch ich behandle H. durchweg wie eine Art von „Germanenhäuptling".

Wenn ich auch die Richtigkeit des letzten Satzes von meinem Standpunkt aus bestreiten muß, so hat es doch mit dem „Respect“ seine volle Richtigkeit, denn ich bin der Meinung, es ehre sich selbst und ehre die Wissenschaft, wer seinen Gegner achtet und ehrt, und ich habe stäts mit aller Aufrichtigkeit dahin gestrebt, den Verdiensten Anderer, auch wo ich Irriges oder Verfehltes zu bekämpfen veranlasst war, gerecht zu werden. Der Augenschein lehrt, daß auch in diesem Punkte die Ansichten verschieden sind. Nun Jeder nach seiner Art. Wer dem wissenschaftlichen Hochmuth verfallen ist und von ungezähmter Leidenschaftlichkeit sich treiben lässt, von dem darf man freilich nichts Anderes erwarten, der hätte aber auch am allerwenigsten nöthig, sich auswärts nach pathologischen Erscheinungen umzusehen.

WIEN, 16. April 1859.

GEDICHT AUF DEN ZAUBERER VIRGILIUS.

Zingerle hat im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1857, Sp. 390, Anfangs- und Schlußstrophe eines Gedichtes auf Virgilius aus einer Innsbrucker Papierhandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts mitgetheilt, die zum größten Theile Marienlieder enthält. Welcher Zeit diese Dichtungen angehören, bleibe dahingestellt: soviel lehrt der Augenschein, daß das nachfolgende Gedicht im vierzehnten Jahrhundert entstanden ist, und zwar in der ersten Hälfte desselben. Der Gebrauch stumpfer Reime als klingender darf für jene Zeit ebensowenig Wunder nehmen, als die Verwendung klingender für stumpfe, da schon der Lohengrin diese Rohheit kennt. Die Strophenform ist dieselbe, die ein Theil des Wartburgkrieges, der Lohengrin und andere Gedichte zeigen. Auf ersteren bezieht sich die handschriftliche Überschrift des Gedichtes: ‘Clingsor im schwarzen don xiii lied.’

Die Sage, die das Gedicht behandelt, ist bekannt, eine deutsche poetische Darstellung giebt es außer der nachfolgend mitgetheilten nicht. Das Nähere über die Sage sieh in Massmanns Kaiserchronik 3, 448 fg.

VON EINEM PILD ZE RÔME DAZ DEN ÊPRECHERINNEN DIE VINGER AB PEIZ.

Virgilius die künste sîn
ze Rôme an einem pilde wol liez werden schîn,
daz er gemachet het mit sînen handen:
swelhe frowe zerprach ir êr,
sô het daz pild die kraft, die kunst und ouch die lêr,

daz ez sî prâcht vor männiclîch ze schanden.
vil manige frowe zwên vinger muost dem pild ze wandel geben,
die legt man im in sînen munt,
die peiz ez dan den valschen ab und macht si wunt,
daz si dan fürbaz muostn in schanden leben.

Nu hoert wie ez dar nâch ergienc.
ein keiserin ze Rôm des pildes haz gefienc,
wan si gedâcht wie si ez möcht zerstoeren.
ir êr die hiet si gern zerprochn,
sô forcht si niur daz pild liez ez nicht ungerochn,
wie dem geschach, daz mugt ir gerne hoeren.
die keiserin des nicht enliez, si prach ir wîplich êre.
mit einem ritter daz geschach:
alsâ zehant man an dem keiser wachsen sach
ûz sînem houbt ein horn, daz muot in sêre.

Der keiser fuor hin ûf dem mer,
pî im sô wâren riter und knecht ein grôzez her,
die liez er al daz wunder ane schouwen.
er chlagt vil manigem man sîn nôt:
er sprach 'und wolt ez got, sô waere ich lieber tôt.
ich fürcht die scham trag ich von mîner frouwen.'
der keiser het vil wîser raet, mit den begunder sprechen.
dô frâgt er einen wîsen man,
er sprach 'nu gib mir rât, wie sol ichz grîfen an,
daz ich mich möcht an mîner frowen rechen?'

Der wîse man sprach wider in
'waerlîchen, herre, ez dunket mich ein kluoger sin,
wir sollen wider heim ze lande rîten.
ich redez wol ân allen haz,
doch solt ir iuch der maer ein teil erfaren paz.'
der keiser sprach 'ich wil niht langer pîten.
ich wil mîn frowen besprechen paz und frâgen umb die schulde.
si hât unreht an mir getân,
daz si einen andern hât zuo ir gelân:
si hât verworcht ir êr und ouch mîn hulde.'

Dem keiser stuont hin heim sîn gir.
er sprach ze sîner frowen pald 'nu sage mir,
du hâst mich mit eim andern übergeben.
ei du poese vâlentinn,
daz horn an mînem houbt trag ich von dîner minn,
daz gilt dir hiut dîn êr und ouch daz leben.'
die frowe plict den keiser an, si gunde froelich lachen.

---

6. das er sey 9. peist. 11. Ich hört. 14. 16. geren. 15. liesz sein. 17. das. 20. horen muet. 29. nun. 32. warleichen. 39. 43. ainem anderen. 45. horen. 47. gund gar.

si sprach 'dâ für sô wil ich swern
wol tûsent eide und wil michs mit dem rechten wern,
daz ich kein schult gewan an disen sachen.'
Der keiser sprach 'daz muoz geschehen
vor dem pilt, daz ez muoz menniclich an sehen,
daz du ze schanden wirst vor allen frouwen.'
die keiserin sprach 'daz tuon ich gern,
sît ir sîn an mir armen wîb nicht welt enpern,
sô wil ich got und sînen gnâden trouwen,
wan ich der sach unschuldic pin. ich wil iu sweren rechte.
sô fürcht ich dan daz pilde klein,
daz recht wil ich volfüeren als ein frowe rein,
daz sollen sehen die ritter und die knechte.'
Ê daz si für gerichte trat,
ir hoeret wes die keiserin den keiser pat,
einer pet si gund an ir begeren.
si sprach 'pescheid mir einen tac,
daz ich die mînen friunt pî mir gehaben mac.'
der keiser sprach 'des wil ich dich geweren,
wan ûf den tac solt dû nâch dînen besten friunden senden.'
si kund der iren friunt enpern,
und sant nâch einem ritter, wan den sach si gern.
si sprach ze im 'die sach helf mir volenden.'
Nu hoert waz si den ritter lêrt,
daz er sich pald in eines tôren wîs verkêrt,
si sprach 'geselle, lâ dichs niht verdriezen.
swenn ich gê für gerichte her,
sô wirf mich under dich, daz ist mîns herzen ger:
mit dînen armen soltu mich umsliezen.
smück mich ze dir, ein halsen, ein küssen daz soltu mir geben.
villîcht vindich dann einen funt,
dâ mit daz ich dem pilt versliuz den sînen munt,
sô halt wir peide êr und unser leben.'
Der ritter tet swaz si in hiez.
wie pald er im ein tôren platten scheren liez!
tôren kleider liez er sich an snîden.
er macht sich vor hin an die schar.
dô er die edelen keiserin sach füeren dar,
den iren zarten lîp gunder niht mîden,
mit peiden armen ers umbfienc, er gundes zuo im smücken.
ein halsen, ein küssen was bereit
der edelen keiserinne, daz was ir niht leit.
vil sleg und stoez der tôr dâ muost verdrücken.

48. schweren. 49. ayd, wil mich sein mit. 54. 55. geren: entperen. 55. wolt. 56. genaden. 57. ewch schweren. 58. pild gar klain. 63. gund sy. 68. gund. 70. helft. 71. Nun. 73. gesell laß dich sein. 74. wen. 80. hatten. 87. er sy. gund sy.

Dô si nu für gerihte gienc,
ir hoert, wie wîslîch ez die keiserin an fienc.
ir rede liez si gên dem pilde schiezen.
dô si ez zuo dem êrsten sach,
ir hoeret, wie die frowe dem pilde dô verjach,
dar mit begundes im der munt versliezen.
si sprach 'hie sint zwên einic man, dâ für wil ich niht sweren.
die wil ich offenbar hie nenn,
dâ dû si, pilt, und alle welt wol maht erkenn.'
dâ mit begundes sich des pildes weren.

'Nu hoer an, pild, und merk mich eben,
ich stân alhie umb triwe umb êr und umb daz leben,
daz du kein unreht laezest mir geschehen,
daz mir kein man sô nâhent kam,
wan niur der keiser und der leidic tôre sam,
den ieder man hât hie pî mir gesehen.
nu merk mich, pilt, waz ich dir sag: daz reht wil ich volfüeren.'
die finger legt sim in den munt.
si sprach 'nu, pilt, swer ich unreht, sô mach mich wunt.'
das pilde stuont und torstes niender rüeren.

Nu hoert wes ir die frowe gedâht,
dô si dem pilt die finger ûz dem munde prâht,
si kêrt sich zuo dem keiser umb ze stunden.
si sprach 'sihstu, mîn lieber man,
daz du mir armen frowen unreht hâst getân.
schow an, mîn finger habent niender wunden.'
der herre dô zer frowen sprach nâch keiserlîchen sitten
'ich hab allez wol gesehen,
für wâr, iu sol sîn fürbaz nimmer nôt geschehen:
vergebt mir daz, dar umb wil ich iuch pitten.'

Die frowe sprach 'daz sî getân,
ich wil ez allez durch den gotes willen lân,
der mac mich mîner scham gar wol ergetzen,
die ich al hie erliten habe.'
alsâ zehant dem keiser spranc daz horen abe.
er gund sîn frowen friuntlich zuo im setzen.
der keiser zuo der frowen sprach 'ir habt mit recht gewunnen.'
dô si den eit aldâ geswuor,
alsâ zehant daz pilt ze tûsent stücken fuor:
ez peiz nicht mêr, der kunst was im zerunnen.

---

96. begund sy. 98. sy. ‚nennen : erkhennen. 99. daz du? 100. begund. 103. last. 105. nur. 107. nun 108. sy im. 109. 111. nun. 110. torst sy nyndert. 113. zur stunden. 116. nyndert. 119. ewch.

ROSTOCK, October 1858. KARL BARTSCH.

ZUR LEGENDE VOM H. NICOLAUS.

Diemer hat in dieser Zeitschrift 2, 96—98 Bruchstücke einer gereimten mhd. Legende vom h. Nicolaus bekannt gemacht, die nach Sprache und Versbau zu urtheilen noch dem dreizehnten Jahrhundert angehören. Von derselben poetischen Bearbeitung und zwar in derselben Handschrift habe ich einige Blätter in der Stadtbibliothek zu Nürnberg gefunden. In die Papierhandschriften des 15. Jahrhunderts, Cent. VI. 43^{m} und VII. 74 waren auf die innern Einbanddeckel vier Pergament-Doppelblätter in Duodezformat eingeklebt, mit achtzehn Zeilen auf der Seite (nur Bl. 8^{b} hat zwanzig), also gerade wie das Melker Bruchstück, dessen Orthographie auch genau mit dem Nürnberger stimmt. Ich gebe einen getreuen Abdruck der sehr sorgfältig geschriebenen Blätter und füge nur die Interpunktion bei.

Die Blätter sind zum Theil beschnitten, das eine stellenweise unleserlich, Ergänzungen sind durch Cursiv kenntlich gemacht. Die Blätter 1 und 2 sind queer durchschnitten: es sind innere Blätter einer Lage, ebenso die übrigen.

Deſ gar ſinen goldes goz (Bl. 1^{a})
Verbunden: innerhalp div *floz*
Deſ huſeſ alſ iv iſt geſeit.
Dirr iſt der in ſtetikeit,
Suzer ieſu, meiſter gut,
Dinen willen gerne tut.
Er vberhort niht, herre got,
Din heizen vnde din gebot:
Zwei hat er der gebote din
Eruůllet mit der milte ſin,
Daz eine, daz er inneclich
Von hertzen hat erbarmet ſich
Vber den uil armen man,
Daz ander leiſtet er daran,
Daz ſin rehtiv hant alhie
Der erbermde werc begie,
Daz ez die linggen wart uerholn,
Do er ſo taugen vnd verſtoln

*Der m*iltekeite werc begienc. (1^{b})
Deſ morgenſ do der tag anvienc
Vnd lůhten vberal began,
Do dirre guteſ arme man
Sa zeſtunt vnd alzehant
Daz golt in ſinem huſe vant,
Er nam ez vnde wag ez her
Vnde dar. wi aber er
An der erſten ſtunde
*Rur*te zu dem vunde,
Wi hoh er in do wege
Vnd waz er vreůden pflege,
Wi groze gnad vnd danc ſin munt
Vnd auch ſin hertz vm diſen vunt
Seiten dem uil richen gote,
Nach deſ willen vnd gebote
Diz gelůck im waſ geſchehen:
Daz mag iederman wol ſpehen

Nu hup mit ſelchen wor- (2^{a})
ten an
Sin gebete dirre man
'Herre herre, richer got,
An deſ winken vnd gebot
Ein ſpare noch ein baumeſ laup,
Ez ſi ſaffig oder taup,
Niht uellet zu der erden:

Ich bite dine werden
Vnmezzige miltekeit,
Daz du, der ein in ſicherheit
Maht aller dinge kunde hân,
Mich armen ſunder wizzen lan
Geruchef vnd mir zeigen in,
Von dem ich riche worden bin,
Der mir, def ich empfunden han,
So uil ze gute hat getan:
Vnd def bit ich, herre, dich
Darumme niht daz immer ich

Daz genem in minen ſin, (2b)
Daz ich getûrſteclichen in
Rûren ger vnd vreuellich
Mit den henden min, di ſich
In ſunden hant entreinet.
Min hertz aleine meinet,
Daz ich bekenne dinen kneht,
Der ſo heilig vnd gereht
Hie den lûten wonet bi,
Suntlicher getete vri
Vnd dem uf erden hat gegeben
Din milt ein engeliſchez leben:
Ei, herre, den la kennen mich,
Daz ich darumme lobelich
*Pr*isen mûge dinen namen,
*W*erden vnde lobesamen,
Der beidiv nv vnd zaller vriſt
*H*eilig vnd geſegent iſt

So nimt ez ſweren widerker (3a)
Ez bruw ot vûr ſich immer mer,
Vntz im ſin gir mûz werden ſat.
An ſelcher bôſen girde pfat
Waren laſterlich getreten
Vnde ſamenthaft geweten
Di uerreter vor geſeit.
In waſ der vûrſten leben leit,
Di der keiſer noch beſlôz.
Wan da lutzel hin gevlôz
Der tag, vnd ez ſi duhte zit,

Si komen aber durch ir nît
Zu dem rihter vorgenant
Vnd brahten im aldar zehant
Di gabe dif im heten e
Gelobt, vnd ſprachen aber me
Den guten luten an ir leben.
. . . . . .

Du vnd der keiſer ſelche (3b)
vriſt
Vren vinden? daz in iſt
Ir leben biz daher beliben,
Di ſo uil valſchef hant getriben,
Daz in zehant nit ſint geſlagen
Div haûbet abe von den cragen?
Oder wandet ir, daz ir
Da mite môhtet ire gir
Erwenden vnd ir vbeltat,
Der ir vngetruwer rat
Iv ze ſchaden hat erdaht,
Obſ in den kerker wurden braht?
Nein defwar ez treit nit vûr.
Man ſiht daz nah ir willecûr
Ir geſellen zu in kumen,
Di mit helf in wollen vrumen,
Daz ſi herna entrinnen
. . . . . .

Ir boſheit werde vollebraht (4a)
Daruf ſi lange hant gedaht.
Darumm iſt nôtlich daz da zû
Selchen vliz din wiſheit tû,
Daz ſi def niht uollenden mûgen,
Daruf ſi denken vnde hûgen.
Vnſ muz anderſ ruwen,
Daz wir mit gantzen truwen
Gewrchet han ein michel teil
Vm vren vrid vnd vm vr heil,
Vnd muzet ir verderben
Vnd uil ſchier erſterben,
Werdent ſi verderbet niht:
Def man di warheit wol beſiht.'
Von diſen valſchen zungen
Der rihter wart betwungen
Vnd von der gab vnreine
. . . . . .

Daz im die velſcher ſeiten, (4b)
So daz er ſunder beiten
Anderweid ir lůgne ſtift
Vnd ſelber wort vnreine gift
In deſ keiſerſ oren goz,
Daſſ im in ſin hertze vloz.
'Herre keiſer' ſuſ ſprach er
'Di meintetigen, den biz her
Din milte hat uerlan ir leben,
Noch wellent niht daz mein begeben,
Deſ ſi gedaht hant wider dich.
Tôtliche rete ſteteclich
In vbellichen ahten
Sie mit den luten trahten,
Die in mit eiden hant geſworn
Vnd in ze helfe ſint erkorn,
Vnd weiz an allen zwiuel daz,
. . . . . .

Daſſ in ir noten *taten*. (5a)
Er tet deſ ſi da baten,
Alſ ob der ſeldenbere
Sant Niclaus dort were
In ſinem hôhſten riche
Vnd gegenwertecliche
Do diſe dri vertrete
Vnd ſelber vůr ſi bete.
Weſ ſint aber, ſůzer criſt,
Der ein getruwer loner biſt,
Diſe gabe danne din?
Weſ mac diz widergelt *geſin*
Vnd diſ grozen wunder,
Danne din beſunder,
Der alle die dich erent
Vnd din lop hie merent,
Dort ereſ vor dem uater din
In dem himelriche ſin

. . . . . cort (5b)
. . . . . *sin* (?) hort
. . . er auch . . . n
. . . an ſi . . werden
. . . vor de . . . hie
. . ône . . . ged ie
. . *k*om ez daz der tac vergienc
. . div heide auch (?) anvienc

Daz die ſtratillaten,
Alſ e waſ geraten,
*Ge*haubtet werden ſolten,
Di die marter dolten
Ane ſchuld vnd ane reht.
Do der keiſer vnd ſin kneht
. . . . che vorgenant
*Entſ*lafen waren, alzehant
*Sah*ens in ir ſlafe
. . gôtelich' ſtrafe

Zwene treume gliche gar, (6a)
Alſ ſi wurden ſit gewar,
Die ich darumme ſunder
Wil ſagen zeinem wunder,
Daz vnſ werd offenlichen kunt,
Daz er, der nv vnd zaller ſtunt
Almehtig iſt, aleine niht
In, die man ubertreten ſiht,
Daz reht tůt offenliche do,
Sunder daz er auch vnvro
Si machet vnde drêwet in
Mit nahtgeſihten, daſſ ir ſin
Wenden wider an daz reht.
Daran tůt er niht wan ſleht,
Wan ſine milte deſ gezimt,
Daz er im grozer vreůde nimt
Von einem ſunder, ob er hat
Růwe vm ſine miſſetat,

*D*an von vnwandelberen (6b)
*N*vn vnd nvnzik weren.
*Da*rumm erzeiget er ſo uil
Mit ſtraf vnd anderſ, daz er wil
*D*en ſunder niht verſmahen,
*Su*nder gern enpfahen
*All*er menſchen růwe,
*Di*v war iſt vnd getrůwe.
Nu hort von den geſihten;
Der wil ich vch berihten.
Dem keiſer in der naht erſchein
In forme ſant Niclauſef ein
*B*ilde, do er lag vnd ſlief,
Daz im ſuſ zu ſprach vnde rief
'*Con*ſtantin, ſag an durh waz
Haſt vnbillich geheizen daz,

*D*az man die ſtratillaten,
Di doch niht argeſ taten,

Widerz reht geuangen hat? (7ª)
Weſ haſt du ſunder miſſetat
Si uerteilet hie in not
Vnd in vnuerdienten tot?
Stand uf ſnell vnd heiz ſi ſan
Ledic von ir banden lan.
Wilt du daran uerſmahen mich
Vnd anderſ werben vreuellich,
Dan ich dich geheizen han,
So wil ich biten ſunder wan
In, derſ himelſ kunig iſt,
Daz er, ob du verhertet biſt
So daz du wilt verſmahen mich,
Vber dich tût ſin gerich
Vnd ſchiere deſ uerhenget,
Daz wider dich entſprenget
Ein ſo ſtarc vrlaûge wirt,
Daz der tot dich niht uerbirt,

Du mûzeſ werden da er- (7ᵇ)
ſlagen
Vnd din vleiſch da werden nagen
Die uogel zeiner ſpiſe
Vnd auch div eyer vnwiſe.'
'Wer bi*ſt du*?' ſprach der
keiſer ſan
'Vnd waz gewalteſ maht du han,
Daz du ze dirre zit in min
Palaſ kumen biſt her in
Vnd ſelche dro ſo vreuellich
Getarſ geſprechen wider mich?
'Nycolaus bin ich *ie*'
Sprach er 'den du horeſ hie:
Vnd ſwie ich ein ſ̃nder ſi,
Doch iſt mir div wirde bi,
Daz ich ertzebiſchof bin
Stā myren der kilchen.' hin
Vûr er do er daz geſprach,
Do der eparche ſin gemach
Het in ſinem ſlafe, (8ª)
Den er mit ſelcher ſtrafe
Erſchract vnd mahte uil vnvro
Mit ſelch' angeſtlichen dro
'Ablauie, du ſwacher knecht
Deſ hertzen vnd uil vngereht
Deſ muteſ vnd der ſinne wan,
Waz grozer nôte lac dir an,
Daz alſe gar uerhertet ist
Din hertze, daz du worden
biſt
Ein verrater ane not
Der vnſchuldigen in den tot?
Var ſnelle dine ſtraze
Vnd ſchaffe daz man laze
Her uz deſ kerkerſ banden vri
Di vnſchuldigen alle dri.
Tûſ du deſ niht in diſem zil,
So wiſ deſ ſicher, daz ich wil

Vm in der ewik keiſer iſt (8ᵇ)
Erwerben in uil kurtzer vriſt,
Daz er mich an dir richet,
Daz din lip uz brichet
So ſer an allen enden,
Daz in die wurme ſchenden
Vnd vrezzen, daz du ſtirbeſ
Vnd laſterlich uerdirbeſ
Vnd daz uil ſchier zeſtoret wirt
Din huſ: div not dich niht ver-
birt.'
Nach dirre dro uil grimme
Mit gar betrubter ſtimme
Sprach der rihter uil vnvro
'Wer biſt du, der vnſ ſelche dro
Legeſt an ſo vreuellich?'
Er sprach 'wilt du bekennen
mich
So nim uil reht in dinen ſin,
Daz ich Myrener biſchof bin
Vnd Nicolauſ bin genant.'
Nach diſen worten er verſwant.

ROSTOCK, 31. October 1858. KARL BARTSCH.

BRUCHSTÜCK EINER PASSION DES XII. JAHRH.

Ein Pergamentdoppelblatt in 12° vom Ende des zwölften Jahrhunderts enthält ein Bruchstück einer poetischen Bearbeitung der Leidensgeschichte Christi. Es war zu einem Büchereinbande verwendet und eingeklebt; das erste Blatt ist in der Mitte der Länge nach zerschnitten, dazwischen fehlt ein schmaler Streif. Ich gebe, was bei einem so vereinzelten Bruchstück das Gerathenste scheint, einen buchstäblichen Abdruck. Ergänzungen sind cursiv gedruckt, die Abkürzungen fast alle aufgelöst.

vmme diſſen ſeluen gute*n* man (1ª)
nechein ſcult ich an *im* *u*inden kan.'
do daz pylatus vor na*m*,
daz vnſe herre wider *qu*am
zû iheruſalem an d'e *ſtat*,
zû hant her ime zûge*g*en trat
vnd untfinc den mil*t*en iheſum
vnd ſprach 'aue rex iu*d*eorum.'
daz ſpricht 'got gruze *d*ich koning der iûden.'
do rifen ſi rechte ſo d'e *r*ûden
'wir nehauen ne cheine*n* koning mere,
wen der keiſer iſt un*ſ*er herre.'
do ſprach auer pylatus
'Q'd faciam de ihū qui dicitur xp̄c?'
daz ſpricht 'waz ſalich tûn mit ihc̄,
den man dar hei*z*et *cr*iſtus?'
do rifen d'e *i*ûden gemeine (1ᵇ)
beide gro*z* vnd cleine
'iz ſi recht *o*der crum,
crucifige crucifige eum.'
daz ſpri*ch*t man ſal en an ein cruce ſlan.'
'waz hat *e*r v̂beles getan?
wolt ir *m*ich berichten des?
necheine *ſ*cûlt ich an en vindē kan nocht herodes.'
do antw*r*ten d'e iuden dus
dem ri*ch*tere pylatus
'du vrag*e*s waz her haue getan?
wiltu daz an vns vor ſtan,
wir ſage*n* di wilch ſin ſcult ſi:

omnis qui ſe regē facit contradic^{t} ceſari.'
daz ſprich*t* 'alle di ſich zů konīge machen
die ſint de*s* *ke*ıſeres widerſachen.

hauich auir wol getan, (2^{a})
warumme ſleſtu mich dan?'
do daz geſach pylatus,
daz d^{e}umtruwe (*so*!) iůden ſus
alſo ſere tobeten,
ſchire her in gelouete,
her wolde tůn iren wille
offenbare vnd ſtille,
beide ſpade vnde vrů.
her hiz ime wazzer bringen do:
ſine hende duouch pylatus
vnd ſprach 'innocens ſum asanguine hujus.'
daz ſpricht 'ich wil des blůtes unſculdich ſin
alſe daz hore der hende min.'
do ſprachen d^{i}e iuden gemeine
beide groz vnd cleine
'her ne wirt dar umme von vns nicht loſ, (2^{b})
ſanguis eius ſuper nos et ſuper filios noſtros!'
daz ſpricht 'ſin blůt muze vallen
vf vns vnd vf vnſe kint allen!'
daz wort iſt hůte an in becleuen
vnd ne wirt nimmer von im vortreben.
do ſprach auer pylatus
zů den vngetruwen iůden dus
'ich ne weiz nicht waz nu ſprechen me;
accipite eum vos et ſecundum legem vrām iudicate!'
daz ſpricht 'nemt in vnd richtet na vwer wonheit,
ez w^{i}t her na vns allen leit.'
ſi ſprachen 'wi hauen einen ſite,
des můz tu nu vns volgen mite:
her ſal ſteruen na vnſer e,
jz tu im wol oder we.'

ROSTOCK, 31. Oct. 1858. KARL BARTSCH.

LITTERATUR.

Neidhart von Reuenthal, herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig, S. Hirzel. 1858. gr. 8. LVI und 264 SS. (2 Rthlr.)

Die Frucht jahrelanger Arbeit und von den Freunden deutschen Alterthumes lange erwartet, ist Haupts Neidhart dem „Minesangs-Frühling“ rasch nachgefolgt. Wohl gab es keine schwierigere aber auch lohnendere Aufgabe als diesen Dichter, dessen Fortleben in späten Jahrhunderten die Blüthen seiner echten Poesie mit üppig wucherndem Nachwuchs überkleidet und fast erstickt hat. Sorgsamer Hand bedurfte es, um das Wahre vom Falschen, das Echte vom Nachgemachten zu sondern: ein feines, nur durch lange Beschäftigung zu erreichendes Gefühl für die Eigenthümlichkeiten des Dichters, musste in manchen Fällen die einzige Richtschnur für die Entscheidung sein. Wo die Kritik auf solcher haarscharfen Grenze steht zwischen dem Möglichen und nicht Wahrscheinlichen, da kann sie sich gerade in glänzender Weise bewähren. Endgiltige Sicherheit wird in manchen Fällen nicht zu erreichen sein, und das hat der Herausgeber (Vorrede S. IX) selbst ausgesprochen. Daß einiges, was vielleicht noch echt sein könnte, in die Anmerkungen gesetzt ist, wird man nur als lobenswerthe Vorsicht bezeichnen müssen. Lieber wird man derartige Strophen unter den echten Liedern missen, als den Werth dieser durch Aufnahme zweifelhafter geschmälert sehen. Unter den vom Herausgeber als echt erkannten wird sich kaum eines bezweifeln lassen, wenn man einmal gewisse Eigenthümlichkeiten, wie die Abwerfung des *e* im Präteritum schwacher Verba im Reim (sieh Anmerk. zu 85, 36) dem Dichter zuerkennt. Die Arbeiten seiner Vorgänger, Wackernagels, Beneckes, Lilienkrons, hat Haupt mit gebührendem Danke anerkannt: vom größten Werthe namentlich musste ihm die Abhandlung des Letzgenannten sein, die für die Unechtheit vieler Lieder, die Kriterien an die Hand gab.

Der Vorrede angehängt sind die unechten Lieder (S. XI—LVI), bei denen die Anmerkungen meist kurz die Beweise der Unechtheit enthalten. Zu dem Texte wie zu den Anmerkungen, die eine Fülle von Gelehrsamkeit, aus der ganzen mittelhochdeutschen Litteratur zusammengetragen, enthalten, vieles nachzutragen möchte schwer sein. Was ich im nachfolgenden bemerke, bezieht sich meist auf die strophische Anordnung und die Eintheilung der Verse. So ist gleich im ersten der unechten Lieder (S. XI) die erste und siebente Zeile jeder Strophe in zwei Verse zu zerlegen:

Meie, dîn
liehter schîn
bringet vröuden vollen schrîn;

weil der auftaktlose Vers von zwei Hebungen stumpfreimend sich gern mit dem von vier Hebungen bindet (Germania 2, 272). Und ebenso ist S. LIV, 25. 29 ff. zu schreiben:

mit gewalt
manicvalt

jârlanc mê
daz der snê.

S. XXXIII, 5 Anm. Auch noch in der dritten Strophe (XXXIV, 9. 13) findet die Verlängerung um eine Hebung statt: mir scheint der Vers von vier Hebungen in diesem Liede der ursprüngliche; denn die klingenden Reime XXXII, 15. 19. *tülle* : *grülle* zählen nach meiner Ansicht für zwei Hebungen, wie in dem unechten Liede, von der Hagen 3, 217; XXXI, 1 ist zu lesen

dâ ist ein gelopter tanz,
5 *iegelîcher treit den kranz.*
16 *sîme vetern Engelmâr.*
XXXII, 4 *unde jener Engelram.*
8 etwa *ich bin in dar umbe gram.*
XXXV, 4 *unde würdens alle erslagen*
8 mit B *alrêrst muoste ich gar verzagen.*

S. 8, 17—19 sind in éine Zeile zusammenzufassen, wie schon die Elision *ûf dem rîse in manger wîse singent wunneclîchen schal* und noch klarer der Wechsel mit stumpfem Reime 9, 2. 3 den Herausgeber hätte belehren müssen

ir sît tôt vil kleiner nôt, ist iu der ermel abe gezart,

über welchen Wechsel die Anmerkungen ganz schweigen.

Den Reihen 16, 38, in dem ich Germania 2, 264 die epische Verszeile und in der ganzen Strophe eine der Titurelstrophe nahverwandte zu erblicken glaubte, hat Haupt anders gefasst, wie mich dünkt richtiger, wiewohl ohne Mühe in den meisten Strophen sich auch die epische Cäsur, theils stumpf nach der vierten, theils klingend nach der dritten Hebung herstellen ließe.

S. 18, 4 ist die letzte Zeile der Strophe zu zerlegen, so gut als in dem vorhergehenden Liede 17, 2. 3 ff. und zu schreiben

nû wol ûf, stolziu magedîn!
der meie ist in diu lant,

wiewohl in beiden Fällen der Vers nicht abzubrechen, sondern die Cäsur nur durch Auseinanderrücken zu bezeichnen ist. Den eigenthümlichen Versbau in den beiden ersten Strophenzeilen hat der Herausgeber richtig erkannt und bezeichnet; vielleicht ist aber der weibliche Einschnitt 18, 10. 11. 29. 35 überall zu tilgen; 18, 11 ist leicht zu ändern

diu was hiur loubes ein gast.

und 18, 35 *dû wilt hiur reizen den zorn;*

die Elision 18, 23 stört nicht.

19, 7 ff. habe ich Germania 2, 265 ebenfalls anders geordnet und eine Modification der epischen Strophe ähnlich der Gudrunstrophe darin erblickt. Im Abgesange, der mit 19, 9 beginnt, scheint mir ein Zusammenfassen in der von mir vorgeschlagenen Weise dem Verständniss des Baues günstiger. Dagegen hat 25, 14 Haupt in Übereinstimmung mit mir, Germania 2, 267, die beiden ersten und die beiden letzten Zeilen der Strophe getheilt, nur daß ich sie, meiner Anschauung gemäß, es sei Abart des epischen Verses, nicht wirklich in zwei Theile zerrissen, sondern nur durch Cäsur getrennt habe.

28, 1 ist die Absonderung der ersten Zeile, die bei Haupt nur éine Hebung hat, von der folgenden unnöthig. Der Fall gehört zu denen, die

wir in 18, 4 kennen lernen, wo innerhalb des Verses an bestimmter Stelle eine Senkung fehlt (Beispiele aus anderen Lyrikern werde ich ein andermal geben): ein Accent hätte den Rhythmus bezeichnet

Der wâlt âber mit maneger kleiner süezer stimme erhillet.

in der zweiten Strophe wird zu lesen sein

sô hêbt sich ab an der strâze vreude von den kinden,

Die letzten Zeilen 28, 5. 6 sind zusammenzufassen, denn der klingend reimende Vers von einer Hebung (6) bindet sich nicht mit dem folgenden. Lies

mit vreuden leben den meien!
ir megede, ir sult iuch zweien.

Der Reim *werde* : *verkêrde* 34, 1. 4 (vgl. Anmerk. zu 89, 2, S. 220) erweckt Zweifel an der Echtheit beider Strophen.

44, 34 ist *nâch* zu streichen, weil die meisten entsprechenden Zeilen auftaktlos sind: *sinnen* ohne *nâch* steht 41, 12.

58, 25 hat die letzte Zeile der beiden Stollen eine weibliche Cäsur nach der dritten Hebung, nur in 58, 27 *sî truobent unde nement* steht eine kurze Stammsilbe in der Cäsur.

73, 26: die letzte Strophenzeile hat eine weibliche Cäsur, die der Herausgeber nicht angedeutet hat, entweder, wie ich Germania 2, 282 annahm, nach der fünften Hebung, oder, was besser mit dem Sinne zusammenfällt, nach der siebenten, oder auch mit doppeltem Einschnitte:

alsô sint die vogele in dem walde
des betwungen
dazs ir singen müezen lân.

95, 6 hat die erste Zeile des Abgesanges (95, 12) niemals einen Auftakt: darnach sind die beiden einzigen Verse 95, 30. 96, 36 zu berichtigen

dêr ze mittem tage.
dêst dîn êre kranc,

oder *so ist dîn êre kranc* nach C: in der ersten Zeile kann man aber *dazer* auch einsilbig lesen. Derselbe Fall ist 99, 1, wo die vorletzte Zeile der Strophe keinen Auftakt hat; nur 99, 27. 101, 4 zeigen ihn; man lese

durch sîn grôze kraft man in mit scheffen sêre vliuhet,

oder streiche *sêre* mit C, und 101, 4 wird

er ist saelic, der sî beide an einem wîbe vinde

zu lesen sein. — 101, 17 ist einmal *mit* zu streichen.

Das letzte Lied 102, 32—103, 28 hat manche Härten, die man Neidhart nicht zutrauen darf, so *ir ieglîchs wîp* 103, 12 und noch weniger 103, 21 das verkürzte Präteritum *troumt* in der Senkung vor folgendem Consonanten: was bedeutend härter ist, als die zu 85, 36 angeführten Kürzungen. 103, 26 hat ungefügen Rhythmus; es wird zu lesen sein

êst lanc daz ich ir keine nie gesach.

Zu den Anmerkungen weiß ich noch weniger zu bemerken als zum Texte; bei den zusammengesetzten Wörtern (Anmerk. zu 49, 11), in denen Neidhart die Senkung fehlen lässt, ist übersehen worden *stolzlîchen* 22, 18, so wie zu *Tulnaere* zwei Stellen 86, 1. 88, 20 nachzutragen sind; auch *ünhêil* 53, 3 ist wohl so zu betonen, wiewohl Neidhart einigemal den Hiatus

zulässt. In den Strophen auf S. 232 ist in der zweiten Zeile nach *sanc* der Punkt zu tilgen und in der dritten Strophe Z. 1 zu lesen *Gumpe unde Gôzbreht*, weil der Vers, wie ihn Haupt giebt, um eine Hebung zu kurz ist. S. 238, 22 heißt der Name wohl *Bernger*, worauf die Anspielung der folgenden Zeile geht.

Am Schlusse der Anmerkungen (S. 245) stehen die Zeugnisse. Mich hat Wunder genommen, unter ihnen ein paar zu vermissen. Zuerst eine Stelle des Teichners, Liedersaal 3, 295

bei her Neitharts zeiten vorn *von der pawern ungevuoc*
vant man neuwer site gnuoc *mit gepaere und mit gewant.*

Eine zweite Anspielung im Altswert 166, 30—35

der anblick was verhangen *dort her von Ziselsmur*
mit grüenem laub und bluomen, *da mangem vilzgebur*
es warn nit birschen muomen *her Nithart hat gesongen.*

Das scheint auf ein unechtes Lied sich zu beziehen, Hagen 3, 238[b]:

dô ich kam in ir gepfliht *dâ stuont vil manik vilzgebûr*
gar listiklich gein Zeizenmûr, *bî der sunnen an der lûr.*

Auch wäre das von Keller in den Fasnachtspielen S. 393—467 herausgegebene Neithartspiel zu nennen gewesen, weil es auf echte und unechte Lieder des Dichters sich stützt.

Es ist, wie man sieht, nur wenig, was ich zu dem trefflichen Buche nachtragen konnte. Dennoch habe ich mich durch Haupts Bemerkungen (Zeitschr. 11, 563—593) nicht abhalten lassen, dieselben in Form einer Recension mitzutheilen. Denn ich bin nicht der Ansicht, die Haupt zu haben scheint, daß wenige Nachträge zu einem Buche das Recht nehmen, sie zu veröffentlichen. Nicht gesonnen, über Haupts Recension meiner Recension eine neue Recension zu schreiben (denn wohin würde das führen?), will ich nur an einem Beispiele zeigen, daß Haupt Unrecht that, den Ton anzunehmen, den er an dieser und an andern Stellen anschlägt. Haupt hat die Elision in der letzten Senkung bei Reinmar an zwei Stellen angenommen, 159, 12 *lîd ich*, 180, 6 *ruoch ich*. Letztere Stelle wird durch die von mir vorgeschlagene Zusammenfassung (179, 8—11 in zwei Zeilen), die Haupt zugiebt, beseitigt, indem der betreffende Versschluß nun in den Inreim kommt. An der ersten Stelle hatte ich vorgeschlagen zu lesen *nu waz dar umb? daz lîde ich* (*lide* lesen alle Handschriften) für *nu waz dar umbe? daz lîd ich*. Dazu bemerkt Haupt (S. 593), es sei zwar gleichgiltig, was ich lieber thue, 'Reinmar aber hat vor einsilbigem Versschlusse nirgend einen Hiatus'. Ich nehme den Hiatus an dieser einen Stelle an, Haupt an derselben einen (denn 180, 6 ist durch Verlegung in den Inreim weggefallen) eine andere Freiheit, die sich nur wenige gute Dichter erlauben. Die von mir behauptete ist demnach nicht stärker als die von Haupt angenommene; es steht eine Stelle einer andern gegenüber. Ich hatte also wohl dasselbe Recht wie mein Tadler, der durch persönliche Bemerkungen seinen Tadel zu würzen sucht. Er darf sicher sein, daß ich ihm nicht auf gleiche Weise erwidern werde.

ROSTOCK, März 1859. KARL BARTSCH.

Ficker Julius Dr., Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck. Der Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Innsbrucker Handschrift. Mit Unterstützung der kaiserlichen Academie der Wissenschaften herausgegeben. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung 1859. 8. XXX und 210 SS.

Derselbe, über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschenspiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Innsbruck. Wagner'sche Buchhandlung. 1859. 8. 137 SS.

Im Herbste des Jahres 1856 wurde von dem Scriptor der k. k. Universitätsbibliothek zu Innsbruck, A. J. Hammerle, ein bis dahin unbekanntes Rechtsbuch aufgefunden, das sich in der Vorrede „Spiegel aller deutschen Leute" nennt. Ficker unterwarf dieses Rechtsdenkmal sofort einer eingehenden Untersuchung, und veröffentlichte die Ergebnisse derselben nebst ihrer Begründung im Februarhefte des Jahrganges 1857 der Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe der kaiserl. Academie der Wissenschaften. Darnach stellte sich das Rechtsbuch dar: in dem ersten Theile des Landrechtes als eine oberdeutsche Verarbeitung des sächsischen Landrechtsbuches (bis II, 12. §. 13) in der Weise, daß der Stoff der Vorlage fast in demselben Maße erweitert erscheint, als dieß in dem kaiserlichen Landrechtbuche der Fall ist, während in dem zweiten Theile des Landrechtes und im Lehnrechte eine bloße oberdeutsche Übertragung des sächsischen Rechtsbuches vorliegt, wobei nur der Gedanke durchgeführt wurde, die Vorlage zu einem allgemeinen deutschen Rechtsbuche umzugestalten. Die weitere Vergleichung ergab ferner, daß das kaiserliche Land- und Lehnrechtsbuch nicht, wie man bis dahin annahm, auf Grundlage des Sachsenspiegels, sondern unter alleiniger Vorlage des Deutschenspiegels ausgearbeitet wurde. Die wichtige Folge dieser Entdeckung war die dadurch gewonnene neue Ansicht über das Alter und Verhältniss der verschiedenen Formen des kaiserlichen Land- und Lehnrechtsbuches: betrachtete man bis dahin die kürzeren Formen als die ursprünglicheren, so war es nunmehr gewiss, daß umgekehrt die volleren Formen die ursprünglichen sind, und daß die Entwicklung des Textes in einer Kürzung des Stoffes besteht.

Die Kenntniss der inneren Rechtsgeschichte erfährt durch diesen Fund im Ganzen eine geringe Bereicherung; die Bestimmungen des Deutschenspiegels sind uns zum größten Theile bereits aus dem Sachsenspiegel und dem kais. Land- und Lehnrechtsbuche bekannt. Der große Werth der neuen Quelle liegt eben in der Erweiterung unserer Kenntnisse über die Entwicklungsgeschichte des Textes der beiden anderen Rechtsbücher. Einmal wird der Text des Deutschenspiegels noch manchen wünschenswerthen Anhaltspunkt für die Feststellung von Einzelheiten im Texte des Sachsenspiegels bieten; dann aber ist durch ihn die Möglichkeit gegeben, den Text des kaiserlichen Land- und Lehnrechtsbuches in seiner Ursprünglichkeit, soweit dies überhaupt noch erreichbar ist, wieder herzustellen. Die Frage, aus welchen Capiteln dieses Werk ursprünglich bestand, ist bereits von Ficker in seiner academischen Abhandlung beantwortet worden; dagegen bleibt noch die weit größere Aufgabe zu lösen, den ursprünglichen Text der ursprünglichen Capitel herzustellen. Es musste daher

der lebhafte Wunsch nach Veröffentlichung des Fundes entstehen, ein Wunsch, dem Homeyer am Schluße seines anerkennenden Berichtes über die Untersuchungen Fickers Ausdruck verliehen hat. Diesem Wunsche ist Ficker nunmehr nachgekommen, indem er in einem treuen Abdrucke die Handschrift wiedergab. Diese Form der Veröffentlichung wurde nach reifer, wohlbegründeter Überlegung gewählt. „So wenig mir an und für sich eine solche Form zusagen mag" — bemerkt der Herausgeber S. XI — „so selten die Fälle sein mögen, wo sie genügen kann, so sehr schien sie mir doch hier durch die nächsten Zwecke geboten." „Denn nicht der Inhalt ist das Wichtige, sondern die Form; der Text wurde abgedruckt, nicht damit er gelesen, sondern mit andern Texten gleichen Inhalts verglichen werde." Der Herausgeber hat daher verzichtet, den ursprünglichen Text des Rechtsbuches herzustellen, was überhaupt nur in beschränkter Weise mit Hilfe der beiden andern Rechtsbücher möglich gewesen wäre; er wollte selbst nicht einmal einen richtigen, verständlichen und lesbaren Text liefern. „Alles erwogen, glaubte ich mir lediglich die Aufgabe einer so getreuen Wiedergabe der Handschrift stellen zu sollen, daß die Einsicht derselben dem Forscher selbst für die kleinsten Einzelheiten des Textes entbehrlich wäre:" S. XV. Demgemäß wurden selbst unzweifelhafte Entstellungen, wie Wiederholungen, Lücken, falsche Buchstaben beibehalten; ferner wurden die Äußerlichkeiten in der Schrift auf das sorgsamste berücksichtigt. Die rothgeschriebenen Initialen und Rubriken in der Hs. sind im Drucke durch gothische Schrift bezeichnet, die schwarzen fetteren durch rothe Striche hervorgehobenen Anfangsbuchstaben geben lateinische fette Lettern wieder. Auch die verschiedene Größe der Initialen in der Hs. lässt sich im Drucke unterscheiden; weiter folgt der Druck der Hs. im Abbrechen der Zeilen. Diese Äußerlichkeiten wurden berücksichtigt, weil möglicherweise die Eintheilung unseres Rechtsbuches wichtige Anhaltspunkte für sein Verhältniss zu einzelnen Formen des Sachsenspiegels und kaiserlichen Land- und Lehnrechtsbuches geben kann.

Die zur Linken des Textes befindlichen lateinischen Zahlen bezeichnen die Seiten der Hs., die arabischen geben eine von dem Herausgeber hinzugefügte Zählung nach Capiteln. Diese stützt sich im ersten Theile des Landrechtes durchweg auf die Hs., im Lehnrechte ist dieß wenigstens regelmäßig der Fall, dagegen schien es für den zweiten Theil des Landrechtes unzweckmäßig, in der Eintheilung bloß der Hs. zu folgen. Ficker nahm hier eine, bezüglich der Eintheilung dem Deutschenspiegel nahe verwandte Hs. des Sachsenspiegels und das kais. Land- und Lehnrechtsbuch zu Hilfe, und machte nur da einen Abschnitt, wo ein hervorgehobener Anfangsbuchstabe im Deutschenspiegel mit einem Absatze in den beiden andern Rechtsbüchern oder doch in einem derselben zusammenfällt.

Hervorzuheben ist endlich noch, in welch trefflicher Weise der Herausgeber für eine Erleichterung der Vergleichung der neuen Quelle mit den verwandten Rechtsbüchern und verschiedenen Formen derselben gesorgt hat. Einmal wurden Randverweisungen auf das nächst verwandte Rechtsbuch gegeben, also im ersten Theile des Landrechtes auf den s. g. Schwabenspiegel, wobei die Capitel der Laßberg'schen Ausgabe mit arabischen, die der Ausgabe Wackernagel's mit lateinischen Ziffern bezeichnet sind und das Fehlen entsprechen-

der Abschnitte in der erstern mit stehenden, in der zweiten mit liegender Schrift angedeutet ist, für den zweiten Theil des Landrechtes und das Lehnrechts auf den Sachsenspiegel nach der Ausgabe Homeyer's. Außer diesen Randverweisungen sind aber dann noch S. 191—210 fünf Vergleichungstafeln dem Texte beigefügt. Davon stellt die erste die einzelnen Capitel des Deutschenspiegels (Landrecht) mit denen des Sachsenspiegels und des s. g. Schwabenspiegels zusammen, und zwar ist jener in drei verschiedenen Formen berücksichtigt, während in Bezug auf diesen, die Freiburger Hs. und die Ausgaben von Laßberg, Wackernagel und Senckenberg Berücksichtigung gefunden haben. In der zweiten und dritten Tafel wurden umgekehrt die Artikel des Sachsenspiegels und die Capitel des s. g. Schwabenspiegels zusammengestellt mit denen des Deutschenspiegels. Beziehen sich die bisher genannten Tafeln auf den landrechtlichen Theil, so haben die beiden letzten das Lehnrecht zum Gegenstand, und zwar vergleicht die vierte die Capitel des Deutschenspiegels mit denen des sächsischen und kaiserlichen Lehnrechtsbuches, während die fünfte umgekehrt das kaiserliche Lehnrechtsbuch mit dem Deutschenspiegel concordiert.

Die der Ausgabe des Deutschenspiegels (D) vorangegangenen, eingangs erwähnten Ausführungen Ficker's über die Stellung der aufgefundenen Quelle zum Sachsenspiegel (S) einerseits und zum kaiserlichen Land- und Lehnrechtsbuche (L) auf der andern Seite hatten sich der allseitigen Zustimmung und Anerkennung zu erfreuen. Nur Eine Stimme erhob sich dagegen: v. Daniels erklärte, festhaltend an seiner 1852 zuerst vorgetragenen Ansicht von der Priorität L's vor S, daß D ein Sachsenspiegelcodex aus dem 14. Jahrh. mit einigen Besonderheiten sei, der keineswegs als verbindendes Mittelglied die Verwandtschaft von S und L aufkläre, sondern einen höchst untergeordneten Werth für die Textescritik beider Rechtsbücher habe. Zur Abwehr gegen diesen Angriff ist nun die zweite oben angeführte Schrift geschrieben, welche nach einer zweifachen Richtung unsere volle Aufmerksamkeit verdient. Einmal ist sie ein Muster rechter Methode, und dann finden sich darin gar manche neue Einzelheiten. Wir wollen letztere gelegentlich hervorheben, während es uns hauptsächlich darum zu thun ist, genau den Gang der Untersuchung darzulegen.

Mit Recht wählte Ficker zur Widerlegung des Gegners die Form, daß er eine der wichtigsten Nebenfragen, die Frage nämlich nach der Entstehungszeit oder dem absoluten Alter des S, zum Mittelpunkt seiner Erörterung machte. Bequem und ungezwungen ließ sich dabei Alles einordnen, was sonst zu sagen war.

Der Ausgangspunkt der Untersuchung ist der: unmittelbare Anhaltspunkte fehlen, aus welchen sich ergäbe, daß das ganze Werk oder einzelne Stellen desselben in diesem oder jenem Jahre oder doch in diesem oder jenem enger begrenzten Zeitraum entstanden sein müssen; daher sind zunächst Anhaltspunkte aufzusuchen, aus welchen sich wenigstens nach einer Seite hin die Grenze einer möglicherweise spätesten oder frühesten Entstehung ergiebt. Dabei sind diejenigen als Ausgangspunkte zu wählen, welche möglichst sicher und insbesondere mit allen geltendgemachten abweichenden Meinungen vereinbar sind.

Diesen Grundsätzen entsprechend bespricht Ficker zunächst den *terminus ad quem*. Das Rechtsbuch muß 1. vor 1283 entstanden sein, da in diesem Jahre das Magdeburg - Breslauer Recht, welches zum Theil aus S entnommen ist, durch Herzog Heinrich IV. bestätigt wurde S. 12, 13. 2. S steht zu L im engsten Verwandtschaftsverhältnisse; L aber ist zwischen 1274 und 1282 entstanden. Wäre nun S die Quelle, so müsste S demnach vor 1282 entstanden sein, während, wenn das umgekehrte Verhältniss bestände, wie v. Daniels meint, die Entstehungszeit von S in die Jahre 1274—1283 fallen würde. Ficker ist bereit für den nächsten Zweck anzunehmen, diese Streitfrage sei vor Auffindung des D nicht entschieden worden, und da der vor ihm bereits geführte Beweis, daß S die Quelle von D und D die nächste Quelle von L sei, wodurch ganz selbständig die Priorität von S vor L erwiesen wird, v. Daniels nicht überzeugte, so widerholt er nun denselben in anderer Form. — Zunächst wird die Unzulässigkeit einzelner Beweismittel des Gegners besprochen S. 14—17, sodann zur eigenen Beweisführung geschritten, indem fürs Erste alle möglichen Stellungen dreier verwandten Quellen überhaupt ermittelt werden, hierauf für den gegebenen Fall die Unmöglichkeit aller bis auf die eine zutreffende nachgewiesen wird, und schließlich scheinbare Widersprüche gegen die einzig mögliche Stellung S — D — L gehoben werden S. 27—52. Über das Verhältniss des Buches der Könige zu den Rechtsbüchern vgl. S. 53—58. 3. Da S nach dem unter Nr. 2 geführten Beweise die Quelle von D ist, D aber vor 1272 entstanden sein muß, weil der in diesem Jahre verstorbene Berthold von Regensburg das Rechtsbuch in seinen Predigten benützt hat, so muß auch die Entstehung von S vor 1272 fallen, vgl. S. 58—61. 4. Da ferner das Hamburger Recht vom J. 1270 den Sachsenspiegel häufig benützt, so muß derselbe vor diesem Jahre entstanden sein, S. 61. 5. Zeigt sich, daß in die Aufzeichnung des Magdeburger Rechts für Breslau v. J. 1261 oder doch aus der Zeit vor 1266, eine Reihe von Sätzen in S aufgenommen ist, ohne daß eine dritte gemeinsame Quelle angenommen werdan darf, daher muß S vor jenen Jahren und zwar nicht ganz kurz vor denselben, da er bereits in erweiterter Form benützt ist, entstanden sein, S. 61—66. 6. Weiter steht die Chronik des Albert von Stade in einzelnen Stellen in enger Verwandtschaft zu S. Nun lässt sich nachweisen — und dieß hat Ficker bestimmter, als es vorher geschehen war, gethan —, daß S die Quelle für Albert's Erzählungen ist. Daher ist S mindestens vor 1256, wo Albert das 1240 verfasste Zeitbuch revidierte, entstanden, S. 66—70. 7. Die in Bildern der, übrigens nicht mehr dem 13. Jahrh. wie es scheint angehörigen, Heidelberger Bilderhandschrift vorgezeigten Königsurkunden heben an mit F. d. g., was wohl auf eine Vorlage aus der Zeit Friedrichs II. hinweist, und darnach wäre S bereits vor 1250 entstanden, S. 70, 71. 8. Zwischen S und der Repgow'schen Chronik, als deren Verfasser auch Ficker nunmehr Eicke anerkennt, fand wenigstens an einer Stelle eine unmittelbare Benützung Statt. Verschiedene Gründe sprechen für die Priorität von S, und es wird daher der *terminus ad quem* der Chronik auch von Bedeutung für die Entstehungszeit von S. Allgemein anerkannt als *terminus* ist das Jahr 1250, während Ficker mittelst zweier bisher nicht zu diesem Zwecke verwertheter Stellen und unter Beachtung verschiedener anderer Umstände es wahrscheinlich macht, daß die bis

1230 reichende Revision wohl schon 1232 oder doch sehr bald nachher entstanden sei. Demnach würde die Entstehung von S vor 1232, jedenfalls vor 1250 fallen, S. 71—80. 9. Dürfte es nach des Verf. Meinung wahrscheinlich sein, daß Eicke das Friedensgesetz vor 1235 kennen musste, wenn er nach 1235 schrieb. Er glaubt daher die Entstehung von S, worin dasselbe nicht berücksichtigt ist, vor 1235 setzen zu dürfen, S. 80, 81. 10. Endlich möchte die Entstehung von S vor 1235 der Umstand darthun, daß das in diesem Jahre errichtete Herzogthum Braunschweig unter den Fahnenlehen nicht erwähnt wird. Auf eine ältere Aufzeichnung wird man hier sich nicht berufen dürfen, während dieß allerdings bezüglich der Pfalzen nach der interessanten Ausführung S. 81—83 geschehen muß. Werden schon die drei letzten Argumente von Ficker nicht als vollkommen beweiskräftig erklärt S. 84, so bezeichnet derselbe die weitern wohl schon für einen noch frühern *terminus* geltend gemachten Anhaltspunkte als nicht stichhaltig S. 84—85.

Hierauf wendet sich die Schrift S. 85 zur Bestimmung des *terminus a quo*; doch war, wie der Verf. S. 136 selbst gesteht, bei der nächsten Veranlassung der Arbeit, die Aufmerksamkeit weniger auf möglichst genaue Feststellung nach dieser Seite gerichtet. Indess glaubt Ficker, nachdem er zwei für die Zeit nach 1198 beweisende Daten und mehrere wohl schon geltend gemachte aber nicht stichhaltige Argumente besprochen, daß aus zwei ebenfalls schon benützten Umständen, nämlich der in mehreren Stellen herrschenden Übereinstimmung zwischen S und der *treuga Henrici regis* sowie aus der in S auf die Ketzerei gesetzten Strafe des Scheiterhaufens, die Entstehung nach 1223 bez. 1224 bewiesen werden dürfte. Wir anerkennen, daß in Bezug auf beide Punkte Ficker einen besseren Beweis zu erbringen suchte, als er bisher geliefert worden; jedoch können wir ihm auch in dieser vollkommeneren Form keine zwingende Kraft zugestehen. Wir legen hinsichtlich des zweiten Punktes allerdings darauf Gewicht, daß das den Feuertod einführende Gesetz v. J. 1224 nur für die Lombardei erlassen wurde. Ist es nicht möglich, daß schon vor der *treuga*, welche die Strafe für Ketzerei dem *arbitrium-judicis* anheimstellt, durch sächsischen Gerichtsgebrauch die Strafe des Scheiterhaufens sich festgestellt hatte, oder daß auf Grund der Bestimmung in der *treuga* in Sachsen diese Strafe bräuchlich wurde? Dankbar nehmen wir den Beweis an, daß die undatierte *treuga* unter Heinrich VII. gegeben wurde, und zwar in den ersten Jahren seiner Regierung, wahrscheinlich im J. 1223, S. 89—93.

Nachdem in der angegebenen Weise die Umstände besprochen worden, welche geeignet schienen, zur Feststellung bestimmter Zeitpunkte zu dienen, so werden zum Schlusse „noch solche Bestimmungen des Rechtsbuches in Betracht gezogen, welche sich auf Zustände beziehen, die zwar an und für sich dauernd an keinen genauer zu bestimmenden Anfangs- und Endpunkt geknüpft, aber doch so weit einer Weiterentwicklung unterworfen sind, daß sich im Allgemeinen bestimmen lässt, die gerade hier als bestehend vorausgesetzte Entwicklungsstufe treffe nur in diesem oder jenem Zeitraume zu.“ Vgl. S. 95 ff. Genauer erörtert werden folgende drei, von Daniels seltsamer Weise zur Stützung seiner Ansicht hervorgehobenen Punkte: Die Wahl des Königs, vgl. die trefflichen, manches Neue enthaltenden Ausführungen auf S. 99—130; die Nichterwähnung streitigen Besitzes der Reichsgewalt und

der Theilnahme eines römischen Königs an der letztern S. 130—131, und endlich die Bestimmungen über Verleihung erledigter Fahnenlehen binnen Jahr und Tag, S. 131—135. Mit einer wiederholenden gedrängten Übersicht schließt die Schrift, die würdig der ihr vorausgegangenen Streitschrift Homeyers zur Seite steht.

WIEN. HEINRICH SIEGEL.

Der Welt Lohn von Konrad von Würzburg. Ein Beitrag zum Verständniss mittelalterlicher Glaubens- und Lebensansicht. Von Dr. F. Sachse. Berlin, in Commission bei Rud. Wagner. 1857. 22 SS. 4.

Eine dankenswerthe kleine Schrift. Bekanntlich zieht sich die Idee von den Lockungen der Welt und ihrer Nichtigkeit, von dem stäten Wechsel zwischen Freud und Leid, Leben und Tod, der Gegensatz sinnlichsten Lebensgenusses und düsterer Ahnungen zeitlicher und ewiger Noth wie ein rother Faden durch die ganze Litteratur des Mittelalters bis hinab zu den lehrhaften Dichtungen des 14. und 15. Jhd. Ausgehend von dem Gedichte Konrads, welches durch seine Versinnlichung der Nichtigkeit des zeitlichen, der Vergänglichkeit des irdischen Leibes und der Hinweisung auf die ewige Freude und Seligkeit der Seele in jener Welt gleichsam die Summe und den Inbegriff dieser mittelalterlichen Anschauungen bildet, hat es der Verf. unternommen, alle über diesen Gegenstand zerstreut vorkommenden Äußerungen aus den deutschen Dichtungen und besonders auch aus den Prosawerken der mittlern Zeit zu sammeln und zu einem übersichtlichen Gesammtbilde zu vereinigen. Er hat dieß mit großer Belesenheit in ansprechender und zugleich anspruchslosester Weise gethan.

Das weltliche Leben und Treiben des Hofes und der höfischen Kreise, mit Allem, was drum und dran hängt, kennen wir ziemlich genau, und es fehlt nicht an zusammenfassenden, ja erschöpfenden Darstellungen desselben. Das ist aber nur eine, die heitere, die Vorderseite, möchte man sagen, und wer bloß von dieser weiß, kennt das Mittelalter nur halb. Wer tiefer in den Geist und das Wesen jener Zeit eindringen will, wird es nicht umgehen dürfen, auch das religiöse, das Seelen- und Gemüthsleben, die Glaubens- und Lebensansichten der Vorzeit in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Es ist dieß freilich ein im Ganzen noch wenig erforschtes Gebiet; um so verdienstlicher scheint es, auch dahin seine Aufmerksamkeit zu richten, und wir möchten den Verf. aufmuntern, in seinen löblichen Bestrebungen unverdrossen fortzufahren: an bereitem Stoffe dazu fehlt es nicht.

DER HERAUSGEBER.

Wien. Buchdruckerei von Jacob & Holzhausen.

ÜBER DEN ZAUBERER VIRGILIUS.

VON

K. L. ROTH.

(GELESEN IN DER HISTORISCHEN GESELLSCHAFT ZU BASEL, 2. DECEMBER 1858).[1])

Eine critische Prüfung der über das Leben des Dichters P. Virgilius Maro vorhandenen Aufzeichnungen kann auch auf den Zauberer Virgilius führen. Der Zauberer Virgilius gehört zwar einer so späten Periode an, daß der eigentliche Philologe der Beachtung desselben vollständig entrathen kann; inzwischen hat die Sache schon an und für sich etwas Seltsames und Neckisches, zumal wenn man sieht, wie sich diese Gestalt volle vier Jahrhunderte hindurch in der Litteratur Europas behauptet; für den Freund und Forscher alter Sagengeschichte vollends dürfte dieser Nachzügler selbst ein wissenschaftliches Interesse bieten. Denn die Fragen, die sich ihm bei diesem Gegenstande aufdrängen, ob der Zauberer mit dem Dichter nachweislich zusammenhange, wann und wo das Märchen entstanden, wie seine Verbreitung vor sich gegangen, und aus welchen Ursachen seine Entstehung zu erklären sei: diese Fragen mit möglichster Sicherheit zu beantworten, wird für ihn eine wissenschaftliche Aufgabe bilden.

Indem ich Sie, verehrte Herren, einlade diesem Versuche nachsichtig und ohne Erwartung zu folgen, versetzen wir uns an das Ende des 12. Jahrh. und zwar nach Neapel. Denn von hier haben wir die

[1]) Einige belehrende Winke und Nachweisungen verdanke ich der Freundschaft W. Wackernagels und J. Burckhardts; auf Felix Hemmerlin machte mich B. Reber aufmerksam. Unzugänglich blieben mir die Schriften von Francisque Michel und von Edél. Duméril; unbekannt ebenso die Chronik von Jean d'Outremeuse († 1399), deren Herausgabe Borgnet in Brüssel übernommen hat.

ältesten und zugleich vollständigsten und authentischsten Nachrichten über die Zauberkünste des Virgilius. Referenten der neapolitanischen Virgilssagen sind zunächst zwei Männer, welche sich durch ihre Nationalität, ihre Bildung und ihren Stand zu einer objectiven Berichterstattung vorzüglich eignen. Der eine ist ein Deutscher, Konrad von Querfurt[2]), designierter Bischof von Hildesheim, damals aber wirklicher Kanzler bei Kaiser Heinrich VI. und dessen Stellvertreter für Neapel und Sicilien. An seine alten Freunde, den Propst und den Convent in Hildesheim, richtet er aus Sicilien zu Ende des Jahres 1194 ein ausführliches Schreiben, worin er ihnen seine italienischen Reiseeindrücke schildert, sofern sie mit der alten classischen Litteratur im Zusammenhang stehen. So hat ihn das Flüßchen Rubico an das Bellum Civile des Lucanus, die Stadt Sulmo an den Dichter Ovidius, Cannä an Hannibals Siege erinnert. Überall sind ihm wohlbekannte Namen aus seiner Dichterlectüre entgegengetreten, wenn es schon ein Lächeln erregen muß, daß auch die Berge Olympus und Parnassus, die Quelle des Pegasus, die Insel des Achilles, der Palast der Helena, der Stall des Minotaurus und ähnliche griechische Örtlichkeiten ihm entweder durch eine lebendige Phantasie vorgezaubert oder von schlauen Ciceroni gewiesen worden sind. Als ganz besonders merkwürdig sind ihm aber die Wunderwerke des Virgilius in Neapel vorgekommen, um so merkwürdiger, als gerade er beauftragt war, die Mauern dieser Stadt, die i. J. 1191 der kaiserlichen Belagerung gespottet, nun aber 1194 durch Capitulation sich dem Hohenstaufen ergeben hatte, schleifen zu lassen. Kann es da Wunder nehmen, daß wohl zwei Drittheile des Briefes diesem Gegenstande gewidmet sind, und daß ebenso von den Empfängern der Brief unter der Aufschrift: *Epistola Conradi . . . quam scripsit nobis de statu Apuliae et de operibus vel artibus Virgilii* der Chronik ihres Stifts einverleibt worden ist[3])? Der Inhalt des Briefes erschien natürlich ihnen noch seltsamer als dem Verfasser.

Der andere Referent ist der Engländer Gervasius von Tilbury, der erst Professor des canonischen Rechts in Bologna war, dann nach einander in England und in Unteritalien, zuletzt bei Kaiser Otto IV. ansehnliche Staatsämter bekleidete. Das seinem letzten Ge-

[2]) O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe p. 356. Petrus de Ebulo carmen de motibus Siculis ed. Engel, Basil. 1756 p. 148 ff. nebst Titelbild.

[3]) Er ist gedruckt in Leibnitii Scriptores rerum Brunsvicensium t. 2 p. 695—698.

bieter gewidmete Werk *Otia imperialia* ist zwar erst 1212 geschrieben, allein seine neapolitanischen Anschauungen und Erinnerungen fallen noch beträchtlich früher als die seines deutschen Zeitgenossen. Gervasius verräth in dem genannten Werke nicht nur eine ausgebreitete Belesenheit in den alten Autoren, er macht auch mit besonderer Vorliebe auf die neuen Wundergeschichten von Merlin, Artur, Lohengrin und auf ähnliche in den britischen und karlingischen Sagenkreis gehörige Märchen Jagd, so daß er als eine Hauptquelle für mittelalterliche Sagenforschung zu gelten hat [4]). Aber willkührliche Erdichtungen und Lügen sind ihm meines Wissens nicht Schuld gegeben worden [5]).

Diese beiden Männer nun, welche wir als Berichterstatter aus dem Ende des 12. Jahrh. zu betrachten haben, zählen eine Anzahl von Wunderwerken Virgils durchaus übereinstimmend und mit den gleichen Ortsbezeichnungen auf. Aber auch diejenigen Stücke, welche der eine oder der andere allein erwähnt, sind nicht weniger glaubwürdig als die gemeinschaftlichen, da die Verfasser ausdrücklich erklären, nicht alle Einzelheiten aufzählen zu wollen, überdieß auch hier immer die Örtlichkeiten genau angegeben sind, und spätere neapolitanische Berichte bestätigend hinzukommen. Die Zauberkraft Virgils bezeichnet Konrad mit *magica ars* oder *magicae incantationes*, Gervasius mit *ars mathematica* oder *vis mathesis*, einem Ausdruck, der ursprünglich die Astrologie bezeichnet hatte.

Gemeinschaftlich den beiden Referenten sind nun folgende 6 Stücke.

1. Die Gebeine des Virgilius. Hart bei der Stadt auf dem rings vom Meer umgebenen Schlosse werden die Gebeine des Virgilius selbst aufbewahrt. Sie sind in einem Sacke gesammelt, der hinter einem Eisengitter aufgehängt ist. Nimmt man sie, fügt Konrad bei, heraus und bringt sie an die freie Luft, sofort verdunkelt sich der Himmel und ein entsetzlicher Sturm wühlt das Meer auf

---

[4]) Ein Ereigniss aus dem J. 1211 berichtet er p. 995 als *rem novam et inter nos nuper publicatam*. Er erwähnt p. 964 König Wilhelm II. von Sicilien und die Belagerung von Acco (1189—1191), ja p. 1002 den Cardinal Johannes Neapolitanus, der unter Papst Alexander III. eine bedeutende Rolle spielte und nach Leibnitz Praef. p. LXIII im J. 1175 starb.

[5]) Ausgaben von Leibnitz in den Scriptores rer. Brunsv. 1 p. 881 ff. und auszugsweise von F. Liebrecht, Hannover 1856.

bis in den tiefsten Grund [6]). Ich habe dieses selbst gesehen und bestätigt gefunden, *quod nos vidimus et probavimus.*

2. Der Vesuvregulator. In der Nähe von Neapel ist der feuerspeiende Berg Vesuvius, aus welchem durch den Föhn *(favonius)* Gluth und Asche bis in die Stadt getrieben zu werden pflegt. Da verfertigte Virgilius auf dem gegenüber liegenden Berge, Summa genannt [7]), einen ehernen Mann, der dem Gluthwind wehrte und ihm eine andere Richtung gab [8]). Nach Gervasius geschah dieß mittelst einer am Mund der Statue angebrachten Posaune, welche beim ersten Windstoß erdröhnte, nach Konrad vermittelst einer gegen den Berg ausgestreckten und gespannten Armbrust. Leider hat ein dummer Bauer das Kunstwerk verdorben, und seitdem herrscht eben wieder das alte Übel.

3. Das Bad ohne Arzt. In der Nähe von Pozzuoli und Baja giebt es Quellen von verschiedenen mineralischen Bestandtheilen und verschiedenen Heilkräften. Virgilius leitete sie alle in ein von ihm erbautes Badgebäude mit zahlreichen Badkammern, und über jedem Gemach deutete er durch Inschriften, Abbildungen und Gypsmodelle die Krankheit an, für welche da Heilung zu finden war. So konnte man des Arztes ganz entrathen [9]). Noch steht das Bad ziemlich wohl erhalten, aber die Inschriften und Modelle sind ganz kürzlich durch salernitanische Ärzte, welche für ihre eben erblühende Arzneischule [10]) besorgt wurden, verdorben worden. Da lässt sich's denn in Acht nehmen, daß man nicht in die unrechte Stube geht.

4. Die gesunde Metzig. Virgilius erbaute in Neapel eine Metzig und verlieh ihr die Eigenschaft, daß sie das Fleisch geschlach-

---

[6]) Ähnlich sagt Gautier von Metz im J. 1245, wenn sich dem Meerschloß und den Gebeinen Räuber oder auswärtige Feinde naheten, so erhebe sich das Land und woge das Meer, bis die Gefahr vorüber sei, Notices et Extraits 5 p. 255.

[7]) Den Vesevus nennt Konrad p. 698. Den Summa (jetzt Somma) Gervasius p. 965. Aber p. 964 in einer ziemlich verworrenen Stelle vermengt er den *oppositus mons, in quo Virgilius statuam erexit*, mit dem *Mons Virginum, in cuius declivo — Virgilius hortum plantaverat.*

[8]) So steht im jetzigen Neapel das Steinbild des heil. Januarius auf der Magdalenenbrücke, dem Vesuv wehrend: v. d. Hagen Briefe in die Heimat 3, 145.

[9]) Von diesem Bade berichtet auch Adenez li rois im Roman Cleomades (nach 1261) und Jac. de Guise († 1390); vgl. Reiffenberg chronique de Mouskes 1 p. CLXXXI.

[10]) Ihrer gedenkt z. B. Johannes von Salisbury im J. 1160 im Metalogicus 1, 4 p. 18 ed. Giles.

teter Thiere frisch erhält, so lange dasselbe an der Wand hängt [11]). Bringt man's aber ins Freie, so stinkt es.

5. Das Schlangenthor. *Porta dominica* oder *ferrea*, auf der Seite von Nola gelegen, hat einen äußerst künstlich gearbeiteten Thorweg. Denn unter diesem Thorweg hat Virgilius, wie unter einem Siegel, sämmtliche Schlangen der Stadt, deren es der unterirdischen Gänge und Grotten wegen sehr viele gibt, so vollständig beschlossen, daß man in den Kellern oder Gärten Neapels nie ein schädliches Reptil antrifft. Diesen Thorweg einzig, sagt Konrad, haben wir bei der Schleifung der Stadtmauern stehen lassen, weil wir nicht verschulden wollten, daß die eingeschlossenen Schlangen Land und Leute belästigen sollten.

6. Die eherne Fliege. Über einem sehr festen Thore, dessen eherne Pforten sich freilich, sagt Konrad, unsern deutschen Soldaten haben aufthun müssen, stellte Virgilius eine eherne Fliege auf, welche allen Fliegen den Zutritt verwehrte, so daß, so lange das Kunstwerk an seinem Orte war, in dem weiten Umfang der Stadt keine Fliege gesehen wurde [12]).

Einen ähnlichen gemeinnützigen Zweck, wie die gemeinsam berichteten, haben auch diejenigen Kunstwerke des Virgilius, welche nur der eine oder der andere der genannten Referenten erwähnt.

So spricht Gervasius von einem wunderbaren Garten, den Virgilius auf dem s. g. *Mons Virginum* hinter unzugänglichen Felsen anlegte; darin wachsen allerlei Heilpflanzen, z. B. das Luciuskraut, dessen Genuß blinde Schafe sehend macht. Ferner schreibt er es der Mathematik Virgils zu, daß in dem Tunnel oder der Grotte, crypta, die durch den Berg nach Pozzuoli und Baja führt, obgleich ihre Länge so beträchtlich ist, daß man von der Mitte aus kaum die beiden Endpuncte sehen kann, keine Meuchelmorde noch sonstigen Verbrechen verübt worden. Daß Virgilius diesen Tunnel auch geschaffen habe, sagt die nachher zu erwähnende neapolitanische Stadtchronik ausdrücklich, und ist solches bei dem noch ältern Petrarcha,

[11]) „Das neapolitanische Fleisch und der allhier befindliche Wein werden vor die besten in ganz Europa gehalten." Iselin Lexicon, Basel 1726, 3 p. 623.

[12]) Bei Gautier von Metz ist die eherne Fliege belebt, denn sie verfolgt und tödtet die Stubenfliegen, Notices et Extraits 5 p. 253. Ebenso bei Van Maerlant Spieg. hist. 1, VI, 26. Aliprandi nennt sie sonderbarer Weise *una mosca in un verro*. Noch deutlicher scheint sich in den Wartburgliedern und im Reinfrit von Braunschweig diese von Virgilius verfertigte Fliege mit einer von ihm aufgefundenen dämonischen Fliege zu amalgamieren, vgl. Anm. 78 u. 90.

sowie bei vielen spätern Schriftstellern berichtet; bei Gervasius jedoch scheint der Wortlaut diese Deutung nicht zu gestatten [13]). Besonders auffallend war aber diesem letztern bei einem Aufenthalt in Neapel, den er im J. 1190 als sicilianischer Beamter zu machen hatte, der Umstand, daß seine Geschäfte aufs beste und mit fast wunderbarer Schnelligkeit von Statten giengen. Als ich, sagt Gervasius, hierüber gegen meinen neapolitanischen Gastfreund, meinen frühern Zuhörer und damaligen Archidiaconus Pignatelli, meine Verwunderung aussprach, fragte mich dieser, ob ich beim Eintritte in die Stadt unter dem rechten oder dem linken Schwibbogen des Nolanerthores durchgegangen wäre. Unter dem rechten, antwortete ich. Nun so wundre dich nicht länger, sprach Pignatelli, du hast auch darin von Virgilius Gutes erfahren. Hiemit führte er mich an das Nolanerthor und

[13]) Auch nicht, wenn man für *Cryptae mons concavus* mit 2 Handschriften bei Leibnitz p. 965 *Est mons mira virtute ad modum cryptae concavus* schreibt, wie Liebrecht mit Recht gethan hat. Denn die *mira virtus* bezieht sich eben nur auf die Vereitelung aller bösen Anschläge. — Eine in Betreff der herrschenden Volkssage von König Robert († 1343) an ihn gerichtete Frage beantwortete Petrarcha so: *Nusquam me legisse memini marmorarium fuisse Virgilium*, wie er selbst erzählt im Itinerarium Syriacum t. 1 p. 560 ed. Basil. 1581, was Theod. a Niem de schismate 2, 22 p. 77 ed. Basil. 1566 einfach abschreibt. Gleichwohl musste Petrarcha erleben, daß er, *quod Virgilii libros legerem seu legissem*, vgl. Senilia 1, 3 t. 1 p. 739 ed. Basil. bei Papst Innocentius VI. (1352—1362) nicht ohne Erfolg der Zauberei beschuldigt wurde. — Während noch die Stadtchronik den Tunnel durch Virgilius gegraben werden lässt, ziehen die Spätern dienstbare Geister herbei, welche entweder auf Geheiß Virgils in einer Nacht das Werk zu Stande bringen (so bei Tharsander und Marlowe im 16. Jahrh.), oder einem neugierigen Zauberlehrling ihre Macht zeigen wollen. So erzählt der Schweizer Felix Hemmerlin, welcher im J. 1426 die Localität besucht hatte, de nobilitate cap. 2 extr., Virgils Kammerdiener, der von Neapel nach Tripergula über den Berg gegangen war, um das vergessene Zauberbuch zu holen, habe auf dem Heimwege die Dämonen, welche beim Öffnen des Buches ihn umschwärmten, angewiesen, ihm den kürzesten und geradesten Weg mitten durch den Posilipo zu brechen, und dieß sei so schnell von Statten gegangen, daß er den arbeitenden Geistern in schnellstem Laufe auf dem Fuße nachfolgen konnte. Bei Aliprandi (1414) muß der Schüler Melino das Zauberbuch in Rom holen und lässt sich derselbe durch die dienstbaren Geister seines Lehrers die Straße von Rom nach Neapel mit Quadersteinen pflastern, *salegare di sassi vivi* (Via Appia?). Der französische Reisende Thevet (1575) begnügt sich mit der Strecke von Gaeta bis Capua, wo manche Blöcke für 20 Mann zu schwer sind. Das älteste Geschichtchen der Art ist wohl dasjenige, welches nach Cardinal Benno de vita et gestis Hildebrandi zwei Vertrauten Papst Gregors VII. auf dem Wege von Albano nach Rom begegnet sein soll; allein die Ächtheit von Benno's Schrift ist mir aus verschiedenen Gründen verdächtig.

wies mir über dem rechten Thorbogen eingemauert einen Kopf aus parischem Marmor, der freundlich lächelte, über dem linken einen Marmorkopf, der fürchterlich grinste [14]); jener, sagte er, verheißt dem Eintretenden raschen Erfolg, dieser droht Missgeschick, jedoch nur dann, wenn man durchaus unabsichtlich und unbewusst seines Weges gegangen ist.

Kanzler Konrad erwähnt allein erstlich eines vom Zauberer gefertigten ehernen Pferdes, durch welches die Pferde gegen das Einsinken des Rückgrates gesichert wurden, während sonst kein Pferd des Landes, ohne bald kreuzlahm zu werden, einen Reiter tragen konnte [15]); ferner eines von Virgilius gearbeiteten und in einer Glasflasche mit sehr enger Mündung eingeschlossenen Bildes der Stadt, an dessen Erhaltung wie an ein Palladium die Wohlfahrt Neapels geknüpft war [16]). Endlich sollen selbst die Ringmauern der Stadt von dem Philosophen fundamentiert und gebaut gewesen sein [17]); freilich hat, fügt er bei, weder der Mauerbau noch die Wun-

---

[14]) Das zweite Bild war nach der Stadtchronik der Kopf einer weinenden Frau. Aus dem Alterthum kann man vergleichen *Capitis effigies aerea portae Rauduscularae inclusa*, Valer. Max. 5, 6, 3.

[15]) Nach Gautier von Metz und der neapolitanischen Stadtchronik wurden kranke Pferde gesund, wenn sie dieses eherne Pferd anblickten. Im Volksbuch ist von einem ehernen Pferde die Rede, worauf ein eherner Reiter sitzt, der allnächtlich durch die Straßen Neapels als Polizeidiener patrouliert.

[16]) Der Stadtchronik zufolge war in der Flasche mit engem Hals ein Hühnerei eingeschlossen, das erste was eine Henne gelegt hatte. Nach Hemmerlin hatte Virgilius in das eherne Ei, an dessen Integrität die Erhaltung des Meerschlosses geknüpft war, einen Geist gebannt. Übrigens ist mir die Benennung *Castello dell' ovo* erst seit dem 14. Jahrh. vorgekommen, die Ältern nennen es *Castello marino* oder *di mare*, Peter von Ebulo p. 100 und Falco Beneventanus zu Ende auch Salvator. Nicht älter ist auch die Inschrift aus *Castel dell' Uovo*, die G. B. de Rossi prime raccolte d'antiche iscrizioni etc. Roma 1852 p. 92 aus der Sammlung von Signorili veröffentlicht hat:

'Ovo mira novo sic ovo non tuber ovo
Dorica castra cluens tutor temerare timeto.'

Der Sinn scheint zu sein, daß die Flasche, worin sich ein wunderbares Ei, keineswegs ein Apfel, befinde, dem Castell den Namen gegeben habe, es beschütze und Jedermann vor Beschädigung warne. Im Auslande gestaltete sich die Sage meist so, daß Virgilius die ganze Stadt Neapel auf ein Ei gestellt oder an drei Eier gehängt haben sollte. Jene Version bei Gautier von Metz, welcher eine noch vorhandene *Botte de l'oeuf* erwähnt, vgl. Notices et Extraits 5 p. 253, und im niederländischen Volksbuch von Virgilius, diese bei Jans Enenkel.

[17]) Neapel selbst nennt er p. 696 *operosum opus Virgilii*. Auch nach Gautier und Enenkel ist Neapel von Virgilius gebaut.

derflasche den Neapolitanern etwas genützt, wir haben die Stadt sammt der Flasche in unserm Besitz, und die Mauern haben wir sogar auf Befehl des Kaisers zerstört. Vielleicht, setzt er (ich weiß nicht, ob spöttisch oder treuherzig) hinzu, vielleicht hatte eben die Flasche ihre Kraft verloren gehabt, weil sie ein klein wenig zersprungen ist, *quia modicum fissa est.*

Gleichzeitig mit Gervasius und Konrad ist der Augustinermönch Alexander Nequam (Neckam) aus Hereford in England (1157—1214), der um 1180 in Paris mit Auszeichnung die Theologie lehrte. Aus einer seiner ungedruckten Schriften (*de naturis rerum*) finde ich 4 virgilianische Kunstwerke angeführt [18]), von denen uns 3 bereits bekannt sind. Auch er muß Neapel besucht haben, sofern er versichert, die eherne Fliege, die Virgilius in der Größe eines Frosches angefertigt hatte, in einem Fenster des Schlosses Capuana aufgestellt gesehen zu haben. Von der gesunden Metzig berichtet er, das geschlachtete Fleisch könne darin mittelst gewisser Kräuter 500 Jahre lang frisch und wohlschmeckend erhalten werden. Den Wundergarten hatte ihm zufolge Virgilius mit einer undurchdringlichen Luftschicht wie mit einer Mauer abgeschlossen, und ebenso hatte er eine Luftbrücke gefertigt [19]), mittelst deren er beliebige Orte, so oft er wollte, zu besuchen pflegte. Neu ist bei ihm das Blutegelwunder. Mittelst eines goldenen [20]) Blutegels nämlich, den er in einen Sodbrunnen warf, hatte Virgilius Neapel von der Plage der Blutegel befreit; als man später bei Gelegenheit einer Brunnenreinigung das Kunstwerk herauszog, verbreitete sich ein zahlloses Heer solcher Thiere über alle Brunnen der Stadt, und verschwand erst wieder, als man den metallenen Blutegel wieder in die Tiefe des nämlichen Brunnens warf.

---

[18]) Bei Walter Burley de vita et moribus philosophorum et poetarum cap. 103 und in der Stadtchronik von Neapel cap. 18, vorausgesetzt, daß der daselbst genannte Alexander *Nequam* ist. Eine fünfte Citation Alexanders zu Gunsten der *Salvatio Romae* haben die deutschen Gesta Romanorum, Ausg. v. Keller p. 33: *uns sagt ein maister Alexander von der natur* u. s. w. Allein diese Anführung ist aus Walter Burley abgeschrieben und irriger Weise über die Gränze des Citats ausgedehnt worden auf die aus Vincentius Bellovacensis excerpierte *Salvatio*. Bei der Wiederholung p. 118 Kell. fehlt das Citat.

[19]) Den durch eine Luftmauer abgeschlossenen Garten und die schwebende Brücke ohne Pfeiler kennt auch Gautier von Metz. Vielleicht hat er Alexanders Werk benutzt. Statt der Luftbrücke hat Aliprandi ein Luftschiff.

[20]) *Aurea* scheint verschrieben zu sein für *aerea*, vgl. Anm. 27.

Endlich kennt auch der deutsche Dichter Wolfram von Eschenbach in seinem nach französischen Vorbildern gearbeiteten Parzival [21]) (1205—1210) den 'Virgilius von Napels' als einen Zauberer von dem 'viel Wunders' erzählt wird.

Mit diesen auswätigen Schriftstellern des 12. Jahrh. die einen Zauberer Virgilius nur in Neapel kennen, muß noch eine einheimische Quelle verbunden werden, die zwar erst 1382 zum Abschluß gebracht ist, aber unverkennbar auf ältern Grundlagen ruht. Es ist dies die im neapolitanischen Dialect geschriebene Stadtchronik, *Cronica di Partenope*, welche die Arbeit des Florentiners Villani zu Grunde liegen hat und dann mit zahlreichen Einschiebseln neapolitanischer Geschichten [22]) vermehrt ist. Für die Virgiliussagen beruft sich der Verfasser Cap. 32 selbst auf eine alte Chronik, und es soll wirklich eine etwas ältere Zusammenstellung derselben unter dem Namen von *Bartol. Caraczolo dicto Carafa* noch vorhanden sein [23]). Das Ganze ist 1526 und 1680 gedruckt, der auf Virgilius bezügliche Theil Cap. 17 bis 34 durch Grässe [24]) neu herausgegeben. In dieser Stadtchronik nun erscheint Virgilius zum Wohlthäter Neapels gleichsam amtlich befugt und berechtigt, insofern er dem von Augustus zum Herzog von Neapel ernannten Marcellus als Hofmeister und Rathgeber an die Seite gestellt ist [25]). Als solcher hat er für die Brunnleitungen und Cloaken der Stadt gesorgt, als solcher auch nach den vier Weltgegenden vier alte Todtenköpfe also aufgestellt, daß der Herzog durch sie Alles erfuhr. Seine Wunderkräfte hatte er einem nigromantischen Buche zu danken, das er im Innern des *Monte Barbaro* [26]) im Grabe

---

[21]) Im Abschnitt über Klinschor Str. 656, 17 Lachm., welcher nach Rochat in der Germania 3, 111. 117. ganz Wolframs eigene Arbeit ist. Sofern Klinschor Herzog von Capua genannt wird, hat man sich vermuthlich auch den Oheim als Herzog von Neapel zu denken. (Klinschor s. v. a. Klastor: Gesicht, Fratze ?)

[22]) Zwar werden auch Gervasius und Alexander (Nequam), aus dem Alterthum Seneca und Lucullus angeführt, aber das Einheimische und Unmittelbare überwiegt.

[23]) Muratori Antiq. Ital. 5 p. 1064. Liebrecht zu Basile's Pentamerone 2 p. 298.

[24]) Grässe, Beiträge zur Litteratur und Sage des Mittelalters, Leipzig 1850, p. 27 ff.

[25]) Bei Aliprandi ist Virgilius Kanzler des Kaisers Octavianus in Rom, ebenso bei Hemmerlin Opera 1 p. LXXVIII[b] und LXXX[b], jedoch in Neapel, da nach ihm auch der Kaiser in Neapel residiert. Nach Jo. Jac. Jordanus (1649) führte er durch besondere Vergünstigung des Kaisers den Titel *Consul Neapolitanus*.

[26]) Der *Monte Barbaro* liegt nördlich von Pozzuoli und Baja. Im Innern des *Mons Barbarus* kennt schon Konrad p. 698 meilenlange Straßen, zahlreiche Paläste

des Philosophen Chiron entdeckt hatte. Der Verfasser erklärt, daß er viele offenbar fabelhafte Sagen von Virgilius übergehen wolle, Alles aber nicht unterdrücken dürfe, um nicht das Andenken des Dichters und zumal die Erinnerung an seine Verdienste um Neapel zu beeinträchtigen. Zu den uns bereits bekannten Wunderverrichtungen erfahren wir hier nachträglich zahlreiche Details, namentlich bestimmte Bezeichnungen der Örtlichkeiten. Der goldene [27]) Blutegel z. B. liegt im Weißen Brunnen *pozzo bianco*, die goldene [27]) Fliege befindet sich zuletzt im *Castello di Cicala* [28]); der *Monte Vergine* mit dem Wundergarten liegt bei *Avelle* (schr. *Avellino*) und *Mercholiano* [29]); das metallene Ross, welches die Pferdeärzte umgebracht und unbrauchbar gemacht hatten, ist im J. 1322 zum Guß einer Glocke für die Hauptkirche der Stadt eingeschmolzen worden [30]); das Bad ohne Arzt heißt *Tritola* [31]), und der Chronist weiß davon des Weitern,

---

und Dörfer; drohende Dämonen in ehernen Standbildern hüten da die Schätze der 7 Könige. Nach Wilhelm von Malmesbury sind die Schätze des Octavianus in dem *Mons perforatus* begraben, vgl. Massmann Kaiserchronik 3 p. 451.

[27]) *Aurea* Schreibfehler für *aerea*, schon bei Alexander; vgl. Grässe p. 28. Liebrecht zu Gervasius p. 102.

[28]) Wohl das bei Nola.

[29]) Unrichtig verlegt v. d. Hagen Briefe in die Heimat 3 p. 191 den *Mons Virginum* nach *Poggio reale* nächst Neapel, wo ein gleichnamiges Kloster *Monte Vergine* liegt. Diese Localisierung ist vielleicht schon bei Gervasius p. 964 beabsichtigt und scheint überhaupt in Neapel die herrschende zu sein. Allein daß der Chronist Recht hat, ersieht man aus der Appendix ad vitam S. Guilielmi Vercellensis († 1142) in den Acta Sanctorum der Bollandisten zum 25. Juni, t. 5 p. 112 ff. Dort wird p. 135 b aus einer Handschrift des 13. Jahrh. (nach 1258) Folgendes mitgetheilt: *Nuncupatur Mons Virgilianus a quibusdam operibus et maleficiis Virgilii Mantuani, poetae inter Latinos principis. Construxerat enim hic maleficus daemonum cultor eorum ope hortulum quendam, omni genere herbarum cunctis diebus et temporibus, maxime vero aestatis, pollentem, quarum virtutes in foliis scriptas [reliquit]. Monachi quidam, nostra fide digni fratres, qui praedictum montem inhabitavere, apertis vocibus testantur, saepe casu in praedictum montem * non semel, dum per iuga montis solacii causa errarent, nihilominus intra hortum huius modi sic maleficio affectos esse, ut nec herbas tangere valuisse nec qua via inde regressi sint cognovisse retulerint.* Dieses *Monte Vergine* liegt auf einem Vorsprung des Taburnus der Alten und ist noch jetzt ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Neapolitaner; namentlich darf der Pilger nicht versäumen, sich auf einen kanzelartigen Felsen zu setzen. Am Fuße des Monte Vergine fließt der Sabbato. (Sollte dieser Name zu dem Flusse Sabbation der jüdischen Sagen in Beziehung stehen?)

[30]) Nur der colossale Kopf des Pferdes wird noch im Museo Borbonico aufbewahrt.

[31]) Tritola ist Schreib- oder Druckfehler für Tripergola. Von den dortigen Badeanstalten, sowie auch von Virgils Wohnung, die er als einen großen runden Palast

daß die schlimmen Ärzte von Salerno, als sie das Bad verdorben hatten, auf der Heimfahrt von einem Sturme überfallen wurden und jämmerlich umkamen. Von einigen Leistungen des Zauberers bezeugt der Verfasser ausdrücklich, daß sie bis zu seiner Zeit ungeschwächt fortdauern; noch sei z. B. die Stadt von Blutegeln, Cicaden und Schlangen frei, und noch erhalte sich das Fleisch in der gesunden Metzig drei Jahre lang; noch sei der Wundergarten mit den seltensten Heilkräutern vorhanden, aber nur wer einem Kranken helfen wolle, finde den Zugang dazu; wer böse Absichten hege, der suche vergebens. Die Wunderkraft des Dichters wird bald mit *Arte magica*, bald mit *Nigromantia*, bald mit *Constellazione delle planete* bezeichnet.

Neue Stücke sind folgende. Eine kupferne Cicade, die der Dichter verfertigte und an einen Baum ankettete, verscheuchte alle Cicaden, vor deren schrillem Gesange man bisher nicht hatte schlafen können. Ein Fischlein, das er an der *Petra de lo pesce* einhauen ließ, zieht trotz der geringen Meerestiefe unaufhörlich große und kleine Meerfische herbei, so daß es den Armen an Fischspeise nicht fehlt. Seine Stiftung ist auch das Carbonara-[32]) oder Caronaraspiel, worin sich alljährlich die Bürger mit Citronen, Steinen, Keulen u. s. f. bewarfen und Preise erhielten. Das Spiel war ursprünglich ganz ungefährlich, zumal die Kämpfer den Kopf mit metallenen und ledernen Helmen schützten. Erst seit 1380 hat man eigentliche Waffen zugelassen, und seitdem gibt es auch Todte.

Soweit das Zeugenverhör derjenigen Schriftsteller, welche einen Zauberer Virgilius nur in Neapel kennen [33]). Die Mehrzahl derselben gehört dem Ende des 12. oder dem Anfang des 13. Jahrh. an, und

---

beschreibt, giebt Hemmerlin De nobilitate cap. 2 extr. als Augenzeuge ausführliche Nachricht. Den Untergang des Ortes durch das Erdbeben vom 29. Sept. 1538 schildert das Protocoll bei Montfaucon Diar. ital. 1 p. 318. Tripergola war nach Hemmerlin zwei Stunden, *duas leucas*, von Neapel entfernt.

[32]) Kirche und Kloster zu S. Giovanni in Carbonara werden schon im 10. Jahrh. erwähnt. Über die Localität vgl. Muratori Scriptores 5 p. 130 und Franc. Petrarcha de reb. famil. Epist. 5, 6. Übrigens schildert Petrarcha die Spiele als wahre Gladiatorenkämpfe mit Entrüstung; vor seinen Augen wurde ein junger Kämpfer erstochen im J. 1344.

[33]) Zu ihnen gehört noch Hemmerlin im J. 1445. Den Neapolitaner Luc. Joh. Schoppa, auf dessen Collectanea die Acta Sanctorum Bolland. Junii 5 p. 135[b] verweisen, konnte ich nicht benutzen. Seine Collectanea erschienen Neap. 1507, aber in Gruters Abdruck Lamp. crit. 1 p. 893 ff. findet sich nichts-Entsprechendes. Sollten etwa handschriftliche Sammlungen gemeint sein?

sie können als um so parteilosere Berichterstatter gelten, da sie fremden Nationen angehören und sichtlich selber erstaunt sind, von dem Verfasser der Äneis so seltsame Dinge zu hören. Beträchtlich jünger sind zwar die Aufzeichnungen der einheimischen Chronik, aber ihre Übereinstimmung mit den ältern und fremden Referenten dient ihr ebenso zur Beglaubigung, wie sie jene ergänzt und bestätigt. Wie nun die Bezeugung der neapolitanischen Virgiliussagen die älteste ist, so geben sich dieselben auch durch ihre Beschaffenheit, namentlich durch ihre ausnahmslose Gemeinnützigkeit, aber auch durch ihre Verknüpfung mit wirklichen Denkmälern oder Localitäten der Stadt Neapel und ihrer Umgebung [34]) als ursprüngliche, an Ort und Stelle entstandene, keineswegs von anderswoher entlehnte zu erkennen. Wir könnten daher, ohne unsrer Untersuchung Abbruch zu thun, sofort zur Hauptfrage unsres Themas übergehen und auszumitteln suchen, wie man sich die Entstehung dieser Sagen zu erklären habe. Inzwischen dürfte es doch von Interesse sein, die Verbreitung der Virgiliussagen durch Italien und über die Alpen zu verfolgen und mit der Verbreitung auch deren Verwilderung kennen zu lernen. Wir werden uns überzeugen, daß keine einzige dieser auswärtigen Sagen auf Ursprünglichkeit in dem Sinne wie die neapolitanischen Anspruch zu machen hat.

Hier kommt chronologisch wie geographisch zuerst Rom in Betracht.

Einer der frühsten Schriftsteller, welche den Zauberer Virgilius in Rom thätig sein lassen, ist Helinandus, Mönch auf dem kalten Berge bei Beauvais, Verfasser einer mit d. J. 1204 schließenden Chronik [35]). Helinandus erwähnt außer den uns bereits bekannten neapolitanischen Wundern von der ehernen Fliege, von der gesunden Metzig und vom Bade ohne Arzt, so wie dem Wundergarten,

[34]) Bloß für die s. g. Scuola di Virgilio am Südende des Posilipo kann ich kein altes Zeugniss beibringen. Im Volksbuch erscheint wenigstens die ausgebildete Sage, daß Virgilius in Neapel eine nigromantische Schule gestiftet und mit Lehrern aus Toledo besetzt habe. Übrigens ist mit dieser Ruine die berühmte Villa Lucullana oder das Lucullanum Campaniae castellum identisch (wo Tiberius und Romulus Augustulus starben, vgl. Suetonius Tiber. 73. Jordanis Getic. 46. Erklärer zu Phaedrus fab. 2, 5.), keineswegs mit Castel dell' Uovo, was im Alterthum Megaris oder Megalia hieß. Letzterer Irrthum scheint in Neapel herrschend zu sein.

[35]) Ich kenne sie nur aus Vincentius Bellovacensis Spec. historiale, der 30, 108 Helinands Blüthe zum J. 1210 ansetzt. Die hier benutzte Stelle steht Spec. hist. 7, 61—63.

in welchem es niemals regnet [36]), sodann abgesehen von einem nur bei ihm, aber ohne Ortsbestimmung, erwähnten Werke des Virgilius, nämlich einem steinernen Glockenthurm, der sich mit den Glocken, wenn sie geläutet wurden, im gleichen Tempo schwingend bewegte [37]), schließlich auch ein Kunstwerk in Rom. Die Worte lauten: Von Einigen wird Virgilius auch für den Verfertiger des Wunderwerks gehalten, das man unter den 7 Weltwundern als das erste aufzuzählen pflegt und die Rettung Roms *Salvatio Romae* nennt. In einem Tempel zu Rom [38]), sagt Helinandus, waren viele Standbilder aufgestellt, nämlich so viele als das römische Reich Provinzen zählte; jede Statue war mit dem Namen und dem Wappen einer Provinz bezeichnet und jede hatte eine Schelle am Halse hangen; Priester beobachteten dieselben bei Tag und bei Nacht. Wenn nun in einem Lande ein Aufstand gegen die Reichsregierung ausbrach, sogleich läutete die betreffende Statue mit ihrer Schelle, und wies, wie Manche beifügen, selbst mit dem Zeigefinger auf die Namensinschrift des Landes. Der Priester machte Anzeige, und sogleich wurde ein Heer zur Dämpfung des Aufruhrs abgeschickt.

Soweit Helinandus. Er beruft sich auf Gewährsmänner, denen er wenig geneigt scheint Glauben beizumessen (*creditur etiam a quibusdam*), wenn sie das altbekannte Kunstwerk der *Salvatio Romae* dem Virgilius zuschrieben. Hatten doch schon Beda Venerabilis († 735) und der Grieche Cosmas [39]) im 8. Jahrh. dasselbe an die Spitze ihrer Aufzählung der 7 Weltwunder gestellt, und ist doch außerdem z. B. in einer Wessobrunner Handschrift No. 53 des achten, einer Pariser No. 8818 des eilften Jahrhunderts, sodann in den *Mirabilia urbis Romae* [40]), in der deutschen gereimten Kaiserchronik, vieler andern spätern Schriftsteller zu geschweigen, die nämliche Geschichte erzählt, ohne daß darin Virgilius als Verfertiger genannt wäre [41]). Das musste

[36]) Ebenso Felix Hemmerlin: *qui ortus per pluviam minime tactus nihilominus instructus tanquam paradisus floruit fertilissime.*

[37]) Gegen dieses Wunder freilich legt Vincentius Verwahrung ein, da die Thurmglocken damals noch nicht erfunden gewesen seien. Von Kirchenglocken spricht meines Wissens zuerst Gregorius Turonensis um 580.

[38]) Als Localität wird meist das Capitolium, öfter mit dem Zusatz *in templo Iovis et Monetae*, von einigen Spätern auch das Pantheon oder das Colosseum angegeben.

[39]) Massmann Kaiserchronik 3 p. 426. Preller in Schneidewins Philologus 1 p. 103.

[40]) Die schon Gervasius von Tilbury, ja schon Petrus Mallius um 1170 benutzt; vgl. Preller Regionen d. St. Rom p. 243.

[41]) Auch Gautier von Metz schweigt von der Salvatio.

Helinandus wissen, daher seine Skepsis. Aber welche Schrift mag er wohl meinen, wenn er irgendwo den Virgilius genannt fand? Ich glaube, es ist die bekannte Historie von den sieben weisen Meistern, *Historia septem sapientum Romae* oder *Historia calumniae novercalis* gemeint. Darin findet sich nämlich die *Salvatio Romae* in der hergebrachten Weise beschrieben, aber das ist hier neu, daß Virgilius ihr Verfertiger genannt und daß erzählt wird, wie einige auswärtige Könige, die sich dieses Kunstwerkes gerne entledigen mochten, durch vier Ritter den Kaiser Octavianus hätten bethören und mit der listig erschlichenen Einwilligung desselben den Thurm sammt den Säulen zerstören lassen [42]). Nun ist die lateinische Bearbeitung der sieben Meister in einer Gegend entstanden, welche der Heimat des Helinandus ganz nahe, und höchst wahrscheinlich auch in einer Zeit [43]), welche der des Helinandus um einige Jahre voraus liegt, so daß der letztere gar wohl aus ihr geschöpft haben kann.

Hat sich hier der Bearbeiter des Meisterbuches erlaubt eine altbekannte anonyme Geschichte aus Rom auf Rechnung von Virgils Namen zu setzen, so ist er nicht weniger willkürlich, nur in andrer Weise, mit einem zweiten Kunstwerk verfahren, das er von der magischen Kraft des Virgilius zu berichten weiß. An einem öffentlichen Orte in Rom, erzählt er nämlich, hatte der Zauberer ein immer brennendes Feuer hervorgebracht und mit demselben einen warmfließenden Brunnen in Verbindung gesetzt [44]). Da konnten sich die armen Weiber unentgeltlich Feuer holen und da ihre Kinder baden.

---

[42]) In den verschiedenen Redactionen des Meisterbuchs wird auch Kaiser Crassus oder König Servius genannt. Urheber der Zerstörung sind bald ein König von Apulien, bald ein König von Ungarn, bald ungenannte drei Könige, im Volksbuche drei Karthager. Bisweilen verwandelt sich auch die beschriebene Säulengruppe in eine Zusammenstellung von Spiegeln, die auf marmornen Pfeilern ruhen, *torre dei specchj* u. s. f. A. Keller li roman des sept sages p. CCXI. Dyocletianus p. 58 f. Massmann Kaiserchronik 3 p. 429. 454. vgl. Schmidt Beiträge p. 137.

[43]) Loiseleur essai sur les fables Indiennes p. 85. 167. 179.

[44]) Auch in den deutschen Gesta Romanorum A. Kellers p. 119. Eine immerbrennende Lampe kennt vor dem Volksbuch schon Gautier. Ziemlich abweichend zählt Aliprandi unter den neapolitanischen Wundern Virgils einen immerfließenden Ölbrunnen auf. Nach dem Wartburgkrieg und dem Reinfrit sitzt Zabulon in Folge seines eigenen Zaubers 1200 Jahre auf dem Magnetberg; zu seinen Füßen brennt die ewige Lampe, über seinem Haupte steht ein Erzbild mit geschwungenem Hammer. Bei Virgils Ankunft fällt der Hammer zerschmetternd auf Zabulons Haupt und erlischt das Licht. Noch ärger entstellt ist die Sage bei Enenkel, v. d. Hagen Gesammtabenteuer 2 p. 512. Das älteste Analogon ist wohl jene schon bei Olympiodorus

Zwischen dem Feuer und dem Brunnen stand ein eherner Mann mit einem gespannten Bogen in der Hand. Zwar warnte eine Inschrift ernstlich vor Beschädigung des Schützen; aber ein dummdreister Geistlicher schlug so derb darauf hin, daß der Bogen losschnellte. Da erlosch das Feuer, und der Brunnen versiegte. In dieser Geschichte erkennt man leicht die oben angeführte neapolitanische Stadtsage vom Vesuvregulator wieder und zwar diejenige Version derselben, welche im Briefe des Bischofs Konrad vorliegt [45]).

Das lateinische Meisterbuch ist bekanntlich eine freie Bearbeitung des orientalischen, zunächst hebräischen, Romans Sindbad oder Syntipas und verfasst von einem Mönch Johannes im Kloster Alta Silva bei Nancy. In den morgenländischen Redactionen des Romans finden sich die beiden Geschichten eben so wenig als der Name Virgilius. Mit der Verpflanzung des Syntipas in das Abendland und mit der Verlegung der ganzen Handlung in die Hauptstadt des Abendlandes, nach Rom, war eine vollständige Neubenennung aller Personen und Örtlichkeiten geboten; und damit hieng es zusammen, daß der Mönch von Alta Silva auch den Zauberer Virgilius von Neapel nach Rom vorschob [46]), und daß er sich erlaubte, erst das alte Pilgermärchen von der *Salvatio Romae* an den eben populär gewordenen Namen des Virgilius anzuhängen, und dann die neapolitanische Sage vom Vesuvregulator, die begreiflich nach Rom nicht passte, in das Märchen vom öffentlichen Feuer zu verballhornisieren. Eine rückwärtsliegende Bedeutung für die Sagengeschichte kann solche Willkühr zwar nicht ansprechen, aber die dargelegte Auffassung schließt das Zugeständniss in sich, daß die neapolitanischen Virgiliussagen vor 1200 in Nordfrankreich bekannt waren.

Ein sehr beliebtes Geschichtenbuch im Mittelalter, von welchem es ebenfalls viele Bearbeitungen in Landessprachen giebt, sind ferner die *Gesta Romanorum moralisata* aus der Mitte des 13. Jahrh. In

(um 425) erwähnte Bildsäule bei Messina, die in einem Bein unversiegliches Wasser, im andern unauslöschliches Feuer enthielt, vgl. Anm. 123.

[45]) *Vesevo monti Virgilius opposuerat hominem aereum, tenentem balistam tensam et sagittam nervo applicatam. Quem quidam rusticus admirans, eo quod semper balista tensa nunquam percuteret, impulit nervum* u. s. w. Scriptores rer. Brunsv. 2, 698.

[46]) Eine weitere Consequenz in dieser Richtung war es, wenn die französische Übersetzung der sieben Meister, welche Hebers um 1260 bearbeitete (Dolopathos), den Virgilius geradezu zum Erzieher des kaiserlichen Prinzen machte und ihn in die Fabel des Romans verwob, vgl. Leroux de Lincy p. 149.

der gewöhnlichen und ältesten lateinischen Ausgabe der *Gesta* kommt der Magister Virgilius nur einmal vor Cap. 27, wo er auf Geheiß des Kaisers Titus mittelst seiner magischen Kunst eine Statue mitten in Rom aufstellt, die alle heimlichen Übertretungen des Gesetzes zu verrathen pflegt, bis sie der Schmied Focus [47]) zerschlägt und dafür zum Kaiser gemacht wird. Man erkennt sogleich, daß hier die neapolitanische Sage von den wunderbaren Köpfen [48]) des Marcellus nach Rom gerückt und auf eine lächerliche Weise an die in Rom noch jetzt stehende Säule des Kaisers Focas geheftet worden ist. Noch werthloser ist es, wenn der Cap. 107 der *Gesta* erwähnte Verfertiger einer *quaedam imago in civitate Romana* hie und da Virgilius genannt und erzählt wird, der Zerstörer jenes Bildes sei in die Erde gesunken und in einen Feeenpalast entrückt worden; werthloser darum, weil das gleiche Geschichtchen schon im J. 1127 Wilhelm von Malmesbury [49]) für einen andern Zauberer, nämlich für Gerbert oder Papst Sylvester II, in Beschlag genommen hat. Ebenso willkürlich ist es, wenn in einigen spätern Redactionen der *Gesta* die Geschichte Cap. 102 von einem *Magister quidam Romae* zur Zeit des Kaisers Titus, ferner Cap. 120 die Geschichte von dem Meister, der dem König Darius drei Wunderkleinode verfertigt, endlich die Geschichte vom Kaufmann von Venedig durch ein wohlfeiles Hereintragen des Namens Virgilius an die Person des Zauberers angeknüpft worden sind [50]).

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. schrieb Jans Enenkel, ein Wiener Bürger, sein gereimtes Weltbuch, worin auch dem Zauberer

---

[47]) In der deutschen Übersetzung bei A. Keller p. 47 f. steht richtiger Focas.

[48]) Statt der vier Todtenköpfe (*νεκρομαντεία*) erwähnt Barthol. Sibylla, aus Monopoli im Königreich Neapel zu Ende des 15. Jahrh., und schon Gautier von Metz 1245 bloß einen von Virgilius selbst verfertigten Kopf, welcher auf Befragen antwortete. Diese Version ist aus der Sage vom Teufelspapst Gerbert entlehnt, vgl. Gulielmus Malmesburiensis de reg. Angl. 2, 10. Vincentius Bellov. Spec. hist. 25, 98 ff. Scheible Kloster 2 p. 199. Gerberts *caput statuae* gieng leicht in eine *statua* über und war bereits in Rom localisiert.

[49]) De gestis reg. Angl. 2, 10. Ebenso Albericus Triumfontium im J. 1241 und Vincentius Bellovacensis 1244. Von einem Griechen Geomatras erzählt eine ähnliche Geschichte Heinrich von Veldeke in seiner Eneit, die um 1175—84 nach dem Französischen des Benoît de St. More gearbeitet ist, vgl. Massmann Kaiserchronik 3 p. 446, und von Apollonius von Tyana ein arabischer Schriftsteller, vgl. Liebrecht zu Gervasius p. 214 f.

[50]) Für Cap. 102 vgl. Kellers deutsche Gesta p. 160, für Cap. 120 ebend. p. 53; für den Kaufmann von Venedig die englischen Gesta bei Leroux de Lincy Dolopathos p. 130.

Virgilius ein Abschnitt gewidmet ist [51]). Darin wird u. A. das famose Korb-Abenteuer auf Virgilius übergetragen. Eine edle Römerin nämlich verabredet mit ihrem Geliebten eine nächtliche Zusammenkunft, indem sie ihn mittelst eines vom obern Boden herabgelassenen Korbes in die Höhe windet; aber da er in der halben Höhe ist, lässt sie ihn hangen und gibt ihm dem Gespötte des Marktes preis. Aber der verspottete Geliebte ist kein geringerer als der Zauberer Virgilius; begreiflich, daß er sich exemplarisch rächt. Alles Licht und Feuer in Rom lässt er ausgehen, und es kann nur an der Person jener Dame auf eine für sie höchst demüthigende Weise wieder angezündet werden. Nach Enenkel ist dieses beliebte Abenteuer oft wiedererzählt und unzählige Male darauf angespielt worden. Es genügt hier, von den Deutschen den Dichter des Reinfrit von Braunschweig (um 1295) und Frauenlob († 1314), von den Franzosen den Verfasser des 'Renart contrefait' von 1342, und von den Spaniern den Dichter Juan Ruiz von Hita um 1313 anzuführen. Alle diese nennen, wenn sie auch über den Namen der Dame nicht einig sind und bald unbestimmt von einer Kaiserstochter oder von einer Tochter des Julius Cäsar oder des Königs Darius, bald namentlich von einer Athanata oder Chriemhild sprechen [52]), einstimmig als Helden des Stückes den weisen und zauberkundigen Virgilius. Auch die bildende Kunst hat sich des beliebten Gegenstandes bemächtigt, und ich möchte nicht bestreiten, daß wo, wie in Oudenaerde [53]), die Bosheit des Weibes und die Rache des Mannes neben einander und in der angegebenen Weise dargestellt sind, Virgilius gemeint ist. Allein daraus folgt noch nicht, daß die Erzählung in ihrem ganzen Umfang eine ächte und volksthümliche, noch weniger daß sie eine unzweifelhafte Virgiliussage sei.

Unverkennbar scheidet sich die Novelle in zwei Hälften, und es lässt sich nachweisen, daß jede derselben für sich und in einem ganz andern Zusammenhang vorkommt. Vor allen Dingen ist zu beachten, daß die Korbgeschichte in Italien erst sehr spät im 15. Jahrh. [54]) von Virgilius erzählt wird, während doch schon

---

[51]) v. d. Hagen Gesammtabenteuer 2 p. 509 ff. Massmann Kaiserchronik 3 p. 455.

[52]) v. d. Hagen Gesammtabenteuer 1 p. LXXX. 3 p. CXLII. CXLIX.

[53]) Wolf niederl. Sagen p. 492. nr. 407. Massmann Kaiserchronik 3 p. 457.

[54]) Aliprandi 1414. Aeneas Silvius de Euryalo et Lucretia 1440.

Boccaccio [55]) und andere Novellisten des 14. Jahrh. den Schwank zum Besten geben. Sodann läuft auch in der französischen und deutschen Novellenlitteratur neben den angeführten Virgiliusauctoritäten eine ganze Reihe von Relationen her, welche den Sohn eines Seneschals oder einen beliebigen Ritter oder Schreiber (*clerc*) in die erwähnte fatale Lage kommen lassen [56]). Endlich wird das gleiche Stücklein auch schon im 13. Jahrh. von dem berühmten Arzte Hippocrates erzählt [57]), nach Legrand's Urtheil früher als von Virgilius. Es wird daher auch unentschieden bleiben müssen, ob die in französischen Kirchen des 13. Jahrh. wie St. Germain in Paris, dann in Lyon [58]), Rouen und Caen vorkommenden Sculpturen der Korbgeschichte mit mehr Recht auf Virgilius als auf Hippocrates gedeutet werden. Als Pendant ist auf Monumenten wie bei Schriftstellern mit dem Korbabenteuer regelmäßig der famose Ritt der schönen Phyllis auf dem Philosophen Aristoteles [59]) verbunden, dessen Quelle im Indischen nachgewiesen ist, und welchen wahrscheinlich Jacobus de Vitriaco, der im J. 1220 aus Palästina heimkehrte, zuerst erzählt hat. Da es auch der Korbgeschichte an orientalischen Parallelen [60]) nicht fehlt, so dürfte auch sie durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht worden sein.

Was sodann die zweite Hälfte des Schwankes, die seltsame Rache des Zauberers an dem treulosen Frauenzimmer, betrifft, so erzählt sie Gautier von Metz in seiner 1245, also vor Enenkel, geschriebenen Mappemonde allerdings auch von Virgilius und als Act seiner Rache an einer Kaiserstochter, aber nach Legrand's [61]) ausdrücklicher Versicherung nicht im Zusammenhang mit der Korbgeschichte. Vielmehr wird aus bedeutend früherer Zeit genau

[55]) Decamerone 8, 7. Filocopo p. 283 ed. Sansovino.

[56]) Dunlop-Liebrecht p. 483 b. Liebrecht in Pfeiffers Germania 1 p. 267. A Keller li roman des sept sages p. LXX. CXCII.

[57]) Legrand fabliaux 1 p. 232 ff.

[58]) Schnaase Gesch. d. bildenden Künste 4, 1 p. 375.

[59]) Loiseleur essai sur les fables Indiennes p. 51. Adelfonsus von Schmidt p. 106. v. d. Hagen Gesammtabenteuer 1 p. LXXVI.

[60]) v. d. Hagen Gesammtabenteuer 3 p. CXL (von einem Arzte). CXLV.

[61]) Notices et extraits 5 p. 254. Daher es ein Irrthum sein muß, wenn v. d. Hagen Gesammtabenteuer 3 p. CXXXIX und Minnesinger 4 p. 246 das Gegentheil behauptet. Ebenso scheint es unrichtig zu sein, wenn sich derselbe Gelehrte Gesammtabent. 3 p. CXLII für die Erzählung von Virgils Rache auf die lateinischen *Mirabilia Romae* beruft; ich kann sie wenigstens nur in der deutschen Bearbeitung finden, vgl. v. d. Hagen Germania 7 p. 240.

dieselbe aus gesuchte Rache von einem andern Zauberer, Heliodorus in Sicilien [62]), berichtet, so daß hier die Übertragung auf Virgilius erwiesen ist. Wir werden also annehmen dürfen, daß von irgend einem französischen Novellisten, den Enenkel benutzte, das Gesammtabenteuer aus zwei ursprünglich sich fremden Bestandtheilen combiniert und auf Virgilius übergetragen worden ist; und man muß gestehen, daß diese Combination zu den gelungensten der Art gehört [63]). Dem keuschen Dichter durfte der Streich um so eher widerfahren, da er als Zauberer sich auf das Empfindlichste rächen konnte. Nach Rom aber wurde die Geschichte verlegt, weil eben die französischen Romantiker den Zauberer Virgilius bereits nach Rom versetzt hatten.

Noch könnte man zu Gunsten der römischen Virgiliussagen auf einige Localitäten Roms hinweisen, mit welchen der Name des Zauberers hie und da verbunden erscheint, wenn nur die Auctoritäten von älterm Datum wären. Aus dem 15. Jahrh. sind die Zeugnisse, welche die Spiegelburg, *Tor dei specchj*, am nördlichen Abhang des Capitoliums, als die Örtlichkeit bezeichnen, wo Virgilius sich an der treulosen Römerin rächte, auch die *Salvatio Romae* aufgestellt hatte [64]). Erst im J. 1475 wird das *Septizonium* [65]), ein Gebäude, das aus sieben Säulenstellungen über einander bestand und 1588 abgetragen wurde, *Schola Virgilii* genannt, wohl in Nachahmung der bekannten Localität dieses Namens bei Neapel [66]). Ferner wird in der Vorhalle der Kirche zu S. Maria in Cosmedin noch heutzutage eine colossale runde Marmorplatte aufbewahrt, deren Vorderseite ein menschliches Angesicht mit weitgeöffnetem Munde darstellt. Man nennt diesen Stein *Bocca della verità*, Mund der Wahrheit, weil die Schwörenden ihre Hand in diesen Mund legen mussten, indem man glaubte, einem Meineidigen würde darin im Augenblicke die Hand abgebissen werden. Der gleiche Stein diente auch als Keuschheitsprobe der Mädchen [67]).

---

[62]) Vgl. die aus dem Griechischen übersetzten *Acta S. Leonis Thaumaturgi* bei den Bollandisten zum 20. Febr. t. 3 p. 224. Die Lebenszeit Heliodors ist darin auf 780 bestimmt, der Name der Dame Stratorissa Thalia. Scheible Kloster 5 p. 372

[63]) Weniger gelungen ist die bei v. d. Hagen Briefe in die Heimat 4 p. 118 erwähnte Darstellung.

[64]) Vgl. Anm. 42.

[65]) Marlianus topogr. antiq. Romae 4, 16. Pighius annales vet. Romanorum 1 p. 4. Becker Handb. d. röm. Alterthümer 1 p. 434 f.

[66]) Vgl. Anm. 34.

[67]) Montfaucon Diar. Ital. 1 p. 187 f. Platner-Bunsen Beschreibung von Rom 3, 1 p. 379 ff. 672. Schmidt Beiträge p. 139. Dunlop-Liebrecht p. 500 b. Im Volks-

Diese merkwürdige Eigenschaft nun sollte ihm einer Sage zufolge, die sich in der deutschen Übersetzung der *Mirabilia urbis Romae* aus dem 15. Jahrh. findet [68]), Virgilius verliehen haben. Die Localität *Magnanopoli* endlich auf dem *Mons Viminalis* [69]), welche man gewöhnlich als *Balnea Pauli* erklärt, mochte ein später Interpolator derselben Mirabilien lieber aus *Vado ad Neapolim* etymologisieren und mit dem Scholion *ubi Virgilius captus a Romanis invisibiliter exiit ivitque Neapolim* erläutern: eine Sage, wofür Aliprandi im J. 1414 der älteste Zeuge ist.

Vergleichen wir nach dieser Musterung die römischen Sagen mit den neapolitanischen, so müssen wir gestehen, daß sie gegen jene bedeutend zurücktreten. Einmal sind sie später bezeugt als jene, und zwar am spätesten oder gar nicht von einheimischen Schriftstellern. Sodann haften sie fast durchaus nicht an bestimmten Örtlichkeiten, vielmehr machen auf die meisten derselben andere Gegenden oder Persönlichkeiten (Heliodorus, Hippocrates, Gerbert) ebenso wohl oder besser berechtigte Ansprüche. Endlich ist auch der Geist der auswärtigen Virgiliussagen von dem der neapolitanischen merklich verschieden. Während nämlich diese letztern wesentlich den Character der Gemeinnützigkeit an sich tragen und noch vom Stadtchronisten als Belege für die Liebe des Dichters zu Neapel dargestellt werden, so dringt in die spätern und auswärtigen Sagen je länger je mehr die Lust am Curiosen und Burlesken, und Hand in Hand damit das durchaus fremdartige Element des Dämonischen ein. Hatte der Norden seit dem 12. Jahrh. an Merlin einen vom Teufel gezeugten, an Papst Gerbert einen dem Teufel verschriebenen und anheimgefallenen, an Klinschor einen teuflisch gesinnten Zauberer, so war es natürlich, daß aus jenen Kreisen nicht bloß einzelne Züge auf Virgilius übergetragen, sondern daß auch die ganze Auffassung seiner Persönlich-

buch von Virgilius ist eine eherne Schlange mit aufgesperrtem Maul substituiert, vgl. v. d. Hagen Gesammtabenteuer 2 p. XL. Über die Keuschheitsprobe in Constantinopel vgl. Codinus p. 51 Bonn.

[68]) Massmann Kaiserchronik 3 p. 448 f.

[69]) Marlianus topogr. Romae 5, 2. Montfaucon Diar. Ital. 1 p. 189. 284. Preller Regionen p. 132. 217. *Mons Juvenalis* in der Stuttgarter Mirabilienhandschrift Nr. 459 ist ein Lesefehler. Er findet sich auch im Basler Fragment 'O' IV 15 vom Jahre 1426. Felix Hemmerlin de nobilitate cap. 4 fol 15^{ab} citiert so: *Mons Virgilianus . . . in quo monte Virgilius captus a Romanis invisibiliter a carcere transivit.* Hemmerlin selbst weiß nur von einem Virgilius in Neapel. Über den *Mons Virgilianus* im Königreich Neapel vgl. Anm. 29 und 106.

keit im dämonischen Sinne alteriert wurde. Mathematik, Constellation der Planeten, *philosophia naturalis, ars magica* u. dergl. reichte jetzt nicht mehr aus; auch Satan und seine Geister mussten an diesem Heiden ihren Antheil haben. In diesem Sinne sagt bereits 1246 Jans Enenkel von Virgilius: *er was gar der helle kint,* und lässt ihn derselbe von 72 [70]) in einer Flasche verschlossenen Teufeln belehrt werden. Aber auch dessen Zeitgenossen Gautier von Metz scheint diese Anschauung nicht ganz fremd zu sein. Denn wenn er berichtet, Virgilius sei vor seiner letzten Reise in Betreff einer seinem Kopfe drohenden Gefahr gewarnt worden, er habe dieß von seiner Orakelbüste verstanden, sei aber am Sonnenstich ums Leben gekommen, so gemahnt dieß stark an dämonische Verbindungen; solche zweideutige Orakel pflegt der Teufel seinen Opfern zu geben. Vollends das Volksbuch hat schon auf dem Titelblatte die Worte: *mit hülfe des teufels in der hölle.*

Besonders beachtenswerth ist es, wie die jüdisch-muhamedanischen Sagen von Salomo und seinen Zauberbüchern in den virgilianischen Sagenkreis eindringen und dessen naiven, harmlosen Charakter bedrohen. Während noch Petrus Comestor in seiner um 1170 vollendeten *Historia Scholastica* die zu seiner Zeit üblichen Zauberbücher, Zauberringe und Zauberwurzeln ausschließlich auf Salomo [71]) zurückführt und von einem Zauberer Virgilius einfach nichts weiß, so scheint bald nach ihm die Theorie durchgeführt worden zu sein, daß keineswegs Salomo an der Ausbreitung der magischen Kunst Schuld sei, daß sie vielmehr 1200 Jahre nach ihm durch Virgilius ans Licht gezogen, nach Europa gebracht und in Italien verbreitet worden sei. Von dieser Auffassung kenne ich zwei Darstellungen, deren eine von Felix Hemmerlin um 1445, die andere in zwei anonymen deutschen Dichtungen aus dem Schlusse des 13. Jahrh. überliefert ist.

---

[70]) Über die Zahl 72 vgl. Massmann zu Eraclius p. 482. Zweiundsiebenzig Länder und Völker des Erdbodens kennen schon Horapollo hierogl. 1, 14 p. 28 de Pauw. und Recognitiones Clementis 2, 42 p. 519. Bei den Nationaljuden kommt meines Wissens nur die Zahl 70 so vor, vgl. Eisenmenger 1 p. 803 ff.

[71]) 3 Regum cap. 4. Evangelia cap. de Beelzebub. Letzteres ist die Stelle, welche Liebrecht zu Gervasius p. 77 nicht gefunden hat. Über Salomo ist auf die bekannten Werke von Eisenmenger entd. Judenthum 1 p. 12. 350 ff. und Weil bibl. Legenden der Muselmänner p. 273 ff. zu verweisen. Auch Heliodorus hat sich durch Vermittelung eines hebräischen Zauberers einem Dämon verschrieben: Acta Sanctorum Bolland. Febr. 3 p. 224.

Hemmerlin [72]) erzählt, dem Virgilius habe einst einer seiner dienstbaren Geister (*spiritus*) mitgetheilt, er wisse den Ort, wo Salomo seine nigromantischen Schriften vergraben habe; auf sein Verlangen habe ihn der Geist, wie einst ein Engel den Propheten Habakuk, in unglaublich kurzer Zeit von Neapel nach Chaldäa [73]) durch die Luft getragen. Dort fanden sich die Bücher in einer Höhle, und daneben lag eine mit Salomos Siegel verwahrte Glasflasche, worin ein äußerst bösartiger und verschmitzter Geist verschlossen war. Diesen befreite Virgilius mit dem Beding, daß er ihm die chaldäisch [73]) geschriebenen Bücher dolmetschen sollte. Als dieß geschehen war, wusste der Meister den Geist auf schlaue Weise zu veranlassen, daß er in die Flasche zurückkehrte und sich abermals und für immer mit demselben salomonischen Siegel verschließen ließ; denn Virgilius wusste wohl, wie viel Unheil derselbe der ganzen Welt zufügen könnte. Sofort ließ er sich durch den ersten Geist nach Europa zurückbringen, und seitdem kennt man in Italien die Nigromantie.

Bedeutend verschieden klingt die Darstellung in den Wartburgliedern und im Reinfrit von Braunschweig [74]). Hier ist statt des jüdischen Königs Salomo ein babylonischer oder griechischer Fürst Namens Zabulon [75]) oder Savilon, der noch eine jüdische Mutter, aber schon einen heidnischen Vater hat [76]), als Erfinder der Astrologie und der Nigromantie und als Verfasser eines Werkes darüber genannt. Der Zweck seiner nigromantischen Schriftstellerei ist kein geringerer als Hintertreibung der Geburt Christi, die er 1200 Jahre zuvor in den Sternen gelesen hat. Höchst compliciert sind die Vorkehrungen, die er zu diesem Zwecke auf dem Magnetberge [77]) trifft. Aber als

---

[72]) De nobilitate cap. 2 fol. VIII b. Wie der erste Verkehr vermittelt wurde, findet sich nicht angegeben.

[73]) Arabien und arabische Sprache heißt es fol. LXXVII b. in einer etwas spätern Schrift Hemmerlins. Ebendaselbst ist auch von einem *Volumen nigromanticum, quod dicitur Officiorum, continens canones, quos dicunt Vincula Salomonis* die Rede. Über die chaldäische Sprache der Teufel vgl Eisenmenger 2 p. 390 ff.

[74]) Wartburgkrieg von Simrock p. 195 ff. 303. Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen 1849 p. 270 ff. Gemeinschaftliche Quelle ist nach Simrock das Buch vom König Tirol.

[75]) Zabulon von zabulus s. v. a. diabolus, vgl. Scheible Kloster 2 p. 170. Savelon und Savilon in einem ältern Wartburglied p. 125 Simr. und im Reinfrit.

[76]) So Flegetanis in Wolframs Parzival (nicht bei Chrestiens de Troyes.)

[77]) Der Magnetberg ist aus dem Roman vom Herzog Ernst entlehnt.

die 1200 Jahre fast abgelaufen waren, musste der ganze Spuk durch den tugendreichen, aus Wohlthätigkeit arm gewordenen Virgilius zerstört werden. Als dieser von dem Geheimnisse erfuhr, segelte er über das Meer zum Magnetberge und brachte mit Hülfe eines in einem Glase eingesperrten Geistes [78]) die Bücher und die Schätze in seinen Besitz. Da gebar die Jungfrau den Gottmenschen.

Es ist nicht nöthig auszuführen, daß von diesem entschieden christlichen Standpuncte aus ebenso auch die Zauberei, die von Salomo in einem wohlwollenden Sinne geübt worden war, nunmehr als eine teuflische Kunst gebrandmarkt werden musste. Nur das sei bemerkt, daß dieser dogmatischen Richtung der Verfasser des Wartburgliedes mehr als der des Reinfrit huldigt, sofern er die vortheilhafte Schilderung von Virgilius möglichst kürzt und ihn mit dem satanischen Klinschor auf gleiche Linie stellt. Aber auch im Reinfrit ist der Geist ein Teufel.

Weniger bestimmt treten Versuche hervor, unsern italienischen Zauberer mit jüngern Genossen aus den abendländischen Litteraturen in Verbindung zu setzen. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung Wolframs Angabe, der wegen Ehebruchs verstümmelte Zauberer Klinschor [79]) von Capua sei ein Neffe des Neapolitaners gewesen. Mit dem ungarischen Klinsor der Wartburglieder wird der Zusammenhang in der Weise fortgesetzt, daß dessen Großvater soll bei dem Capuaner Klinschor Schreiber gewesen und dann von Rom aus dem Könige von Ungarn zum Geschenk überschickt worden sein [80]). Noch weiter nach Norden gehende Bezüge scheinen in der bei Aliprandi überlieferten Sage zu Tage zu treten, wonach Virgilius seinen talentvollsten Schüler Melino von Neapel nach Rom sendet, um das vergessene Zauberbuch bei Roberto (Ruberto) zu holen. Melino gemahnt an Merlin, der bei den Franzosen auch Melins oder Mellin orthographiert wird [81]), und Roberto an Robert den Teufel.

Alles das ist Neapel fremd und findet überhaupt in Italien erst seit dem 15. Jahrh. (Aliprandi, Sibylla und Spätere) Eingang. Die neapolitanische Zaubersage beruht noch wie die altheidnische und

---

[78]) Er heißt im Wartburgkrieg Klestronis nach dem Chald. *klastor* Gesicht, Fratze.

[79]) Vgl. Anm. 21.

[80]) Lohengrin p. 58.

[81]) Leroux de Lincy Dolopathos p. 60 f. Aus Probus ad Virg Bucol. p. 6, 3. Keil. wird man doch Melino nicht erklären wollen.

byzantinische [82]) auf der Voraussetzung einer außergewöhnlichen Weisheit und Kenntniss gewisser geheimen Naturkräfte, wodurch eine über das Begreifliche hinausgehende Beherrschung der Natur bedingt ist (*Magia naturalis*).

Nach alledem werden wir schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß die römischen Virgiliussagen gar nicht in Rom und unter dem Volke gelebt, sondern nur eine litterarische Entstehung und Existenz gehabt haben, und zwar eine wesentlich französische. Ist es zufällig, daß den heutigen Römern jede Erinnerung an den Zauberer Virgilius abhanden gekommen ist, während in Neapel die Volkssänger diesen Gegenstand vorzugsweise gerne behandeln und selbst der geringste Lazzarone neben dem heiligen Januarius auch dem Zauberer Virgilius ein Plätzchen in seinem Herzen vorbehalten hat?

Ganz ähnlich wie mit den römischen Sagen verhält es sich mit den Ansprüchen Mantuas, der Geburtsstadt des Zauberers. Sie sind spät erhoben und entbehren aller Volksthümlichkeit und Originalität. Im 14. Jahrh. prägte Mantua Münzen mit dem Bilde eines ehrenfesten mittelalterlichen Gelehrten und der Inschrift VIRGILIUS; gleichzeitig jene bekannte Statue des Dichters aufgestellt, welche Carlo Malatesta, Herr von Rimini, im J. 1392 in den Mincio werfen, aber in Folge der scharfen Invective Vergerio's wieder aufrichten ließ. Wohl nicht älter wird der Gebrauch sein, dem Dichter zu Ehren eine kirchliche Feier zu begehen und in einer Messe von dem Apostel Paulus die Verse zu singen:

Ad Maronis mausoleum Ductus, fudit super eum
Piae rorem lacrimae;
Quem te, inquit, reddidissem, Si te vivum invenissem,
Poetarum maxime! [83])

Noch stand also der Cultus des Dichters in seiner Vaterstadt aufrecht, als der Mantuaner Bonamente Aliprandi im Jahre 1414 seine gereimte Stadtchronik beendigte [84]). Darin ist von

[82]) Vgl. z. B. noch Cedrenus p. 73 Bonn.: ἔστι δὲ μαγεία ἐπίκλησις δαιμόνων ἀγαθοποιῶν δῆθεν πρὸς ἀγαθοῦ τινὸς σύστασιν, ὥσπερ τὰ τοῦ Τυανέως Ἀπολλωνίου. Die Telesmen des Apollonius, heißt es bei (Pseudo) Justinus quaestiones cap. 24 (geschrieben um 430) beruhen auf tiefer Kenntniss der Naturgesetze, τῶν φυσικῶν δυνάμεων καὶ τῶν ἐν αὐταῖς συμπαθειῶν τε καὶ ἀντιπαθειῶν und sind daher dem Willen Gottes keineswegs zuwider.

[83]) Bettinelli discours sur l'état des lettres et des arts à Mantoue 1775, bei Reiffenberg chronique de Mouskes 1 p. CLXXXIII.

[84]) Bei Muratori Antiquit. Ital. 5 p. 1069 ff.

Virgilius erzählt, er habe nach der Korbgeschichte und der raffinierten Rache an seiner Geliebten von Kaiser Octavianus eingesperrt werden sollen, sei aber nebst mehrern Mitgefangenen auf einem Zauberschiffe [85]) durch die Luft nach Apulien gefahren und sodann zu Fuß nach Neapel gereist. Auf dem Wege dahin bereitete er sich auf wunderbare Weise Wein, und ließ er sich durch einen seiner dienstbaren Geister *(spirito)* von der kaiserlichen Tafel in Rom das gebratene Geflügel herbeiholen. In Neapel machte er die Fliege im Glas zur Abwehr der Fliegen, einen unversieglichen Ölbrunnen, das Eischloß im Meer u. s. w. und erhielt in Anerkennung solcher Verrichtungen vom Kaiser die Erlaubniss wieder nach Rom zurückzukehren.

In alledem ist nichts Ursprüngliches; man erkennt nur die verwilderte Sage des späten Mittelalters, woran ehrenhalber auch Mantua seinen Antheil haben muß.

Außer der bisher besprochenen Litteratur gibt es im spätern Mittelalter noch zahlreiche Bücher, worin gelegentlich des Zauberers Virgilius gedacht ist; es werden selbst noch mehrere Kunstwerke von ihm angeführt, die wir im Bisherigen nicht zu erwähnen veranlasst waren. Indessen sind diese Schriften so jungen Datums und deren Wundergeschichten so sehr eines ächt sagenhaften Characters baar, daß wir aus ihrer Aufzählung und Beurtheilung keine neuen Gesichtspuncte gewinnen würden. Virgilius war eben allmählich eine Figur von europäischer Celebrität geworden, selbst in unserm Rheinland [86]), und in weit höherm Grade als im Reformationszeitalter

---

[85]) In diesen Zusammenhang gehört ohne Zweifel der Satz aus den Mirabilia urbis Romae jüngster Redaction: *Mons Viminalis, ubi Virgilius captus a Romanis invisibiliter exiit ivitque Neapolim;* vgl. Anm. 69. Auch Heliodorus fuhr, da er gefangen genommen werden sollte, auf einer *navis phantastica e virga laurea formata* entweder durch die Luft oder auf dem Wasser in einem Tage von Catanea nach Constantinopel, vgl. Thomas Facellus de rebus Siculis, Panormi 1558 p. 66. Acta Sanctorum Bolland. Febr. 3 p. 225.

[86]) Twinger von Königshofen (1386) Straßburger Chronik p. 62: 'zu disen ziten lebte der große meyster Virgilius, den die leigen nennen Filius.' Filigus und Filius findet sich schon bei Frauenlob († 1318) vgl. Massmann Kaiserchronik 3 p. 453, Anm. 7. Wackernagel altdeutsche Handschriften in Basel p. 51 f. Die zweite Strophe Frauenlobs bezieht sich unstreitig auf die Korbgeschichte, die erste aber, wie mir scheint, auf einen Schwank in der Historia septem sapientum, den noch im Dolopathos Virgilius nur erzählt, den aber schon das französische Klagelied auf König Eduard I. (1307) auf den Zauberer übergetragen hat, vgl. Loiseleur p. 159 f. Leroux de Lincy Dolopathos p. 91. 144 ff. A. Keller Dyocletianus p. 58. Haupt und Hoffmann altdeutsche Blätter 1 p. 154.

Dr. Faustus. So kann es nicht wundern, wenn beliebige Zaubergeschichten mit seinem Namen in Verbindung gesetzt, wenn z. B. im großherzoglichen Cabinet zu Florenz, im Kloster St. Denis bei Paris [87]) und anderwärts Spiegel gezeigt wurden, deren sich Virgilius zu catoptromantischen Zwecken bedient haben sollte. Selbst mit König Artus in Britannien lässt ihn Hans Sachs (1530) zusammentreffen und dort eine Themsebrücke bauen, von welcher herab alle untreuen Eheleute, in specie der König und sein gesammter Hofstaat, ins Wasser springen müssen [88]).

Etwas ausführlicher muß ich jedoch seiner litterarischen Bedeutung wegen des Volksbuches vom Meister Virgilius [89]) gedenken, in welchem eine beträchtliche Anzahl der bereits erwähnten Wunderstücke, aber auch ziemlich viel neue Schwänke an dem Faden einer biographischen Erzählung zusammengefasst und zu einem vollständigen Roman verarbeitet sind. Hervorzuheben sind z. B. die Unterredung des jungen Studiosen Virgilius, der von Toledo aus einen Ferienausflug gemacht hat, mit dem Teufel und die meisterliche Art, wie er ihn nach der Mittheilung seiner Zauberkünste wieder in sein Verließ zurückspediert [90]); sodann die Belagerung seines Schlosses durch den Kaiser Persides [91]), welcher im Augenblick, da er von der Sturmleiter den Fuß auf die Mauerzinne setzt, verzaubert wird und in dieser unbequemen Stellung verharren muß, bis er mit Virgilius capituliert hat; ferner seine Abenteuer mit der Sultanstochter von Babylon [92]), mit welcher er in Folge eines Schlaftrunkes gefan-

[87]) Daillé Vorrede zu den Scaligerana secunda 1667. Notices et Extraits 5 p. 255. Revue archéologique 3 p. 154 ff.

[88]) Im jüngern Titurel hat eine solche Brücke Klinschor gebaut, v. d. Hagen Gesammtabenteuer 3 p. CXXXV. Über den orientalischen Ursprung derselben vgl. Weil bibl. Legenden p. 277 f. Liebrecht zu Gervasius p. 90.

[89]) v. d. Hagen Erzählungen und Märchen 1 p. 155 ff. Gesammtabenteuer 3 p. CXXXVI. Simrock deutsche Volksbücher Nr. XXVII. Brunet manuel s. v. Faits.

[90]) Das Wesentliche dieses Abenteuers ist schon aus Reinfrit und den Wartburgliedern (nach der Kolmarer Handschrift) sowie aus Hemmerlin angeführt. Später wurde es nochmals auf Paracelsus übergetragen. Den orientalischen Ursprung desselben erweisen die Stellen bei Eisenmenger und Weil, besonders aber in 1001 Nacht die 9. Nacht der Breslauer Ausgabe; vgl. Dunlop-Liebrecht p. 185. 483 b. Bei Enenkel (1246) werden die 72 Teufel wirklich freigelassen. Die nigromantische Schule in Toledo erwähnt Caesarius Heisterbacensis (1222) mehrmals.

[91]) Der Name Persides stammt aus den Mirabilia im Abschnitt vom Pantheon.

[92]) Nach Babylon (Chaldäa) ist Virgilius der salomonischen oder zabulonischen Zauberbücher wegen versetzt worden.

gen wird, aber just da er verbrannt werden soll, auf seiner Luftbrücke von dannen geht, während der Sultan und seine Räthe im Wasser zu waten vermeinen [93]); endlich die Geschichte seiner Verjüngung, zu welchem Zwecke er sich von seinem treusten Schüler zerstücken und einsalzen lässt, aber nicht mehr ins Leben gerufen werden kann, weil der Kaiser in seines Herzens Angst den Famulus als vermeintlichen Mörder erstochen hat [94]).

Diese Geschichten sind zum geringsten Theil vom Bearbeiter des Romans erfunden; sie cursierten vielmehr schon im 13. und 14. Jahrh. und sind meist orientalischen Ursprungs. Aber die Zusammenstellung derselben zu einem Roman kann man nicht für alt halten [95]). Die Erwähnung der spanischen Herrschaft in Neapel führt auf eine Zeit nach 1435. Handschriften kennt man keine, sondern nur Drucke in französischer, englischer, holländischer [96]) und deutscher, nicht aber in italienischer Sprache; der älteste datierte [97]) Druck ist von 1510. Daß der Roman in Frankreich entstanden ist, ergibt sich aus der bisherigen Darstellung schon von selbst; aber es sprechen für einen französischen Ursprung auch manche Einzelheiten, wie daß Virgilius Sohn eines Ritters aus den Ardennen ist, daß König Remus die Stadt Reims erbaut hat, daß die Heimat des Zauberers den Babyloniern durch wälsche Nüsse verrathen wird.

Ich glaube hiemit erwiesen zu haben, daß nur die neapolitanische Virgiliussage ächte Volkssage genannt zu werden verdient, die römische hingegen und die mantuanische nur eine litterarische und zwar wesentlich französische Entstehung hat und darum jener

---

[93]) Einen ähnlichen Zauber soll Heliodorus in Sicilien um 780 gegen einige Weiber verübt haben, vgl. Acta Sanctorum Bolland. Febr. 3 p. 224: *fluminis speciem induxit in sicco, ut mulieres tunicas attollerent.* Scheible Kloster 5 p. 370. Auch mit der Korbgeschichte des Virgilius ist sowohl die Entweichung durch die Luft (jüngere Mirabilien und Aliprandi) als auch das Blendwerk des Watens im Wasser (Massmann Kaiserchronik 3 p. 455. Genthe Virgils Leben p. 56) in Zusammenhang gebracht worden.

[94]) Die Verjüngungsgeschichte ist aus den Merlinssagen entlehnt, und schließlich noch einmal auf Paracelsus übergetragen worden.

[95]) Görres in den deutschen Volksbüchern Heid. 1807 hatte gemeint, der Roman könnte leicht vor dem 12. Jahrh. entstanden sein. Bemerkenswerth ist indessen bei Hemmerlin De nobilitate fol. IX a. die Bitte des Bauers: *Plura mihi narra ex gestibus* (so) *Virgilii*, was auf eine eigene Schrift zu deuten scheint.

[96]) Eine ungedruckte isländische Übersetzung vom J. 1676, die nach dem Holländischen gemacht ist, erwähnt v. d. Hagen Gesammtabenteuer 3 p. CXXXVII.

[97]) Die älteste Ausgabe erschien Paris bei Trepperel, einem schon 1492 thätigen Drucker, vgl. Panzer annales 2, p. 298.

gegenüber eine unzusammenhangende, willkührliche und unberechtigte heißen muß. Ich kehre nun nach Neapel zurück und suche der Entstehung der dortigen Sage auf die Spur zu kommen.

Vor allen Dingen muß hier festgehalten werden, daß in der Lebensgeschichte des P. Virgilius Maro, in seinem persönlichen Character, in seinen Schriften, in seinem litterarischen Fortleben während eines tausendjährigen Zeitraumes nicht die Spur eines Verdachtes von Zauberei, nicht die leiseste Hindeutung auf eine derartige Möglichkeit zu entdecken ist. Vielmehr ist gerade Virgilius derjenige heidnische Schriftsteller, welchen die lateinischen Kirchenväter mit der meisten Achtung behandeln, dessen Studium ein Augustinus der Schuljugend empfiehlt [98]). Ja, er wurde seiner vierten Ecloge wegen vom Kaiser Constantinus selbst vor dem versammelten Concilium von Nicäa als ein Prophet bezeichnet, der unter den Heiden auf die Erscheinung Christi hingewiesen habe. Daß die gleiche Anschauung das Mittelalter bis zu Ende des 11. Jahrh. beherrschte, hat Zappert in der Schrift 'Virgils Fortleben im Mittelalter, Wien 1851' mit unzähligen Citaten bewiesen. Ich führe daraus nur zwei an. Die Legende der unter Decius hingerichteten Märtyrer Secundianus und Verianus erzählt, daß die beiden Heiligen durch die Lectüre der vierten Ecloge [99]) zum Glauben bekehrt worden seien; und das Mysterium von den sieben klugen Jungfrauen [100]), um 1050, lässt erst Johannes den Täufer als Verkündiger des Messias auftreten, dann Virgilius eingeführt werden mit den Worten:

Vates Maro gentilium
Do Christo testimonium.

Man hat zwar allerlei aus dem Leben und den Schriften des Dichters Virgilius zusammengelesen, das man als Anhalts- und Ausgangspuncte für die Bildung einer Zaubersage glaubte benützen zu

---

[98]) Augustinus de civ. dei 1, 3.

[99]) Durch die nämlichen Verse ist nach Dante Purgat. 22, 70 (um 1312) auch der Dichter Statius zum Christenthum geführt worden. Dante nimmt nirgends die geringste Notiz von dem Zauberer Virgilius, und es ist durchaus unrichtig, wenn V. Schmidt Beiträge p. 141 behauptet, Virgilius sei als Vertreter der natürlichen Vernunft statt eines Plato oder Aristoteles von Dante nur darum gewählt worden, weil er durch den mythischen Hintergrund des italienischen Volkes über Gebühr hervorgetreten war. Man sieht aus Inferno 20, wie Dante über Wahrsager und Zauberer, z. B. Michael Scotus († 1291) dachte.

[100]) Womit das Osterspiel zu vergleichen in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterth. 2 p. 310.

können z. B. die Ecloge *Pharmaceutria*, das sechste Buch der Aeneis mit der Sibylle und dem *Descensus ad inferos* [101]), des Dichters Vorsatz die Aeneis zu verbrennen, die in der römischen Kaiserzeit häufig vorkommenden *Sortes Virgilianae* [102]). Aber alles das ist bodenlos, schon an sich, besonders aber darum, weil in der überaus reichen Litteratur des Mittelalters alle Zwischenglieder dafür fehlen.

Nur ein Schriftstück scheint meiner Behauptung zu widersprechen, die *vita Virgilii* von Donatus aus der Mitte des 4. Jahrh. In dieser *Vita* ist nämlich etwas erzählt, das an Zauberei nahe anstreift. Nachdem Virgilius, heißt es darin, in Neapel eifrigst Medicin und Mathematik studiert hatte, begab er sich nach Rom, machte dort die Bekanntschaft des kaiserlichen Stallmeisters und curierte ihm seine kranken Pferde. Ebenso war er ihm beim Ankauf der Thiere behülflich, da er Pferde und Hunde richtiger als alle Übrigen beurtheilte; ja er gab aufs Genaueste deren Heimat, Abstammung und Lebensdauer an und zog durch solches Talent endlich selbst die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, in dem Grade, daß ihn dieser in einer Angelegenheit um Aufschluß bat, die ihm sehr am Herzen lag, nämlich über die Frage, ob Octavius sein Vater sei oder ein Anderer. Hier ist nun freilich von Zauberei im engern Sinn die Rede nicht, indessen erinnern wir uns, was den Sprachgebrauch betrifft, daß auch Gervasius seine virgilianischen Zaubersagen aus *Ars mathematica* oder *vis mathesis* erklärt, und hinsichtlich des Stoffes, daß das eherne Ross, durch dessen Anschauen kranke Pferde geheilt wurden, zu den ältesten Bestandtheilen der neapolitanischen Virgiliussage gehört. Demnach müssen wir bekennen, daß die Stelle im Donatus unsere Ansicht umstößt, wenn sie von Donatus oder auch nur, wenn sie im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung geschrieben ist.

Allein wir sind so glücklich, uns dieses unbequemen Zeugnisses auf die loyalste Weise entledigen zu können. Nämlich der Vulgärtext der Biographie Virgils beruht auf Handschriften des 15. Jahrh., dergleichen es z. B. in Basel, Bern, Leipzig, München, Wien je eine, in Venedig und Wolfenbüttel je zwei giebt. Dagegen befindet sich in Bern, mit Nr. 172 bezeichnet, eine Handschrift, aus welcher die

[101]) Schon Hemmerlin (1455) Opera 1 fol. LXXX b. erklärt sich die Topographie der Unterwelt aus den Mittheilungen eines Dämons, *qui Virgilio poenas infernales et infernorum dispositionem tanquam expertus proprie notificavit.*

[102]) Vgl. für das Mittelalter Hüllmann deutsches Städtewesen 4 p. 67.

Vita schon P. Daniel, neuerdings Müller in Rudolstadt herausgegeben hat, welche, wie ich selbst bezeugen kann, im 10. Jahrh. geschrieben ist. In diesem Codex Bernensis aber ist von der oben erzählten Geschichte und von allen den Albernheiten, welche jene Vita ungenießbar machen, keine Spur zu finden, und überhaupt die Vita in einer Gestalt zu lesen, deren sich Donatus nicht zu schämen braucht. Nur die Trägheit der Herausgeber ist Schuld, wenn dieser Wust noch immer die Ausgaben Virgils verunstaltet [103]).

Gleichwohl würde es eine Übereilung genannt werden müssen, wollten wir jene Interpolationen sammt und sonders dem 15. Jahrh. zuweisen und namentlich die uns angehende Stelle für einen Ausläufer der spätesten Virgiliussagen erklären. Ist es doch leicht möglich, daß die Vita in der interpolierten Fassung im 15. Jahrhundert nur in Umlauf kam, auf einer (neapolitanischen?) Bibliothek aber schon seit Jahrhunderten ruhte. Wirklich finden sich die vom Interpolator eingelegten Verse schon in Handschriften Virgils und in Schriftstellern des 9.—12. Jahrhunderts, ja das bekannte *Sic vos non vobis* schon bei Aldhelmus († 709) und der Vers *Divisum imperium cum Jove Caesar habes* bei einem von Cassiodorius (um 570) excerpierten Grammatiker erwähnt. Auch eine der darin enthaltenen Anecdoten wird nicht nur durch die bei Johannes von Salisbury vorkommenden Worte *Si enim Virgilio licuit aurum sapientiae in luto Ennii quaerere* für die Mitte des 12. Jahrh., sondern durch Cassiodorius Inst. divin. et hum. rer. Cap. 1 für 570 bezeugt. Was die eben angeführte Erzählung von Virgilius und Augustus insbesondre anlangt, so ist das Wesentliche derselben genau so auch zu Anfang des 13. Jahrh. in den Cento novelle antiche no. 3 von König Philippus und einem griechischen Weisen, ja in 1001 Nacht [104]) von einem morgenländischen Sultan und einem Gauner erzählt. Die Übertragung des Schwankes auf Virgilius scheint auch eher der frühsten Periode virgilianischer Zaubersagen zu entsprechen. Deutet sie auf einen neapolitanischen Concipienten, so verräth einen solchen vollends die zweimal eingeschaltete Bezugnahme auf Neapel [105]).

[103]) Eine scharfe Kritik der interpolierten Bestandtheile vom Gesichtspunct der grammatischen Correctheit aus übt schon Laurentius Valla im 9. Capitel des Schriftchens De reciprocatione sui et suus, welches nach Vallas Rückkehr von Neapel um 1450 in Rom geschrieben ist.

[104]) Nacht 459 der Breslauer Ausgabe von Habicht.

[105]) Cap. 2 *Neapolim transiit* statt *in urbem transiit.* Cap. 14 *Neapolim, ubi diu et suavissime vixerat.*

Wie also die Sachen stehen, dürfte es der Wahrheit nahe kommen, wenn wir jene Erweiterungen der Donatischen Vita einem neapolitanischen Gelehrten aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuschreiben.

Und in den Anfang des 12. Jahrh. scheinen wirklich die ersten Spuren neapolitanischer Virgiliussagen zu gehören. In dem ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung ist bisher nicht die geringste Anspielung auf einen Zauberer Virgilius nachgewiesen worden, und aus dem Ende des 12. Jahrh. sind Gervasius, Konrad, Alexander Nequam, der Verfasser der Vita S. Guilielmi Vercellensis [106]) Augen- und Ohrenzeugen einer in Neapel reich entfalteten, und ist die Historia septem sapientum Romae Beleg einer selbst in Frankreich beliebt gewordenen virgilianischen Sagendichtung. Das älteste positive Zeugniss aus Neapel gehört ins Jahr 1155 und findet sich bei Johannes von Salisbury.

Im J. 1159 nämlich schrieb der Engländer Johannes von Salisbury seinen Policraticus, und darin kommt folgende Stelle vor [107]): 'Der Dichter aus Mantua soll einmal den Marcellus, als sich dieser auf das Eifrigste mit dem Vogelfang befasste, gefragt haben, ob er lieber sehen würde, daß er für ihn einen Vogel zum Behufe der Jagd, oder für die Stadt eine Fliege zur Ausrottung der Fliegen verfertigte. Auf den Rath des Augustus entschied sich Marcellus für die Fliege, welche Neapel von einer verderblichen Plage befreien sollte. Und sein Wunsch ist erfüllt worden, *et optio quidem impleta est.*' Hier haben wir die allen Referenten [108]) wohlbekannte, über dem Thor des Castells de Capuano angebrachte eherne Fliege, und

---

[106]) Acta Sanctorum Bolland. Junii 5 p. 112 ff. Der Heilige auf Monte Vergine starb 1142, und seine Vita kann um 1190 geschrieben sein, da auch Gervasius, Alexander Nequam und die Spätern den Wundergarten auf Monte Vergine kennen. Aber für eine viel frühere Zeit und gar für die römische Periode kann der darin oft vorkommende Ausdruck *Virgilianus mons* nichts beweisen, da in den Urkunden aus der Lebenszeit des Heiligen nur die Benennung *S. Maria montis Virginis, mons qui Virginis vocatur* u. dgl. vorkommt; vgl. p. 121 a. 129. 130. Dagegen könnte die Vita auch beträchtlich jünger sein, wenigstens ist in der Handschrift noch eine Wundergeschichte aus dem J. 1258 erzählt, p. 112 b.

[107]) Policr. 1, 4.

[108]) Zu ihnen gehört auch der Verfasser des um 1180 geschriebenen Gedichtes Contra ecclesiasticos, iuxta visionem Apocalypsis, worin Vers 46 lautet: *formantem (video) aereas muscas Virgilium;* vgl. Müldener zehn Gedichte des Walther von Lille, Hann. 1859, p. 20.

gerade wie in der Stadtchronik ist der Zauberer dem Herzog Marcellus als Rathgeber an die Seite gestellt. Nun war Johannes im J. 1155 [109]) im Auftrage seines Königs nach Italien gereist und hatte sich längere Zeit in Apulien, z. B. drei Monate in Beneventum, aber auch in Canusium und ohne Zweifel auch in Neapel aufgehalten. Wir werden daher wohl annehmen dürfen, daß er jene eherne Fliege über dem Thor des Castello Capuano selbst gesehen und die dazu gehörige Sage aus dem Munde der Neapolitaner gehört hat. So viel ist sicher, daß seine Erzählung die Sage vom Zauberer Virgilius voraussetzt und das älteste unzweifelhafte Zeugniss dafür ist.

Gleichwohl lässt sich nachweisen, daß schon einige Decennien vorher die neapolitanische Stadtsage angefangen hatte sich mit der Verherrlichung des Dichters zu beschäftigen. In der neapolitanischen Geschichte Alexanders [110]), Abtes von Telesa in Campanien, angeblich aus dem Jahre 1136 [111]), wird nämlich von Virgilius gesagt, er habe sich die Gunst des Kaisers Augustus in dem Grade erworben, daß er von ihm die Stadt Neapel und die Provinz Calabrien zum Lehen erhalten habe, *ut Neapolis civitatis simulque provinciae Calabriae dominatus caducam ab eo receperit retributionem.* Erinnert schon dieß stark an die bisher berührten Sagen, welche den Virgilius Geheimerath bei Herzog Marcellus oder Kanzler bei Kaiser Augustus, Consul, vielleicht selbst Herzog, von Neapel nannten [112]), so weist auf die Zauberfrage noch bestimmter die weitere Angabe des Telesiners hin, Neapel sei eine feste, fast uneinnehmbare Stadt, *nempe huiusmodi urbis dominus olim Octaviano Augusto annuente*

[109]) Policrat. 6, 24 8, 7. 8, 23. Metalog. 4, 42 p. 205 f. ed. Giles. Matthaeus Paris. ad a. 1155. Giraldus Cambrensis 2, 6.

[110]) Muratori Scriptores rer. Ital. 5 p. 637. 644.

[111]) Mit diesem Jahre schließt nämlich das s. g. Chronicon Alexandri Abbatis, und damit kann ich mich begnügen. Allein es lässt sich leicht beweisen, daß die einzige Handschrift, worin die Schrift stand, keineswegs die ursprüngliche gewesen sein kann. Während nämlich die drei ersten Bücher im Drucke Muratoris 6 und 12 und 7 Seiten umfassen, so nimmt das vierte nur éine Seite ein, obgleich es mit der Formel: *vires dicendi ad inchoandum quartum resumamus* angekündigt wird. Auch aus 2, 32: *sicut postea relatum est* ergiebt sich ein Defect. Nicht glücklicher ist Muratoris Polemik in Betreff der Abfassungszeit. Sind auch die drei ersten Bücher während Rogers Regierung geschrieben, vgl. 2, 32. 3, 25. so doch das vierte sicher erst nach seinem Tode, vgl. 4, 3 f. Ebenso wenig scheint nach 2, 65. 3, 28. 35 Abt Alexander der Verfasser sein zu können, wenn auch die Vor- und die Schlußrede von seiner Hand sein sollten. Trotz alledem habe ich an der Jahrszahl 1136 festgehalten.

[112]) Vgl. Anm. 25.

Virgilius maximus poetarum extitit. So undeutlich die Worte sind, sie scheinen keinen andern Sinn haben zu können als den, daß die Stadt dem Dichter und Lehensfürsten diese ihre Festigkeit und Uneinnehmbarkeit zu danken habe [113]). Dieß führt uns nahe genug an Bischof Konrads Worte heran: *quos muros tantus fundavit et erexit philosophus.* Nehmen wir das oben in Betreff der Interpolationen der Vita Virgilii von Donatus wahrscheinlich gemachte Ergebniss hinzu, so können wir nicht umhin, für die erste Hälfte des 12. Jahrh., ehe noch irgend ein auswärtiger Schriftsteller davon Notiz genommen hat, innerhalb des Weichbildes von Neapel selbst einen ganz erheblichen Anfang virgilianischer Sagenbildung anzuerkennen. Namentlich scheint der Umstand, daß Neapel im höhern Mittelalter nie erobert wurde und noch jüngst 1134—1137 unter dem tapfern Magister Militum Sergius den Angriffen des Königs Roger zu Land und zu Wasser siegreich widerstanden hatte, den Glauben begünstigt zu haben, daß die Mauern, Castelle und Thore der Stadt uneinnehmbar, folglich gefeit sein müssten. Dieß spricht besonders nachdrücklich [114]) eben der älteste Referent Alexander aus.

Und zwar lassen sich schon hier in diesen ersten Anfängen der Sage, wie mir scheint, die beiden Factoren erkennen, die im ganzen Verlauf der Untersuchung zu Tage getreten sind und sich in jedem Stadium derselben berührt und durchzogen haben: das litterarisch gelehrte und das popular telestische Element. Jenes knüpft sich an die Dichtungen des Virgilius Maro und an gewisse Bruchstücke aus seiner Lebensgeschichte, dieses an die in Neapel vorhandenen Kunstwerke aus byzantinischer Zeit an. Einem jeden derselben widmen wir eine kurze Besprechung.

Unter den litterarischen Sagenbestandtheilen macht sich besonders die reiche Belohnung des Dichters durch den Kaiser und sein Verhältniss zu Herzog Marcellus bemerklich. Beides steht in keiner ursprünglichen Beziehung zu Neapel und findet seine Erklärung und letzte Quelle in einer Angabe des Commentators Servius zur Aeneis 6, 862, in der Angabe nämlich, daß Virgilius für die Verse, welche

[113]) Die ältere neapolitanische Sage führte die Gründung und Befestigung der Stadt auf Äneas zurück, vgl. Chronicon Salernit. bei Muratori Script. 2, 2 p. 1052. Alexander Telesinus ebend. 5 p. 637. L. I. Scoppa collectan. 1, 30 in Gruters Lampas 1 p. 937.

[114]) Vgl. noch p. 623 und 633: *quae civitas, mirabile dictu, post Romanum imperium vix umquam a quoquam ferro potuit subdi.*

er dem Andenken des Marcellus, dieses im 19. Lebensjahre verstorbenen [115]) hoffnungsvollen Sprösslings des Kaiserhauses, gewidmet hatte, von Augustus reichlich belohnt worden sei: *qui pro hoc aere gravi donatus est.* Diese Angabe [116]) wurde im Mittelalter auf verschiedene Weise erweitert. Der Interpolator der Vita blieb bei baarem Gelde stehen und schrieb: *dena sestertia pro singulo versu Virgilio dari iussit.* Andre rissen die Notiz aus ihrem Zusammenhang und hefteten sie an ein unter Virgils Namen seit langem cursierendes Distichon auf Augustus:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane:
Divisum imperium cum Jove, Caesar, habes. [117])

Für dieses Paar Verse, sagt Donizo im J. 1115 und schon Benzo von Alba im J. 1084 [118]), erhielt Virgilius von Augustus Goldes die Fülle und — die Freiheit; für dieses Distichon, sagt Alexander von Telesa im J. 1136, erhielt er die Stadt Neapel und die Provinz Calabrien zu Lehen. Die Mehrzahl hingegen der neapolitanischen Gelehrten hielt es für angemessener, die herzogliche Würde [119]) dem Prinzen Marcellus zu belassen, dem weisen Meister aber die Stelle eines Rathes oder Kanzlers bei dem jungen Herzog anzuweisen. Alles das ist aus der schlichten Notiz des Servius *qui pro hoc aere gravi donatus est* herausgeklügelt und ohne geschichtlichen Werth.

Allein daß nun eben die neapolitanischen Gelehrten bei einem einfachen Geldgeschenke nicht stehen geblieben, sondern zu einer bedeutenden Standeserhöhung Virgils fortgeschritten sind, lässt auf einen Hintergrund schließen, der eine solche politische Machtstellung erheischte oder zuließ. Diesen Hintergrund bildete eben die Stadtsage vom Zauberer. In ihr erscheint von ihren ersten Anfängen an bis auf die Stadtchronik herab in Virgilius das Bild

---

[115]) Er starb im Bade zu Bajä.

[116]) Ohne erkennbaren Bezug auf Marcellus ist die Nachricht bei Probus ad Vergil. p. 1 Keil: *ab Augusto usque ad sestertium centies honestatus est.*

[117]) Eine alte Variante schon des 9. Jahrh. ist: *redeunt at mane serena: Commune imperium* etc.

[118]) Donizo vita Mathildis bei Pertz Monum. 13 p. 365 f. Benzo bei Pertz 13 p. 610. Vgl. auch Guilielmus Apulus (1090) bei Muratori Script. 6 p. 278.

[119]) Neapel gehörte im höhern Mittelalter zum byzantinischen Reiche, und noch um 950 betrachtet es Constantinus Porphyrogenitus de adm. imp. 27 als zu seinem Reiche gehörig. Aber schon seit längerer Zeit besaß der *Magister militum* die Souveränetät und nannte sich wohl auch *Dux Neapolitanus.* Gegen die Longobarden konnte er sich stets behaupten, ebenso gegen die Normannen bis zum J. 1137.

gleichsam eines erleuchteten, edelgesinnten Bürgermeisters, welcher für die Sicherheit der Stadt und der Einwohner, für ihren Unterhalt, ihr Wohlsein, ihre Bequemlichkeit mit unermüdeter Liebe sorgt, und wie den Willen, so auch die Mittel hat, seine weisen Maßregeln ins Werk zu setzen. Der gemeine Mann nannte diesen hervorragenden Character einen Zauberer, die Gelehrten machten aus ihm einen Herzog oder herzoglichen Geheimerath und verknüpften solchen Titel, so gut es gehen mochte, mit den vorhandenen litterarischen Notizen. Schon aus der ältesten Nachricht Alexanders von Telesa (1136) schimmert diese merkwürdige Figur mit der doppelten Benennung deutlich genug hervor.

Fragen wir nach der historischen Berechtigung von Neapels Ansprüchen auf den Dichter Virgilius, so beruht dieselbe einmal auf der freundlichen Erwähnung, die er dieser Stadt am Schlusse seiner Georgica widmet, und die von den neapolitanischen Schriftstellern oft und mit Wohlgefallen wiederholt wird; sodann aber und hauptsächlich auf dem Umstande, daß er in der Nähe der Stadt begraben ist. Des Dichters Grabmal lag, wie die alten Schriftsteller bezeugen, nicht ganz zwei Miglien von Neapel entfernt, an der Straße nach Puteoli [120]), hatte eine tempelartige Construction und wurde häufig besucht und in Ehren gehalten; ja um seinetwillen konnte Mantua auf Neapel eifersüchtig sein. Die Lage zwar des Grabes war im höhern Mittelalter in Vergessenheit gerathen und ist erst im 12. Jahrh. wieder aufgefunden worden; aber die Thatsache, die sich besonders an den bekannten Vers

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope etc.

heftete, wurde nie vergessen und konnte selbst dem gemeinen Mann nicht unbekannt bleiben.

Um auch über das abergläubische Element der Sage Einiges zu bemerken, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die ehernen Denkmäler von Menschen oder Thieren, an welche sich in Neapel Virgils Name heftete, frühern Jahrhunderten, wohl der byzantinischen oder selbst der römischen Periode angehörten; denn der Glaube an zauberkräftige Kunstwerke ist ein alter. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an das, was die byzantinischen Schriftsteller über die Zauberwerke (*τελέσματα*) des Apollonius von Tyana berichten. Von

[120]) Der Weg von Neapel nach Pozzuoli betrug 10 Miglien, Itiner. Anton.

Stadt zu Stadt ziehend soll er dergleichen Schutzmittel gegen schädliche Thiere, Stürme, Überschwemmungen u. dgl. errichtet und mit kräftigem Zaubersegen geweiht haben. Namentlich sind es die Städte Antiochia in Syrien und Constantinopel, die sich zahlreicher Stiftungen der Art von ihm zu rühmen hatten. Für letztere Stadt besonders sind die Zeugnisse [121]) so alt, daß diese Kunstwerke wohl bis in die Zeit der Gründung der Stadt durch Constantin den Großen hinaufreichen dürften. Sollte doch einem späten Berichterstatter [121a]) zufolge schon Pisistratus eine Zauberheuschrecke von der Acropolis in Athen entfernt haben. Aber auch in Italien lassen sich ganz ähnliche Sachen nachweisen. Aus der Stadt Catanea meldet die Geschichte von Heliodorus [122]) ausdrücklich: *Praesens statua elementum aeris est, ne quando prorumpens Aetnae flamma urbem accendat, quia igneus mons est * * Vulcani.* Ja schon der Ägyptier Olympiodorus [123]), der um 425 sein Geschichtswerk schloß, berichtet, daß es dort ein altes ἄγαλμα τετιλεσμένον gegeben habe, das in einem Fuße unauslöschliches Feuer, im andern unversiegliches Wasser enthielt, mit der Bestimmung, Sicilien gegen die Ausbrüche des Ätna wie gegen die Landungen der Barbaren sicher zu stellen. Ebenso gehen in Rom dergleichen Kunstwerke bis in ein frühes Alterthum zurück, da z. B. die *Ciconiae nixae* und das *Bucinum aureum* in Constantinopel nachgebildet worden sind. Für das 8. Jahrh. ist oben die *Consecratio* [124]) *statuarum* (*Salvatio Romae*) angeführt, von welcher noch die Mirabilien den Ausdruck gebrauchen: *statuae ita erant per artem magicam dispositae.* Dieselben Mirabilien erwähnen ein *templum holovitreum, totum factum ex crystallo et auro per artem magicam* und verbreiten sich über die magische Bedeutung nackter Menschen- und Pferdebilder aus Erz. Selbst im fernen Gallien hatte um das J. 580 Paris seine Zauberbehelfe gegen Feuersbrünste, Schlangen

[121]) Hesychius Milesius, Malalas, Tzetzes. Für Syrien sind noch älter die Zeugnisse des (Pseudo) Justinus quaestiones et respons. ad orthod. cap. 24. p. 449 f. Paris. 1742 und des Anastasius Theupolitanus bei Cedrenus p. 431 f. Bonn.

[121a]) Hesychius lex. s. v. καταχήνη; vgl. s. v. κραυγή.

[122]) Acta Sanctorum Bolland. Februar. 3 p. 225. In der angeführten Stelle ist *elementum* Übersetzung für das griechische στοιχεῖον, was bei den spätern Byzantinern s. v. a. ἀποτρόπαιον Zauberschutz bedeutet. In der Lücke kann *officina* oder *olla* (κρατήρ) fehlen; vgl. Liebrecht zu Gervasius p. 108.

[123]) Olympiodorus p. 453 Bonn. auch bei Photius bibl. p. 58a. Bekk.

[124]) Über den Ausdruck *Consecratio* vgl. die Erklärer zu Lampridius Heliog. 9. Vopiscus Aurelian. 18. Augustinus civ. dei 5, 26. Firmicus math. 4, 7 extr.

und Ratten [125]). Es kann also keinem Bedenken unterliegen, wenn wir annehmen, daß auch die neapolitanischen Telesmen (Talismane) dieser Art aus der byzantinischen oder wohl selbst der römischen Zeit stammen; daher auch zu mehreren derselben bemerkt wird, sie seien im 12. Jahrh. nicht mehr vorhanden gewesen.

Allein aus dieser Annahme folgt nichts für das hohe Alter der Virgiliussage. Selbst der Umstand, daß Neapel keinen andern Telesten kennt als Virgilius, daß also sein Name sich des ganzen Schatzes dortiger Zaubersagen bemächtigt hat, darf, wie die Analogie des Apollonius von Tyana für Constantinopel zeigt, keineswegs für eine ursprüngliche Zusammengehörigkeit des Namens mit den Kunstwerken geltend gemacht werden. Auch haben die obigen Ausführungen dargethan, daß die Virgiliussage, sobald sie auftauchte, von den Gelehrten beachtet, aufgezeichnet und in die europäischen Litteraturen eingeführt wurde, und sogleich mit solcher Stärke auftrat, daß sie auch auswärts namenlose Zauberwerke, ja selbst bereits andern Namen zugetheilte Zaubersagen in ihr Bereich zog, gleichsam für sich eroberte. Eine merklich ältere Entstehung würde eine verhältnissmäßig ältere Verbreitung und in früherer Zeit die entsprechenden Resultate herbeigeführt haben.

Ich will also keineswegs läugnen, daß im Volke zu Neapel schon seit einiger Zeit hie und da konnte die Rede gegangen sein, die magischen Kunstwerke der Stadt dürften wohl von dem vielgenannten und gegen Neapel so freundlich gesinnten Virgilius gestiftet sein; aber im Ganzen scheint doch die Sache völlig so angethan, als müsste irgend eine bedeutsame Begebenheit um die Mitte des 12. Jahrh. den Ausschlag zur Ausbildung und Befestigung der Virgiliussage gegeben haben. Und ein solches positives Ereigniss aus der bezeichneten Periode und von der vorausgesetzten Beschaffenheit lässt sich auch nachweisen.

Zur Zeit des Königs Roger (Rogieri), so lautet ein bis jetzt aufgesparter Bericht des Gervasius von Tilbury [126]), fand sich bei diesem Regenten ein ausgezeichnet belesener und scharfsinniger, im Trivium und im Quadrivium wohlbeschlagener, auch in der Physik und Astronomie bewanderter Meister aus England ein, der um die Erlaubniss nachsuchte, die Gebeine des Virgilius aufsuchen und erheben zu dürfen. Mit königlichen Briefen versehen, kam er nach

[125]) Gregorius Turon. 8, 33.
[126]) Gervasius bei Leibnitz p. 1001 f. bei Liebrecht p. 49 f.

Neapel. Niemand wusste dort von einem Grabe [127]) Virgils, aber mittelst seiner Kunst entdeckte der Fremde an der Halde eines Berges, wo man keine Spur einer Öffnung wahrnehmen konnte, die gesuchte Grabstätte. Da lag der Körper des Virgilius unversehrt, und ihm zu Häupten ein Buch, worin die Zeichenschrift (*ars notaria* [128]) nebst andern Characteren dieser Gattung enthalten war. Als aber der Engländer Buch und Gebeine mit sich fortnehmen wollte, wurde das Volk aufmerksam und, in Anbetracht der besondern Vorliebe Virgils für die Stadt, wollte es lieber dem Könige ungehorsam sein als durch Gehorsam den Untergang einer so großen Stadt verschulden [129]); denn es dachte, darum habe Virgilius sein Grab so tief im Berge angelegt, damit nicht durch Entführung seiner Gebeine seine Kunstwerke könnten zu Grunde gerichtet werden. Also nahm der Stadtcommandant mit einer Schaar von Bürgern [130]) dem Engländer die Gebeine ab, band sie in einen Sack zusammen und brachte sie auf das Meercastell nächst der Stadt, wo sie hinter eisernen Stäben noch zu sehen sind. Als man den Meister fragte, was er mit den Gebeinen habe machen wollen, sagte er, seine Absicht sei gewesen durch Beschwörungen zu bewirken, daß sie ihm auf Befragen alle Kunst des Virgilius mittheilen müssten; er werde sich aber zufrieden geben, wenn man sie ihm nur auf 40 Tage leihen wollte. Also durfte er einzig das Buch mit sich fortnehmen. Aus diesem Buche habe ich selbst, sagt Gervasius, zur Zeit des Papstes Alexander (1159—1181) einige Auszüge, welche der Cardinal Johannes von Neapel gemacht hatte, zu sehen bekommen und dieselben durch Versuche als vollkommen wahr erproben lassen [131]).

So weit Gervasius. Den gleichen Bericht wiederholen auszugsweise der Venetianer Andrea Dandolo [132]) um 1339 und der oben

---

[127]) '*Populus — ignarus sepulturae.*'

[128]) *Notaria*: so zwei Handschriften. Eine dritte und die beiden Drucke haben *ars notoria*, worüber vgl. Liebrecht zu Gervasius p. 161. '*Liber de divinationibus, de arte magica, arte notoria etc. falso intitulatus*' sagt Nicolaus Oresme († 1382) contra astrologiam cap. 14 im cod. Basiliensis F V 6.

[129]) '*Ad haec populus Neapolitanus, attendens specialem affectionem, quam habuerat Virgilius erga civitatem, timens ne ex ossium subtractione enorme damnum civitas tota pateretur*' etc.

[130]) '*Magister ergo militum cum turba civium.*'

[131]) '*Et probari verissima rerum experientia fecimus.*'

[132]) Bei Muratori Scriptores 12 p. 283 D. Dandolo bekleidete später 1343—1354 das Amt eines Dogen in seiner Vaterstadt.

erwähnte neapolitanische Stadtchronist, letzterer mit der Bezeichnung des Schlosses als *Castello novo* und mit der Abweichung, daß ihm zufolge der englische Arzt im Sinn hatte, um den Geist des Virgilius zu erben, die Gebeine zu kochen und den Extract zu trinken. Dagegen gehört offenbar einer andern Quelle die Nachricht des Johannes von Salisbury (1159) an, wenn er in einem völlig verschiedenen Zusammenhang erzählt, er habe in Apulien einen gewissen Ludovicus kennen lernen, der dort einen längern Aufenthalt gemacht habe, um nach manchen Nachtwachen, langem Fasten, vielem Arbeiten und Schwitzen als Resultat einer so unfruchtbaren Reise nicht etwa Virgils Geist, nein seine Gebeine mit nach Frankreich heimzubringen [133]).

Schade, daß wir diesen Ludovicus nicht näher kennen. Er muß dem Sprachgebrauch des Johannes zufolge, worin Gallia und Galliae unterschieden wird, ein französischer Unterthan des Königs von England und allerdings, sofern er über das Verhältniss des Möglichen zum Wirklichen als *novus Stoicus* disputierte, ein eigentlicher Gelehrter gewesen sein. So weit stimmt also Johannes mit den obigen Referenten überein. Aber auch der chronologische Punct lässt sich befriedigend erledigen. Nämlich Johannes war wirklich außer der oben erwähnten apulischen Reise vom J. 1155 [134]) auch unter der Regierung König Rogers (starb 26. Febr. 1154) einmal in Apulien, wie aus den Worten *Accidit meis temporibus regnante Rogero Siculo* hervorgeht [135]). Wir können diesen seinen ersten Aufenthalt mit ziemlicher Sicherheit ins J. 1152 verlegen; wenigstens war in diesem Jahre Johannes in Rom beim Papste [136]). Im schlimmsten Falle irren wir um wenige Jahre, da er erst kurz vorher in sein Archidiaconat, das ihn zu solchen diplomatischen Reisen verpflichtete, eingetreten war.

---

[133]) Policraticus 2, 23: '*Quem in Apulia diutius morantem vidi, ut post multas vigilias, longa ieiunia, labores plurimos et sudores, tanto infelicis et inutilis exilii quaestu, in Gallias Virgilii ossa potius quam sensum reportaret.*'

[134]) Vgl. Metalogicus lib. 3 in der Vorrede: *Alpium iuga transcendi decies, Apuliam secundo peragravi, dominorum et amicorum negotia in Ecclesia Romana saepius gessi.*

[135]) Policrat. 7, 19. Den daselbst erwähnten *Robertus Anglicus natione iam dicti regis cancellarius* bezeichnet er auch Epistol. 85 als einen guten Bekannten und Gesellschafter, *qui me Graeco vino ad perniciem salutisque dispendium potare consuefecerat.*

[136]) Epist. 59. Seine Studien begann Johannes im J. 1136 in Paris und widmete sich denselben *fere duodecennium*, Metalog. 2, 10.

Somit können wir mit erreichbarer Sicherheit das J. 1152 als dasjenige, worin Johannes den Ludovicus kennen lernte, und um nicht die beiden Thatsachen zu vermengen [137]), die Mitte des 12. Jahrh. als die Epoche bezeichnen, in welcher jener französische Engländer Neapel mit seinem seltsamen Anliegen beunruhigte und — zur Ausbildung und Verbreitung der Sagen vom Zauberer Virgilius Anlaß gab. Vortrefflich stimmt es zu unsrer chronologischen Ermittelung, daß gerade damals, in der letzten Zeit Rogers und dann unter Wilhelm dem Bösen 1154 ff. der berühmte Architect Buono [138]) den Umbau sowohl des *Castel Capuano* als den Neubau des *Castel dell' Uovo* zu leiten hatte. Die beiden Castelle sind ja, wie wir uns erinnern, durch virgilianische Telesmen geweiht und gefeit, jenes durch die eherne Fliege, dieses durch die Gebeine und die Wunderflasche: Thatsachen, die für die officielle Anerkennung der neuen Zaubersage ein redendes Zeugniss ablegen.

Hoffentlich erscheint es nicht allzukühn und willkürlich, wenn ich in dem Vorfall mit dem Engländer den eigentlichen Anstoß zur Feststellung und Ausbreitung der virgilianischen Zaubermärchen suche. Ich kann allerdings nicht läugnen, daß der Wortlaut des Gervasianischen Berichtes die vollständige Ausbildung derselben für die Zeit jenes Ereignisses voraussetzt. Allein das darf uns nicht irre machen; denn im Widerspruch mit dieser Voraussetzung steht unverkennbar dessen eigene Angabe, daß die Neapolitaner Virgils Grabstätte nicht kannten, vielmehr anfänglich dem Begehren des Engländers allen Vorschub leisteten. Sodann wird schwerlich jemand glauben wollen, daß die Auszüge, welche Gervasius sah, aus einem im Grabe gefundenen Buche abgeschrieben waren, noch weniger, daß in dem Grabe ein Zauberbuch lag. Schwerlich würde der Cardinal (starb 1175) mit dieser Darstellung übereingestimmt haben. Vollends der älteste Berichterstatter, Johannes von Salisbury, deutet gar nichts Geheimnissvolles an, sondern zieht den ganzen Vorfall einfach ins Lächerliche. Man sieht, die Erzählung bei Gervasius, obschon nur 70 Jahre nach der Begebenheit niedergeschrieben, ist schon bedeutend entstellt und gleichsam selbst von dem zauberhaften

[137]) Es wäre nämlich denkbar, daß Johanns Zusammentreffen mit Ludovicus einige Zeit nach jenem Vorfalle stattfand.

[138]) Über Buono vgl. C. N. Sasso, Napoli 1858. Die Stadtchronik freilich verlegt, bezeichnend genug, die Erbauung des Castel dell' Uovo in Virgils Lebenszeit. Castel Capuano heißt jetzt Vicaria.

Element inficiert, wovon sie handelt. Dieß darf auch im Mittelalter nicht auffallen; wie schnell ist z. B. nicht die Geschichte vom Herzog Ernst in einen vollständigen Roman verwandelt gewesen!

Auch daß der Mann aus dem fernen Lande necromantische Ansichten hegte, scheint mir ziemlich zweifelhaft [139]); fast möchte ich lieber annehmen, ein antiquarisches Interesse habe ihn bestimmt das Grabmal Virgils aufzusuchen, dessen allgemeine Lage ihm aus Donatus und Hieronymus bekannt sein konnte, das sich durch die Aufschrift *Mantua me genuit etc.* speciell verrathen musste. Indessen können wir diese Frage, so wie die weitere, ob er auch die richtige Localität gefunden habe [140]), füglich unentschieden lassen. Soviel aber scheint mir entschieden, daß die Erscheinung eines fremden Gelehrten, der sich erst in Palermo beim König um einen Geleitsbrief bemüht und dann in Neapel Nachforschungen anstellt nach einem Grabe, von dem kein Mensch etwas weiß, die höchste Sensation erregen musste. Ja, wenn der Begrabene noch ein Kirchenlehrer oder ein Märtyrer gewesen wäre, so hätte Jedermann begriffen, wozu man seine Gebeine erheben wollte; denn das kam alljährlich vor. Wenn aber verlautete, in dem Grabe sei ein hochberühmter Gelehrter und der edelste Mensch der Heidenzeit, der in Neapel gelebt und gedichtet habe, beigesetzt, und es handle sich bei der Nachgrabung keineswegs um Entdeckung vergrabener Schätze: was blieb da dem gemeinen Mann anders übrig, als daß er den Virgilius für einen Zauberer und den Engländer für einen Zauberlehrling halten musste?

Halten wir die beiden ermittelten Thatsachen fest, einmal daß in der Litteratur des Auslandes vor Johannes Sarisberiensis keine, in der einheimischen nur eine schwache Spur vom Zauberer Virgilius zu entdecken ist, dann aber wie mit einem Zauberschlage

---

[139]) Wenn es erlaubt wäre, die Anwesenheit des Ludovicus so weit zurück zu verlegen, so könnte man auch vermuthen, er sei von Roger zur Zeit seiner noch wankenden Herrschaft über Neapel (1133—1137) beauftragt gewesen, der Stadt ihren Zauberer mit Glimpf zu entführen. Für diese Annahme sind folgende Anhaltspuncte zu bemerken: 1130 nimmt Roger den Königstitel an, 1133 unterwirft sich der *Magister militum* zu Neapel nominell, 1137 factisch, 1140 hält Roger seinen Einzug.

[140]) Nach dem Stadtchronisten war der Marmor mit der Inschrift bis 1326 unversehrt. Die gegen die Ächtheit geltend gemachten Gründe scheinen unerheblich. Wenigstens wird jetzt der altrömische Character des Monuments allgemein anerkannt, und das von Cluverius Italia antiqua 2 p. 1153 aus Statius silv. 4, 4, 79 erhobene Bedenken hat das Wort *fractas* nicht beachtet.

Alles von ihm erfüllt ist; zweitens daß die Neapolitaner bisher selbst nicht die Grabstätte ihres berühmtesten Landsmannes kannten, sofort aber *Castel dell' Uovo* und *Castel Capuano* mit Palladien seines Namens ausstatteten: so werden wir jenen Auflauf, den Gervasius so anschaulich schildert, als den Moment bezeichnen dürfen, wo in Neapel der Name Virgilius mit den vorhandenen Telesmen zusammenfloß und wo für das Ausland der Zauberer Virgilius geboren wurde.

ZUM TITUREL.

„So lange wir keine kritische Ausgabe des (jüngern) Titurel besitzen, hervorgegangen aus gründlicher Vergleichung aller vorhandenen Handschriften, so lange werden die Zweifel über die Person des Dichters und über das Verhältniss seines Gedichtes zu dem zum Grunde liegenden französischen Werke nicht völlig gelöst werden." Diese Worte San-Marte's (Leben und Dichten Wolframs v. Eschenbach 2, 285. Magd. 1841) sind heute noch eben so wahr, wie vor 18 Jahren, als sie zuerst ausgesprochen wurden; aber noch immer warten wir vergeblich auf das Erscheinen dieser wünschenswerthen, ja nothwendigen Arbeit. Nicht einmal das Verhältniss des jüngern Titurel, seiner verschiedenen Theile unter sich und zu den Bruchstücken Wolframs ist genügend aufgehellt und dargelegt; und doch wäre eine solche Untersuchung, wie Lachmann (Wolfram S. XXX) selbst bemerkt hat, eine wichtige und dankbare Aufgabe, „bei der wir Alle viel lernen könnten." Aber auch diese Ermahnung ist fruchtlos verhallt, und der „Jüngere", an den sie gerichtet war, hat sich bis jetzt noch nicht gefunden; auffallend, wenn man bedenkt, daß Lachmanns Wort seinen Schülern überall sonst Gesetz ist. Übrigens hat sich, wie wir aus der Biographie von M. Hertz S. 60. 118 erfahren, Lachmann selbst mit einer Ausg. getragen; wenn jedoch die Vorbereitungen dazu nur in den S. 60 verzeichneten Abschriften bestanden, so war die Ausgabe noch in weitem Felde.

Auf das Nichtzustandekommen einer kritischen Ausgabe, in der auch Lachmanns Wünsche und noch manche andere Punkte Berücksichtigung hätten finden müssen, scheint allerdings der übereilte Abdruck K. A. Hahns (Quedl. 1842) störend und entmuthigend eingewirkt zu haben. Ihn übereilt zu nennen hat man volles Recht. Will man auch von dem Mangel an aller Interpunktion, von den zahl-

losen Druckfehlern u. A. absehen, so fällt doch der Umstand, daß einer nicht nur unvollständigen, sondern mittelmäßigen Handschrift die Ehre eines Abdrucks zu Theil geworden ist, um so schwerer ins Gewicht. Ich habe schon einmal, bald nach dessen Erscheinen (Marienlegenden S. VI), die Frage aufgeworfen, wem denn eigentlich mit solchen Ausgaben gedient werden solle? Der Erfolg hat meine damaligen Zweifel bestätigt. Wenn ich auch nicht läugnen will, daß (bei der Seltenheit des alten Druckes) ein Abdruck, gleichviel ob gut oder schlecht, am Ende besser ist als gar keiner, so steht doch so viel fest, daß dieser neue Abdruck für die Wissenschaft so gut wie keine Früchte getragen hat, nicht einmal für die Sprachforschung, die doch nach poetischem Werth oder Unwerth weder fragt noch zu fragen hat. Man darf nur einen Blick ins mhd. Wörterbuch werfen, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen: man wird die Belege aus Hahns Ausgabe an den Fingern abzählen können. Wo der j. Titurel sonst etwa noch angerufen wird (es geschieht im Verhältnisse zu andern weit unbedeutendern Sprachdenkmälern selten genug) ist es nicht jene, sondern der alte Druck, aus dem sich Benecke Einiges angemerkt hatte. Diese Belege sind aber öfter entweder offenbar verderbt oder doch zweifelhaft oder sonst der Art, daß man die Lesart der Heidelberger Hs. kennen lernen möchte. Es gebe sich aber Niemand der Hoffnung hin, an der Hand des Citats die betreffende Stelle in Hahns Ausgabe zu finden. Die Citate Benecke's beziehen sich nämlich auf die Capitel des alten Drucks, wie man sie, nach stillschweigendem Übereinkommen scheint es, zu zählen sich gewöhnt hat. Die Beifügung dieser Zählung im neuen Drucke wäre zwar sehr leicht und mühlos gewesen; sie ist unterblieben: wie wir noch unlängst erfuhren, hat ein Herausgeber keine Verpflichtung, auf die Bequemlichkeit der Leser Rücksicht zu nehmen.

Die Unmöglichkeit die Titurel-Citate des mhd. WB. in Hahns Ausgabe ohne die größte Zeitverschwendung zu finden, hat mich schon vor Jahren dahin geführt, mir zu eigenem Gebrauch eine vergleichende Tabelle über die Strophenzählung im alten und neuen Druck anzulegen. Der Wunsch, dieses bequeme Hilfsmittel auch Andern zu gute kommen zu lassen, bewegt mich meine Tabelle hier abzudrucken. Wie sie zu gebrauchen ist, wird jeder sogleich lernen. Nur eines ist dabei zu bemerken: da beide Drucke in der Strophenzahl von einander abweichen (bald hat der Eine mehr bald der Andre), so gewinnt man durch Addition nur selten genau die

richtige Zahl, und es ist nöthig, erforderlichen Falles, den Blick auf einige Strophen nach vor- oder rückwärts zu richten. Z. B. Im mhd. WB. 2, 216[b] heißt es: „*moniere* swv. gürten, munire? *meniglich monierte sich ûf den turney swinde.* Tit. 13, 196 u. öfter.“ Das 13. Cap. des alten Druckes entspricht der Strophe 1630 bei Hahn, dazu 196 Strophen gibt 1826; die Stelle findet sich aber bei Hahn Str. 1824, und zwar steht hier nicht *monierte*, das im mhd. WB. zu streichen ist, sondern *movierte* (vgl. darüber ebd. 2, 225[b]), wie öfter im Tit. 2563. u. s. w. — 2, 458[b]: „*pafemyn, panfemîn* stm. ein sehr kostbarer Seidenstoff“ Tit. XIII, 28. 35. 36. = Hahn St. 1657. 58. 65. 66., wo jedoch an den drei ersten Stellen, wie XXII, 35 = 2805, überall *povfemin*, an der letzten *povfemil* steht. — Das Citat aus Tit. XXVII, 151 für *râlen* (WB. 2, 548[a]) entspräche bei Hahn der Str. 3969, es ist aber Str. 3968, wo jedoch *vâlen* (wohl = *vœlen*) steht. In dieser Weise wird sich, vorausgesetzt, daß die betreffende Strophe bei Hahn nicht fehlt, jede Stelle leicht finden lassen, nicht ohne einigen Nutzen, wie man sieht.

Der alte Druck. Einleitung, 85 Strophen, Bl. 1[a]—5[a] = Hahn Strophe 1—76.

Cap.	I.	186 Str.	Bl. 5[a]—13[d] = 77—256.
„	II.	25 Str.	Bl. 14[a]—15[b] = 257—280.
„	III.	185 Str.	Bl. 15[c]—24[b] = 281—415. (es fehlen nämlich bei Hahn die Strophen 144—185 des alten Drucks).
„	IV.	60 Str.	Bl. 24[c]—27[b] = 416—476.
„	V.	86 Str.	Bl. 27[b]—31[d] = 477—574.
„	VI.	99 Str.	Bl. 31[d]—36[c] = 575—663.
„	VII.	114 Str.	Bl. 36[d]—42[b] = 664—780.
„	VIII.	288 Str.	Bl. 42[b]—55[d] = 781—1087.
„	IX.	51 Str.	Bl. 56[a]—58[b] = 1088—1138.
„	X.	210 Str.	Bl. 58[c]—68[b] = 1139—1340.
„	XI.	164 Str.	Bl. 68[c]—76[a] = 1341—1502.
„	XII.	134 Str.	Bl. 76[b]—82[b] = 1503—1629.
„	XIII.	205 Str.	Bl. 82[c]—92[a] = 1630—1833.
„	XIV.	87 Str.	Bl. 92[b]—96[b] = 1834—1920.
„	XV.	161 Str.	Bl. 96[b]—104[a] = 1921—2067.
„	XVI.	162 Str.	Bl. 104[b]—111[d] = 2068—2228.
„	XVII.	70 Str.	Bl. 111[d]—115[a] = 2229—2297.
„	XVIII.	103 Str.	Bl. 115[a]—120[a] = 2298—2399.

Cap.	XIX.	124 Str.	Bl.	120^a—126^a	= 2400—2523.
„	XX.	115 Str.	Bl.	126^a—131^b	= 2524—2638.
„	XXI.	132 Str.	Bl.	131^c—137^d	= 2639—2771.
„	XXII.	140 Str.	Bl.	137^d—144^b	= 2772—2910.
„	XXIII.	158 Str.	Bl.	144^b—152^d	= 2911—3065.
„	XXIV.	340 Str.	Bl.	153^a—168^a	= 3066—3396.
„	XXV.	254 Str.	Bl.	168^b—180^b	= 3397—3647.
„	XXVI.	170 Str.	Bl.	180^b—188^c	= 3648—3817.
„	XXVII.	302 Str.	Bl.	188^c—202^d	= 3818—4119.
„	XXVIII.	112 Str.	Bl.	203^a—208^a	= 4120—4229.
„	XXIX.	132 Str.	Bl.	208^b—214^b	= 4230—4354.
„	XXX.	99 Str.	Bl.	214^c—219^a	= 4355—4451.
„	XXXI.	137 Str.	Bl.	219^b—225^c	= 4452—4588.
„	XXXII.	88 Str.	Bl.	225^d—229^d	= 4589—4676.
„	XXXIII.	181 Str.	Bl.	230^a—238^b	= 4677—4854.
„	XXXIV.	140 Str.	Bl.	238^c—245^a	= 4855—4993.
„	XXXV.	189 Str.	Bl.	245^a—254^a	= 4994—5176.
„	XXXVI.	141 Str.	Bl.	254^a—260^c	= 5177—5317.
„	XXXVII.	96 Str.	Bl.	260^c—265^a	= 5318—5414.
„	XXXVIII.	98 Str.	Bl.	265^b—269^c	= 5415—5511.
„	XXXIX.	285 Str.	Bl.	269^d—284^a	= 5512—5767.
„	XL.	423 Str.	Bl.	284^a—302^c	= 5768—6141.
„	XLI.	88 Str.	Bl.	302^d—306	= 6142—6206.

Hahns Ausgabe zählt 6207, der alte Druck 6410 Strophen, diesem fehlen aber, wie bemerkt, auch öfter Strophen, die jene hat, so daß sich die Gesammtzahl der Strophen noch höher stellt. Im Ganzen genommen habe ich die Wahrnehmung gemacht, daß dem alten Drucke eine Handschrift zu Grunde liegt, welche die bei Hahn abgedruckte an Alter und Güte übertrifft. Bei einer kritischen Ausgabe dürfte dieser daher so wenig außer Acht zu lassen sein, als die leider lückenhafte Heidelberger Papierhandschrift (Cod. palat. No. 141), die, obwohl erst dem 14. Jahrh. angehörig, doch zu den besten Überlieferungen des j. Titurel zu gehören scheint.

Ich knüpfe hieran eine Erörterung über Wolframs Titurel. Bekanntlich war Lachmann der Ansicht, der Titurel sei Wolframs zweites Werk, er berief sich dabei (Wolfram S. XXVII) auf Str. 37, welche auf die zwei ersten Bücher des Parzivals verweisen, und stellte demgemäß in seiner Ausgabe die Bruchstücke zwischen diesen

und den Wilhelm. Diese Ansicht ist die allgemein geltende geworden und es ist mir nicht bekannt, daß man jemals ein Bedenken dagegen erhoben hätte. Die Sache mag Manchem sehr unerheblich scheinen, für Wolfram und seinen dichterischen Entwicklungsgang, also für seine Beurtheilung überhaupt, ist sie es gewiss nicht. Betrachten wir vor Allem die von Lachmann angezogene Strophe.

Wie (der êrenrîche) Gahmuret schiet von Belacânen,
und wie werdeclîchen er erwarp die swester Schoysiânen,
und wie er sich enbrach der Franzoisinne,
des wil ich hie geswîgen und künden iu von magtuomlîcher minne.

Daß Wolfram hier auf den Inhalt der beiden ersten Bücher des Parzival anspielt, das steht außer allem Zweifel. Nur scheint mir hiebei die Frage zu entstehen, ob er, wie Lachmann annimmt, wirklich auf seine Bearbeitung des Parzival, oder ob er nicht vielmehr bloß im Allgemeinen áuf seine französische Quelle hier hinweise, die nach der gewöhnlichen Annahme für beide Werke, den Parzival wie den Titurel, eine und dieselbe war, in welcher die Erzählung von Letzterem nur eine Episode bildete, die Wolfram herausgenommen und besonders behandelt hat. Vor Beantwortung dieser Frage kommt es wesentlich darauf an, wie man die Worte *des wil ich hie geswîgen* erklärt, oder eigentlich ergänzt. Lachmanns Erklärung und Ergänzung kann, nach den daraus gezogenen Folgerungen, offenbar keine andere gewesen sein als die: davon will ich hier schweigen, das habe ich schon in meinem Parzival erzählt. Ich zweifle aber sehr, ob diese Deutung richtig, ob dies die Art und Weise ist, wie ein mhd. Dichter auf ein schon fertiges, großes, gewaltiges Werk würde hingewiesen haben. Ein ähnlicher Fall ist mir nicht bekannt, vielmehr kennen wir aus zahlreichen Beispielen, mit wie bestimmten Worten die deutschen Dichter auf ihre ältern Gedichte hinzuzeigen pflegen. Ich übersetze und ergänze die Stelle anders: davon will ich hier, an dieser Stelle schweigen, mit andern Worten: dies übergehe ich hier (um es ein andermal zu erzählen), davon schweige ich für dießmal (mir vorbehaltend später darauf zurück zu kommen), und berichte euch hier von jungfräulicher Liebe, von Sigune und Schionatulander. Es ist also nicht sein eigenes, es ist kein von ihm schon vollendetes, sondern ein erst beabsichtigtes, ein so zu sagen zukünftiges Werk, welches Wolfram hier ankündigt.

Erwägen wir, ob sich für diese Deutung im Titurel selbst bestätigende Gründe auffinden lassen. Wie mir scheint, fehlen sie

durchaus nicht: es sind vielmehr sowohl innere als äußere Gründe vorhanden, die den Titurel als eine Erstlings- als eine Jugendarbeit erscheinen lassen.

Schon Simrock hat (Wolfram 3. Ausg. S. 762) darauf hingedeutet, daß der Titurel, wäre er vollendet, einen seltsamen Gegensatz zum Parzival bilden würde, dessen Held der höchsten Aventüre nachjagt, während Schionatulander sein Leben um den Besitz eines Brackenseils hinopfert. Das ist eine gute und feine Bemerkung, die ganz besonders von Seiten derjenigen alle Beachtung verdient, welche die tiefe Idee im Parzival als Wolframs Eigenthum erklären. Aber auch wer dieser Meinung nicht beipflichtet, sondern die Frage über des deutschen Dichters Antheil an der Gestaltung der Sage bis zur Auffindung des Werkes von Kiot für eine offene hält, wird doch keinen Augenblick den gewaltigen Unterschied verkennen, der in dieser Beziehung zwischen dem Parzival und Titurel besteht. In der That wäre es schwer zu begreifen, ja ein großes Räthsel, wenn Wolfram, nachdem er in seinem ersten Werke, gewiss mit vollem Bewusstsein und in offenem, feindlichem Gegensatz zu der Strömung der Zeit, die ganze Kraft seines Geistes und Talentes an die Lösung einer Aufgabe gesetzt, die seiner innern Neigung, seiner strengen, ernsten Richtung so durchaus entsprach, auch nur den Versuch gemacht hätte, für sein zweites Werk einen Stoff zu wählen, dessen Angelpunkt ein Jagdhund und ein Halsband ist und dessen tragische Conflicte nicht aus innerer Nothwendigkeit, nicht aus dem Ringen und Kämpfen um die höchsten Güter, sondern aus der kindischen Laune eines Mädchens, aus den thörichten Wünschen der Geliebten entspringen, dergleichen wir aus den britischen Romanen zur Genüge kennen, um dann, füge ich hinzu, in seinem dritten Werke, im Wilhelm, abermals in jene erste, nach höhern, ewigen Zielen strebende Richtung einzulenken. Wolfram scheint unter allen mhd. Dichtern am allerwenigsten der Mann, dem wir ein so unsicheres Hin- und Herschwanken, ein solches, auch nur versuchsweises Abweichen von der einmal mit Entschiedenheit eingeschlagenen Bahn zutrauen dürfen.

Alle diese Bedenken schwinden, sobald man den Titurel vor den Parzival setzt und als eine Jugendarbeit betrachtet. Dann ist die Wahl des Stoffes eben so natürlich, als dessen Aufgeben vor der Vollendung erklärlich. Als Wolfram das franz. Gedicht des Kiot von Parzival und dem Gral kennen lernte, mochte ihn die schöne

Episode von Sigune und Schionatulander und dem tragischen Geschicke des jungen Helden, eine Episode, die wohl einen ziemlichen Raum einnahm und die Erzählung von Parzival in störender Weise unterbrach, vorzüglich anziehen und zu gesonderter Darstellung reizen. Der Gegenstand war für einen jungen Dichter verlockend genug: die gemeinsame Erziehung der beiden Kinder, das allmähliche Erwachen gegenseitiger Neigung, das schüchterne, verschämte Geständniss, die Trennung Schionatulanders, um Sigunen „unter schiltlichem Dache" zu verdienen, ihre Wiedervereinigung und abermalige Trennung wegen der Grille der Geliebten, die das kostbare Brackenseil nicht missen wollte, sodann endlose Fährlichkeiten, Gefechte und Heldenthaten, endlich der Tod des Helden, die Klage der Sigune und deren Treue über das Grab hinaus, lauter Momente, wie man sie zu einem Gedichte für die damalige höfische Welt und deren Geschmack nur wünschen konnte. Wolfram hatte sich mit jugendlicher Begeisterung an die Arbeit gemacht, und ich stimme Jenen gerne bei, die diese Schilderung jungfräulicher Liebe weit über Alles stellen, was das Mittelalter Ähnliches darbietet; auch W. hat später nichts mehr zu Stande gebracht, was Dem an poetischem Zauber an die Seite gestellt werden dürfte. Im Parzival und Wilhelm ist es nicht mehr die „magtuomliche minne", sondern die ehliche, die Gattenliebe, die Kinder- und Elternliebe, die Wolfram vorzugsweise und mit Vorliebe schildert und preist. Mir scheint als deute das erste Titurelfragment, die Schilderung der beiden Kinder und ihrer keimenden Liebe, der wundervolle Reiz, der über dem Bekenntniss der Sigune ausgebreitet ist, auf das noch jugendliche Alter des Dichters, auf eine frühere Zeit, wo dessen Herz selbst noch für die ersten zarten Regungen der Sehnsucht, des liebenden Verlangens offen und empfänglich war. In allen andern Stellen, wo er ähnliche Herzenszustände schildert, merkt man leicht, daß sein eigenes Herz bereits in ruhigerem Tacte schlägt.

Einige Stellen lassen vermuthen, daß Wolfram damals erst wenige Jahre verheirathet war. In der 18. Strophe, wo der Tod Schoisianens bei der Geburt von Sigune erzählt wird:

sîn wîp in ze rehter zît gewerte eines kindes.
daz mich got erlâze in mînem hûs eins solhen ingesindes,
daz ich alsô tiure muose gelten!
die wîle ich hân die sinne sô wirt es von mir gewünschet selten.

glaubt man die angstvolle Besorgniss über den möglichen Verlust

des eigenen geliebten Weibes nachklingen zu hören, und nicht minder scheint das hübsche Bild Str. 86

swâ kint lernt ûf stên an stüeln diu müezen ie zem êrsten dar kriechen

auf Beobachtung bei seinem eigenen Kinde zu beruhen. Im Parz. war das Kind, das hier noch erste Versuche im Stehen und Gehen machte, schon herangewachsen; ich bin nämlich geneigt, der schon öfter ausgesprochenen Meinung beizustimmen, daß zu der Schilderung der kindlichen Obilot, dieses „liebenswürdigen Backfisches," Wolframs eigenes Töchterlein gesessen habe. Aus dem Spielzeug der Mädchen, den Tocken, dagegen lässt sich, da in allen drei Gedichten davon die Rede ist und Wolfram, nach Simrocks nicht unwahrscheinlicher Vermuthung (S. 760), zwei Töchter und somit deren Puppen lange Zeit vor Augen gehabt, für vorliegende Frage ein weiterreichender Beweis nicht ziehen.

Als Wolfram den Titurel zu dichten unternahm, hatte er gewiss die Absicht, ihn zu vollenden, eben so gewiss als Schiller den Geisterseher, Göthe den Prometheus und die Achilleïs, Uhland den Fortunat. Und eben so wie diese muß er beim Weiterschreiten auf Hindernisse gestoßen sein, die ihn von der Beendigung abhielten, auf Hindernisse, die theils im Stoffe, theils in ihm selbst, im Dichter, lagen. Dieser Art sind 1. die Erkenntniss der Unmöglichkeit, eine begonnene Arbeit in der ursprünglich beabsichtigten Weise auszuführen, 2. Abnahme des Interesses am Gegenstande und 3. Veränderungen, die während der Arbeit in den Anschauungen, in der Denkart, in der künstlerischen oder ethischen Richtung des Dichters eintraten. Bei Wolfram mögen diese drei Momente zusammengewirkt haben. Von dem grellen Gegensatze, welchen Stoff und Idee im Titurel zu jenen im Parzival bilden, war eben die Rede. Er reichte hin, um, nach vorhergegangener Veränderung in seiner geistigen Richtung, das Aufgeben der begonnenen Arbeit zu erklären.

Auch die von Wolfram gewählte Form scheint darauf von Einfluß gewesen zu sein. Bekanntlich war Wolfram, was aus mehrfachen Anspielungen im Parzival erhellt, mit dem deutschen Volksepos vertraut wie kein zweiter höfischer Dichter; außer dem Nibelungenlied in seiner ältesten Gestalt (C) muß er auch die Gudrun gekannt haben. Das beweist, mehr noch als die Stelle im Parzival 25, 3 ff., das Metrum im Titurel, das nicht anders denn als eine Erweiterung und Umgestaltung der Gudrunstrophe mit Recht betrachtet wird. Aus diesen Gedichten scheint er die erste Anregung

zum Dichten empfangen zu haben. Darum wählte er für seine erste Arbeit, die in die letzten Jahre des 12. oder die paar ersten des 13. Jahrhunderts fallen wird, die strophische Form, die Weise des Volksepos, aber mit einigen nothwendigen Veränderungen, da es unerlaubt war, sich das strophische Metrum eines Andern anzueignen. Es ist, wie gesagt, zunächst die Gudrunstrophe, die er nachahmte; wie mir scheint keine glückliche Nachahmung, denn ich gestehe offen, daß ich in ihr den Wohlklang nicht finde, den man ihr nachrühmt. Schon die langgestreckten Versglieder und die durchwegs klingenden Reime geben ihr etwas Schwerfälliges, die freie Beweglichkeit, wie sie dem Epos ziemt, Hinderndes. Man denke sich ein Gedicht von tausend und mehr Strophen in diesem Versmaß! Gewiss lag in dieser Wahl ein Missgriff, den Wolfram zu verdecken oder gut zu machen nicht im Stande war. In der That sind die Verse, auch „für den, der scandieren kann", oft kaum zu lesen: selbst Lachmann hat die Verwahrlosung des Metrums nicht zu läugnen vermocht (Wolfram S. XXIX); nur ist er der Meinung, dieselbe liege in der mangelhaften handschriftlichen Überlieferung. Ich glaube vielmehr der Grund liege tiefer, er liege im Dichter selbst. Die künstlerische Behandlung der von ihm gewählten schwierigen Strophe gieng über seine Kraft: Wohllaut der Sprache, Anmuth der Form und Gewandtheit in deren Handhabung besaß er jedenfalls in geringerem Grade, als viele andere, weit minder begabte Dichter. Veranlassung genug, auch aus diesem Grunde die Weiterführung des Titurel fallen zu lassen.

Aber noch andere Umstände mögen dazu mitgewirkt haben; wie mir scheint, vornehmlich das Auftreten Hartmanns von Aue mit dem Erek und Iwein, ferner die Bekanntschaft mit der Äneide Heinrichs von Veldeke und andern Epen, die in den zwar althergebrachten, aber erst durch diese Muster zur allgemein üblichen Form des (nichtvolksmäßigen) höfischen Epos erhobenen kurzen Reimpaaren gedichtet waren. Zu diesem weit einfachern und leichter zu handhabenden Versmaß griff nun, nachdem er den Titurel aufgegeben, auch Wolfram im Parzival, und er verharrte dabei im Wilhelm. Daß er zwischenhinein auf den verunglückten strophischen Versuch verfallen sei, scheint mir, ich mag es betrachten von welcher Seite ich will, im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Ich bin noch nicht fertig, sondern glaube einen weitern Umstand in Betracht ziehen zu dürfen, der mir ebenfalls von nicht un-

erheblichem Gewicht zu sein scheint. Gervinus fand es höchst merkwürdig und für Wolframs Genius ein großes Zeugniss, daß er in den Titurel-Bruchstücken die Auswüchse seiner frühern Manier beseitigte. Er habe hier gelernt seine Person aus dem Gedichte zu entfernen, mit seiner Person zugleich seine ironische Behandlung und seine satirische Bitterkeit; selbst seine Bilder seien zwar noch so keck, aber nicht mehr so sonderbar, oder wenn doch noch sonderbar, dennoch schüchterner als sonst u. s. w. Diese Beobachtung halte ich für ganz richtig, nur ziehe ich daraus den entgegengesetzten Schluß. Erstens ist es weitaus der seltnere Fall, daß ein junger Dichter mit einer ausgebildeten, bestimmten Manier beginnt, sich dann allmälich davon losmacht und zu höherer Freiheit der Form erhebt. Weit häufiger finden wir es umgekehrt, die Manier bildet sich erst später, nach und nach; Beispiele dafür, auch aus der neuern Zeit und aus der Gegenwart, ließen sich, wenn es nöthig wäre, in großer Zahl anführen. Aber die Möglichkeit des ersten Falls für Wolfram angenommen, wäre es dann nicht auffallend, daß die Auswüchse seiner Manier, von der sich Wolfram im Titurel befreit haben soll, in demselben Maße im Wilhelm wiederkehren, wo es eben so wenig als im Parzival an Ausbrüchen ironischer Bitterkeit und sonderbaren, barocken Bildern mangelt? Mit der Manier soll er angefangen, dann sie auf kurze Zeit abgelegt haben, um ihr bald darauf wieder von neuem die Zügel schießen zu lassen. Welche Widersprüche! Ich meine, gerade die Abwesenheit der Ironie, der Satire, der Sonderbarkeiten, kurz der ganzen, in den beiden andern Werken so scharf ausgeprägten Manier, nicht weniger der Inhalt, die Form und Behandlung, all das deute im Titurel auf das jugendliche Alter des Dichters, auf eine Zeit, wo sein Herz noch von sanften Empfindungen erfüllt und durch trübe Erfahrungen noch nicht verbittert war, wo sein Geist noch nicht die spätere ernste Richtung genommen, wo er noch frei war von den Fesseln übler Angewöhnungen (Manier), und der Dichterstolz, der später überall seine Person hervortreten ließ, sich seiner noch nicht bemächtigt hatte. Dieser Auffassung tritt jene oben gegebene Erklärung der 37. Strophe bekräftigend zur Seite und erhält umgekehrt durch die vorstehenden Erörterungen willkommene Bestätigung: ich glaube, wir dürfen nicht zweifeln, daß der Titurel eine Jugendarbeit, daß er Wolframs erstes Gedicht ist.

Ob diese Änderung in der Reihenfolge seiner Werke für die Beurtheilung Wolframs und seiner dichterischen Entwicklung günstig

ist oder nicht, darum haben wir uns, wo es die Ermittlung der Wahrheit gilt, nicht zu kümmern; wie der Wilhelm im Ganzen weit gegen den Parzival zurücktritt, so kann sich dieser, wenn wir von der Idee und dem sittlichen Gehalt absehen, mit dem Titurel an frischer, überquellender Poesie in keiner Weise messen: wir finden also in Wolframs Werken einen stäten stufenmäßigen Rückschritt.

WIEN, Februar 1859. FRANZ PFEIFFER.

ZUR RÄTHSELLITTERATUR.

In meinen Denkmälern der provenzalischen Litteratur habe ich eine provenzalische Sammlung von Räthselfragen herausgegeben die in das Gewand einer Erzählung gekleidet ist. Ein junger Mensch aus Poitou empfiehlt sich einem Manne, und wird von diesem weiter an den Bischof, vom Bischofe an den König und schließlich an den Kaiser Hadrian gesendet. Der Kaiser schickt ihn zu einem als sehr weise bekannten Herzoge. Nach einer andern Bearbeitung desselben Gegenstandes wird ein kleiner Knabe an den Erzbischof und von diesem an den Patriarchen von Jerusalem empfohlen; der Patriarch sendet ihn zu einem Herzoge, der für den weisesten Mann im Orient bekannt war. In ähnlicher Weise werden die Antworten des weisen Sydrac eingeleitet. Derselbe kommt an den Hof des Kaisers Friedrich (des Zweiten?) und setzt alle Leute durch sein großes Wissen in Erstaunen. Er giebt ihnen zu verstehen, er besitze in seinem Schatze ein Buch, das der König von Spanien seinen Vorfahren gesendet. Als der Kaiser von diesem Buche hörte, war er sehr begierig es zu besitzen und sandte einen Boten zum Beherrscher von Tunis. Dieser ließ ihm antworten, er möge ihm einen Mann senden, der sarrazenisch und latein verstehe: worauf der Kaiser ihm einen Mönch aus Palermo schickte, der das Buch ins Lateinische übertrug. An dem Hofe des Kaisers lebte ein Geistlicher aus Antiochia, der Theodorus der Philosoph genannt ward, und den der Kaiser sehr liebte. Dieser Theodorus übersetzte das Buch (ins Romanische) und sandte es dem Patriarchen von Antiochia. Ich führe das im Mittelalter viel verbreitete Buch, von dem es auch

eine provenzalische Bearbeitung giebt (sieh mein Lesebuch S. XX.) hier an, weil es in der Anlage und in den Gegenständen eine große Ähnlichkeit hat und weil beide Erzeugnisse ein und derselben encyclopädischen Richtung des Mittelalters angehören.

Die Fragen nun, die der Kaiser in dem provenzalischen Werke dem weisen Manne oder Knaben vorlegt, erstrecken sich zum größten Theil auf biblische Gegenstände und sind mehr eine Catechisation als Räthsel: der Schluß geht auch wirklich in einen förmlichen Catechismus über. Unter den Fragen sind aber einige, die ihres allgemeinen Interesses wegen hervorgehoben zu werden verdienen. Die erste Frage gleich: 'woher kommst du?' mit der Antwort 'von Vater und Mutter' (*venir* in der doppelten Bedeutung 'kommen' und 'abstammen') erinnert an die neckenden Antworten, die der Pfaff Amis giebt, so wie an die Räthseldichtung vom Trougemunt und andere. Auch die zweite will ich erwähnen, weil sie eine eigenthümliche Anschauung ausspricht. Der junge Mann wird gefragt 'hast du eine Religion?' und er erwidert 'wo eine Frau ist, da ist (meine) Religion.' In dieser kurzen Antwort spricht sich ein großer Theil der Lebensanschauung aus, die das höfische Leben im Mittelalter durchdringt. Die Frauen sind zu einem Gegenstande abgöttischer Verehrung geworden, ja der Mariencultus selber ist nur ein idealer Ausdruck für die weltliche Liebe, der in vielen Mariendichtungen des Mittelalters sogar eine ziemlich sinnliche Färbung trägt. Auf die Frauenliebe wurde das Leben bezogen, ja sogar die Wissenschaft hatte in den höfischen Kreisen nur insofern Werth, als sie zur Unterstützung der die Frauen feiernden Dichtung beitrug. Haben doch südfranzösische Gelehrte des vierzehnten Jahrhunderts selbst ihre aus den alten Meistern gezogenen Regeln für Grammatik, Metrik und Rhetorik ein Gesetzbuch der Liebe (las leys d'amors) genannt!

Auch unter den zunächst folgenden tragen einige Antworten wieder den neckenden, die Frage abwehrenden Geist an sich, den wir schon erwähnten: so die über die Erschaffung des Himmels handelnden. Auf die Frage 'was ist der Himmel?' giebt der Knabe zur Antwort 'ein ausgebreitetes Fell.'

Ehe wir zu den folgenden Fragen, denen die früheren nur als Einleitung vorangiengen und mit denen das eigentliche Examen beginnt, uns wenden, müssen wir einige ähnliche Werke anführen, um die Verbreitung derartiger Erzeugnisse würdigen zu können. Die älteste mir bekannte Handschrift ähnlichen Inhaltes befindet sich in

Schlettstadt und ist im Serapeum 1845, S. 28, von Bethmann beschrieben. Sie gehört dem Anfange des neunten Jahrh. an und enthält neben theologischen Sachen einen Abschnitt mit der Überschrift „Incipiunt joca monachorum.“ Leider hat Bethmann nur sehr wenige von den darin enthaltenen Fragen mitgetheilt, aber schon diese reichen hin, um den Zusammenhang und die Übereinstimmung mit der provenzalischen Recension zu erkennen. In wiefern eine Münchener Papierhandschrift (cod. chartac. germ. 4°. Nr. 100) aus der Mitte des 15. Jahrh. (Anzeiger 2, 277), die biblische Räthsel in lateinischer Sprache enthält, mit der Schlettstädter Hs. übereinstimmend oder verwandt ist, vermag ich nicht anzugeben. Dagegen kommen dieselben Räthselfragen, die die provenzalischen Texte enthalten, in einer spanischen Bearbeitung vor, in einem von Mone (Anzeiger 7, 284) beschriebenen Drucke „Historia de la donzella Theodor Sevilla 1545.“ 4°. 4 Bogen. Doch ist die Einkleidung abweichend, indem ein Wettstreit einer Christin Theodora mit den drei Weisen des Mohrenkönigs Miramamolin Almansor fingiert wird. Diese spanische Bearbeitung stimmt am meisten, so weit ich urtheilen kann, mit der in der Pariser Hs. 7693 enthaltenen provenzalischen. Einige Beispiele werden die Übereinstimmung der verschiedenen Bearbeitungen zeigen.

Schlettstädter Hs.	Pariser Hs. 7693.
Interr. Quid primum ex deo processit? Resp. fiat lux.	Lo emperador demanda: que dis dieus premieyramens? l'efan dis: fiat lux e facha es lus.

La Vall. 14.

Que issi premieramen de la boca de dieu? Respos: paraula en comessamen; und dann: Que paraulet a la segonda vetz? respos: sia faita lux.

Schlettst. Hs.	La Vall. 14.
Interr. Quis est mortuus et non est natus? R. Adam. [1])	Cal fo mort e no natz? respos: Adam.
Quot filius (so!) habuit Adam? wo die Antwort nicht mitgetheilt ist.	Cans filhs e cantas filhas ac Adam? respos: XX filhs e trenta filhas et estiers Caym et Abbel e Seth.

[1]) Dieselbe Frage findet sich in einer Hs. des 17. Jhd. in Gent (Anzeiger 7, 50) 'Quis mortuus est et nunquam natus? Adamus', und in einer Tübinger Hs. (Nr. 1493) des 15. Jahrh. (Anzeiger 7, 50) heißt es ebenso 'Adam fuit mortuus, sed non natus'.

Cujus sepulcrum quesitum et non inventum? Moysis.	Cal fon aquel estiers Jhesu Crist que al sepulcre no fo trobatz? respos: Moyzen.
Quot genera sunt volucrum? LIIII.	Cantas manieyras son de volaterias? respos: LIIII.

Die Übereinstimmung mit dem spanischen Texte zu zeigen, mögen folgende Beispiele dienen:

Paris. Hs. 7693.	Span. Druck.
Lo emperador demanda: que fa lo solelh de nuegz? l'efan dis: o raja que dona lum en purgatori o raja que dona lum a la mar e pueys en orien e torna clardatz a totz.	Que haze el sol de noche? R. alumbra a los infiernos, alumbra y da lumbre al purgatorio.
La Vall. 14.	**Span. Druck.**
Que sosten la terra? respos: aiga. Que sosten aiga? respos: peira. Que sostę peira? respos: catre bestias que son catre evangelistas. Que soste las catre bestias? respos: foc. Que sosten foc? respos: abis. Que soste abis? respos: l'albre que del comensamen es pauzatz, que es Jhesu Crist.	Quien sostiene la tierra? los quatro elementos[1]), fuego infernal, los abismos que son de baxo de la tierra. Quien sostiene los abismos que son de yuso de la tierra? R. el arbol que fue plantado en el parayso, que la rayz del yva en el infierno ante de la passion de Jhesu Cristo.

Ausführlicher in der Pariser Hs. 7693. 'Lo emperador demanda: Que soste la terra? l'efan dis: ayga. Lo emperador demanda: Que soste l'ayga? l'efan dis: peyras. Lo emperador demanda: Que soste las peyras? l'efan dis: IIII. evangelistas. Lo emperador demanda: que soste los IIII. evangelistas? l'efan dis: fuoc esperital, en lo cal es la ymage dels angels e dels archangels e la figura[2]). Lo emperador demanda: Que soste fuoc esperital? l'efan dis: abis. Lo emperador

[1]) Wohl entstellt aus 'evangelistas'.

[2]) Vgl. damit die früheren Antworten auf die Frage: wie viel Himmel es gebe? wo gesagt wird 'autre (cel) n'i a que discen apres que es ayssi co fuoc esperital, en lo cal es la ymage e la semblansa de nostre senhor dieus e la figura ... autre n'i a que dissen humanal natural de Jhesu Cristz, en lo cal es la ymage dels angels e la figura'. Im Ganzen werden hier sechs verschiedene Himmel aufgeführt.

demanda: Que soste abis? l'efan dis: albres que fon plantatz en paradis, en aquell albre estan los patriarchas els prophetas, e d'aquestz albre dis la sancta escriptura, que soste la terra e la mar e totz lo mon. Lo emperador demanda: que soste aquest albre? l'efan dis: am lo comandamen de nostre senhor Ihesu Christz et am la gracia del sant esperitz.'

Die ganze Vorstellung von dem im Paradise gepflanzten Baume, der die Welt trägt, hat etwas Volksthümliches und erinnert unwillkührlich an den Weltbaum Yggdrasil, auf dessen Wurzeln nach nordischer Mythe die Welt ruht. — Diese zum größten Theil wörtliche Übereinstimmung in Handschriften vom 9. bis 17. Jahrh. und in verschiedenen Sprachen kann, da die meisten Fragen nicht volksthümlich sind, kaum anders als durch Herleitung aus einer gemeinsamen schriftlichen Quelle gedeutet werden. Die lateinische Bearbeitung ist jedenfalls die ursprüngliche, und der Zweck dieser Räthselfragen war, wie aus der Überschrift der Schlettstädter Hs. hervorgeht, die Mönche in ihren Mußestunden zu zerstreuen. Die provenzalischen Texte sind Übersetzungen aus dem Latein, und der spanische Druck könnte bei dem Einflusse, den die provenzalische Litteratur auf die frühere spanische übte, aus dem Provenzalischen herstammen, wenn nicht auch er unmittelbar aus dem Lateinischen geflossen ist.

Aus den einzelnen Bearbeitungen will ich nun hervorheben, was durch seinen Inhalt von Interesse scheint. In der Schlettstädter Hs. 'Quis est natus et non est mortuus? Helias et Enoch;' und ebenso in der erwähnten Tübinger Hs. 'Enoch fuit natus, sed non mortuus.' Ähnlich im provenzalischen Texte (Denkmäl. 307, 22), nur auf Christus angewandt, er sei geboren worden und nicht gestorben.

Qui femina (so!) ante cognovit filium quam maritum? S. Maria ('cognovit' in doppelter Bedeutung gebraucht), womit das von Mone (Anzeiger 8, 41) aus einer Hs. in Douai unter Nr. 54 mitgetheilte Räthsel verglichen werden kann: Qui femina dedit quod non accepit? Eva, lac.

Qui primus dicit (l. didicit) litteras? Mercurius gigans et Enoch filius Jaret, ipse est scriba ante portas Hierusalem celestem nomina justorum. Damit vgl. die provenzal. Frage (308, 32) Cal fe premieyramen letra? respos: Seth.

In der provenzalischen Bearbeitung:

Cals fon mortz doas vetz et una vetz natz? respos: Lazer. 'Wer ist zweimal gestorben und nur einmal geboren? Lazarus.' — Cal cauza es pus greu de traire? respos: cor d'ome et ira de rey. — Cal cauza es pus leugieira el mon? respos: pessier d'ome; und in der zweiten Bearbeitung: Cals es la pus laugieyra causa que sia en aquestz mon? l'efan dis: pesssamen d'ome. 'Was ist das leichteste Ding auf der Welt? Der Gedanke des Menschen.' — Cals es la causa que es cominals a rics et a paures? l'efan dis: naysser e morir. 'Was ist reichen und armen gemeinsam? geboren werden und sterben.' — Cal cauza toca hom e no ve hom? respos: anima. Cal cauza ve hom e no toca hom? respos: lo cel, und Cals es la causa que negun home non la potz tocar e neguna manieyra? l'efan dis: lo cel [e] ni vezer l'arma d'ome. 'Was kann man berühren und doch nicht sehen? die Seele. Was kann man sehen und doch nicht berühren? den Himmel[1]). 'Tocar' ist doppelsinnig und heißt in der ersten Frage 'rühren', in der zweiten 'berühren.' — Cal cauza es delectabla? respos: nueg, car an may de repaus las gens. 'Was ist das angenehmste Ding? Die Nacht, dann haben die Leute Ruhe.' — Cal cauza va ad una et ad autra torna? respos: plueja. 'Welches Ding geht auf eine Seite und kehrt auf die andere? der Regen.' — Cal cauza es que soste fais e nol sen? respos: cap d'ome, los cabelhs no sen nil nombre no sap. 'Welches Ding trägt eine Last und fühlt sie nicht? der Kopf des Menschen, die Haare.' — Cal causa es que met rams e non fuelhas ni flors ni portan frug? respos: lo cap de ser que a banas e no florisson ni granon ni portan fruch. 'Welches Ding setzt Zweige an und doch weder Blätter noch Blüthen und trägt keine Frucht? Das Haupt des Hirsches, sein Geweih blüht nicht und trägt keine Frucht.' — Cal cauza es que tira a se et ad autre dona mort? respos: arc. 'Welches Ding zieht an sich und gibt einem andern den Tod? Der Bogen.' Auch hier steht 'tirar' doppelsinnig. — Que son dos bevens e dos tensonens e catre estan dressadas vas lo cel? respos: dos buous e dos senalhs e catre banas que tenon els caps. 'Was ist das: zwei trinken, zwei tönen und vier sind gen Himmel gerichtet? Zwei Ochsen, zwei Schellen und die vier Hörner der Ochsen.' — Cal cauza es qu' es en terra semenat e creys aissi com Libanus e pent en fust e nays en aiga et es aplombat a soleilh et estay ab ferre et es deromputz per

[1]) Damit vgl. das italienische Räthsel, Anzeiger 7, 384. Qual è quella cosa che si vede e mai non si può prendere? l'ombra.

homes e del cal son glieyzas adornadas? respos: so es gran de li. 'Was ist das: es wird gesäet und wächst wie der Libanon, hängt am Holze und wird geboren im Wasser, wird gebleicht an der Sonne und ist beim Eisen, wird zerrissen von den Menschen und Kirchen sind damit geschmückt? das Leinkorn.'

Diesen Fragen, die zum Theil wirkliche Räthsel sind, reihe ich noch einige an, die durch die ihnen zu Grunde liegende Anschauung Erwähnung verdienen. Que es luna? respos: resplandor de tenebras e doctrina de totz mals. 'Was ist der Mond? die Leuchte der Finsterniss und die Lehrerin alles Bösen.' — Cal cauza es verge? respos: letra en evangeli. 'Was ist eine Jungfrau? ein Buchstabe (?) im Evangelium.' — Que es femna pura? respos: via bragoza. 'Was ist eine reine Frau? ein dorniger Weg.' — Cal cauza es femna bela? respos: mala cobezeza et embrassamen de luxuria. 'Was ist eine schöne Frau? eine verderbliche Reizung und Umarmung der Üppigkeit.'

Zum Schluß noch eine Frage, die die Schöpfung des Menschen betrifft; aus Paris. 7693. Lo emperador demanda: de cantas causas fo fagz Adam? l'efan dis, que de XII, de lima e de l'ayga, de la mar e del solelh, e de las nivols del cel e del ven e de peyras e del santz esperitz: del limo della terra fo facha la sia carn, el sanc de l'ayga de la mar, els huells de sollelh, car enaysi coma lo solelh es lums de la terra, enayssi so lo(s) huells del cors. e de la nivol fo facha la cogitatio e del vent, e de las peyras son los osses, el del santz esperitz l'arma. enayssi co fo fagz del limo de la terra, dec esser plus lis, e de l'ayga motz savis e del solelh motz nobles e de las nivols motz cars e del ven motz laugiers e de las peyras motz durs (vgl. Ovid, metamorph. I, 415) e dels santz esperitz, per que dec esser motz bos e motz hobediens a nostre senhor dieus et als cieus mandamens. Ähnlich wird die Schöpfung und Zusammensetzung des Menschen aus verschiedenen Elementen in dem deutschen Gedichte der Vorauer Hs. (bei Diemer S. 95, 96), und in Prosa in einem angelsächsischen Stücke, das in Ettmüllers scôpas and bôceras S. 42, 14 steht, angegeben. Vgl. auch Myth. 526.

Noch will ich hier ein paar Räthsel beifügen, die eine Hand des 16. Jahrh. auf die letzte Seite der Nürnberger Hs. Cent. VI. 89 geschrieben hat:

Ich weiß mir eyn feßlin fein,
dez muter ist eyn junckfrawlein:
is sey foll oder ler,

so yst is allewege gleich swer.
Sund vnd boßhait hat mich beßessen,
wann muterlich fleisch bin ich essen:
ich soche myn bruder, myner muter son,
vnd bekenne nicht myner frawen man. [1])
Der mein vater waß,
dez pin ich worden muter:
ich zouch mir eyn schen son
auß dem man meyner muter.

KARL BARTSCH.

NIBELUNGEN. HANDSCHRIFT K.

DER NIBELUNGER LIET.

Vor mehreren Jahren brachten Wiener Blätter die Nachricht, daß Herr Julius Feifalik eine neue Nibelungenhandschrift gefunden habe. Aus Wien konnte ich keine nähere Auskunft erhalten. Zarncke in seiner Ausgabe des Lieds S. XXIII und Gödeke im Grundriß S. 102 gaben einige die Neugierde reizende Winke, zugleich erfuhren wir, daß die ganze Handschrift gedruckt bei Rümpler in Hannover erscheinen werde. Seither sind wieder Jahre verstrichen, und die Ausgabe ist noch nicht erschienen. Endlich bin ich durch Pfeiffers freundschaftliche Fürsorge in Stand gesetzt, meine Neugierde zu befriedigen [2]). Was ich im Folgenden mittheile, wird hoffentlich bis zum Erscheinen des vollständigen Abdrucks nicht unerwünscht sein. Ich kann jedoch nicht umhin zuerst einige kurze Proben aus verschiedenen Theilen des Gedichts abdrucken zu lassen. Die eingeklammerten Zahlen sind die Strophen der Handschrift, die anderen die Strophen meiner Ausgabe.

Str. 1—8.

(1) Was man von wunder saget von sturmen und von streit
und die da sein geschehen bey kunig eczells zeit
Der nam ein schone frawen als man noch hort sagen
sich hub durch iren willen groß jamer unde clagen.

[1]) Aus dem Roman von Apollonius v. Tyrus, vgl. Massmanns Denkmäler S. 10.

[2]) Die Handschrift (Papier, Quart, 15. Jhd.) befindet sich auf der Bibliothek des Piaristen-Collegiums dahier. Eine ausführliche Beschreibung derselben werde ich später bei Darlegung ihres übrigen reichen Inhalts geben. Pfeiffer.

(2) Die fraw die ward erczogen dort in purgunderlant
Eins edlen kuniges tochter krenhillt was si genant
Es lebt bey helldes czeitten nie minniglicher weib
Durch si manch kuner degen verlos den seinen leib
(3) Sie was gar wunder schone die kunigin lobesam
Ir dint czwelff kuniges krone alls irem adell czam
und manig edler furste der was ir undertan.
kein schoner weib auff erden das leben nie gewan
(4) Die kunigin het drey bruder drey edell kunig reich
gernot und auch gunther czwen degen lobeleich
Der drit hies ge'selhere ein junger kunig czart
krenhillt die was ir schwester geporn aus kuniges art
(5) Die herren waren millde von adell hochgeporen
in sturmen und in streitten zu noten auserkoren
In dienet an dem reine die leüt und auch die lant
si czwungen manig reiche mit hellanthaffter hant.
(6) Zu wurmes an dem reine sassen die hellde gut
in dient in niderlande manch ritter hochgemut
wann si vil hoher eren pflagen czu aller czeit
sie musten alle sterben durch czweyer frawen neit
(7) Ir fater der his gibich ein edler kunig reich
ir muter hies fraw ute die was so minigleich
kunig gibich was in noten ein ritter unverczagt
wann er mit mannes kreffte manch hohen preis bejagt.
(8) Darnach in kurczen czeitten der edell kunig starb
gunther nach seinem tode die krone da erwarb
der was sein elltster sune dem ward da undertan
die lant und auch die leutte manch wunderküner man
(9) Im dient von throne hagen und auch der pruder sein
Danckwart und auch von mecze der küne helt ortwein
dar zu czwen kune ritter gundram und auch hanolt
die dienten bed krenhillden umb iren reichen solt.

Str. 11—29.

(21) Der wuchs in niderlanden und waz eins kuniges kint
sein vater hies Sigmunde sein muter hies Siglint
seyfrit so hies der junge und ward ein starcker man
Er warb nach breis und ere allczeit der junge man.
(22) Er pflag vil grosser stercke der edel rytter gut

Nach stürm und hartten streitten stund im sein sin und mut
Durch streit und abenteure durchczoch er manig lant
bis er kam gen burgunden der wunderkun weygant.

(23) Er rang nach kuniges wirde sein hercz waz unverzagt
wann man in manchem lande von seiner manheit sagt
Es wuchs in hohen eren sein wunder stolczer leip
in breysset in purgunden vil manig schones weip.

(24) Vnd da seyfrit der degen czu czweinzig jaren kam
vil tugent czucht und ere der helt da an sich nam
Er hielt gar wol in hute sein reich und als sein lant
des lopt in in dem lande vil manig kün weygant.

(25) Da er nun was gewachssen der degen unverczeit
da pflag sein allczeit gerne vil manig schone meit
In lopten auch di frawen den kunig hochgeporen
im dint manch guter rytter di er het auserkoren.

(26) In hilt gar wol in hute sein fater kunig sigmunt
und auch siglind sein muter wann im zu aller stunt
gern dinet lant und leute sein lop waz weit erkant
im wurden undertenig burg stet und weitte lant.

(27) Der helt nam zu an kreffte daz er wol waffen trug
wann er in seiner jugent vil mangen tode schlug
auff sturmen und auff streitten legt er den seinen fleis
mit seiner mannes kreffte bejagt er hohen preis.

(28) Sein fater lies ausruffen ein hof und einen solt
er sant nach mangem recken wer rytter werden wolt
daz er gen hofe keme dem wolt sein werde hant
geben vil reiche gabe silber und reichs gewant.

(29) Di mer di kamen balde fur mangen werden man
fur fursten und fur herren wer im was undertan
di saümpten sich nit lange und kamen alle dar
und dintten all dem kunige ir waz ein grosse schar.

(30) Der hoff der nam ein ende manch rytter unverczagt
vil grosses lob und ere da auff dem hof bejagt
durch schoner frawen willen mit helanthaffter hant
manch wunder kuner degen kam auff den hof gerant.

(31) Vir hundert oder mere di waren unverczeit
kamen seyfrid zu dinste und manig schone meit
di dinten im all gerne er gab in reichen solt
von in laucht daz gestaine darzu das rote golt.

Str. 731—741.

(719) Da dacht zu allen czeitten des kunig gunthers weip
wy bricht sich also hohe der schon krenhilden leip
und ist doch unser eygen und auch seyfrid ir man
daz er uns nit wil dinen wy sol ich daz verstan.

(720) Das lag ir an dem herczen als ich hie han geseit
daz si ir waren fremde daz waz brunhilden leit
daz ir nit wolte czinsen seyfrit und als sein lant
warumb er ir nit czinste daz waz ir unbekant

(721) Brunhild versuchet dicke wy daz nun mocht geschehen
das si di schon krenhilden mit augen mocht ansehen
si reifzt allczeit den kunig heimlich in zornes mut
daz gfil nit wol dem kunige und daucht den helt nit gut.

(722) Wy kund wir si her bringen so sprach der kunig reich
waz wolt ir ir czart frawe das dunckt mich wunderleich
Si sein uns vil czu ferre und dars darumb nit bitten
Des antwurt im brunhilde aus listen und mit sitten

(723) So hoch ward nie geporen auch keines kuniges man
waz im gepüt sein herre wy torst er daz gelan
des lacht gunther ir herre da si das zu im sprach
Er gert sein nit zu dinste wann er seyfriden sach.

(724) Si sprach vil edler herre nun tut den willen mein
und schicket nach seyfriden und nach der frawen sein
daz si zu uns her kumen daz wir si kurczlich sehen
so mag mir in der welte ie libers nit geschehen.

(725) Eur schwester ist so schone czuchtig und hochgemut
wenn ich denck an ir tugend wy sanffte mir daz tut
ir trew und ir enpfahen da ich kam in daz lant
mir ward nie senffter grussen auff erden mer bekant

(726) Si pat in also lange bis das der kunig sprach
ir seit der pet gewert wann ich nie gerner sach
kein gast in disem reiche und in dem lande mein
ich peut in daz si kumen zu uns her an den rein.

(727) Da sprach di landes frawe her kunig ir solt mir sagen,
wen ir da hin wolt senden oder in welchen tagen
so sollen unser freunde her kumen alle sant
wen ir da hin wolt senden sagt wy ist er genant.

(728) Er sprach ich wil hin senden wol dreissig meiner man
Er sant nach seinen helden und his si fur sich gan

di er hin wolte senden dem kunig aus niderlant
den gab brunhilt zu lone gar kosperlich gewant.
(729) Da sprach der kunig reiche ir held ich wil euch sagen
waz ich euch dort heiß werben des solt ir nit vertagen
heißt seyfrid mir her kumen und auch di schwester mein
sagt in mein dinst und hulde waz ir dort mag gesein.

Str. 1166—1173.

(1153) Es was czu den geczeitten das sich fraw helche starb
und das der kunig eczell umb andre frawen warb
da rieten im die seinen in der purgûnder lant
zu einer werden witwen Krenhillt ist si genant
(1154) Seit das gestorben were der schön fraw helche leib
Sie sprachen wollt ir nemen icht mer ein edel weib
Die hosten und die pesten die kunig ie gewan
So nemt die selben witwen der seyfridt waz ir man
(1155) Da sprach der kunig eczell wie mochte das ergan
seit das ich bin ein haiden und taüffes nit enhan
So ist die fraw ein cristin villeich si tut sein nicht
es muß doch sein ein wunder ob es doch ie geschicht
(1156) Da sprachen all die seinen villeicht sis aber tut
Durch ewren hohen namen und durch ewr michel gut
man sol es ie versuchen an das vil edell weip
Nun mügt ir gerne werben umb iren stolczen leip.
(1157) Da sprach der kunig eczell wem ist bei euch bekant
Dort niden an dem reine die leut und auch die lant
Da sprach von pechalare der margraf rudinger
Ich hab erkant von jugent die edell kunigin her
(1158) kunig gunther und kunig gernot di stolczen helde gut
und geyselher der junge ir iglicher der tut.
in hohem lop daz peste daz kunig ie began
daz hand ir allte mage vor czeitten auch getan.
(1159) Der kunig sprach edler degen ir solt mir eben sagen
ob si ob meinem lande die krone mochte tragen
und ist ir leip so schone alls man uns von ir seit
Da antwurt rudigere ein furst gar unverczeit
(1160) Si gleichet wol mit schone der edlen frawen mein
helchen der kunigin reiche es mocht nie schoners sein
kein kunig bey heldes czeitten gewan nie schoner weip
und wem si wurt zu taile dem trostet si den leip.

Diese Proben zeigen hinlänglich, daß k, wie bereits durch Gödeke und Zarncke bekannt ist, nicht eine Handschrift des Liedes, sondern eine Bearbeitung oder Übersetzung desselben ist. Es ist zu vermuthen, daß die Handschrift von dem Verfasser selbst geschrieben ist: denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Bearbeitung eine weitere Verbreitung durch Abschriften gefunden hat; auch finden sich keine solche Fehler, an denen Abschriften kenntlich sind; (2280) = 2285, 3 hatte der Verfasser am Ende des Verses geschrieben *der kunig gut*: nun fand er aber im zweiten Vers *ia wil uns got von himel nit langer leben lan* keinen Reim auf *gut*; er machte also einen Strich durch *gut* und schrieb daneben *schon*; daraus scheint zu folgen, daß der Schreiber und der Dichter eine Person sind.

Geschrieben ist die Handschrift im fünfzehnten Jahrhundert. Auf die selbe Zeit weist die Sprache. Der Übersetzer hat zwar meistens die Reime des Originals beibehalten: aber öfters ist er doch genöthigt, seine eigenen Reime zu gebrauchen. Zwar reimt schon im Lied kurzer mit langem Vocal; aber dennoch sind Reime wie hier (208) *fürsten hêr* : *hin und her*, (1797) *mêr* : *wer*, oder (1870) *tôt* : *got* im Lied unerhört. (1291, 3) = 1304, 3

daz gab si durch gotz willen seyfriden seiner sel
der trew nam mangen wunder ir herzleid heimlich qwel.

Länge und Kürze der vorletzten Silbe wird nicht mehr unterschieden. (1257) *geschehen* : *es mag sich selde nehen* (*nâhen*). *ei* und *î*. (706) *an den rein* : *gestein*. *u* und *uo* nicht nur in *sun*, wie im Lied, sondern auch *stuont*, (1325) *daz si gen ir ab stund* : *ir wart freude kund*. (1368) *er stunt* : *manch degen vor ir reiten gunt*. Besonders bemerklich sind die *a* und *o*. (924) *besetzet schon* : *kune man*. (681) *zu seiner frawen schon* : *der kune man*. (1053) *man* : *schon*. (1512) *si schieden dann* : *sein muter schon*. (1362) *schon* : *man*. (1676) *enboten hat* : *not*. (1690) *schon* : *getan*. (1715) *sprechen ja* : *so fro*. (2027) *rufft den perner an* : *daz ich kum dervon*; ja sogar (1489) *ich han* : *so wil ichs tan* (für *tuon*), oder (1417) *daz wolt ich gerne tan* (*tuon*): *wann ich nie hoher freud gewan*. Was die Consonanten betrifft, so reimen *z* und *s* und *ss*. (37) *gras* : *saz*. (74) *was* : *baz*. (126) *was* : *haz*. (136) *haz* : *las*. (682) *was* : *vergaz* u. s. w. (206) *groz* : *gut ross*. Es reimen ferner *moren* (für *morgen*) : *geporen*. (1252) und (1777) *si sein gewarnet woren* (*worden*) : *het verloren*. — *alle sant* für *samt* öfters. — Kürzungen aller Art. (49) *kint* : *man fint*. (1272) *si sint* : *ir fint*. (131) *gemut* : *in hut*. (233) *lobesam*

: *aus kuniges stam.* (402) *daz pest* : *di gest.* (584) *er kunt* : *munt.* (760) *mocht* : *tocht.* (1244) *rudiger* : *herzenschwer.* (1388) *breifz und er* : *ezels her.* (1539) *er hort* (*hôrte*) : *an einen ort.* (1806) *well* : *aus der hell* u. s. w.; es reimt *sein* für *sint,* (1276) *mein* : *die noch da heymen sein. palast* für *palas* (1448) *palast* : *gast,* u. s. w.

An diesen Reimen, die in Übereinstimmung sind mit der Sprache des Ganzen, erkennt man leicht den Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts. Michel Beheim, Muskatblut, und die Dichter der in Augsburg geschriebenen Handschriften, aus denen ich in dieser Zeitschrift 3, 307 einiges mitgetheilt habe, reimen und sprechen ebenso.

An sich ist diese Bearbeitung des alten Liedes ohne Werth. Es kann uns ziemlich gleichgültig sein, wie ein Meistersinger des fünfzehnten Jahrhunderts das Lied nach seinem und seiner Zeit Geschmack in die ungenießbare Sprache seiner Zeit umarbeitete, besonders da er weder mit Kenntniss der Sprache noch mit Geschmack, noch mit Treue und Sorgfalt verfuhr. Was sein Verständniss des Originals betrifft, so will ich nur drei Stellen hervorheben, 548 des *küniges kome er âne*: daraus macht er (536) des *kuniges kamerere.* 2293, 3 *sîn wîp* von Grimhilde; er bezog *sîn* auf Rüdiger, und lässt also Gotlinde sammt ihrer Tochter um Rüdiger weinen (2288). *widerspel* 2331 war ihm unverständlich: aber er hilft sich leicht (2326) *daz er nit mere daz federspil mag tragen.*

Er nennt das Gedicht *di history,* (507) 519 *sagt di history fort.* (262) 267 *als di hystory seit.*

Es mag wohl sein, daß seine Auffassung einmal zufällig dem modernen Geschmack zusagt, wie 810 (797):

mer dann eil(f)hundert recken waz in dem dinste sein
mit im so sas zu tische brunhilt di kunigein
si dacht in irem sinne solt er dein eygen wesen
sie trug im heimlich hulde als man noch horet lesen.

Was der Mann aus dem Wort *eigenholde* zu machen weiß!

Ein solches Werk der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit verdient an sich kaum eine Beachtung, aber es fragt sich, ob die Handschrift, nach der die Übersetzung gemacht ist, eine der bekannten, oder ob sie vielleicht eine verlorene war, die für die Herstellung des echten Textes von Nutzen sein könnte. Nur in diesem Fall ist k nicht werthlos und zwar fast nur für den Strophenbestand, da für den Wortlaut aus der freien Bearbeitung wenig zu entnehmen ist.

Die Vorlage war eine gemischte Handschrift: sie hatte den gemeinen Text von 1 bis 470 (458) und von 867 (854) bis 936 (923); aber den alten Text von 471 bis 862 (849) und von 937 bis zu Ende. Von Str. 863—866 (850—853) ist es zweifelhaft, ob sie zum alten oder gemeinen Text gehören. Es war also eine Handschrift des alten Textes, von welcher aber der Anfang und in der Mitte etwa ein Doppelblatt verloren war: das Fehlende war aus einer Handschrift des gemeinen Textes ergänzt worden.

So weit die Übersetzung dem gemeinen Text folgt, ist sie für uns ohne Werth: denn eine neue Handschrift des gemeinen Textes, zumal in einer freien Bearbeitung, kann uns nichts helfen. Doch wollen wir auch diesen Theil nicht unbetrachtet lassen. Die ersten Strophen sind oben abgedruckt. Str. (3) ist freie Umschreibung von 2, 5 oder Lachm. 3; die in B fehlt aber in DJdA steht. Str. 4 (7) wie in N hinter 6 (6): Str. 7 (8) ist wesentlich geändert. Str. 12 (13) beginnt *eins nachtes da krimhilde an irem pette lag.* Die Auslegung des Traums 13 ist in zwei Strophen (14) und (15) erweitert.

der traum bracht ir gro(s) schwere der edel magt gut
si sagt es bald ir muter der kunigin hochgemut
die legt ir aus den traume und sprach der falke dein
daz ist ein stolzer rytter vil libste tochter mein
Der selb kumpt um sein leben und bringt uns all in not
Des mus manch guter rytter darumb auch sterben tot
Es ist ein schwerer traume es muß also ergan
czwen aren di in toten das sein czwen küne man.

Es ist also 14 = (16). 16 = (18). Aber 17 = (20) und 18 = (19): also 17 nach 18 wie A. 19 = (21). 19, 5 (Lachm. 21) aus A und J ist übergangen. 20 = (22). 21, nur C, fehlt. 22 = (23). 23 = (24). 23, 5 = (25). So fort bis 37 = (39). 38 fehlt, wahrscheinlich durch Versehen. 39 = (40). 42 = (43) lautet:

di weil noch lebt mein fater und auch die muter mein
so ger ich nit der krone ir stolczen ritter fein
doch wil ich in dem reiche wol haben den gewalt
daz ich die lant beschirme di meinen jung und alt.

43 fehlt wie in N. 44 = (44). Die letzte Zeile lautet: *der weren undertenig wol* XIII *kunigreich.* 59 = (59) *selb zwelft*, also N. 61 = (61); 4 *vor allen recken*, also schwerlich *vîanden* wie AJ. 66 = (66). Statt der vier Strophen 67—70 nur drei ganz abweichende (67—69). 71 = (70). *darnach am achten tage.* 77 = (76), 1 deutlich

nach N *ist ymant hie ir herren der mir kunn recht gesagen* u. s. w. 83 = (82) *er gund den kunig fregen : degen.* 93 = (92). 94 fehlt wie in N. 95 = (93) *starke risen.* 95, 5 = (94) wie N. 96 = (95). 97 = (96), 3

da seyfrid im mit kreften di torenkapen nam,
da ward des schaczes herre seifrid dem bin ich gram.

100 = (99), 3 und 4 nach N. 101 = (100). 102 und 103 fehlen wie in A, aber gewiss unabhängig von A, durch das gleiche Verirren von *dô sprach* 102 auf *dô sprach* 104. 104 = (101). 131 = (128). 132 fehlt wie in N. 133 = (129). 147 = (143). 148 ist durch ein Versehen ausgelassen; denn unter (143) am Ende der Seite steht noch als Verweisung auf die folgende Seite der Anfang *nu beytet.* 149 = (144). 196 = (191) 4 *heim in Burgunder lant.* also dießmal mit C gegen den offenbaren Fehler von N; während sonst überall die Lesarten von N zu erkennen sind. 270 (265), 3 *di sichen und gesunden*, also wie ich gebessert habe. 273 = (268). 274 fehlt wie in N. 275 = (269). 327 = (321). 328 fehlt wie in N. 329 = (322). 332 fehlt wie in N. 335 und 336, die in A fehlen, = (327 und 328). 336, 5 = (329), sonst nur in d:

nun sey wy stark sy welle ich las der reyse nicht
ich wil es mit ir wagen waz mir darumb geschicht.
durch ir vil grosse schone wag ich das leben mein
ich hoff ich woll si bringen zu uns her an den rein.

337 = (330). 342 und 343 fehlen wie in N. 344 = (335). 392 fehlt wie in N. 393 = (383). Nach 420 = (410) eine neue Strophe (411)

Sein fater haißt Sigmunde ein edler kunig reich
im dint manch edler furste man fint nit sein geleich
er ist so wunderkune gebreißt fur ander man
er hat bey seinen tagen vil hertter sturm getan.

In (412) ist von Hagen, in (413) von Gunther die Rede, also in umgekehrter Ordnung. Str. 423 und 424 sind in éine zusammengezogen, so daß wieder 425 = (415). 452 fehlt mit N. 453 = (442). 458 fehlt mit N. 459 = (447). 470 = (458) 4 ist nach N *daz es klang also helle daz all ir freud verschwant.* Aber 471 (459) 2 *siglinden kint* ist zuerst eine Lesart von C deutlich zu erkennen.

Der zweite Abschnitt aus N beginnt 867 = (854). 878 = (865) steht nach 879 (865) wie in N. 894, 5 die Strophe aus N = (882). 913 fehlt wie in BDA. 919 = (906):

so wir der grossen reyse hie ledig worden sein
so well wir hin zu walde jagen die pern und schwein
dort auff dem ottenwalde als wir oft haben tan
den rat gab in her hagen der ungetrewe man,

also nach N, aber merkwürdiger Weise mit dem richtigen Namen *ottenwalde*. 923 fehlt wie in N; dagegen die Strophe aus N 922, 5 = (910). 934 = (921):

da zugen si von dannen gen einem finstern wald
mit in nach abenteure reyt manig degen bald
wol mit dem edlen kunig und mit seyfriden dan
mit in furt man di speise di si da solten han.

der dritte Vers nach N, aber der vierte nach C.

936 (923) ir zelt si da auffschlugen fur einen grunen walt
hin gen des wildes lauffe daz was da manigfalt
und da si wolten jagen auff einem anger breit
da kam seyfrid der kune daz ward dem kunig geseit.

also nach N. Aber 937 (924), 4 *und über daz gepirge* nach C und von da immer der alte Text.

Ich habe meistens nur das Verhältniss der Strophen angegeben; die zu erkennenden Lesarten zeigen ebenso, daß N zu Grund liegt, aber nicht A, wie auch die in A fehlenden Strophen alle vorhanden sind mit einer zufälligen Ausnahme. Z. B. 327 (321), 3. 4

da hin umb eine werben dacht im der kunig gut
dar nach stund im sein synne dem kunig hochgemut.

nach N, aber nicht nach A. Nur in der Folge der Strophen 17 und 18 zeigt k Verwandtschaft mit A. Die in B fehlenden Strophen, die aber in andern Handschriften der Noth stehen, finden sich auch in k; jedoch 19, 5, die ganz wie in A, halb auch in J steht, fehlt. Die sonst nur in d bezeugte Strophe 336, 5 ist erhalten. Aber auffallend ist, daß 913 und 923, beide in Jd enthalten, fehlen. Die zwei neuen Strophen (15) und (411) sind schwerlich vom Bearbeiter von k gedichtet, sondern wahrscheinlicher einer ältern Handschrift der Noth entnommen.

Es ist ferner merkwürdig, daß k an zwei Stellen fehlerhafte Lesarten von N vermeidet. 196, 4 und der Name *Ottenwalde* 919. Ebenso war 934, 4 noch nicht durch *Gêrnôt und Gîselher die wolten dâ heime bestân* ersetzt. Es war also die zur Ausfüllung der Lücken gebrauchte Handschrift von N eine vollständige und gute, die einige Änderungen aller andern Handschriften noch nicht hatte.

Viel wichtiger ist uns aber die zu Grund liegende Handschrift des alten Textes. Sie beginnt mit 471 = 459. Von hier im Strophenbestand und in erkennbaren Lesarten immer mit C. 484 (472) 1 lautet: *Ir habt uns ser betrübet den unsern freien mut.* Die Strophen 518 und 519 (506 und 507) sind die ersten, C eigenthümlichen, die nicht fehlen. 536 (524) lautet:

auch wolt si nit des herren kunig gunthers auff der fart
des ward ir beider minne auch langer da gespart
pis si gen Wurmes kamen da hub sich di hochczeit
thurniren und auch stechen hub sich da widerstreit.

563 (551) und het ich sprach seyfride vil mer dan tausent lant
iedoch so het ich gerne von ewrer werden hant
di ewren huld und gabe ir edle kunigin reich
si sprach daz tun ich gerne ein ritter lobeleich.

(552) si hies nach reichem schacze irn kamerer hin gan
daz rote golt hertragen Seyfrid dem kunen man.

564, 1. wol vir und czweinzig marke und manchen edlen stein
daz gab si im zu libe di edel maget rein

564, 3. (553)
er gab es alles wider dem hoffgesind czu hant

u. s. w.; es ist also durch Einschiebung von zwei Versen die Ordnung der Strophen gestört. Es beginnen nun alle Strophen mit einer dritten Zeile, 722 ist (710, 3, 4 und 711, 1, 2). 723 ist ausgelassen. 724 = (711, 3). 730 = (717, 3; 4. 718, 1. 2); dann zwei Zeilen eingeschoben *sein lop daz ging gar ferre durch alle weitte lant, daz het der helt erfochten mit seiner werden hant*; damit ist die Ordnung wieder hergestellt. 731, 1 = (719, 1).

762 (750) seit mir gotwilken alle des kunig gunthers man
seit daz mein sun krenhilden zu einem weib gewan.

Nach 774 die Strophe Lachm. 711 fehlt wie in C. 786 = (774). 787 ist durch Versehen ausgelassen. 788 = (775). Die Strophe 833, 5 (Lachm. 768) fehlt wie in Ca. In 862 (849) die letzten deutlichen Spuren von C, während 867 (854) N zu erkennen ist. Nach der aus N ergänzten Lücke beginnt C wieder 937 (924); alle Strophen von C ohne Zusatz und ohne Auslassung bis 1379 (1366). 943 = (930), 3 *ein helffant starcke.* 949 (936) *wol vier und zweinzig ruden si hetten abgelan.* 973 = (960).

1013 (1000) wol von dem selben brunnen da seyfrid ward ermort
wil ich di warheit sagen als ich es han gehort

dort auff dem otenwalde ein dorf heißt ottenheyn
da fleusset noch der brunne klar lauter unde rein.

1034 (1021) 2 *si wunden all ir hende als man noch horet sagen* giebt keinen Aufschluß. 1226 (1213) 1 *bis an den vierden tag*, also mit C gegen a und N.

1271 (1258) da pat si crist von himel daz er ir gebe rat
daz si zu geben hette golt silber reiche wat
als si tet bey seyfriden di weil er waz gesunt
da si seyfrides tachte groß jamer ward ir kunt.

1284 (1271) er ist nit gar ein heyden der libste herre mein
in hat gar fast verkeret helche di kunigein
wann er ein teil des glauben noch eytell nicht verstat
Nempt ir in edle frawe des sol wol werden rat.

Es ist möglich, daß die Erwähnung der Frau Helche an dieser Stelle nicht von dem Bearbeiter herrührt. Im Lied und in der Klage erfährt man nicht, daß Helche eine Christin war, wohl aber im Biterolf. 1324 (1311) aber der Name *Pledelingen* kommt nicht vor. 1355 (1342) 2 *zu melck da aus dem kloster*. 1358 (1345) *zu der trasune* und nachher *bey der trasaune*.

1367 (1354) von sachssen und auch meichssen manch ritter da man vant
und auß persi der lande

Bisher haben wir nichts gefunden, was ein Gewinn genannt werden könnte: aber nach 1379 giebt k eine neue Strophe.

(1367) der edel kunig etzel nam si da bey der hant I.
seit mir got wilkumen frawe ein kron uber mein lant
ich gib euch lant und leute als daz ich ie gewan
daz sol bis an ewr ende euch wesen undertan.

Ist die Strophe, abgesehen vom Wortlaut, echt? Wenigstens wird Jedermann ganz passend finden, daß Etzel einige Worte spricht. Es kommt darauf an, ob k noch andre neue Strophen bringt. Es ist nun also 1380 = (1368).

1396 (1388) wie auch 1373 (1360) heißt Blödel *auſz kusperlant geporn*. 1408 (1496) 4 *Ditweines tochter*.

1446 (1434) und saget geyselhere das er gedenck daran
das er durch meinen willen die reyse nit woll lan

1482 (1470) mein fraw hat euch enpoten di edel kunigein
irn gruß und iren dienste und sant uns an den rein
daz ir ir seit so ferre daz hort man si oft klagen
darumb ist sy betrubet laßt euch krenhilde sagen.

1496 (1484) ir habt di pesten speise so si ie kunig hat
di pest so mans mag finden ewr sach in wirden stat
der hochzeit kunig ezels mugt ir euch wol verwegen
und muget mit den ewren hy heim wol freuden pflegen.
1497 (1485) welt ir hie heim beleiben so mugt ir sicher sein
so gib ich euch gut speise und auch den pesten wein
wilpret und gute fische her kunig daz ist mein rat
kumpt ir dahin gen hewnen nit wol es euch ergat
1498 (1486) ich weiß daz euch krenhilt auff erd wurt nymmer holt
daz hort ich wol von hagen ob ir daz mercken wolt
darumb beleibt hie heymen di reis di wurd euch leit
ich forcht ir wurt sein innen waz ich euch han geseit.

Also die nur in a erhaltenen Strophen werden bestätigt. Ebenso 1501 (1489) — 1503 (1491). In (1512) sind von 1524 die zwei ersten Verse mit Übergehung der zwei letzten mit 1525, 1 und 2 verbunden, so daß (1513) 1 = 1525, 3. So bleibt es bis (1525) = 1537, 3 — 1538, 4, wodurch die Ordnung hergestellt, und 1539, 1 = (1526) 1. Statt 1539—1541 giebt k (1526—1530); also 5 Strophen für 3. Sie lauten

(1526) Da lassen wirs beleiben ich wil euch horen lan
wy sich dort an dem reyne auff rustet manig man
das vor nie wer der geste komen in kuniges lant
in waz bereytet schone schilt waffen und gewant.
(1527) man richt sich auff di geste der kunig lobesam II.
darnach man grossen jamer in hewnen da vernam
und da di held dar kamen aus der purgunder lant
Di wurden all erschlagen vil manig kün weygant
(1528) Da bracht der fogkt vom reine mit im manch werden man
wol dreyssig tausent helde als ich vernumen han
da hub sich grosser jamer daz schuff krenhilde neit
Di reiß beweint manch frawe dar nach und di hochczeit
(1529) Man trug in her di schilde zu wurmes uber hoff
da sprach der her von speyre ein wirdiger bischoff
da zu der schon fraw uten ewr sunn wollen hin farn
gen hewnen zu dem kunige got wel si dort bewarn.
(1530) Des pit ich got von himel wan ich in gutes gan III.
ich furch(t) daz dise reyse kein gutes end werd han
und mocht man daz gewenden daz wer uns allen gut
mir ist mein hercz gar schwere ob man di reyse tut

Es ergiebt sich, daß (1527) und (1530) neu sind. (1527) ist ganz leer; möglich bleibt aber, daß sie mit mehr Gehalt im Original stand. Aber (1530) ist wahrscheinlich echt; der Bischof von Speier musste mehr zu sagen haben, als 1541. Es ist also nun 1542 = (1531). 1543 (1532) beginnt *wer glaubet an dy treyme* scheint also den Text von a zu bestätigen. 1558 (1547) ohne Namen, weder Burgunden noch Nibelungen. 1559 (1548):

Da zu den selben zeitten was cristen glaub noch kranck
Si furtten ein kaplane mit in der messe sangk
der kam gesunt her wyder iedoch er kaum entran
Di andern all ir leben in hewnen musten lan,

also wiederum Bestätigung von a. 1561 (1550) 1 *da si aus franken kamen und durch schwanfelde ritten.*

Nach 1570 (1559) eine neue Strophe:

(1560) Di tunaw floß dem brunnen da allso nahend bey IV.
dar ein si sprungen schnelle di frawen alle drey
da forchten si nit mere hagen den kunen man
er sprach di ewren kleyder wil ich zu pfande han.

Die Strophe enthält kaum etwas eigenes. 1571 ist nun (1561) *heidburg.* 1575 (1565) *wilint. Else* heißt hier *Illsung.* 1590 (1580) 1 *so freysamglich gesit.*

1606 (1596) ich fur euch wol an schaden uber des wassers flut
dar durch begunden schwimmen nach in di roß so gut
das wasser keinem rosse sein stercke nie benam
etliches schwam gar ferre als im di müde czam.

1610 = (1600). Es folgt eine neue Strophe

(1601) er dacht ich wil wol finden und ob es also sey V.
der kaplan muß ertrinken so bin ich sorgen frey
als mir dort han gesaget di wilden wasserweip
des het der selbig prister verloren na den leip.

Die Strophe ist fast nur Wiederholung der vorhergehenden, deren letzte Zeile hier lautet *des het des kunigs kaplane verloren na den leip.* Es ist nun 1611 = (1602). Vor 1613 (1604) merke ich Vers 3 an: *und ob daz tet ein ander es solt euch wesen leit,* weil k in seiner Vorlage die wie mir scheint fehlerhafte Lesart *iu* für *im* vorfand, die auch alle andern Urkunden haben: Gernot soll ohne Zweifel sagen: hätte es ein anderer gethan, so würde ich es rächen. Strophe 1769 ist ausgelassen, also 1770 = (1760). Ferner ist 1773 ausgelassen, also 1774 = (1763); ebenso ist 1792 ausgelassen, also 1793

= (1781); es fehlt ferner 1809, also 1810 = (1797). 1838 (1825) lautet:

Er und walther von spanigen di tetten mangen streit
da si bey kunig eczell waren ein lange zeit
und ritten im zu hoffe mer dan vir gancze jar
dar umb sagt man her hagen groß lob unde er furwar.

Sollten die 4 Jahre eine Erfindung sein? oder sind sie aus einer eigenthümlichen Lesart der Vorlage geflossen? Nach der Thidriks-saga 241 war Walther 7 Jahre bei Etzel. 1841 (1829) lautet:

Ein ding gar offt durch forchte man underwegen lat
und wo ein freunt dem andern in noten bei gestat
Es sein gar kluge sinne und wer ein solches tut
es wurt oft grosser schaden von synnen wol behut.

(1849) nach 1861 ist neu: VI.

Nach tisch sach man beginnen da hubscher kurzweil vil
man hort manch süß gedone von mangem seyttenspil
dar under man krenhilden gar ser betrubet sach
und auch etlich recken tichten auff ungemach.

1862 (1850) Der tag der nam ein ende her trang di finster nacht
di herren aus purgunden ir grosse sorg anfacht
di herren woltten alle da hin zu pette gan
ir hutet wol her hagen und auch der spileman.

1891 (1879) da schrey der fidelere den heunen hinden nach
waz ist euch in dem synne wo ist euch hin so gach
wolt ir mit uns hie streitten bejagen breiß und er
so woll wir mit euch streitten mit ritterlicher wer.

Nach 1913 (1901) eine neue Strophe

(1902) Si reit da hin gen hofe di edel kunigin reich VII.
da kam mit seinen herren der kunig lobeleich
Sein ritter kamen palde geritten auff di ban
da hub sich ein thurniren von mangem werden man.

Es ist nun 1914 = (1903). Eine neue Strophe nach 1953 (1942).

(1943) daz wil ich underkumen so sprach di kunigin da VIII.
daz ir nit turffet furchten des kunig eczels tra
und wann ein sach ist gschehen so ist es schir verkleit
daz es nymant mag wenden sprach er daz ist mir leit.

1954 = (1944). 1960 (1950) 2 *zwelff kunige*. 1972 = (1962). Nach 1977 (1967) eine neue Strophe

(1968) auch waz er vor gewarnet der edel furst danckwart IX.
im sagt ein trewer hewne wy daz gelobet wart

blodlein di guten marcke und auch des neydungs weip
daz er si all erschluge und bracht si umb den leip.

Damit in Verbindung steht, daß 1980 (1971) 3, 4 lautet:

ich gib im morgengabe mit meinen waffen hie
kein soldner von keim kunig solch gab enpfing vor nie.

1991 (1982) *adryanes kint.* 1992 (1983) 1 *da zu dem haus aussprang.* 2016 (2007) 4 *des hab dir der potschefte.* 2048 (2039) 4 *auch gingn mit im von dannen di wulfing all geleich.* 2060 (2051) 3 *ich was ie sein geselle so waz er auch der mein.* Dieses *ie,* das allen andern fehlt, ist wohl aufzunehmen; einer der sehr seltenen Fälle, daß k für die Wortkritik Ausbeute giebt. 2077 (2068) 3, 4. *ee si euch ie gesach, di schnode valentynne schafft dises ungemach.* 2090 (2081) 4 *wi freischlich sei der hagen ich tar in wol bestan.*

2091 (2082) da pat Iring di seinen durch aller frawen er
daz si in hagen liessen alein bestan mit wer
daz tetten si nit gerne wann in waz wol bekant
des hagens sturm und streitte das forchten si all sant.

Diese von mir aus N aufgenommene Strophe erhält also Bestätigung. 2103 ist ausgelassen; folglich 2104 = (2094). 2129 (2119) Hagen, nicht etwa Dankwart, wie man nach der Klage erwarten könnte.

Nach 2136 (2126) drei neue Strophen

(2127) Da eylet auff di geste drey fursten weit erkant X.
von polant waz der eine herczog herman genant
und aus der walacheye sigher der küne degen
und walach auß den turcken di woltten streittes pflegen.

(2128) wol mit zweitausent recken si brachten mit in dar XI.
dar under manger ritter waz da in irer schar
di mant di kuniginne und auch der kunig reich
und klagten în mit trewen ir leit so klegeleich.

(2129) Da globten si zu fechten man ghis in landes vil XII.
und reichen schacz von golde als ich euch sagen wil
si waren gewapnet feste und trungen in daz hauß.
ir keiner mit dem leben kam nymmermer darauß.

Diese drei Strophen sind entscheidend. Der Umdichter kann sie nicht erfunden haben, denn die drei Helden sind dieselben, die in der Klage genannt sind, *Sigeher von Vlâchen* 325, *Herman herzoge ûzer Pôlan* 323, und *Walber der vrîe ûz Türkîe* 334. 2137 ist nun = (2130).

2178 (2171) si fristet daz der sale wol zu gewelbet was
dar umb ir dester mere da in der not genas
da nertten si ir leben als in ir helant bot
wann daz si durch di fenster liden von fewre not.

2226, 1 und 2 ist ausgelassen; also (2219) = 2226, 3. 2244, 3 =
(2237) 1 es klinget sam ein glocke ist lauter unde glancz
ich mein kein helt me gabe so reiche gebe gancz
2245, 1 wolt ir des nit erwinden und wollet uns bestan
so schlacht drey oder fire und keret wider dan XIII.
(2238) So habt ir wol bewaret ewrn eyt und habt sein er
und gand von uns an schande daz gschach nie helde mer
wil euch daran nit gnugen so greiffend furebas
2245, 2 schlacht ir zu vil der meinen so wurd ich euch gehas

2245, 2 (2239)
mit ewrem selbes schwerte so nim ich euch den leip

Also zwischen 2245, 1 und 2 eine neue Strophe von bedenklichem Inhalt, die aber doch echt sein könnte: denn wirklich hält sich Gernot zuerst von Rüdeger fern, und erst als dieser zeigt, daß er mit dem Tode einiger Burgunden nicht genug hat, tritt er ihm entgegen. Man sieht auch, wie das doppelte *slaht* eine Verirrung veranlassen konnte; Zeile 2245, 1 hat wirklich das Ansehen, einen solchen Vorschlag einleiten zu sollen.

2281, 3 = (2275)
mancher wer wol genesen ob im ward solch getranck
4 daz da mancher gesunder da in dem blut ertranck
da geyselher der schnelle den grossen schaden kos XIV.
sein hercz waz im betrubet sein jamer der ward groß
(2276) Er kam da si tot lagen da er den jamer sach
aus grossem herczenleide der junge kunig sprach
2282, 1 owe meins liben bruder der leit vor mir hie tot
waz leid ich grosses jamers in diser grossen not.

Der Mangel der Strophe war sehr fühlbar.

2293, 3 = (2288)
gar jemerlichen waffen schrey da sein schones weip.
si klagen alle beide des edlen fursten leip
auch klagt sein schone tochter iren libsten fater ser
daz si in het verloren und manchen rytter her.

Um beim Abschnitt auf den Anfang der Strophe zu kommen, mussten zwei Verse zugesetzt werden; der Umdichter lässt Rüdigers Tochter erscheinen, nachdem er *sîn* (des Königs) *wîp* auf Gotlinde bezogen hatte. 2295 (2290) 4. *sey umb sein leben komen.*

2303 (2298) 3 ja sprach der kune degen ich mag wol billich klagen
den edlen rudigere gernot leit auch erslagen.

könnte vielleicht auf das echte leiten; etwa *ich mac wol balde klagen den guoten Rüedegêren; er unde ouch Gêrnôt lît erslagen.* Daraus könnte leicht die Lesart von Ca entstehen, die in N verbessert wird.

2310 (2305) 4 da statet sein der degen.

2327 (2322) da sprach der fidelere der forcht ist gar zu vil
waz man eim man gepeutet ders alles halten wil.

2329 (2324) 4 wy ich halt hin gereitte in der purgunder lant.

Nach 2382 (2377) die Strophe (2378), die in der Noth nach 2320 steht, Lachmanns 2258, sie lautet hier:

Nun saget mir noch mere getrewer Hildebrant XV.
wer noch sey in dem sale er sprach ir kün weygant
nymant lebt dar inn mere wan di zwen kune man
gunther und ouch her hagen di nymant zwingen kan.

Die Strophe steht hier offenbar an der rechten Stelle und muß, da sie durch k bezeugt ist, aufgenommen werden.

Es ist nun (2379) = 2383.

2392 (2388) wir sein an alle schulde sprach Hagen gar verwegen
es kamen zu uns here di ewren stolcze degen
gewapnet ritterleichen mit einer schar so breit
si woltten mit uns streitten wer uns lieb oder leit XVI.
(2389) Da musten wir uns weren als lieb uns waz der leip
man schlecht uns nicht an were recht sam di armen weip
wer noch wolt mit uns fechten des must im werden leit
2392, 4 mich dunckt man hab di mere euch her nicht recht geseit

Auch diese Strophe ist ein Gewinn: sie ist in Ca und N auf ähnliche Weise ausgefallen, wie in Ca 2091. Es ist nun 2393 = (2390).

Schon nach 2394 begegnen wir wieder einer neuen Strophe:

(2392) di red hört kunig eczel und auch sein schones XVII.
weip
si forchten daz si beide da komen umb den leip

von des von perne czorne und gingen bald von weg
si hiltten sich in hute und auch in guter pfleg.

Es ist nun 2395 = (2393).

2399 (2397) 1 ich gib euch des mein trew euch beiden an di hant;

es wird also *ich gib iu des mîn triuwe* nach a bestätigt.

2408 (2406) Da west wol der von perne den seinen grymmen czorn
er fristet sich mit schirmen der furst so hochgeporn
und bot fur sich den schilde vor seinen grymmen schlegen
wann er kant wol den hagen den grymmiclichen degen
(2407) Er lies Hagen verwüten bis im di müde kam
daz waz da nit unbilde ob in macht müde czam
2409, 1 her ditrich forcht palmungen sein starckes waffen klug
wann er mit grossen listen hin auff den hagen schlug.
(2408) bis er den helt von throne mit starcken schlegen zwang
er schlug im da ein wunden di waz weit unde lang
2410 wy sol ich hy mit schlegen dem folant angesigen
Es ist mir ymmer schande sol er tot von mir ligen
(2409) Ich wil es sust versuchen ob ich in czwingen kan
zu einem eytgesellen wil ich in furbas han
2411 sein schilt den lies er fallen sein stercke di waz groß
mit seinen beiden armen den hagen er umbschloß.
(2410) Er zwang in da mit krefften und nam im all sein wer
des trawret von purgunden der edel kunig ser
daz er im nit torst helffen daz waz sein groste klag
her Ditrich czwang den hagen wol an dem selben tag.

Es sind also zwei Halbstrophen, die eine nach 2408, die andre nach 2411 hinzugekommen. Die erste könnte der Anfang einer echten Strophe sein: die zweite scheint, wie in ähnlichen Fällen, vom Umdichter hinzugedichtet, um die Ordnung der Strophen herzustellen.

Es ist nun 2412 = (2411).

2415, 1 (2414) sy lies hagen besunder furen in ein gemach
2 da ward er eingeschlossen kein wort er nie gesprach
vor grimm und auch vor czorne waz er gefraget wart
in starcke eysen feste schloß man den ritter czart.
2415, 3 (2415) Gunther der kunig reiche laut ruffen er began
4 wo kam hin der von perne der mir hat leid getan
er sol gen mir her keren zwingt er mich hie mit streit
so ist sein lop gekronet in allen landen weit.

Also wiederum durch zwei Halbstrophen eine Strophe mehr, und 2416 ist nun = (2416). (2419) ist neu:

Doch nympt es mich nit wunder ob es im misseging XVIII.
her diterich mit listen den streit da ane fing
darzu waz er nit mude sein stercke di waz groß
gunther der treib in umbe des er luczel genos.

Diese Strophe wird einigermaßen durch die Klage bezeugt, wenn schon sie nicht ganz dasselbe enthält, was der Verfasser der Klage gelesen hatte, daß nämlich Dietrich dreimal von Gunther zu Boden geschlagen worden sei. 2419 ist nun (2420).

2428 (2429) Er west daz in di frawe lies lenger nit genesen
wy mocht an einem weibe so grosse untrew wesen
Er forcht im wurd sein leben alein allda genumen
und daz si iren bruder lies heim zu lande kumen.

Es ist nicht unwichtig, daß diese Strophe, die von allen eigenen von Ca durch ihren Inhalt die bedenklichste ist, eine neue Bestätigung erhält. Nach 2436 (2437) eine neue Strophe

(2438) Hilprant in grossem zorne dar zu krenhilden sprangk XIX.
Er sprach ir müsset gelten den helt an allen wanck
ir gehißt meinem herren ir wollt si leben lan
des muß hie ewer leben czu einem pfande stan
2437 (2439) Sein schwert er ob dem weibe hoch in die lüfte wag
er gab der kuniginne ein ungefugen schlag
ir tet vor irem ende der grosse jamer wee
es mocht si nit gehelffen wi laut sie waffen schre.
2438 (2440) Hillprant schlug si zu tode des kunig eczells weip
da het die hochzeit ende tot waz ir aller leip
kunig eczell und der perner die weintten clegeleich
Sie clagten disen jamer die edlen kunig reich.
2439 (2441) Ir mag und peste freunde was alls geschlagen tot.
man hort in manchem lande groß jamer unde not
mit grossem herczen laide die hochzeit ende nam
alls oft groß lieb mit leide zu einem ende kam.
2439 (2441) Ich sag furbas nit mere waz ie darnach geschach
wann man cristen und haiden cleglichen weynen sach
weib man ritter und knechte und manig schone meit

liden umb ire freunde jamer und herczenleit.
2440 (2442) Nun sag ich euch nit mere von diser grossen not
all die da sein erschlagen die las wir ligen tot
wie sich ir sach erginge seit her der hewnen diet
hie hat auch gar ein ende der Nibelunger liet.

Wir gewinnen also außer der schon aufgenommenen Strophe 2091, mit Inbegriff der in N an anderer Stelle erhaltenen Strophe XV, neunzehn neue Strophen, von denen sicher einige, wahrscheinlich alle echt sind, natürlich ganz abgesehen vom Wortlaut. Von den neuen Halbstrophen sind einige sicher unecht und erst von dem Umdichter angeflickt; aber einige sind nicht ohne Weiteres zu verwerfen. Wir erhalten ferner eine neue Bestätigung für die Strophen, die nur in Ca, und für diejenigen, die nur in a erhalten sind. Auch für den Wortlaut ergab sich einiges; bei der großen Freiheit der Umschreibung ließ sich in dieser Beziehung nicht viel erwarten; vielleicht lässt sich, wenn der Abdruck des ganzen Werkes vorliegt, noch einiges gewinnen.

Die Handschrift, aus welcher k geflossen ist, war eine vortreffliche, noch vollständiger als Ca, und demjenigen Exemplar, aus welchem der Dichter der Klage schöpft, am nächsten kommend, wie insbesondere die Strophen X, XI, XII und XVIII zeigen. Zugleich erhält meine, wie ich glaube, hinreichend bewiesene Behauptung, daß das Buch, aus welchem der Dichter der Klage schöpfte, nichts anderes war als unser Nibelungenlied in älterer vollständigerer Fassung, eine neue Bestätigung. Jedoch war auch diese Handschrift nicht mehr das vollständige alte Lied, wie es dem Dichter der Klage vorlag. Auch hier erfahren wir nicht, wie Giselher die Helden Wolfwin, Nitger und Gerbart erlegt, wie Hildebrant vor Volker durch Helferich oder Gelpfrat gerettet wird, wie Gunther den Wicnant, den Sigeher und den Wichart erlegt, und wie er den Dietrich dreimal zu Boden schlägt.

Es bleibt noch übrig, zu betrachten, wie in k das Lied in Abschnitte getheilt ist. Deutlich ausgedrückt ist nur die Eintheilung in die zwei Haupttheile mit den Überschriften: *das ist die erst hoch (zeit) mit seyfridt auß niderlandt und mit krenhillden* und vor 1166 (1153) *das ist die ander hochczeit kunig eczels mit krenhillden auß purgunderlant.* Es ist auffallend, daß die beiden Überschriften nicht

recht zu einander passen; sie müssten lauten: erste Hochzeit der Grimhilde mit Siegfried, andre Hochzeit der Grimhilde mit Etzel. Der zweiten Überschrift würde eine erste entsprechen: erste Hochzeit König Etzels mit Helche. Ich finde wahrscheinlich, daß das wirklich die Überschriften der zwei ersten Theile des großen Werkes Konrads waren; die zweite kam noch in die älteste, in k umschriebene, Handschrift des Liedes herüber, wurde aber natürlich auf den zweiten Theil des Liedes beschränkt. — Diese Handschrift hatte übrigens schon die Eintheilung in Abenteuer. Strophe 493 (481) beginnt mit etwas größeren Buchstaben. Vor 537 (525) ist durch ein Zeichen 9 der Anfang des Abschnittes bemerklich gemacht. Bei 585 (573, 3) keine Spur eines Abschnitts; ebenso wenig bei 699, aber wieder bei 731 (719) größerer Buchstab und das Zeichen 9; ebenso 785 (773). 823 (810). 885 (872). 924 (911). 1014 (1001). 1084 (1071). 1112 (1099). 1166 Hauptabschnitt. 1316 (1303). 1363 (1350). 1414 (1402). 1451 (1439). 1539 (1526). 1626 (1617). 1694 (1685). 1758 (1749). 1799 (1787). 1862 (1850). 1894 (1882). 1973 (1963). 2005 (1996). 2084 (2075). 2137 (2130). 2193 (2186). 2294 (2289). Ferner findet sich auf dieselbe Weise der Abschnitt bezeichnet in den Stücken, die aus der Noth genommen sind, bei Str. 19 (21). 140 (136). 329 (322). 398 (388), wo alle außer C einen Abschnitt haben. Es fehlt also das Zeichen des Abschnitts nur 44 (3. Av.). 266 (5. Av.). 585 (10. Av.). 699 (11. Av., doch sieh unten), und 2383 (38. Av.). Es ist also nicht zweifelhaft, daß die Handschrift dieselbe Eintheilung in 38 Aventuren hatte, wie C, und daß die Stücke, die aus der Noth genommen sind, die Eintheilung der Noth hatten.

Eine Zählung der Strophen nach Hunderten, die bei 499 beginnt mit der Zahl V, verdient keine Beachtung.

Es bleiben noch einige Einzelheiten zu besprechen. Merkwürdig ist, daß der Vater der Burgunder nie Dankrat, sondern immer Gibich heißt, zweimal an Stellen, wo ihn auch die andern Handschriften nennen, (7) und (1145), und einmal, wo die andern den Namen nicht haben (123) *kunig Gibichs kint*. Es wäre von großer Wichtigkeit, wenn eine alte Handschrift der Nibelungen den echten Namen Gibich zeigte; es würde daraus gefolgert werden können, daß der unerklärliche Name Dankrat erst durch die Willkühr eines Abschreibers in das Gedicht gekommen wäre; allein es scheint, daß der Verfasser von k den Namen nicht in seiner Vorlage fand, sondern daß er ihn

anderswoher, aus dem Lied von Siegfried oder aus dem Rosengarten, kannte und an die Stelle von Dankrat setzte.

Ebenso wird es mit dem Namen der Wülfinge sein, den das Lied und die Klage nicht kennen, der aber in K öfters erscheint, 2408 (2039). 2316 (2311). 2332 (3347), 4. 2350 (2345), 4. 2352 (2347), 4 *kein wulfing tet den gesten so grosen schaden me.* Er steht immer im Plural und ist ganz gleichbedeutend mit *Dietrîches man.* Wie manche Namen entstellt sind, wird Niemand wissen wollen. Das Wort *ellen* war im fünfzehnten Jahrhundert schwerlich noch im Gebrauch; der Bearbeiter umgeht es meistens, und daß er es nicht verstand, zeigt 409 (399) 4, wo er *als ez ir ellen in gebôt* übersetzt *als in die kunigin bot*; doch behält er es einigemal bei in der Form *helant* 2002 (1993) 4 *von seinem starken helant*, 2342 (2337) 1 *als im sein helant riet*; er hätte wohl schwerlich über dieses Wort *helant* Rechenschaft geben können. Ebenso übersetzt er *ellenthaft* mit *helanthaft* z. B. 2130 (2120) 3. Dieses Wort *helanthaft* kommt nun einigemal vor, wo es unsre Handschriften nicht zeigen (5) 4 *mit hellanthafter hant.* 28 (30) 3. Da man nicht annehmen kann, daß der Bearbeiter ein ihm unverständliches Wort gebraucht habe ohne Veranlassung seiner Vorlage, so lassen solche Stellen auf eine Handschrift schließen, die zuweilen eigenthümliche Lesarten hatte.

Die in dem Lied gewöhnliche Zeitbestimmung *zen sünewenden* genügte dem Bearbeiter nicht: er sagt 2142 (2135) *zu sant johans sünewenden*, oder *zu sant johannes tage* 1517. 742, oder *zu sant johannes messe* 758.

Es mag aber genug sein. Wenn dem Werk die Ehre zu Theil wird, der wir es kaum für würdig halten, vollständig gedruckt zu erscheinen, so wird vielleicht bei ruhiger Erwägung sich noch ein oder die andere Stelle finden, die für die Wahl der Lesart von Einfluß ist. Wünschen wollen wir aber, daß von der wichtigen Handschrift, nach welcher das Werk gearbeitet ist, und die also gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch vorhanden war, wenn auch nur noch ein Blatt irgendwo zum Vorschein komme.

ADOLF HOLTZMANN.

KÜNZELSAUER FRONLEICHNAMSPIEL AUS DEM JAHRE 1479.

IM AUSZUGE MITGETHEILT

VON

HERMANN WERNER.

Ein vollständiges Fronleichnamspiel scheint gedruckt noch nicht vorzuliegen. Und doch brachte es die Art dieser Spiele mit sich, daß gerade an diesem jüngsten der Kirchenfeste die Kunst am freisten sich entfalten konnte. Was die Geschichte für diesen Tag bieten konnte, war durch die Leidensgeschichte vorweggenommen; so musste hier die Glaubenslehre sich zu versinnlichen suchen. Sie thut es, indem sie einen Schritt weiter geht, als die Spiele auf Weihnachten, Karfreitag, Ostern schon gegangen waren. Auch diese hatten ziemlich weit ausgeholt: das Fronleichnamspiel nun umfasst die ganze Offenbarung, ja es geht noch rückwärts über sie hinaus und stellt den vor der Schöpfung geschehenen Fall der Engel dar; vorwärts wird die geoffenbarte Zukunft, das Auftreten des Endechrists, sein Fall und das jüngste Gericht als Vergangenes vor Augen geführt.

Diesen Inhalt umfasst unsere Handschrift, und vertheilt ihn in 3 Theile, die sich den Stationen des Festumzugs anschließen. Der erste Theil geht bis auf Abraham; der zweite enthält die Heilsgeschichte, die im Volk Israel sich vollzieht, und endet mit dem Morde der Kinder Bethlehems; der dritte Theil geht vom Auftreten Johannes des Täufers bis zum Weltgericht.

Was die äußere Beschaffenheit der Handschrift betrifft, die, in Künzelsau aufgefunden, der dort im Hohenlohe'schen Schlosse aufbewahrten Sammlung des historischen Vereins für das wirtembergische Franken angehört, so ist sie den sonst beschriebenen ziemlich ähnlich. In, der Länge nach gebrochenen, halben Bögen enthält sie 62 beschriebene Blätter. Die einzelnen Theile sind durch Zwischenräume leerer Blätter getrennt; der erste Theil, wovon näher unten, scheint unvollständig zu sein.

Zu diesem Grundstock der Handschrift kommen noch Beilagen, die jetzt vornen und hinten angebunden sind. Diese sind nicht, wie es sonst vorkommt, ausgeschriebene Rollen, sondern Einlagen, bestimmt, an einzelnen durch Zeichen bestimmten Stellen entweder in den Zusammenhang eingeschoben oder an die Stelle des ursprüng-

lichen Wortgefüges gesetzt zu werden. Der Art finden sich 4 kleinere Stücke mit zusammen 16 Blättern vornen, und hinten ein größeres Stück von 21 Blättern, das aber auf verschiedene Stellen des Spieles sich vertheilt.

Was das Alter dieser Stücke betrifft, so trägt die Handschrift am Schlusse die Jahreszahl 1479; wenig jünger ist das größere, hinten angebundene Stück; es hat mit dem Grundstock gemein, daß alle Anfangsbuchstaben der Zeilen roth angestrichen sind, und alles Lateinische in den Überschriften und in den Anführungen aus der lateinischen Bibel und aus Kirchenliedern durchweg roth unterstrichen ist. Diese Eigenthümlichkeit fehlt den vorderen Stücken, die auch durch weniger eckige Buchstaben und flüchtigere Züge in spätere Zeit weisen. Kleinere Zusätze aus früherer und späterer Zeit finden sich auch oben und unten auf den Rändern.

Außerdem enthalten sowohl die 3 Haupttheile als auch die Zusätze mehrere eingeklebte Zettel, welche sich als Verbesserungen des ersten Wortgefüges geben; einmal, beim Kampfe Davids mit Goliath, zeigt der eingeklebte Zettel sogar eine doppelte Umarbeitung des Zwiegesprächs zwischen beiden. Dieses Flicken am alten Zeuge ist meist minder gelungen.

Das beweisen alle diese Zusätze, daß die Handschrift mehrfachen Aufführungen zum Grunde lag. Sie enthält zudem Randbemerkungen, durch welche manche Abschnitte unter sich umstellt, Auslassungen da und dort angedeutet, und einzelne Stellen andern als den ursprünglichen Personen zugetheilt werden.

Auslassungen wurden bei der Aufführung um so nöthiger, als das an sich schon große in 3 „Stationen" abzuspielende Stück durch die Einlagen unverhältnissmäßig angeschwollen war; doch beziehen sie sich nie auf ganze Abschnitte, sondern immer nur auf kleinere Zwischenreden.

In der nun folgenden Inhaltsangabe sind die Zusätze mitverarbeitet und jeder als solcher kenntlich gemacht. Wir bezeichnen die 3 Theile mit A, B, C; die vier vorderen Zusätze mit a, b, c, d; den hinteren mit e.

(A 1[a]) *Registrum processionis corporis Cristi sic ordinatur*: zwei Engel gebieten Stillschweigen und Aufmerksamkeit. *Rector processionis vertat se ad sacramentum et dicat*:

Ach liber Got von himelreich
herbarm dich hewt gar genedigleich

vber vns alle wir sein berait
dir zu dinen jn demutickait
vergib vns hewt schuld und pein
durch dy bitter marter dein
so mogen wir geeren wol
das sacrament gnaden vol
das vns zu trost ist geben
zu speisen jn das ewig leben
das brat von himel komen ist
dein warer leichnam her Jhesu Crist
laß vns dein gnad erwerben
das wir an dy speiß nit sterben
so wurt vns fur war gegeben
nach diser tzeit das ewig leben
vnd werden gespeißt ewigleich
jn dem fron himelreich
dar vmb liben heren alle
singent mit freihem schalle
bigent ewer knye alda
singent o vere dingna hostia

Chorus cantat istum versum ymni O vere etc. Nun tritt der *Rector processionis* — das ist der Name des Anführers in unserem Spiel — hervor, mahnt aufzumerken, wie „vnser liber her Jhesus Crist an der letzsten frist“ mit seinen Jüngern essen wollte,

vnd von jn schaiden als er solt
er befal jn mit rechtem fleiß
zu haben hy mit gedechtniß
seinen waren leichnam jn des brattes schein;

(1b) den soll jeder Mensch gern ehren, weil wir damit viel Gnade erwerben. Dann fährt er unmittelbar fort:

Nu sein wir alle gemenicklich
dem heiligen sacrament lobelich
zu eren hewt her kamen
Nu han ich wol vernumen
das ewer ein tail nit versten
was sy sehen vor jn gen
nu wil ich euch mit reymen bedewtten
euch ein feltigen lewtten
das ir merckent destet baß
was bedewt dises vnd das
jn der alten ee vnd jn der newen
lassent euch ewer sund rewen
so wurt euch aplas geben groß
vnd werdent der heiligen engel genaß
das vns das alles widerfar

so nement meiner ler war
neygent nyder ewer knye
mit andacht vnd mit rewe
ein jglich mensch sprech alda
den engelisch gruß Aue Maria

Hierauf leitet der *Rector processionis* auf die eigentliche Aufführung über: ihr sollt merken, wie „dy hoch Gotes myn" der Engel Schaar und die Menschheit geschaffen hat:

er hat jn freihen willen geben;

wir sollen merken, daß uns Gott „nach jm gebildet" hat; darauf sollen wir achten

das wir Got vnsern heren
mit dem selben willen eren.

Nun tritt auf *Saluator jn creacione* und spricht:

Dy engel ich erschaffen han
das sy mir wesen vnder than
der aller schonst vnder meinem engelischen her
ist gehaisen Lucifer
vnd setz jm uff an diser stat
(2a) schon ein kron von golt ratt.

Dann zu Lucifer gewendet (wenn wir, wie der Zusammenhang lehrt, hier der späteren ordnenden Hand Recht geben müssen, welche die Stelle von unten, wo sie zwischen der Aufforderung an die zum Abfall geneigten und an die guten Engel steht, hieher ziehen):

Ich bin aller welt licht
der mir volcht der kompt nicht
ymmer jn vinsterkait — —

Der Rector pr. kündigt den Abfall Lucifers an:

Ir sollent hewt mercken all
wy dy hoffart ist ein gall
das sy sel vnd leyp vertzert
wer jr nit betzeit wert
das ist an Lucifer wol schein — —

Dieser tritt nun auf *jn forma angeli et dicat ad socios suos*:

Nu wol her gesellen mein — —
ein dinck wil ich greiffen an;
Schon clar vnd wol getzirt
bin ich vnd eben formirt
mir gebricht ach nicht
ich trag euch allen vor das licht — — —
vnd setz mein stul eben vnd fein
jch wil selber got sein.

Sathanas erklärt hiezu seine freudige Beistimmung.

(2ᵇ) Lucifer wendet sich nun auch an die „engel von cherubin“ und „von seraphin“, fragt, ob auch sie ihm „beistehen“ wollen, erhält aber die Antwort:

124 Wir wollen loben den waren Got — — —

worauf sie vor der *dominica persona* die Knie beugen, und laut das *Sanctus sanctus sanctus* anstimmen, in das der Chor einfällt.

(3ª) Saluator wendet sich zu Lucifer, und erklärt ihm:

dein hoffart vnd vber mut
sol dir nummer werden gut — — —
des mustu werden verstassen
mit allen deinen genassen
von himel jn der helle grunt — — —
ewiglich an ende
dir kans nymantz wende
vnd solt haben kainen drost
das du nummer werst erlost.

Hierauf erhält Michael den Befehl:

Michahel slag auß zu hant
Luciper den laidigen valant — — —;

was dieser mit den Worten ausführt:

Var auß du laidiger valant
das gebewt dir der heilant
du vnd dy dein genassen
sollent sein ewiglich verstassen.

Lucifer recedat deponens vestimenta angelica et jnduens vestimenta dyabolica et reveniens dicat lamentacionem suam. Diese stimmt ihrem Inhalt nach so ziemlich mit der Klage in dem Osterspiel bei Mone (2, 103), namentlich auch in dem auffallenden Gedanken, der auf die Betrachtung folgt, daß er nun ewiglich in der Hölle Pein leiden müsse:

(3ᵇ) der mir ein sawl liß machen
von scharffen schar schachen
von dem himel jn der helle grunt
an der wolt ich zu aller stunt
auff vnd nyder reitten — — —
biß an das jungste vrtail
das mir den gesche das hail — —
so mag es laider nit gesein
jch muß ymmer leiden pein
mit allen mein genassen
dy mit mir sein verstassen.

Nun kündigt der Rector die Schöpfung der Welt an, wieder mit der ausdrücklichen Hervorhebung in Betreff des Menschen:

216 freihen willen er jm hat geben
das er det jn seinem willen leben;

(4a) aber der Teufel „jn slangen weyß" habe die ersten Menschen verführt, um das Paradies und in den Tod gebracht. Darum:

das solt jr mercken eben
halten Gotes gebot vnd jn seinem willen leben
so wurt euch geben das himel bratt
235 das speißt euch fur den ewigen datt

Der Herr führt die Menschen in das Paradies, weist sie, *faciens matrimonium*, an einander, und indem er ihnen alles Andere übergiebt, warnt er sie:

246 jr mocht essen aller der speiß
dy da wechst jn dem paradeiß
an der eßt nit zu kainer stunt — — —
250 wen ir der speiß eßt so sterbt jr dat
vnd kompt dar von jn groß nat.

Adam verspricht alles Gute. (4b) Der Rector heißt aufmerken, wie der „boß dewffel" es angegriffen habe, um die Menschen in Ungehorsam zu bringen. Das geht so zu: Lucifer beruft seine Gesellen und sagt:

— zway menschen hat gemacht Got
265 wider vns dewffel zu ainem spot
ist ewer kainer so weiß
der da mocht auß dem paradeiß
mit allen seinen sinnen
der lewt ains gewinnen?

Sathanas erklärt sich bereit, *recedit, et venit jn forma serpentis ad Euam*, fragt sie, warum Gott ihnen „das obs suß vnd lustigleich" verboten habe, erhält zur Antwort: daß wir nicht sterben, Gottes Ungnade und den Tod erwerben. Darauf sagt er, 2° *temptans Euam*:

Das obs das vor euch hie stat
versucht es das ist mein rat
280 den es ist dy best speiß
dy do stet jn dem paradeiß.

Hier ist eine Lücke, äußerlich zwar nicht angedeutet, aber nothwendig anzunehmen, wenn man nicht zu der Behauptung greifen will, es sei die Absicht des Verfassers gewesen, daß Eva durch beredtes Schweigen zu antworten habe. Der dritte Anlauf des Satans ist sichtlich Beschwichtigung von Bedenken, die Eva auf seine zweite Aufforderung hin vorgebracht hatte, und da mit den oben angeführten

Zeilen die Seite 4[b] schließt, konnte der Abschreiber um so leichter einige Zeilen übersehen. (5[a]) Sathanas, 3° *temptans Euam*, sagt:

Eß das obs zu diser stunt
ir kain vnrecht dar an dunt
Got hat es euch verbotten vmb einen list
jch sag euch das war ist
er forcht ir wertt den gotter geleich
das geschicht sicherleich
wen ir geßt diser speiß
werdent ir ach alsot weiß
das ir erkennent jn ewerem mut
es sey boße oder gut.

Hiemit ist Eva gefangen:

Ob ich des obs gerne esse
vnd Gotes gebot vergesse
so kan ich es mit sinnen
von dem bawm nit gewinnen

Sathanas:

Eua dar vmb bin ich hye berait
vberheben dich der arbait — —

et porrigens pomum dicens:

Se Eua vnd beiß an
gib Adam ach deinem liben man
vnd haisen jn essen der besten speiß
dy irgent wechst jn dem paradeiß.

Sie nimmt, isst, giebt dem Adam, und er isst auch. *Sathanas alta voce emittat risum: ho ho ho ho! et dicat*:

Mein wil der ist volbracht
dar nach ich lang han gedacht
jr seint getretten jn meinen orden
vnd seint nu mein aigen worden.

Er verkündigt dem Lucifer seinen glücklichen Erfolg [1]), und wird — 5[b] — höchlich belobt.

Post hoc venit Saluator, vocat: Adam! Adam abscondit se, und sagt auf die Frage: „wu bistu kumen?“

— — ich forcht dich
vnd det das uff ainen sin
dar vmb das ich nackend bin.

---

[1]) Her dein wil ist volbracht
recht als du selber hast gedacht
ich han sy baid belogen
vnd sy betrogen
ich han sy baide geschent
das weip hat den man geblent.

Die weitere Ausführung — 6ª — schließt sich fast wörtlich an die biblische Urkunde an. (6ᵇ) Die Engel erhalten Befehl, die Menschen aus dem Paradies zu treiben. *Adam dicat ad populum lamentabiliter*:

Waffen hewt mir armen man
ach was han ich gethan
jch han verdint Gotes zorn
(7ª) 405 dar vmb so han ich verlorn
dy fraid jn dem paradeyß — — —
412 das ist mir jnnicklichen laidt
jch muß gen an dy arbait.

Tunc accedunt dyabuli et Luciper assumit eos dicens alta voce: ho ro ho!

Nu gent mit mir das ist mein rat
415 jch wil euch furen vff den pfat
vff dy erden jn das iamerthal
da wertt jr sehen vber al
jamer lait ach vnd we
jr komt von mir nit me
420 mit tawssent listen versuch ich euch wol
vnd mach euch aller sunden vol
dar nach komen ich vnd mein gesellen
vnd furen euch mit vns jn dy helle
da mussent jr Gotes amplick vermeiden
425 vnd mussent mit vns ewiglich leiden
ro ho ro ho

Im weiteren Verlauf von A treten nun Cain und Abel auf:

Abel was ein rechter man
dar vmb was jm der bruder gram
er opffert Got des besten
Cayn flaiß sich des bosten
535 Cayn opffer was Got ein spot
dar vmb erslug er seinen bruder zu dat;

an dieses „beyspil" knüpft der Rector die Ermahnung

437 wolt jr nu ewiglichen leben
opffer vnd zehent solt jr recht geben.

(7ᵇ) Abel opfert ein Lamm, *Cain manipulum flagellarum*; Abel wird vom Saluator gelobt, zu Cain sagt er, daß sein Zehent und Opfer nicht gerecht sei, worauf dieser in Ärger ausbricht, von der *dominica persona* gewarnt wird, was ihn — 8ª — nur bestärkt in seinem Neid. Auf die Unthat folgt die Untersuchung, Strafankündigung und — 8ᵇ — Beilegung des Zeichens auf der Stirne. Auch letzteres wird ihm zum Unsegen, wie er in seiner Klage, welche diesen Abschnitt schließt, es selbst ausspricht:

der schopfer von himelreich
der wolt mir sein genedickleich
535 vnd het mir alle mein schuld vergeben;
. . . . .
540 ein zaichen det ich tragen
das mich nyman kennen det
so haben mich des tewffels ret
so gantz vnd gar durchkrochen
das ich selber hab gesprochen
545 mein missedat vnd boschait
(9a) sein großer dan Gotes barmhertzickait
vnd han verdinet Gotes zorn
vnd muß sein ewiglichen verlorn — — —

Bei Noah, der *cum archa accedit*, berichtet die Einleitung des Rectors:

dy archa bedewt vns wol
560 dy rein Maria genaden vol
jn dy vnser her Jhesus Crist kam
vnd menschlich natur an sich nam;

er mahnt, das sündige Leben zu bessern, und die Maria anzurufen:

sy wol vns rew vnd genad erwerben
570 das wir an das sacrament nit sterben.

Noah erhält Befehl, vor jähem Tod sich vorzusehen:

(9b) 595 du macht nit lenger frist gehaben
dy archen mach jn sieben tagen.

Noah sagt, er könne das, und bittet auch für die Zeit, wann Gottes Zorn vergangen sei, um Gnade für sich und seine Nachkommen. Diese wird ihm zugesagt:

Der regen bog vnd sein schein
sol ein vestes worttzaichen sein;
615 jch han bei meiner rechten hant gesworn
der mensch wurt nit mer verlorn
mit dem wasser uff der erden
618 wan so das jungst gericht sol werden;
620 himel vnd erden werden dan verbrant.

Von Abraham sagt der Rector:

623 Jr sollent dy figur ach mercken
dy euch an geharsam sol stercken
(10a) vnd jn rechtem glawben vestigen wol — —

Hiefür wird besonders das befohlene und beabsichtigte Opfer Isaaks angeführt und dargestellt. (10b) Der Engel Gabriel, der dem Abraham in den Arm fällt, freut sich seiner Bereitwilligkeit, und erklärt:

661 das ist zu gerechtickait dir getzelt
zu ainem vatter vnd konig bistu erwelt

vnd jn dem geslecht vnd namen dein
sol alles volck gesegent sein
geharsam Got vil liber ist
wan das opffer zu aller frist

Wie die letzten zwei Zeilen mit der so oft und stark hervorgehobenen Hauptforderung, Opfer und Zehnten recht zu geben, zusammenstimmen, darüber sich Rechenschaft zu geben, scheint der Verfasser zu unbefangen gewesen zu sein, eine Eigenschaft, die ja auch oben Zeile 616—18 vgl. 620 auffallen musste.

Der Rector führt nun Abrahams Segnung durch Melchisedek ein: das Brot und der Wein, welche dieser geopfert, sei eine rechte „figur"

des lebendigen brats von himelreich
das fur vns wurt geopffert degleich.

Melchisedek selbst weist von sich auf einen künftigen Priester hin, der ewig sein werde:

dem wurt man opffern brat vnd wein
das wurt ein newung ordenung
vmb aller welt erlosung.

Mit diesen Worten bricht der erste Theil ab. Der zweite Theil fängt mit Mose an. Es bleibt eine große Lücke. Die Papierlage, auf welche A geschrieben ist, war zu Ende; die sich anschließende, welche auf 14 Blättern den größten Theil von B enthält, hat vornen 4 leere Blätter, welche auch durch die mit einem scharfen Werkzeug eingedrückten Linien bereits zur Aufnahme von Schrift vorbereitet waren. Ferner schließt B, denn von C als dem Schluß des Ganzen ist hier abzusehen, mit einer abschließenden Anrede der Engel und dem aaronitischen Segen; ja es heißt: *et dant benediccionem ut supra.* Wir haben also hier den Ausfall einiger Stücke aus dem Leben der späteren Erzväter, wo nicht zu beklagen, so doch anzunehmen.

B. In *secunda staccione* tritt, wie gesagt, zuerst Mose auf. Der Rector erinnert an die durch ihn geschehenen Wunder, und führt namentlich aus:

das brat jn von dem himel flaß
do mit speißt er sy das ist war
jn der wustung manig jar
das himel brat ein figur gewest ist
des waren leichnams heren Jhesu Crist
da mit wir uff der erden
gaistlich sollen gespeißt werden.

Dominica persona verkündigt dem Mose die Zehn Gebote, mit dem Auftrag, sie dem Volke zu geben. Er thut dieß, *ad pueros* [*et*] *ad Sinagogam* gewendet in lateinischen Hexametern:

(1b)
Solum crede Deum nec vane jura per ipsum
Sabbata sanctifices habeas jn honore parentes
Non sis occisor fur mechus testis jniquus
Nullius nuptam cupias nec res alienas.

Daran knüpft sich eine Ermahnung an das Volk, worauf dieses Gehorsam verspricht. Mose wird zu Gott auf den Berg berufen, übergiebt dem Aaron die Aufsicht über das Volk, und erhält von Gott die Gesetzestafeln, mit besonderer Einschärfung des Gebots, den „sabaoth" zu heiligen. Unterdessen — 2a — *surgit Sinagoga contra Aaron*: man könne nicht wissen, was aus Mose geworden sei, Aaron sei jetzt ihr „vorgener". Dieser wartet keine weitere Aufforderung ab, sondern sagt gleich:

Hortt ir kinder lat euch sagen
wolt ir ander Gotter haben
so nempt ewer golt
werfft das jn des fewers nat
vnd was dar aus thut schein
das sol ewer Got sein.

Das Kalb wird auf eine Säule gestellt, und das Volk ruft: „Diß sein dein Gotter!" *Dominica persona* — 2b — unterrichtet den Mose von dem Vorfall, und spricht zuletzt:

las mich sy straffen jn dem zorn mein
sy verdilcken vnd pringen jn pein.

Mose bittet den Herrn, um seinetwillen den Zorn „vnder wegen" zu lassen; er kommt herab, und spricht *ad pueros furiose et proiciens retro vitulum et proiciens ante eos tabulas*: „O ir tewffelischen kint!" u. s. w., (3a) zieht Aaron zur Verantwortung, der mit den obigen Worten und mit Berufung auf des Volkes „vnstůmickait" sich entschuldigt. Mose wird wieder auf den Berg berufen, erhält die neuen Tafeln und verkündet dem Volke deutsch die Gebote.

(3b) *Josue cum botro accedat.* Der Rector erzählt die Geschichte und deutet sie:

der trawb bedewt Jhesum Crist
der an dem heiligen creutz gecruckt ist
von jm floß sein blut rosen var
das hat vns gewaschen gar
von allen vnser sunden bant
her hilff vns jn das gelobt lant — — —

Nach Josua geht, gleichfalls stumm, über die Bühne *Sampson portans ianuam,*

der dy mewer vnd thor zerbrach . . .
das bedewt vns wy Jhesus Crist
von dem dat erstanden ist
da vor was er zu der helle kumen
vnd hat dem dewffel seinen gewalt genomen
dy helle thur zerbrochen gar — — —

(4ª) *Accedat Dauid et Golias.* David,

do er jm den sig an gewan
des ward er ein werder man
Cristus von seinem geslecht ist geborn
der versunt vns des vatters zorn
ein iglich mensch noch alsus
mit dem dewffel streitten muß
der vns dag vnd nacht vichtet an
das merckent frawen vnd man
allen feinden ir an gesicht
vertzagt [ir] an rechtem glawben nicht.

Goliath schilt den David, dieser erwidert, seine Stärke liege „an Gotes gut". Die Seite 4ª hört hoch oben auf, es könnten noch 5—6 Zeilen dastehen. Ist vielleicht eine Andeutung ausgefallen, wie der Kampf selbst auf der Bühne vor sich zu gehen habe?

Eine äußerst gedehnte, vielfach matte Darstellung findet — 4ᵇ — — 7ª — das Urtheil Salomos, das auch der Verfasser nicht besser mit der Bedeutung des Festes, dem das Spiel gilt, zu verbinden wusste, als durch die Ermahnung, es solle Jedermann auch so gerecht richten. Dafür liefert uns der Abschreiber einen der auffallendsten Beweise, wieviel er Latein verstand: der vielfach vorkommende *procurator Salomonis* heißt durchweg *procreator.*

Hier tritt zum ersten Mal der Fall ein, daß eine Randbemerkung auf die Zusätze verweist, und zwar gleich auf den nach Ausdehnung und Inhalt bedeutendsten, den Anfang von e. Während ursprünglich an Salomos Urtheil Jesaja und seine Nachfolger sich anschließen, schien dieß später doch gar zu unvermittelt zu sein, und dem Versuch, Wesen und Bedeutung der Propheten zu erklären, verdankt unsere Handschrift eine Bearbeitung der alten, handschriftlich vielfach vorhandenen, aber noch nie ausführlich gedruckten *Litigatio sororum misericordie pacis justicie et veritatis* *),

*) Ein Druck dieses Stücks liegt jetzt vor in der Einleitung zu Bartsch's Ausgabe der Erlösung, Quedlinb. und Leipz. 1858. Was dort Erzählung, ist in

als deren Quelle neuestens Piper (evang. Jahrb. auf 1859, S. 17 ff.) eine Predigt des h. Bernhard über Psalm 85 (Vulg. 84) v. 11. nachgewiesen hat. Nachdem dort Gott der Vater die beiden streitenden Schwesternpaare an seinen Sohn, „der dy weißait ist", gewiesen, und dieser den Entschluß ausgesprochen hat, um beiden Forderungen, dem Recht und der Liebe zu genügen, sich selbst hinzugeben, so spricht er zu den Propheten (deren Anwesenheit vorher nicht erwähnt ist, die aber nach dem Zusammenhang als Zuhörer der Berathung im Himmel zu denken sind):

Seyt euch an diser stunt
aller mein rat ist worden kunt
so solt ir drast den lewtten sagen
— — —
Got wille kumen jn der tzeit
vnd wil euch warleich
erlosen alle gleich.

Damit ist dem Auftreten der Propheten im ursprünglichen Stücke der Weg gebahnt. Jesaja, Jeremia, Daniel treten jeder mit einer Hauptweissagung auf — 7^{ab} —; unmittelbar darauf *accedat Zacharias Elizabeth et angelus Gabrihel*". — 8^{a} — Von dem verkündigenden Engel fordert Zacharias ungläubig ein Zeichen, und dieser sagt, er solle „vnsprech" sein, bis Elisabet das Kind gebäre.

Der nun folgende Abschnitt hat die ausdrückliche Überschrift: *Annunciacio Marie. Accedat Maria sine puero sedens jn sede versus sacramentum, et angelus Gabrihel veniens stet ante eam.* Der Rector spricht zum Volke:

Hy hebt sich an zu hant
als Gabriel der engel wart gesant
zu Maria der rein mait
ein gutten gruß er ir da sait
das sy den enpfahen solt
der alle welt erlosen wolt
nu ruffent dy liben Maria an

unserem Stück dramatisiert, und die Reden sind fast Wort für Wort gleich; die Benützung dieses Stücks bricht aber Z. 313 ab. Z. 1—55 spricht der *Rector processionis*. Folgende Lesarten aus e mögen bemerkt werden: Z. 44—46: „darvmb mir (= wir) noch alle | dy angeborne missedat | mussen tragen" u. s. w. Z. 86: — „menschen sein". Z. 89: „ewer bett ist". Z. 107: „geharsamkeit". Z. 149 f.: — „nicht ein wesen hat | dar vmb mog dy m. Z. 167 f.: „zwaywnge — ainwnge". Z. 188: „solt du es thun". Z. 189: „han ich vernumen". Z. 219 f. ist umstellt. Z. 230: „des zorns sein". Z. 237: „baid vbel vnd arck".

fur dy sund, dy ir habt gethan
das sy vnser fur sprech wol sein
gegen irem aller libsten kindelein.

(8b) Der Verkündigung selbst folgt der Gesang *Te Deum,* den Gabriel *et alij angeli flectentes genua ante Mariam* ausführen. (9a) Maria besucht die Elisabeth, und (9b) nach der Rückkehr *ad locum suum* stimmt sie *jn sexto tono* das lateinische Magnificat an, das von ihr und dem Chore im Wechselgesang ausgeführt wird.

Eine Randbemerkung: *sequitur Cesar Augustus* weist uns wieder in die Zusätze von e, dem hier als dritte Zugabe c zur Seite steht. Augustus mit dem Befehl, „zu beschreiben alles menschlich geslecht", giebt die Veranlassung, daß Joseph die Maria auffordert, mit ihm nach Bethlehem zu ziehen. Maria sagt, sie wolle gehorsam sein:

auf den weck ist mir gach
885 ge mir vor ich ge dir nach.

(10a) Gabriel tritt zu ihr, und *apportat ei puerum ad vlnas suas.* Die Anbetung der Hirten — 10b — ist in c weitläufig ausgeführt. Die erste Bearbeitung selbst fällt — 10b — 14a — in der Geschichte der anbetenden Könige, der Flucht Josephs mit der Mutter und dem Kinde, und des Kindermords in eine Breite, die mit dem Zweck eines Fronleichnamspiels in gar keinem Verhältniss steht, wie denn auch nicht einmal in den Einleitungen des Rectors ein hierauf hinweisendes Wort sich findet. Noch mehr geht die Umarbeitung in e und die spätere eng damit zusammenhängende in c über alles Maß hinaus. Hervorzuheben ist davon nur, wie die spätere Zeit für den zweiten Theil, der mit dem Kindermorde schließt, einen weicheren Ausgang suchte; sie findet diesen in den Klagen der *tres Racheles plorantes portantes pueros,* die auch anderweitig vorkommen. Man kann sich hier des Gedankens nicht erwehren, daß der Verfasser des Spiels und noch mehr die späteren Benützer der Versuchung unterlegen seien, aus dem gerade über die Geburt Jesu reichlich vorliegenden schon in die Form der Spiele gebrachten Stoff mehr als gut war, aufzunehmen.

Wie schon oben bemerkt, hat der zweite Theil einen liturgischen Schluß. Zwei Engel stimmen an: *et ambulabunt reges* (Jesaj. 60, 3), wobei der Chor sie begleitet, dann geben sie deutsch dem Volk die Ermahnung, an Maria und ihr liebes Kindelein sich zu halten, heißen alle den englischen Gruß anstimmen, *et dant benediccionem**).

*) *ut supra,* fügt, wie schon zum Schlusse des 1. Theils bemerkt wurde, die Hs. bei.

C. *In tercia staccione — — accedat Johannes baptista* mit dem Spruche *Ego vox clamantis* (Jes. 40, 3), der verdeutscht und angewendet wird. Dann kommt Herodes mit Frau und Tochter und Gefolge, *ad conviuium*. Wie sie sitzen, tritt — 1 b — Johannes auf, und straft den Herodes. Die Frau bittet ihn, ihr diese täglichen Auftritte zu ersparen, worauf — 2 a — Herodes den Johannes ins Gefängniss legen lässt. Ein neues Gastmahl findet statt; die Bitte der Tochter — 2 b, 3 a — veranlasst den Befehl zur Hinrichtung des Johannes. Der „lictor" bittet diesen um Verzeihung, daß er gehorsam sein müsse, — 3 b — bringt das abgeschlagene Haupt, übergiebt es, und Alles ist froh über diesen Ausgang. Da tritt — 4 a — Sathanas auf, *clamat Lucipero et dicat*:

210 Luciper das kumpt vns eben
das weip dut jn vnserm willen leben
dar vmb wollen wir jr geben zu lan
jn der hell ein dewffelischen kran — —

Lucifer stimmt damit überein: ich

222 — wil jr uff setzen dy kran
dy ich selbs verdint han — —

dann heißt es: *et ducat eam ad jnfernum*. Dem Zusatz d, der dem bisherigen Abschnitte von C zur Seite geht, thun wir alle gebührende Ehre an, wenn wir wenigstens seine Erweiterung dieses Schlusses beistimmend herübernehmen: *Et ducunt Herodem uxorem et filiam*.

Folgen wir der die 3 ersten Abschnitte dieses Theils umordnenden Randbemerkung, so gehört hieher, oder eigentlich schon vor die *decollacio Johannis* die *temptacio jn deserto*, 6 ab, deren Darstellung ganz an die evangelische Erzählung sich anschließt. Hierauf folgt — 7 a — die Berufung der Jünger, und dann die zuerst zu weit vorgeschobene Geschichte der Maria Magdalena — 4 a, 5 b —. Dieses Stück ist im Vergleich mit den sonst bekannten Darstellungen sehr einfach gehalten; das Zureden der Martha bewirkt schnell die Sinnesänderung der Schwester, diese salbt den Herrn, findet Gnade und stellt sich selbst dem Volke vor als ein lockendes Beispiel der Bekehrung: ich

412 — bin jn großen sunden gelegen
dy tewffel haben mein gepflegen
nu hat mich Got selber ernert
das ich mich von solchen großen sunden hab bekert — — —

Dem großen Sprung, mit dem C von hier aus oder nach der eigentlichen Ordnung gleich von der Versuchung aus zur Leidensgeschichte Jesu übergeht, kommen die Zusätze a und b zu Hilfe. Letzterer hat die Geschichte der auf dem Ehebruch ertappten Frau und die Heilung des Blindgeborenen, a die letzte große Wunderthat Jesu, die Auferweckung des Lazarus, zum Gegenstand. In beiden Stücken ist die menschliche Ursache des Todes Jesu, der Gegensatz der Juden gegen seine Worte und Werke, deutlich hervorgehoben; in b droht schon ein Judenoberster dem Herrn:

gen dein weck du alter dor
wir wollen dich nummer horn
oder wir wollen alle gemain
dich werffen mit großen stain.

Damit ist dann der Übergang zur Leidensgeschichte gut vermittelt. Diese bis zur Hinausführung auf den Richtplatz ist in C in kurzen Zügen — 7^a — 9^b — dargestellt, in e auf 11 Blättern weitläufig ausgesponnen. Damit haben aber auch die Zusätze ein Ende, wir sind wieder einzig an C gewiesen, wo fortan auch wieder die dem Feste angemessene eigenthümliche Anordnung und Darstellung erfreulich durchbricht.

Der kreuztragende Heiland scheint im Hintergrunde verschwunden zu sein. Die Kreuzigung selbst wurde hier nicht auf die Bühne gebracht. Dafür treten sinnbildliche Darstellungen, erläutert durch den Rector, ein. *Accedat unus sacerdos de sacerdotibus et laycus vnus cum eo portans signum crucis. Tunc idem sacerdos tenens crucem jn manu et cantat: Ecce lignum crucis in quo salus mundi pependit! Venite, adoremus ter. Chorus respondeat: Beati jnmaculati* etc. (Psalm. 119, Vulg. 118, V. 1). Hierauf eine kurze Ermahnung. *Tunc accedat Johannes apostolus cum Maria portans gladium*, dessen Bedeutung zuerst der Rector, dann Maria selbst erklärt. *Tunc recedunt omnes simul.*

W. Wackernagel (Lit. Gesch. S. 311) berichtet, die Höllenfahrt werde aus scenischen Gründen überall hinter die Auferstehung verlegt; Hase (das geistl. Schauspiel S. 17) setzt statt „überall" wenigstens „insgemein"; dann bildet unsere Hs. die richtige Ausnahme. Zwar steht in der Überschrift: *Accedat dominica persona jn resurreccione*; dieses ist aber zusammenzuhalten mit den oben angeführten: *Accedat Saluator jn creacione, jn temptatione*, und kann doch nichts Anderes heißen, als: er tritt auf in der äußeren Ausrüstung

als der Schöpfer, im Stande der Erniedrigung als der Versuchte, und zuletzt mit den Attributen des Auferstandenen. Anders kann er nach der Kirchenlehre auch nicht auftreten in der Hölle. Die Darstellung der Höllenfahrt selbst — 10$^{a b}$ — weicht von den sonst bekannten unwesentlich ab. Die Auferstehung — 11^{a} — wird eingeleitet durch den Vorläufer Johannes:

Sehent der ist erstanden von dem dot
der vns erlost hat auß aller not
dar an solt ir kainen zweiffel han
was ich euch vor verkunt han.

Dominica persona dicat:

Ich bin von dem dat erstanden
vnd han euch erlost von allen banden.

Der Chor und das ganze Volk stimmen an: Christ ist erstanden. Hierauf die Erscheinung vor Maria Magdalena und — 11^{b} — vor Thomas.

Hiemit ist die irdische Geschichte Jesu erschöpft; unser Spiel sucht auch eine Darlegung des Reiches Gottes in der sichtbaren Kirche zu geben, und thut dies zuvorderst in dem didactischen Stücke — 12^{b} — 17^{b} — das Mone unter der Aufschrift „Fronleichnam“ (Altt. Schausp. S. 145—164) herausgegeben hat, nur daß unsere Hs. seine Einleitung Z. 1—56 nicht und seinen Schluß von Z. 543 an anders hat*). Hierauf tritt — 17^{b} — 19^{a} — eine Anzahl von Heiligen auf, ihre Wunder erzählend und zur Nachfolge mahnend: Jeorius, der die Jungfrau vom Drachen erlöst, Cristofferus, Nicolaus, der der verstoßenen Töchter sich annimmt, Katherina, Margaretha, Barbara, Dorothea, Juliana cum dyabolo, Otilia, Appolonia. Diese Geschichten, welche wohl den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum darstellen sollen, stehen in ihrer Ausführung in ganz losem Zusammenhang mit dem Feste; sogar bei der h. Barbara ist nur wie beiläufig erwähnt:

der da ert Got durch dy marter mein
des gutter fursprech wil ich gegen Got sein
das jm an seinem letzsten end wurt geben
das heilig sacrament vnd das ewig leben.

*) Mone's Text ist im Durchschnitt besser und vollständiger; doch bietet unsere Hs. auch ihm einzelne Hilfen, z. B. Z. 64: funff hundert jar; Z. 266: (gefangen) jn der vinsterniss gezwangen; 341: dem richter; 349: fert st. wert; 372: wainen vnd tzanclaffen; nach Z. 522 die Zählung des zwölften Stücks des Glaubens.

Eine ganz eigenthümliche Darstellung findet der Kampf des Christenthums mit dem Judenthum. Dem Rector processionis fällt hier eine ganz selbständige Stellung zu. Er führt ein Streitgespräch über die Wahrheit der christlichen Hauptlehren mit Sinagoga, dieser oft auftretenden, halb geschichtlichen (darum zuweilen als Archisinagoga eingeführten), halb symbolischen Gestalt, welche das ganze jüdische Wesen, die „Judischait", zur Erscheinung bringt. Sinagoga tritt auf *cum pueris, eos jnformando et percuciendo cum virga*, lässt einen Knaben hebräisch sein sollende Worte hersagen, und befiehlt ihm dann: *„sage es zu deusch das es dich ach versten."* *Tunc puer vertat se ad populum et dicat*

(19b) O ir cristen o ir keyen (= Gojim?)
o ir groben vnselig leihen
ir seit sicher all thorn
glawbt ir das ein junckfraw hab geborn
den mein vetter haben gefangen
gemartert gecrewtzickt vnd gehangen
vnd wer er rechter Got gewesen
er wer wol von jn genesen.

Sinagoga facit alium puerum surgere jn tali modo:
Ir cristen ir seint all affen
vnd volgent ewern pfaffen
dy kunnen euch predigen wol
biß jn der bewtel wurt vol

Ihnen entgegnet der Rector processionis:
Von der alten ee wollen wir lan
vnd wollen fahen ein cristen glawben an
dan das ist alles ein figur gewesen
das wir jn der alten ee haben gelesen
dy prophecey vnd figur sein erfullet gar — —
jr Juden sehent ewer bucher recht an
so findt ir das ich war vnd recht han.

(20a) *Sinagoga surgat et respondeat furiose*:
Sag an wur vmb sol ich sweigen dir
wiltu auß der geschrifft antwortten mir
ich beweise wol mit allem meinem geslecht
das mein glawb ist war vnd recht — —
du sprichst das dut mir gar zorn
ein junckfraw hab ein kint geborn — — —

tunc Sinagoga cantat cum pueris:
Nunquam natura fregit sua janua
ut virgo pariat et Deus homo fieret;

hierauf 6 Zeilen hebräisches, immer mehr in lateinische Klänge sich verlierendes Geschrei, und dann:

2363 ein swartze ku geit weiße milch
das duth ein graher munch nit.

Auch die andere Abtheilung der Knaben lässt ihren Widerspruch vernehmen; der Rector pr. in seiner Entgegnung wendet auf die Juden zuerst Jesaj. 6, 10. (*exceca cor populi hujus* etc.) an, und beweist dann (20[b]) aus Jesaj. 7, 14. (*virgo concipiet*) und Jeremj. 31, 22. (*femina circumdabit virum*), daß die Geburt Christi von einer Jungfrau geweissagt sei. Da Sinagoga sich hiedurch nicht überwunden bekennt, deutet der Rector den blühenden Stab Aarons (Num. 17) als

2421 — — ein recht figur
(21[a]) das wider dy gewonhait der natur
Maria der licht morgen stern
Messiam Jhesum Cristum solt gebern;

auch der brennende Dornbusch, der nicht verzehrt ward (Exod. 3)

2429 — bedewt dy rain kewschait
dy an dy edeln Maria ist gelait — —.

Hiedurch in die Enge getrieben:

2438 du waist dy alten bucher gar wol
jch main du seist der dewffel vol
es ist war als du sagst mir
aber dein glawb ist der warhait nit gleich.

richtet Sinagoga den Angriff auf eine andere Lehre:

2444 du sprichst wy das dein Got
werd geseget jn ein weiß brot
das ist tzu mal vnmuglich
vnd ist mir nit glawblich
wan nymant Got begreyffen kan
so ist er kainer creatur vnderthan.

Hierauf der Rector:

2452 — — dein großer vnglawb leßt dich nit verstan
wen Got seiner creatur ist vnder than
was er wirdickait vnd crafft
geben hat der pristerschafft — —
2458 — in dem buch exodus
fur war geschriben stet alsus — —
2461 wy das der almechtig Got
den vettern gab das himelbrot — —
(21[b]) dabey vns betzaichet ist
das vnser her Jhesus Crist
mit seinem fronleichnam speißen wil
dy cristenhait an endes tzil
von der edel speiß gaistlich

her Dauid schreibt gar aigentlich
panem angelorum manducauit homo
panem de celo prestitisti eis domine*)
der mensch der isset der engel brat
das speißet jn fur den ewigen dat
liber Jud nu las dawffen dich
so verstest du dan gar aigentlich
vnd verkundest allem deinem geslecht
das cristen glawben ist gerecht.

Sinagoga furiose respuat dicens:

— jch bin beschnitten nach der alten ee
kaines dawffes bedarff ich nit me
wir sein hie her Abrahams kint
dy cristenhait ist gar blint
du sprichst das vatter sun vnd gaist ain Got sey
da beweise mich dy geschrifft bey
wan ich hon ny gehort noch gelesen
das drey mochten ainer gewesen.

Rector processionis respondeat Sinagoge:

Abraham tres vidit et vnum adorauit.

Sinagoga respondeat:

Vff mein judischait das ist war.

Der Rector fährt dann unter Anführung von Psalm. 67 (Vulg. 66) V. 7. 8. fort:

(22a) Her Dauid jn dem gaist wol hat bekant
vnd dreistunt ain Got genant
das hab fur ein rechtes gebot
vatter sun heiliger gaist ain warer Got
der gesegent vns alle an diser stat
wan dein vnglawb kain end hat

Sinagoga greift nun zur letzten Ausflucht:

Ich muß bekennen der warhayt
was du hast gesayt
stet alles geschriben jn der alten ee
allain ich des dir nit geste
das Meßias der gelobt sey kumen
von meinen alten han ich vernumen
das er noch zu kunftig sey — —
O Messias kom es ist tzeit
wan aller meiner glawb an dir leyt

Rector fängt lateinisch an mit Genes. 49, 10., legt die Stelle deutsch aus und sagt:

*) Psalm 78 (Vulg. 77) V. 25. Sapient. 16, 20.

wiltu dy prophecey recht verstan
so soltu dein vnglawben lan
wan Messias fur war kumen ist
vnser her Jhesus Crist — —

(22b) Sinagoga leugnet, daß Jesus der Messias sei; wenn es auch jetzt schlimm mit den Juden stehe, so daß ihre Zerstreuung eine scheinbare Erfüllung der Weissagung sei — —

es ist wol geschehen me
vmb vnser vetter missedat
das sy Got gepeinigt hat;

sie waren in Babylon, in Ägypten gefangen; aber

Got liß sy altzu leben
vnd hat jn vil sund vergeben
nu sein wir noch in hoffnung
wy lange sich verzeucht vnser erlosung
wir werden erlost tzu der frist
so Messias kumen ist.

Darauf führt der Rector Amos 2, 6 an:

Amos der prophet geschriben hat
du waist wol an welcher stat
dem volck von Israel wil ich verlan
drey große sund dy sy haben gethan
dy virt wurt jn vergeben nummer; — —

diese bestehe darin, wird lateinisch auseinandergesetzt, daß sie Jesum gekreuzigt haben — 23a — und es knüpft sich daran die wiederholte Mahnung zur Bekehrung. Sinagoga gesteht:

das dir vnser bucher sein so kunt
das clagen mein vetter zu aller stunt;

aber darum haben doch die Juden Recht:

jch wil mich liber brennen lan
dan ich dir bey stan
jn her Abrahams gartten
wil ich meiner gesellen warten.

Tunc Sinagoga recedit cum pueris. Accedunt duo angeli et cantent:

Nu fraw dich du heilige cristenhait
das so groß wird an dich ist gelait
du hast dy Juden vberwunden gar
vnd gehorst an der engel schar — —
Got — — —
— trenckt dich mit seinem rosenvarben blut
das er kainem andern volck thut — —
dar vmb vertzage an deinem glawben nicht
(23b) was widerwertickait dir geschicht

so gewinstu ewig fraide groß
2624 vnd wurst der heiligen engel genoß.

Hiemit ist der eigenthümlichste Theil unseres Spieles abgeschlossen. Der Verfertiger desselben ist so wenig der Ansicht der Juden, daß es noch Zeit sei, auf den Messias zu warten, daß er nun unmittelbar die Darstellung der künftigen Weltvollendung eintreten lässt. Er kann hiezu wieder mit Zusammenstellung älterer Stücke sich behelfen.

Als solches erscheint zuerst — 23ᵇ — 28ᵇ — die Geschichte der zehn Jungfrauen, von denen die fünf klugen sogleich in den Himmel aufgenommen, die fünf thörichten trotz wiederholter Fürbitten des Petrus und der Maria ausgeschlossen und von Lucifer in Empfang genommen werden.

Als zweites Stück dieser letzten Reihe erscheint das Auftreten des Antechrists und das Gericht über denselben — 28ᵇ — 31ᵇ —

Zuletzt erscheint (31ᵇ — 33ᵇ) die Auferweckung der Todten und (33ᵇ — 37ᵇ) das allgemeine Weltgericht. *Michahel dividet mortuos, assumat vnam partem et dyabolus aliam partem et Lucifer respondeat angelo:*

(34ᵃ) Liber gesel du fugest mir eben
3435 du hast mir das großer tail geben
ob mir nit me werden sol
so benugt mich an der tailung wol.

Die auf der Rechten stimmen ihren Dank gegen Gott an, daß er sie für den Himmel bewahrt habe.

Hier noch ein Zwischenspiel — 34ᵇ — 36ᵇ —: Streitgespräch zwischen der Seele und dem Leib, von denen jedes dem andern die Schuld der Sünde aufbürden will, die aber, wie sie zusammen gesündigt haben, so nun zusammen der Hölle übergeben werden.

Dann geht das Weltgericht über die Bösen weiter — 36ᵇ — — 37ᵇ —; der Rector ruft die Mutter der Barmherzigkeit zu Hilfe; diese beugt die Knie vor ihrem Sohne in Fürbitte für die zur Verdammniss Bestimmten; aber die Antwort lautet:

(37ᵃ) Muter wer dir dinst hat gethan
das wil ich jn gern genissen lan
3605 wer aber gebitten hat biß an dise stat
des mag nit wol werden rat — —;

und so werden denn die Verdammten dem Lucifer überlassen, der mit Hohngelächter sie mitnimmt tief in der Hölle Grund.

An die Zuschauer gewendet tritt hierauf (37ᵇ — 38ᵃ) der Pabst auf. Seine Rede — mit der bei Mone nur dem allgemeinen Sinn

nach verwandt — beginnt mit ausführlicher Betrachtung des Werths des gesegneten Brotes, mahnt, dasselbe würdig zu gebrauchen, die Priesterschaft, der es übergeben sei (wo auf Matth. 8, 4:

3789 gent hin, beweist euch der pristerschafft

sich berufen wird), zu ehren und so des ewigen Lebens sich theilhaftig zu machen.

Die beiden Engel, welche das Spiel eröffnet hatten, wiederholen kurz noch einmal — 38^{ab} — die Mahnungen des Pabstes, *et dant benediccionem. Chorus respondeat Amen.*

Was die Zerbster Procession (Haupt Ztschr. 2, 276 ff.) mehr als Schaustellung ist, das ist unser Stück, nur viel weiter ausgeführt, als Schauspiel. Der Theil, in dem die Heiligen auftreten, scheint der einzige zu sein, welcher dort eine breitere Darstellung erfuhr. Freilich ist unser Spiel nicht an den Aufzug der Zünfte gebunden, hat auch keine Absicht, Geld zu gewinnen, sondern stellt sich rein in den Dienst der Festfeier.

Einen Fortschritt namentlich scheint unser Spiel vor älteren voraus zu haben. Es ist durchaus ernst gehalten. Keine prahlende Soldaten am Grabe, kein feilschender Salbenhändler, kein auf Spaß berechnetes Zwischenspiel. Denn was Sinagoga gegen das Christenthum vorbringt, mag wohl uns heutzutage minder würdig vorkommen, es konnte aber sicherlich im 15. Jh. nur ein ganz ernster Versuch sein, die innere Unwahrheit des Judenthums darzustellen, das selbst nicht weiß, was es thut.

So unvermittelt die einzelnen Theile und Abschnitte unseres Spiels neben einander stehen, so wenig kann verkannt werden, daß sie einem tief angelegten Gedankengang folgen. Und auch der Wortausdruck ist vielfach so gut gelungen, daß das Stück über die Stufe einer geschichtlichen Sonderbarkeit weit sich erhebt.

Die Sprache ist die hochdeutsche. Im Allgemeinen ziemlich rein, trägt sie doch manche Spuren fränkischen Ursprungs. Dahin gehört die heute noch um Kocher und Jaxt übliche Gewohnheit, das lange *a* unrein, zwischen *a* und *o* auszusprechen; daher wechselt, sogar im Reime, *dat, brat, rat* — mit *dot, brot, rot* (= roth und Rath); auch in der Kürze: *genassen* und *genossen* u. dgl. Daß die 1. Pers. pl. *wir* oft *mir* lautet, hat Franken mit Schwaben gemein. Die fränkische Eigenthümlichkeit, den Doppellaut *ei* mit hellem *a* auszusprechen, ist Ursache der Schreibart in der Nachsilbe *kait* und in vielen Stämmen: *naigen, zaigen, aigen* u. s. w.; eine feine Unter-

scheidung ist mit wenigen Ausnahmen durchgeführt bei dem Worte *ein*: als Zahlwort ist es *ain*, (vgl. *kain*), als Artikel *ein* geschrieben. Die fränkische Gewohnheit, den Kehllaut *g* aspiriert auszusprechen, führt zu Formen wie: *naichstu*; *bezaichen* = *bezeugen*, *gesicht* = *gesiegt* u. s. w.

Im Gebrauch der Consonanten herrscht beim Schreiber große Regellosigkeit. Da das Spiel als Sprachdenkmal wenig Bedeutung hat, so wurde in den oben mitgetheilten Stellen die Schreibung der Consonanten möglichst vereinfacht, namentlich wo eine vollere und die einfachere Form nebeneinander vorkommt.

Von Unterscheidungszeichen ist im ganzen Stück nicht eines. Sie werden, da die Zeilen abgesetzt sind, auch selten vermisst.

Es wird somit auch durch die Sprache, wie durch die übrige Beschaffenheit der Handschrift bestätigt, daß unser Spiel seiner letzten Entstehung nach seinem Fundort Künzelsau zuzuweisen ist.

Überdieß ist die Handschrift noch durch eine äußere Spur als in Künzelsau entstanden nachzuweisen. Ihr früherer Einband war eine Pergamenturkunde, nach welcher „Hans von Bachenstein zu Tettingen gesessen" Güter in Marspach an Symon von Stetten verkauft. Morsbach liegt ½ Stunde, Döttingen 3 Stunden den Kocher aufwärts von Künzelsau, dazwischen Kocherstetten, der alte Sitz derer von Stetten. Diese Herren, und die gleichfalls erwähnten Wilhelm von Stetten und Jörg von Eltershofen, lebten am Ende des 15. Jahrh. Ob die Urkunde bloß Entwurf blieb oder in Gebrauch war, ist unsicher, sie beweist aber jedenfalls genug für unsern Zweck.

DÖRZBACH im wirtemb. Franken.

ZWEI LIEDER AUF ALBRECHT ACHILLES.

In die Nürnberger Papierhandschrift Cent. VII. 80 des fünfzehnten Jahrhunderts (in 4.) haben zwei Hände am Schluß zwei historische Volkslieder eingetragen, von denen ich das eine nirgends habe finden können. Beide beziehen sich auf die Fehden des Markgrafen Albrecht Achilles mit den Nürnbergern und zwar auf das Treffen bei Pillenreuth, am S. Georgen-Abend 1450. Albrecht war von Schwabach, wo er lagerte, nach dem nur wenige Stunden

entfernten Kloster Pillenreuth gezogen, um in dem bei demselben gelegenen, den Nürnbergern gehörigen Weiher zu fischen, und soll — so erzählen die Chroniken — einen Boten nach Nürnberg geschickt und die Nürnberger zum Fischessen haben einladen lassen. Die Nürnberger zogen ihm mit gewaffneter Macht entgegen und schlugen ihn. Dieß die Veranlassung zu beiden Liedern, die offenbar von Nürnbergischer Seite gesungen wurden und gleichzeitig entstanden sind.

Das erste Lied ist schon mehreremal gedruckt, aber in anderer Fassung, als es die Handschrift enthält. Die Abdrücke sind meist wieder nur aus einem Drucke entlehnt, nämlich aus Büttners Franconia (Ansbach 1813) 2, 19—23. Darnach in Hormayrs Taschenbuch 1837, S. 213—215; und nach diesem wieder bei Soltau S. 127 bis 130. Die fehlerhafte Verbindung von Strophe 12. 13, die nach Büttner die andern Drucke wiederholen, beweist das zur Genüge. Die gedruckte und die handschriftliche Recension weichen aber so stark von einander ab, daß ein Abdruck durchaus nicht überflüssig scheint.

Das zweite Lied, von älterer Hand geschrieben, ist noch unbekannt. Es ist in derselben Strophenform wie das erste; doch haben die beiden ersten Strophenzeilen im ersten Liede fünf Hebungen, im zweiten nur vier. Die Form des zweiten kehrt in vielen Volksliedern wieder. Ich gebe keinen buchstäblichen Abdruck, am wenigsten bei dem ersten Liede, dessen Orthographie schauderhaft ist, sondern eine nach Uhlands Grundsätzen gereinigte Schreibung.

I.

Was uns der winter lang hot hin genumen,
daß wirt uns in dem sumer her wider kumen,
der fullet uns die kasten:
wer in dem sumer nicht ein tregt,
der muß im winter fasten.
Dor vmb so woll wir singen unde sagen
von hawen stechen unde slagen
an sant Jorgen abent:
do hat got die von Nüremberg
mit großen eren begabet.

Die Handschrift 5. in dem bintter. 6. 7. vnd. 7. um eine Hebung zu kurz. sllachen. 8. obentt. 9. Nwrmberg. 10. wegobett.

Markgraf Albrecht kom fur sie gerant,
dor an der rat gar aigentlich erkant,
daß er mit in wolt fechten:
sie puten auf pald irer gemain
und auch irn geschlechten.

Sie zugen aus und eilten vil palde:
der furst der peitet ir in irem walde
pei einem großem weier:
dor inn wolt er gefischet haben;
gar kleine was ir feiern.

Der Reus von Plawen sprach 'ir lieben gsellen,
wer heut nach eren und gut wolle stellen,
der sol seinn solt verdienen.'
die spießer legten ein ir gleven,
die armbrustschützen die spienen.

Der edel Reuß von Plawen und der von Kaufen
die ließen menlich gen den feinten laufen
und wurden mit in treffen:
sie ruften an zu peder seit
sant Jorgen und sant Steffen.

Do sach man mangen ritterlichen reiten.
der markgraf lerte die von Nurmberg streiten,
dar zu hat ers genötet:
er hats gelert daß ritter und knecht
von in wurden getötet.

Got hat dem adeler geluck verlihen,
daß grafen und ritter Nüremberger flihen
und von in sein gestochen:
do sach man ligen auf der pan
mang spitzigen schaft zuprochen.

Der Reus von Plawen und der von Kaufen ranten,
die feinte sie mit sechs pferden tranten
mit stechen und mit hawen:

---

12. Rott. 14. Sie Sye. 16. vil] sye. palld : walld. 19. jnen. 20. klein. 23. seinen. 24. glefen. 25. svczen 26. kawf. 28. bvrden. 29. peden seitten. 30. steffan. 32. llertt. 33. 35. genott : gettott. 34. hott sie. 37. Nvrmberger. 38. won. 40. mangen. 41. kawff.

sie gwunnen in dreu panier an;
die sweben zu unser Frawen.

Von Hohenzoler weiß und swarz ich melde,
von Pairn ein gelber lewe in swarzem felde,
die sein gen Nurmberg kummen:
die haben sie mit streitper hant
irn feinten an gewunnen.

Der markgraf schol got loben und ser danken,
man setzet im zwir hinten an sein anken
mit einem scharfen spieße:
vil manchen stolzen edelman
er hinter im fachen ließe.

Der markgraf sach sein offen panier sweben,
er must die flucht mit seinen dienern heben,
gen Swabach er ein rant:
wer von eim offen panier fleucht,
der hat sein er zutrant.

Aus zwanzig gschlechten, die in turnen reiten,
die stach man in die ruck und in die seiten
und nam sie do gefangen:
die furt man ein gen Nüremberg,
gar kleine was ir prangen.

Vor Swabacher tore wurden sie erritten:
die Nüremberger swert sie erst do snitten
durch panzer in ir heute:
sechs und neunzig und hundert pferd
gewunnen sie an der peute.

Bei achzig wurden ir zu tod erslagen:
got sei in gnedig und wolle ins dort vertragen
und tail in mit sein sterben
und laß sie an dem jungsten tag
sein große gnad erwerben.

---

44. gebvnen. 45. sbeben. lliben fraven. 46. hochem cezoler. 47. leben. 49. streiper. 50. irn rechtten f. 52. seczt. 55. fochen llis. 56. Der *fehlt*. 57. heben *fehlt*. 58. sbobach. 59. einem. flewett. 60. ere. trent; oder rennet : zutrennet? 64. Nvrmberg. 65. klein. 66. tor. 67. Nwrmberger. 68. dvrch dye. 69. vnd 1^{c} pferd. 71. zu *fehlt*. 72. genedig.

Der markgraf hot gefischt mit seinem schaden;
het er sie zu den fischen nit geladen,
er hets allein wol gessen:
het er sie nit gelokt her aus,
er wer mit frid gesessen.
Er kan wol schreiben und in die fursten tragen,
er hab pei Furt vil kleiner fisch erslagen,
daß fidelt er und geiget:
die großen hecht die er ferleust
der selben er gesweiget.
Der markgraf mag seins fischens wol erschrecken.
sein edelleut die sluffen in die hecken,
daß sie sich fristen wolten.
daß sie zu Furt hin heten gelihen,
daß wart in do vergolten.

Es folgten wenigstens noch zwei Strophen, die aber abgerissen sind. Von der ersten ist noch, den Zeilen folgend, übrig 1. Dem markgroffen . . 2. mordisch Ra . . . 3. daß sreyen . . 4. weissen vnd . . 5. kllagen j . . 6. vnd llebtt . . 7. nit ver . . Von der zweiten nur ein D.

1—10 Statt der beiden ersten Strophen hat B (so nenne ich die gedruckte Recension) zwei ganz verschiedene, beginnend: Der markgraf macht daß ich von im muß singen. Die zweite ist fehlerhaft: offenbar reimen in den beiden ersten Zeilen jar, das nach 1449 zu ergänzen ist, und zwar. Die zweite ist von der dritten Strophe bei Büttner nicht getrennt.

11—15 gleich Strophe 3 B.

16—20 gleich Strophe 4 B.

17 in irem walde] der Wald bei Pillenreuth gehörte der Stadt Nürnberg.

20 in B 'es stößt der adler den geier' wohl besser als die Handschrift.

21 Reuß von Plauen war der Anführer der Nürnbergischen. B, wo 21—25 auch fünfte Strophe ist, liest 'Der Reuß von Graitz'.

25 'die andern reiter ir lenen' B.

26—30 gleich Strophe 6 B.

---

76. seinem großen saden. 77. er heitt. 78. hett sie. 79. er hett. 82. fischerlein. 86. Der *fehlt.* fichens. 87. die *vor* sluffen *fehlt.*

26 der von Kaufen] der Kunz von Kaufen B, gewöhnlich Kunz von Kaufungen genannt, war neben Reuß von Plauen Anführer der Nürnbergischen.

31—35 Nur die erste Zeile stimmt mit 7, 1 B; der übrige Theil dieser Strophe entspricht V. 43—45 unseres Textes.

36 dem adeler] d. h. den Nürnbergern.

45 die sweben zu unser Frawen] die eroberten Banner wurden in der Frauenkirche zu Nürnberg aufgehangen. Büttner a. a. O. 16.

46—50 entspricht Strophe 8 B.

47 von Pairn ein gelber lewe] das Banner Herzogs Otto von Baiern.

51—65 fehlen in B.

66—70 entspricht Strophe 12 B.

69 B hat 283 Pferde. Die Nünbergischen Chroniken erzählen, 136 markgräfliche Pferde wurden getödtet, 70 vom Adel und 172 Knechte gefangen. Büttner 14.

70 fehlerhafte Vers- und Strophenabtheilung in B; 13 B ist nur vierzeilig, offenbar ist 'dazu burger bauer reiter edelman' zur folgenden Strophe zu ziehen.

71—80 fehlen in B.

81—85 gleich 10 B; dagegen fehlt 11 B in unserem Texte.

86—90 gleich 9 B. Die Strophen 13, 14, 15 B stehen nicht in der Handschrift, die an deren Stelle wenigstens zwei hatte, wie die Trümmer zeigen.

II.

Man hat gesagt und gesungen,
in allen landen wol vernumen,
Markgraf Albrecht der fürste
kriegt das heilig reich wider recht
mit hilf so manger fürsten.

Den von Nürenberg ist er gram:
si haben im doch kein leit getan,
die stat des heiligen reiches:
si haben im zucht und er erpoten,
im und seim geleichen.

Die Hs. 3. fürst.

Gewalt hat er begangen an in,
vil schaden getan haben si im
an rauben und an prennen:
wo es alles geschehen sei,
wi lank wer es zu nennen!

Nun hort ir herren junk und alt,
was geschach in einem walt
zu Nürenberg in dem lande:
am mitwoch vor mitter fast
aldo hat sichs ergangen.

Ich wil euch die warheit sagen,
margraf Albrecht het mangen edeln geladen,
er hete sich vermeßen,
er wolt den purgern von Nürenberg
ir fisch mit gewalt eßen.

Si fischten einn se, der ist der stat,
margraf Albrecht reit also drat
die weile für die schranken,
mit großem folke für die stat:
hochmutig warn sein gedanken.

Das det er mit hilf herzog Otten:
ir aller mag man wol spotten;
sie heten sich wol besunnen:
ir gewalt des fischens
hat in misselungen.

Die purger gemein in der stat
eilten in nach unbedacht,
des gewalts wolten si nit leiden,
den hochenmut des fischens
mit ernste aldo vertreiben.

Der margraf ward also zu rat,
was in keme auß der stat,
si nemen ir kein gefangen:
das topelspel hat sich verkert,
an in selbs hats anders ergangen.

11. Gebalt. wegangen. 17. balt. 20. sich. 23. het. 26. fysten einen. 27. trat. 28. weil. srancken. 29. folck. 33. wesvnen. 35. myßlvngen.

Nürenberger zugen auß geriten und gangen,
der adel hat des so großen verlangen,
frischlich wolten sich wagen:
ritterschaft wolten si bejagen,
das man von in must sagen.

Der margraf macht sein gschicht also
mit eilen gen den von Nürenberg do
so gar mit großem geschreie:
des geschreis ward im gar schier gelegen
und ir geschick zustreuet.

Die von Nürenberg warn des streites fro
und verdruckten ritterlichen hin no,
der adel was in großer not,
man sach sein in kurzer frist
mer den hundert ligen tot.

Margraf Albrecht floch schentlich so drat
gen Swabach eilent in die stat,
vil wol tet im das sprengen:
er achtet clein seiner ritterschaft,
dor zu fürstenlicher eren.

Graf von Leiningen floch im nach,
gen Swabach was dem von Hochenloch gach,
die zwen haben wol gefischet,
das si den von Nürenberg
mit irer flucht sind entwischet.

Das panier furt der graf von Gleichen,
er hat oft beraubt das heilig reiche,
das hort man von im clagen:
zwen fischgret besteckten in im,
die must er gen Swabach tragen.

Nürenberger losung was unser frau,
das must zalen Hans von Koczau,
die fisch mocht er nit deuen:
dem margrafen was er also geheim,
das mochte in wol reuen.

48. sies? 49. wegagen. 51. geschich. 53. geschrey. 57. hin noch. 61. drot. 62. swochboch. 66. 67. noch : goch. 67. swobach. 70. entbyschet. 72. weraübt. reich. 74. westeckten. 75. swobach. 80. mocht.

Eustachius Schenk der was so sawr,
er hat verderbt mangen armen pawrn,
das kan ich euch wol sagen:
die fische smecken im so wol,
zu Nürenberg ligt er begraben.
Ist das nun * fürstenlich,
das einer fleucht so schentlich
von seim panier auß dem felde?
der flucht must manger reuter stolz
des selben tages engelten.
Manger edler ward aldo erslagen,
man hot si hin und her begraben
zu Peirn und in Franken:
das mügen alle reichstet gemein
den von Nürenberg wol danken.
Der margraf ist zu eim fischer worn,
des hat er mangen ritter und knecht verlorn,
das sag ich euch fürware:
von den fischen mag man wol sagen
über hundert jare.
Den von Nürenberg ist es wol ergangen,
sie furten heim mer den hundert gefangen
zu fußen und zu roße:
alle die mit in in einigung sein,
di loben das werde sloße.
Si peutten vil hübscher pferd so gut,
dar zu harnasch, besprenget mit plut,
und manig ritterlich targen,
arnprust und maniges reuters heß
sach man im plut umb walzen.
Ich sing euch mer ritterlicher mer:
si gewunnen dreu fursten paner,
di furten sie heim mit gewalte:
des margrafen drumetter zwen
musten do vor schallen.

82. pawren. 83. fysch. 92. wegraben. 93. vnd in dem land zu francken. 96. einem. worden: verloren. 99. 100. vielleicht: mag man sagen | sol. 104. die *fehlt*. einyvng. 107. wesprenget. 109. manyckes. 110. balczen. 112. gebvnnen. 113. gebalte.

Margraf Albrecht panier ist das ein
und das ander Hansen des pruder sein,
das drit herzog Otten:
menigleich mag wol mit ern
der dreier fürsten spotten.
Die panier hahen in Maria sal:
got behütet die von Nürenberg all,
ir keiner ward erslagen,
des mugen die von Nürenberg gemein
got wol lobe sagen.

119. eren. 121. hochen. 122. wehüttet. 124. das.

Dann ist ein Blatt ausgerissen, das noch etwa fünf Strophen enthielt. Übrig ist noch: 1. reich . . 2. Margr . . 3. pit got. Die folgenden Verstrümmer sind von der Hand, die das erste Lied schrieb, roth geschrieben. 1. Ich Nu . . . (enthielt also den Namen des Verfassers, oder ich Nuremberger?) 2. vnd ferg . . 3. ich hie e . . 4. herczen t . . 5. in vnd ky . . 6. frwmkeitt . . 7. ewn habtt . . 8. keyserin . . 9. junckfrawn diser . . 10. gedencken daß . . *) 11. pvschlein seitt jn . . Auf der Rückseite des Blattes ist noch übrig: 1. . . gstē. 2. . . ngin ob 3. . . dyser statt. 4. . . keiserin daß. 5. . . e well ich. 6. . . vnd habtt. 7. . . wen vnd jvn (ir frawen und juncfrawen?) 8. . . ollen llob jr (wir wollen lob ir sagen?) 9. . . vnd seitt mir. 10. . . Ein ffrid vmb. 11. . . So kwm wir woll aws. (aus nöten?)

58. 60. Der stumpfe Reim mit vier Hebungen entspricht nach altem Gesetze dem klingenden mit drei Hebungen, der in den übrigen Strophen steht.

66. Siegmund von Leiningen. Büttner 14.

76. Der Nürnberger Feldgeschrei war 'Nürnberg!', ihre Losung 'Unsre Frau!' Büttner 13.

77. Jacob von Kolzau nennt ihn Büttner 15.

110. vielleicht 'umb wargen'? Vgl. wargeln, Schmeller 4, 153.

114. die zwei markgräflichen Trompeter waren nach den Nürnberger Chroniken Walther von Schwabach und Paul von Roth. Büttn. 15.

*) 9. 10. etwa: ir edeln junckfrawn diser stat
ir solt dar an gedenken.

KARL BARTSCH.

KLEINE MITTHEILUNGEN.

VON

FELIX LIEBRECHT.

1. BRAUTLAUF.

Daß der zweite Theil dieses Wortes von laufen (currere) und nicht von loben (spondere) herstamme, scheint jetzt ziemlich allgemein angenommen; s. z. B. d. WB. s. v. Brautlauf und Brautlauft (vgl. RA. 434). Doch ist, so viel ich weiß, noch kein Beispiel von einem Lauf bei Hochzeitsfesten beigebracht worden; desto überraschender war es mir, unlängst ein solches anzutreffen, und zwar bei einem weitentlegenen Urvolke, weshalb ich die betreffende Angabe hier mittheilen will.

Hinsichtlich der Völkerschaften, die das Innere der malaischen Halbinsel in Hinterindien bewohnen, sagt nämlich der katholische Missionar Bigandet in einem Schreiben von dort (März 1847) Folgendes (siehe Annales de la Propagation de la Foi, t. XX, p. 427):

„Il est certain que ces peuplades sont les débris des races indigènes qui furent graduellement refoulées vers l'intérieur dès le XIIe siècle, à mesure que les Malais formèrent des établissements sur les côtes.“ Dann berichtet er weiter: „Ici les noces sont précédées d'une singulière cérémonie. Un vieillard présente les deux futurs époux aux nombreux conviés, et, suivis de leurs familles, il les conduit près d'un grand cercle, autour duquel la jeune fille se met à courir à toutes jambes. Si le jeune homme parvient à l'atteindre, elle devient sa compagne; si non, il perd tous ses droits; ce qui arrive surtout quand il n'a pas le bonheur de plaire à sa fiancée.“

2. ZU REINHART FUCHS.

Aus den oben (4, 109 ff.) von Höfler mitgetheilten Angaben ersieht man, daß der betreffende Thierfabelkreis auch in Spanien bekannt war*). Weitere Spuren hiervon scheinen sich aus etwas späterer Zeit (um 1350) in den Poesias del Arcipreste de Hita zu

*) Wie ich zu spät erst bemerkte, ist das Schreiben, und zwar aus den Briefen des Petrus de Vineis, schon von Pertz im Archiv 5, 374 mitgetheilt worden (vergl. Grimm, Reinh. Fuchs S. CCV). Pfeiffer.

finden. Dort wird nämlich in der Fabel, welche den Process des Wolfes und der Füchsin vor dem Affen als Richter erzählt (eine sehr erweiterte Umarbeitung von Phädrus 1, 10), auch erwähnt, daß der Schäferhund, der Advokat der verklagten Füchsin, in seiner Vertheidigungsrede außer andern Gegenbeschuldigungen wider den Wolf auch folgende anführt (copla 327 f. Sanchez vol. IV p. 60):

„Otrosi le opongo, que es descomulgado
De mayor descomunion por costitucion de Llegado,
Porque tiene barragana publica, è es casado
Con su muger Doña Loba, que mora en Vil Forado.
Su manceba es la mastina, que guarda las ovejas:
Por ende los sus dichos non valen dos arvejas etc.“

Wenn ich mich nun nicht täusche, so ist an dieser Stelle, von der sich bei Phädrus durchaus keine Spur findet, eine Verwirrung eingetreten, indem nämlich statt der Schändung Hersents durch Reinhart (vgl. R. F. S. LXXV. CV. CXXII. CLIII. CCLXX) hier vielmehr der Wolf als Buhlerei mit der Schäferhündin treibend dargestellt wird. Daß hier eine Verwirrung, oder vielleicht, weil die ursprüngliche Version für den spanischen Dichter unbrauchbar war, eine absichtliche Abänderung stattgefunden hat, wird mir auch durch den Wohnort der Wölfin wahrscheinlich, der bei ihm Vil Forado, d. i. Übelloch, heißt, was eine wörtliche Übersetzung von Malpertuis ist, der bekannten Burg des Fuchses (R. F. S. CXLII)*), jedenfalls aber dürfte hieraus wenigstens erhellen, daß der Erzpriester von dem auf Reinhart Fuchs bezüglichen Fabelkreis Kenntniss hatte.

Da ich hier gerade von jenem alten Dichter rede, so will ich noch die Bemerkung hinzufügen, daß sich bei ihm auch (copla 866 ff.) die bekannte Fabel von dem gefressenen Herzen findet (s. R. F. S. XLVIII ff.; Massmann Kaiserchronik S. 805 ff., wo S. 806 Anm. 2 zu lesen ist: Grimm Reinh. Fuchs S. CCLXXVI), und zwar tritt hier wie in den orientalischen Versionen ein Esel statt des Hirsches ein (s. hierüber Grimm an der letztangeführten Stelle, Wagener Essai sur les rapports qui existent entre les apologues de l'Inde et les apologues de la Grèce p. 66 ff., und gegen letztern Weber: Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen in den Indi-

*) Sanchez im Glossar s. v. Forado will in vil forado (so schreibt er nämlich mit kleinen Anfangsbuchstaben) eine Anspielung auf Belhorado, einen Ort im Bisthum Burgos, sehen; gewiss mit Unrecht.

schen Studien 3, 338 f.). In dem 'Libro dell' Origine de' volgari Proverbii' des Cintio dei Fabrizii (Vinezia 1526) finden wir statt des Esels sogar einen Affen (s. Eberts Jahrbuch der roman. und engl. Litterat. 1, 311 no. 3. Lettere non danno senno); diese Abänderung ist jedoch leicht erklärlich, da nach dem Glauben des Alterthums kranke Löwen sich durch den Genuß von Affenfleisch heilten; sieh R. F. S. CCLX. und vgl. Weimar. Jahrb. 1, 411 f.

3. EINE ENGLISCHE PRIAMEL.

In Percy's Reliques English Romance Poetry (Series the second Book II, no. 9) findet sich aus dem Paradise of dainty Devises, einer poetischen Anthologie der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., ein kurzes Gedicht mitgetheilt, welches, abgesehen von seinem poetischen Werthe*), schon seiner priamelartigen Form wegen auch für deutsche Leser Interesse haben muß. Da mir nicht bekannt ist, daß schon darauf hingewiesen worden, so lasse ich es hier zur Bequemlichkeit der letztern folgen. Es ist überschrieben:

THE STURDY ROCK.

1.

The sturdy rock for all his strength
By raging seas is rent in twaine:
The marble stone is pearst at length,
With little drops of drizling rain:
The oxe doth yeeld unto the yoke,
The steele obeyeth the hammer-stroke:

2.

The stately stagge, that seemes so stout,
By yalping hounds at bay is set:
The swiftest bird, that flies about,
Is caught at length in fowler's net:
The greatest fish, in deepest brooke,
Is soon deceived by subtill hooke:

*) In Betreff der genannten Sammlung bemerkt Percy bei früherer Gelegenheit (Einleitung zu Gascoigne's Praise etc.; Reliques Ser. II. B. I. no. 6): „In the Paradise of dainty Devises (printed in 1578 etc.), the Dodsley's Miscellany of those times, will hardly be found one rough or inharmonious line etc.“

3.

Yea man himselfe, unto whose will
All things are bounden to obey,
For all his wit and worthie skill,
Doth fade at length and fall away:
There is nothing but time doeth waste,
The heavens, the earth consume at last:

4.

But vertue sits triumphing still
Upon the throne of glorious fame:
Though spiteful death man's body kill,
Yet hurts he not his vertuous name:
By life or death what so betides,
The state of vertue never slides.

4. EINE SCHWEDISCHE MAISTANGE.

In einem Roman der Frau Carlén (Pål Värning) ist von einer in einem Dorfe in Småland errichteten Maistange die Rede, die folgendermaßen beschrieben wird: „En hög majstång, som år efter år under en lång tydrymd tronat på samma stora plan, stod idag (d. h. zum Johannisfest) åter högtidssmyckad i sida kläder af björklöf. Armarna, omlindade med skiftande blomsterkransar böjde sig i stolta halfcirklar mot den smärta midjan, medan den så kallade halsen lyste af bladgull och stora perlband, tillverkade af urblåsta ägg; en krona, nog väldigt tilltagen, prydde hufvudet och fullbordade klädseln.“

Offenbar nun soll diese Maistange, die, wie wir sehen, mit Armen, Leib, Hals und Haupt nebst entsprechendem Kleiderschmuck versehen ist, eine menschliche Figur vorstellen, und daß sich hierunter eine alte Gottheit birgt, scheint mir eben so wenig zweifelhaft; doch will ich auf weitere Untersuchung zuvörderst hier nicht eingehen, sondern mich damit begnügen, auf den in Rede stehenden Gegenstand hingewiesen zu haben, mich zunächst auf Gervas. 177 ff. beziehend.

5. DAS GRAB UND SEINE LÄNGE.

Zu Gervas. S. 87 f. habe ich einige Stellen gesammelt, welche sich sämmtlich auf den Gedanken beziehen, wie der Mensch nach seinem Tode von Allem, was er besessen, doch nur einen kleinen

Fleck Erde übrig behalte, dessen Maß dann gewöhnlich durch vier Ellen und sieben oder acht Fuß u. s. w. ausgedrückt wird. Seitdem ist mir noch mehreres der Art aufgestoßen, dessen Mittheilung hier nicht unwillkommen sein dürfte.

Zuvörderst bemerke ich nun, daß meine a. a. O. ausgesprochene Vermuthung, die Stelle cap. ult. §. 6 der Historia Alexandri Magni de preliis, welche lautet: „Heri totus non sufficiebat ei mundus; hodie quatuor solae telae sufficiunt ei ulnae" sei wahrscheinlich auch in die Alexandreis des Gautier von Chatillon übergegangen, sich mir seitdem als richtig erwiesen hat, denn Nyerup Morskabsläsning S. 51 Anm. führt die betreffenden Verse Gautier's an; sie lauten:

. . . . . cui non suffecerat orbis,
Sufficit exciso defossa marmore terra,
Quinque pedum fabricata domus.

Jean d'Outremeuse († 1399) erzählt in seiner (noch ungedruckten) Chronik von Lüttich vol. II fol. 48 v°. (Biblioth. de Bourg.): „Salhadin roy de Babylone avoit XXX roys a justichier desous ly et fist I varlet monteir sour I destrier et aleir par toutes les bonnes vilhes et portoit III alnes de toile sour une lanche et crioit a cascon au tournant des rues: „„Plus n'enporterat Salhadin de tous ses rengnes ne tos son tresoir.""

In den Gesta Romanorum wiederholt sich außer dem bereits zu Gervas. a. a. O. angeführten c. 31 der in Rede stehende Gedanke auch noch c. 70 in folgenden Worten: „Miles . . . famulum suum vocavit et ait ei: In terra jaceas! Cum vero sic jaceret, miles a capite usque ad pedes mensuravit. Hoc facto ait regi: Ecce domine in quatuor elementis vix ultra septem pedes invenio etc."

In der Anthol. Gr. 11, 28 beginnt eine Aufforderung des Marcus Argentarius an seinen Freund Cincius zum Lebensgenuß mit den Worten:

Πέντε θανὼν κείσῃ κατέχων πόδας, οὐδὲ τὰ τερπνὰ
ζωῆς, οὐδ' αὐγὰς ὄψεαι ἠελίου.

Hierher endlich gehört dem Gedanken nach, was der tödtlich verwundete Hialmar singt (Hervararsaga c. 5):

Âttak at fullu fimm tûn saman
En ek thvî aldrî unda râdhi,
Nû verd ek liggja lîfs andvani
Sverdhi sundradhr Sâms î eyju.

LÜTTICH.

ÜBER DEUTSCHE ORTSNAMEN.

1. ORTSNAMEN MIT DEM STAMME TËGAR.

Im altdeutschen Namenbuch Förstemanns 2, 1361 ist zur Erklärung des Stammes TEGAR nichts Sicheres beigebracht. Nach Graff 5, 379 und Meyer (in den Mittheilungen der antiquar. Gesellsch. in Zürich 1848) ist aus den angeführten Ortsnamen ein Personenname *Tegaro* zu erschließen; Zeuß erinnert an keltisch (gal.) *tighearna* dominus; Meyer bringt ein keltisches *tegarn* bei, permagnus, worauf auch Förstemann die deutschen Ortsnamen dieses Stammes beziehen will. Die Ortsnamen sind folgende: *Tegarinawa* (jetzt Tegernau in der Schweiz und in Süd-Baiern), *Tegirinpah* (4 Orte), *Tygirinvelt* (jetzt Tigerfeld), *Tegerenheim* (j. Tegernheim), *Tegerenmos* (j. Tegernmoos), *Tegarascahe* (j. Tägerschen in der Schweiz), *Tegarinseo* (Ort und See in Baiern), *Tegirslath* (j. Degerschlacht), *Tegardorf* (j. Tegerndorf), *Tegirinwac* oder *Tegirinwach* (entweder Tegernbach oder Degerbach). Alle diese Namen gehören Süddeutschland an, besonders Baiern und der Schweiz. Die ziemlich große Häufigkeit dieser Art von Ortsnamen und die fast nirgends gestörte Form des ersten Theiles scheint dafür zu sprechen, daß hier echt deutsche Namen vorliegen und Herleitung aus dem Keltischen unnöthig und unrichtig sei. Ich erkenne in ihnen ein Adjectivum *tëgar*, das mit dem aus *digrei* (2. Kor. 8, 20) zu folgernden goth. *digrs* übereinstimmt, wie mit altn. *digr*, crassus, tumidus, superbus, schwed. *diger*, dick, schwanger, groß u. s. w. (Diefenbach, goth. Wörterbuch 2, 626). Das Wort scheint dem Hochdeutschen abhanden gekommen zu sein, in niederdeutschen Mundarten tritt es allenthalben auf, hie und da als Adverbium mit der Bedeutung von sehr, gänzlich, völlig, z. B. in Fallersleben: dat is dëger gût (Frommanns Mundarten 5, 53). Allem Vermuthen nach wird *tëgar* in unsern Ortsnamen groß bedeuten. *Digrs, tëgar* gehört mit *deigan*, fingere, zusammen; die Wurzel *dig* mag ursprünglich die Bedeutung 'zusammendrücken' haben, woraus sich weiter die von 'stärken, verstärken, verdichten, vergrößern' entwickelt haben könnte. Das ndd. Adverbium *dëger* lässt sich in dieser Weise am besten dem mhd. *vaste* vergleichen.

2. ORTSNAMEN MIT HUVIL.

Zu den mit ahd. *huoba*, Hufe (dessen Etymologie Leo Meyer in Kuhns Zeitschrift 7, 275 ff. entwickelt) uneigentlich componierten

Ortsnamen, wie *Adalolteshuba*, *Otkereshoba*, *Winnimanneshuba* u. a. stellt Förstemann im Namenbuch 2, 751 solche auf — *huuila*: *Astrammashuuila*, *Auonhuuila*, *Vorsthuuila*, *Gesthuuila*, *Rammashuuila*, *Judinashuuila*, *Langonhuuila*, *Nethubila* und *Westjudinashuuila*; er sieht in *huuila* eine Weiterbildung von *huoba*, also wohl ein Diminutivum.

Gegen diese Zusammenstellung spricht zunächst das entschieden gewahrte *u*. Diese Ortsnamen finden sich fast nur in der Gegend von Münster, die Freckenhorster Heberolle ist für sie fast die einzige Quelle; sie gehören also ganz bestimmt dem niederdeutschen Sprachgebiete an. *Huoba* ist aber regelrecht ndd. *hôva*, das diminuiert *hôvila* ergäbe. Ferner entsprechen den altwestphälischen Formen die neuwestphälischen: Ostramshövel, Forsthövel, Ramshövel, Jonsthövel (der Personenname Judino zum Stamme JUD Förstem. 1, 812), Langenhövel — für die übrigen Ortsnamen fehlen neue Formen — und die andern niederd. Ortsnamen auf -hövel. *Huvil*, dessen Dativ *huvila* jene Namen enthalten (*langon huvila* = *Langonhuuila*), bedeutet Hügel und lautet mitteldeutsch *hübel*, sieh Weinholds Beitr. zu einem schlesischen Wörterb. 37. Hoffmanns Gloss. belg. 45. Frommanns Mundarten 2, 552, 36. 4, 200. 5, 474. Schmeller 2, 141. In Böhmen: Gieshübel, Gishübel, Gießhübel, Hemmehübel, Purkhybl (verschollen), Schnauhübel, Steinhübel; in Schlesien: Krummhübel, Steinhübel, Gießhübel; in Sachsen: Berggießhübel, Hundshübel u. s. w. Die Ortsnamen Gieshübel stimmen vielleicht überein mit jenem altwestphäl. *Gesthuvil* (*gest*, das trockene hochgelegene Land) oder sie sind Composita mit *gieze* ahd. *giozo* (Gießen, *zi dên giezôn*, ad amnes Grimm 3, 420. 423). Fürs Gothische wird *hubils* anzusetzen sein; *huoba* wäre nach Leo Meyer a. a. O. *hôba*.

LITTERATUR.

Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, unter besonderer Mitwirkung von Ferd. Wolf herausgeg. von Dr. Adolf Ebert, Prof. an der Universität Marburg. 1. Band, 1. 2. Heft. Berlin, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung und A. Asher & Comp. 1858. 1859. 246 Seiten. 8.

Deutschland ist die Wiege der romanischen Studien als Wissenschaft, in Deutschland ist nun auch die Idee einer Zeitschrift für die romanische und die nahe verwandte englische Litteratur entstanden und zur Ausführung

gekommen. Daß aber ein solches Organ längst Bedürfniss war, wird Jeder, der den romanischen Studien nahe stand, lebhaft empfunden haben. Von vornherein also ist der Gedanke ein glücklicher und dankenswerther zu nennen. Über den Zweck des 'Jahrbuches' spricht sich ein dem ersten Hefte vorausgesendetes Programm eingehend aus. Wir heben daraus folgende Sätze hervor: 'Der Geschichte der romanischen und englischen Litteratur soll unsre Zeitschrift gewidmet sein und in dem umfassendsten und strengsten Sinne des Wortes Geschichte. Keine bloß ästhetischen Betrachtungen und Darstellungen, mögen solche an sich noch so werthvoll sein, können dem Kreise dieser Zeitschrift angehören. — Die eine Hälfte des Raumes der Zeitschrift wird Monographien umfassen, welche auf Grund von Quellenforschungen theils Specialuntersuchungen über einzelne Schriftsteller und einzelne Werke, theils die geschichtliche Entwickelung ganzer Perioden und Dichtungsarten bringen werden.' Dabei findet keine Beschränkung in Bezug auf die Zeit statt, sondern die Litteratur von der ältesten bis auf die neueste Zeit werden die Abhandlungen umfassen. Ein Theil der Zeitschrift ist dazu bestimmt, ungedruckte Texte zu veröffentlichen. Natürlich kann dieß nur in beschränktem Maße geschehen, da umfangreichere Publicationen der Art nicht in ein Zeitschrift gehören. Auch in Bezug auf die Auswahl findet eine Beschränkung statt: es sollen hauptsächlich litterarisch wichtige Texte sein, und die sprachliche Interesse allein noch nicht zur Aufnahme genügen. Endlich wird das Jahrbuch eine kritische Abtheilung enthalten, die die bedeutenderen Erscheinungen der Neuzeit auf dem Gebiete der romanischen und englischen Litteratur ausführlich bespricht, und, um nichts zu vergessen, wird ein jährlicher Bericht am Schlusse jedes Bandes die vollständige Bibliographie des letzten Jahres bringen.

Gewiss kann man sich mit den Grundsätzen einverstanden erklären, die hier ausgesprochen sind, und der Name Ferd. Wolfs und des Herausgebers, so wie das Verzeichniss der Mitarbeiter, welches schon jetzt 50 Gelehrte in Deutschland und im Auslande umfasst, sind genügende Bürgschaft für die wissenschaftliche Ausführung. Doch können wir einen Wunsch nicht verschweigen, nämlich den, es möchte das Jahrbuch sich nicht ausschließlich auf litterarische Untersuchungen beschränken, da bei der nicht allzugroßen Zahl fähiger Mitarbeiter zuweilen der geeignete Stoff mangeln könnte, sondern ein Gesammtorgan für die romanischen und englischen Studien überhaupt werden. Der Herausgeber hätte sich hier die auf verwandten Gebieten thätige 'Zeitschrift für deutsches Alterthum', sowie die 'Germania' zum Vorbilde nehmen können. Wiewohl die Zahl Derer, die sich mit der ältern deutschen Litteratur beschäftigen, im Ganzen größer ist als die der Pfleger romanischer und englischer Studien, und wiewohl das Gebiet der germanischen Sprachen ebenso umfangreich, wenn nicht noch größer ist, so haben doch beide Zeitschriften es für nothwendig und zweckmäßig erkannt, das ganze Gebiet der deutschen Alterthumskunde: Sprache, Litteratur, Metrik, Mythologie, Sittengeschichte u. s. w. zu umfassen. Das Programm des 'Jahrbuches' hat in dem Satze 'die historische Grammatik aber ist die erste Voraussetzung litterarischer Forschung' die Bedeutung grammatischer Forschungen vollständig erkannt. Hier hätte sich die Gelegenheit geboten, eine Menge der inter-

essantesten Einzeluntersuchungen aus den verschiedenen Sprachgebieten zu wecken und zu vereinigen, deren Ausschluß, wie er durch das Programm bedingt ist, weder zum Vortheil der Wissenschaft, noch zu dem des Jahrbuches gereicht: denn es könnte sein, daß der Herausgeber sich dadurch manche Kraft entzogen hat, die ihm sonst zugefallen wäre. Nicht Jeden, der Lust und Liebe zu den romanischen Studien hat, führen gerade seine Neigungen und Arbeiten auf litterarische Fragen. Selbst unser Altmeister, der Gründer der romanischen Studien in Deutschland, Fr. Diez, dessen Namen wir freudig unter den Mitarbeitern finden, hat sich seit längerer Zeit von den litterarischen Forschungen ab- und ausschließlich den grammatischen und lexicalischen zugewendet. Ein anderes reiches, fast noch unbebautes Gebiet ist das der Sittengeschichte, welche aus den Denkmälern der Litteratur die reichste Nahrung schöpft. Im Interesse der Sache scheint es daher nicht gut gethan, das Jahrbuch lediglich auf romanische und englische Litteratur zu beschränken. Wir hoffen, daß den Herausgeber die von uns gegebenen Winke, sowie die Einsicht in die Umstände selbst veranlassen werden, seiner Zeitschrift einen weiteren Umfang zu geben.

Die Zeitschrift wird eröffnet durch eine französische Abhandlung von Edelestand du Méril 'la vie et les ouvrages de Wace' (S. 1—43): es werden darin manche frühere Irrthümer über den Verfasser des 'Roman du Rou' beseitigt, so z. B. die Behauptung Huets, daß der Dichter Robert Wace geheißen, die auf dem Missverstand einer Stelle im Leben des heil. Nicolaus beruht (S. 4), ferner Lebeufs, der dem Dichter eine 'vie de S. George' beilegt (S. 10), dagegen wird Wace mit Wahrscheinlichkeit ein Leben der heil. Margarete (S. 12) vindiciert. Ausführlich werden die Quellen, namentlich des 'Roman du Rou' behandelt, und die Selbständigkeit des Werkes, das hauptsächlich aus mündlicher Überlieferung schöpfte, gegenüber den Behauptungen jüngerer Handschriften, daß es aus dem Latein übersetzt sei, verfochten; ferner ist glücklich nachgewiesen (S. 34), daß nur der dritte Theil des Romans dem Dichter angehöre. — A. Ebert hat eine umfassende Untersuchung über 'die englischen Mysterien, mit besonderer Berücksichtigung der Towneley-Sammlung' (S. 44—82) beigetragen, deren Schluß das zweite Heft (S. 131—170) bringt. Es ist allerdings nicht zu läugnen, und der Verfasser hat dieß selbst gestanden, daß, was er über den Ursprung und die erste Entwickelung der englischen Mysterien sagt, zum Theil unsichere Hypothese ist und noch des Beweises bedarf: allein dieser möchte bei dem Mangel an Nachrichten schwer zu führen sein. Dem Verfasser ist es hauptsächlich darum zu thun, an einem der Collectiv-Mysterien, dem der Towneley-Sammlung, die ganze Gattung zu charakterisieren, wir erhalten interessante Mittheilungen über die Aufführung und die stehenden Costüme, sowie eine 'Analyse der Towneley Mysterien', die sehr ausführlich ist (S. 74—82, 131 bis 149), vielleicht sogar, wenn wir den Grundsatz des Programms festhalten, zu sehr ins Einzelne gehend, um so mehr, als es sich hier nicht um ein ungedrucktes, sondern ein schon herausgegebenes Werk handelt, dessen Inhalt jedem Kenner der englischen Litteratur bekannt sein sollte. Doch wer wird hierüber mit dem Verfasser rechten, der seiner Analyse manche treffliche Bemerkung eingestreut hat! Einige Stellen sind in metrischer Übersetzung

mitgetheilt, theils in Reimen, theils in reimlosen fünffüßigen Jamben (S. 79), was allerdings, wie der Verfasser selbst bemerkt, 'der Darstellung einen etwas modernen Charakter giebt'. Doch lässt sich zur Entschuldigung das Beispiel Byrons im 'Cain' anführen. Wir möchten aus dem Umstande, daß fast nirgends Originalstellen mitgetheilt sind, das Bestreben des Herausgebers, die Zeitschrift möglichst allgemein verständlich zu machen, erkennen: der Grundsatz an sich scheint lobenswerth, da einer jungen Wissenschaft am wenigsten der abgeschlossene Kastengeist frommt, doch sollten wir meinen, daß Jedem, der diese Zeitschrift liest, die nöthige Kenntniss der ältern englischen Sprache zu Gebote stehe. — Die Geschichte des Pilatus (S. 143), die dieser in halb lateinischen, halb englischen Hexametern erzählt*), mit der fabelhaften Genealogie des Pilatus, scheint Ebert als eine Erfindung des englischen Mysteriendichters zu betrachten: aber sie ist ungleich älter, wie das mhd. Gedicht des 12. Jahrh. und das noch ältere von Mone herausgegebene lateinische beweisen. Die Erklärung von 'Mittelerde' (S. 147) ist nicht gelungen: der Ausdruck entspricht genau dem altnordischen *miþilgard*. — Ein dritter Artikel des ersten Heftes von Mahn handelt über den 'Troubadour Cercamon' (S. 83 bis 100): als der in den Handschriften so genannte Lehrer Marcabruns, den schon eine Pariser Hs. (2701, la Vall. 14) als den ältesten Troubadour bezeichnet, hat Cercamon eine hohe Bedeutung. Er wird in der kurzen Biographie Jongleur genannt, der Schäfergedichte (die Vermuthung Mahns, es sei *pastorelas* zu lesen, ist unnöthig, da *pastoretas* eine vollkommen richtig gebildete Form ist, vgl. *baladeta*) nach alter Art gedichtet habe. Leider hat sich von diesen ohne Zweifel noch volksthümlichen Gedichten nichts erhalten, sondern wir besitzen unter seinem Namen nur fünf Lieder, darunter eine Tenzone, die sämmtlich 'im höfischen Stil' gedichtet sind. Es ist aber fraglich, ob diese Lieder echt sind, oder ob sie nicht ihm später untergeschoben wurden: in dieser Vermuthung bestärkt mich der Umstand, daß fast alle auch anderen Dichtern beigelegt werden. Von einigen lässt sich auch äußerlich die Unechtheit nachweisen. Von besonderem Interesse ist die Tenzone (S. 97—100), deren Anlage einfacher als die der spätern, und die somit wohl als echt nicht zu bezweifeln ist. 'Was der erste Troubadour vorträgt, wird von dem zweiten entweder bestätigt, oder widerlegt, oder derselbe wird von ihm auf eine Art getröstet, die eher Scherz und Ironie, als Ernst und Überzeugung ist.' Außerdem hat diese Tenzone noch das Merkwürdige, daß in den drei letzten Strophen jeder Sprecher nicht eine ganze Strophe spricht, sondern 'daß ein jeder derselben in jeder Strophe zweimal seine Meinung vorträgt, worauf der andere zweimal Antwort giebt'. Denselben Fall, den Mahn in keiner Tenzone angetroffen, finden wir bei Albertet (Bartsch, provenz. Lesebuch 95, 35.) und auch das Gedicht von Aimeric von Pegulhan (ebenda 73, 37.) ist hierher zu rechnen. Zu den Liedertexten habe ich Einiges zu bemerken. 1, 7, 5 *per ques*, die Übersetzung giebt 'weshalb'; es ist zu schreiben *per qu'es*, denn *ques* für *que* begegnet nur vor Vocalen in der Mitte des Verses, um den Hiatus zu vermeiden. 1, 9, 4 *o trebalhiers o ab gran deman*:

*) Andere lateinisch-englische Hexameter sieh in Th. Wright und J. Halliwell reliquiae antiquae. London 1841. 1, 91.

die Verschleifung *o ab* in éine Silbe darf man einem Dichter aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. nicht zutrauen, sie erweckt Zweifel an der Echtheit, wenigstens dieser Lesart. Daß man das Lied Cercamon zuschrieb, kann seinen Grund in der folgenden Zeile haben. — Das zweite Lied ist in meiner Ausgabe des Peire Vidal, dem es in der Oxforder Hs. beigelegt wird, unter den unechten Liedern Nr. III (S. 132) bereits abgedruckt. Auch Cercamon ist es wohl nicht zuzuerkennen. In der zweiten Strophe Z. 1 ist statt *Per so* zu lesen *Pero*, denn *pero* hat doppelte Bedeutung 'deswegen' und 'aber', *per so* dagegen nur die erste, dem Sinne nach muß es 'aber' bedeuten. 2, 2, 7 *veia'l pel*: der Herausgeber hat die irrige Schreibung Raynouards, die auf einem nicht nachweisbaren Artikel *el* beruht, beibehalten, während er zwei Zeilen vorher doch *sembla-m* und dann *que-l* schreibt; auch hier hätte consequent *veia-l* geschrieben werden müssen. 2, 3, 5 *qual voilla m'am o so lais*, in der Übersetzung 'was sie auch wolle, sie liebe mich, sie lasse es': dem Verse fehlt eine Silbe, ich schlage vor, zu lesen *qual volha m'am o s'o vol lais*. 2, 3, 9 hat eine Silbe zu viel: es ist *d'aondansa* zu schreiben, wobei die beiden ersten Silben in éine verschleift werden, aber eben diese Verschleifung ist gegen den Gebrauch von Cercamons Zeit, und auch wohl dieß Lied ihm untergeschoben. 2, 5, 3 *e celar quo sapchon plusor*, die Übersetzung bietet 'und Heimlichkeit, wie die meisten wissen', aber dann könnte nicht der Conjunctiv stehen; es ist zu lesen *e celar qu'o sapchon plusor* 'sondern ich liebe mehr den Vortheil als die Ehre und Verheimlichen (mehr) als daß es die Menge wisse'. 2, 6, 8 hat eine Silbe zu wenig: am einfachsten wäre die Änderung *ni no vos au*. In der Übersetzung ist 2, 5, 5 unrichtig, *ni s'en feing trop gais*, 'und gar verliebt sich stellt': es ist von demjenigen Liebhaber die Rede, der sein Liebesglück und die Freude darüber nicht zu verbergen weiß: also muß es heißen 'fröhlich' statt 'verliebt'; auch 2, 5, 9 ist ungenau 'den Ruf eines Thoren, der eitler Schein ist', es muß heißen 'den Lärm eines Thoren (nämlich das Gerede, das er von seiner Dame und seiner Liebe macht), der Prahlerei ist'. — Im dritten Liede ist 1, 4 *queil jorn* für *que il jorn* zu schreiben, denn *il* ist keine Artikelform zu *jorn*; in der folgenden Zeile fehlt eine Silbe, man lese *chansos ni lais*. 3, 2, 6 lies des Reimes wegen *conquerir*. 3, 5, 3 *que si mais* soll nach der Anmerkung *si* eine Licenz für *sia* sein, des Metrums wegen: aber eine solche wäre nicht gestattet. Ist *sia* zu lesen, was nach jüngerer Messung dann éine Silbe bildet, so gehört das Gedicht nicht Cercamon. 3, 5, 5 *dinz la ciutat del pais* für das handschriftliche *del bais*; aber *pais* (Land) reimt niemals auf *mais*, sondern ist zweisilbig zu sprechen. Das Handschriftliche ist beizubehalten, *bais* bedeutet 'Erniedrigung'. In der Übersetzung ist 2, 6 unrichtig *per senblan* mit 'durch Verstellung' ausgedrückt: es muß heißen 'dem Anschein nach, der Wahrscheinlichkeit nach'. Im vierten Liede ist 1, 7 um eine Silbe zu lang, man lese *e'n mou son sonet pus fort*; ebenso die folgende Zeile, wo vielleicht *sa* zu streichen, oder zu lesen ist *que-l cove fenir sa vida*. 4, 4, 4 ebenfalls um eine Silbe zu lang, es ist *ne* zu streichen. 4, 4, 9 *can vos m'ufretz*: *can* mit Beziehung auf *tal esperansa* ist auffallend, wahrscheinlich ist *cal* für *can* zu schreiben. 4, 5, 8 die Ergänzung *brau* stört den Vers und ist unnöthig: nur muß man nicht *fort* als Adverb., sondern

als Adject. fassen. 4, 6, 3 liest die Handschrift *Guilhalmi, ben par pauc vos costa*, der Herausgeber hat *par* gestrichen, wie mir scheint, mit Unrecht, vgl. 4, 6, 8, wo *Guilhalmi* auch nur zwei Silben bildet: an beiden Stellen ist *Guilhelm* zu lesen, *par* aber nicht anzutasten; auch *pagara* 4, 6, 7 hätte stehen bleiben können. Auffallend ist *escosta*, wie der Herausgeber des richtigen Reimes wegen für das hs. *escota* geschrieben hat; vielleicht ist in allen Reimworten *u* für *s* zu schreiben, und mundartliche Formen *brouta couta pantacouta* neben dem gewöhnlichen *escouta* anzunehmen. — S. 101—130 folgen kritische Anzeigen, von denen die letzte von F. Wolf im zweiten Hefte fortgesetzt wird und besonderen Werth hat, ja fast den Umfang einer eigenen Abhandlung erreicht, die manches Beachtenswerthe aus dem Wissensschatze des verehrten Mannes bringt.

Das zweite Heft enthält nebst dem Schlusse des Aufsatzes von Ebert über die englischen Mysterien eine Abhandlung von dem Referenten über 'die Reimkunst der Troubadours' (S. 171—197), worin viele handschriftliche Quellen benutzt wurden. Es ist ein einzelner Abschnitt aus einer Gesammtdarstellung der provenzalischen Metrik, die, da ein Hauptreiz der provenzalischen (und auch der altdeutschen) Lyrik in der Form liegt, in ihrer überaus reichen Entwickelung nicht unerwünscht sein wird. — Paulin Paris giebt eine 'Notice sur la chanson de geste intitulée: le voyage de Charlemagne à Jerusalem et à Constantinople (S. 198—212), die von Fr. Michel herausgegeben worden: es ist eine Darlegung des Inhaltes mit dankenswerthen Bemerkungen über die Sage und einigen Besserungen des Textes, die mir gelungen scheinen. Endlich giebt A. Tobler (gegenwärtig in Rom) in einem 'Nachtrag zu Mahns Artikel über Cercamon' (S. 212—214) den Abdruck des fünften Cercamon zugeschriebenen Liedes aus der vaticanischen Hs. 3208, zu dem ich einiges bemerke. In der zweiten Zeile nimmt der Herausgeber nach *loc* eine Lücke an, die doch nur durch ein Adverbium, etwa *mout*, ergänzt werden könnte; allein es war besser gethan, *canti* für *cant* zu schreiben. Die Vermuthung zu 1, 6, es könne das hs. *solei* für das richtige in den Text gesetzte *folei* doch beizubehalten sein, ist unstatthaft. 6, 2 die Hs. *jueiatz*, der Text *veiatz*, aber es ist wohl *jutjatz* oder *jujatz* zu lesen. 6, 3 ist *gardatz* mit Unrecht in *gardetz* verwandelt; auch die Übersetzung von *e non gardatz ies* (warum der Herausgeber *ies* und nicht *jes* schreibt, sehe ich nicht ein, da er doch *enjan jauzen* schreibt) durch 'und zaudert nicht' ist unrichtig. — Die kritischen Anzeigen (S. 215—246) bringen eine von A. Pey, dem tüchtigen Kenner nicht nur der altfranzösischen, sondern auch der altdeutschen Litteratur, über die 'Nouvelles françaises en prose du XIV. siècle', die so wie auch die folgende von A. Ebert über A. Fabres 'études historiques sur les clercs de la Bazoche', viel Treffliches enthält. Den Schluß bildet eine Anzeige Dietrichs von Leos Abhandlung über Cynevulf.

Von Herzen wünschen wir der Zeitschrift guten Fortgang und Theilnahme von Seiten der Mitarbeiter wie des Publicums; namentlich möchte das 'Jahrbuch' zur Anschaffung für Gymnasialbibliotheken zu empfehlen sein, da von Seiten der Gymnasiallehrer bei dem jetzt sorgsamer betriebenen Unterricht in den neuern Sprachen ein Interesse dafür vorauszusetzen ist.

ROSTOCK. KARL BARTSCH.

Die Edda. Eine Sammlung altnordischer Götter- und Heldenlieder. Urschrift mit erklärenden Anmerkungen, Glossar und Einleitung, altnordischer Mythologie und Grammatik. Herausgegeben von Hermann Lüning, Professor an der Cantonsschule in Zürich. Zürich. Meyer & Zeller. 1859. gr. 8.

Der Zweck dieser schön ausgestatteten Ausgabe ist nicht eine kritische Bearbeitung des Textes, sondern Denen, welche die Edda in der Ursprache lesen wollen, den Weg zu ihr zu ebnen und so diesen Dichtungen, die zu den bedeutsamsten Denkmälern germanischer Sprache und germanischen Geistes gehören, einen größeren Leserkreis als bisher zu verschaffen. Das Bedürfniss eines solchen Buches war längst fühlbar, längst ist es auch, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, eine bekannte Thatsache, daß in Deutschland das Studium der Edda und der altnordischen Sprache überhaupt keineswegs mit dem der übrigen germanischen Dialecte gleichen Schritt gehalten hat, und daß diese Sprache selbst von der vergleichenden Sprachforschung verhältnissmäßig wenig in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen worden ist. Daß der Grund davon nicht in der größeren Schwierigkeit der altnordischen Sprache, sondern darin liegt, daß die Zugänge zu ihren Denkmälern und namentlich zur Edda nicht so gebahnt und bequem sind, als unsere Eisenschienenzeit es zu verlangen geneigt ist, steht fest, eben so sicher ist es aber auch, daß die vorliegende Ausgabe dieser Dichtungen dem vom Verfasser angestrebten Ziele in erfreulicher Weise entspricht.

Was vorerst die Edda selbst betrifft, so kann nur gebilligt werden, daß der Verfasser, anstatt einen aus den bisherigen Bearbeitungen eklektisch zusammengesetzten, wiederum anders aussehenden und im Wesentlichen doch nicht viel besseren Text in die Welt zu senden, einen der vorhandenen Texte, und zwar den von Munch bearbeiteten unverändert angenommen hat, abgerechnet ganz vereinzelte Fälle, wo eine andere Lesart bevorzugt wurde, und mehrere orthographische Abänderungen, die nach Grimms Vorgang durchgeführt und S. 11 der Einleitung näher bezeichnet sind. Als Hauptverdienst des Verfassers muß aber betrachtet werden das vollständige, gut gearbeitete Glossar und die gedrängte Darstellung der nordischen Mythologie, namentlich der altnordischen Laut- und Flexionslehre; alle diese Beigaben entsprechen vollkommen dem Bedürfniss des Anfängers und zeigen den Verfasser gleich tüchtig als Gelehrten, wie als Pädagogen. Vermisst hat nur Referent im grammatischen Theile Angaben über die Flexion der Eigennamen und über jene adjectiven Comparative und Superlative, die des Positivs entbehren und aus einem Adverb oder einer Präposition gebildet sind, und er muß auch bezüglich des über Brechung und Umlaut Beigebrachten bedauern, daß der Verfasser sich Holtzmanns scharfsinnige Abhandlungen über den Umlaut hat entgehen lassen; sie erst haben die nöthige Klarheit in diese Abschnitte der Vokallehre gebracht.

Sehr verdienstlich und dankenswerth ist das Namensverzeichniss am Schlusse des Werkes, das, von dem in Munchs Ausgabe völlig unabhängig ausgearbeitet, durch die Art der Citierung wie durch die beigefügten Erklärungen vor diesem den Vorzug verdient. In der Einleitung gedenkt der

Verfasser der Sammler und der Sprache, der Handschriften, Ausgaben und des Verses der Eddalieder, und diese Mittheilungen sind ebenso willkommen wie die folgenden Erörterungen über die Heimat der Nibelungensage und über die dunkeln und daher vielfach gedeuteten Lieder *Grôgaldr* und *Fölsvinnsmâl*. Als zweckmäßig darf die jedem Liede vorgesetzte kurze Inhaltsangabe angesehen werden; das aus Munchs Ausgabe herübergenommene Variantenverzeichniss aber, wenn auch dem Gelehrten wünschenswerth, erscheint für ein Lehrbuch, und das wollte der Verfasser bieten, durchwegs entbehrlich. Auch über den Umfang der Anmerkungen, in denen der Verfasser dasjenige, was bisher für die Erklärung der Edda gewonnen ist, übersichtlich zusammenstellen, vergleichen und hinzufügen wollte, was er selber zu geben wusste, lässt sich eine von der Anschauung des Verfassers abweichende Meinung geltend machen. Dieser zufolge dürfte ein Theil des dort Gegebenen in das Glossar gehören, anderseits in den mythologischen Abschnitt aufzunehmen sein; kurze Verweisungen auf die betreffenden Stellen würden im letzten Fall unter dem Text genügen. Bei einem solchen Vorgehen hätte der Text der Edda, in Munchs Ausgabe 12, hier 24 Bogen umfassend, nur einer mäßigen Bogenzahl bedurft, namentlich wenn er dreispaltig gedruckt worden wäre, was bei dem angewendeten Format bequem thunlich war, ohne die Schönheit und Deutlichkeit des Druckes zu beeinträchtigen. Auch ist Referent der Ansicht, daß die Edda als Lesebuch eine handlichere Gestalt gewonnen hätte, wäre nur das mit ihr in unmittelbarem Zusammenhang Stehende, d. i. die Anmerkungen, das Glossar und Namensverzeichniss, in einem Band vereinigt, Grammatik und Mythologie aber als zweiter Band gesondert worden. Die Paragraphe 4 und 5 der Einleitung waren dann zweckmäßiger dem letzten Theile anzureihen. Je aufrichtiger nun die Kritik der vorliegenden verdienstvollen Arbeit eine weite Verbreitung wünscht, je mehr muß sie beklagen, daß Verfasser und Verleger bei der Abfassung und dem Drucke dieses Buches sich nicht von dem Grundsatze der möglichst größten Raumersparniss haben leiten lassen, um so für dasselbe einen Preis zu ermöglichen, der Lehrern wie Studierenden erschwingbar ist. Der Ladenpreis von 6 Thalern wird dieses vortreffliche Buch gewiss nur Wenigen als ein leichtes und bequemes Hilfsmittel erscheinen lassen, um das Studium der Edda und der altnordischen Sprache in weite Kreise einzuführen.

FRANZ STARK.

Wien. Buchdruckerei von Jacob & Holshausen.

DIE INSEL DER NERTHUS,

EIN HISTORISCH-ANTIQUARISCHER VERSUCH

VON

KARL MAACK.

,Klar und licht erbaut sich wieder,
Was in Schutt und Nacht versank.'

1. Es möchte vielleicht gewagt erscheinen, die bereits nicht unansehnliche Litteratur über die Lage der Nerthusinsel mit einem weitern Schriftstücke zu vermehren, da diesem Gegenstande eine neue Seite abzugewinnen von Manchem für unmöglich gehalten werden dürfte. Seit Jahren aber in meinen Mussestunden beschäftigt mit den Vorarbeiten zu einer Urgeschichte der schleswig-holstein'schen Lande bis auf die Zeiten des großen Karls, als einem Beitrage zur Ethnographie des Nordens, führten meine Studien mich nothwendig auch auf diese Frage und ließen mich eine von allen vorgetragenen Hypothesen verschiedene Antwort ganz ungesucht finden. Es drängte sich mir nämlich alsbald die Erkenntniss auf, daß eine Urgeschichte Schleswig-Holsteins gar nicht möglich sei, bevor nicht die in historischen Zeiten stattgefundenen so bedeutenden Veränderungen seiner physischen Bodenbeschaffenheit aus den zurückgebliebenen geologischen Spuren und Thatsachen erkannt worden wären. So wie die Flüsse des Landes ihren Lauf verändert, und das Meer einerseits ausgedehnte Eilande und Landstrecken theils zerrissen, theils verschlungen, so waren andererseits wieder Inseln durch Verschmelzung mit dem Festlande völlig verschwunden. Nachdem daher mittelst der Geologie und Topographie der urgeschichtliche Schauplatz der schleswig-holstein'schen Lande erst wieder restauriert worden war, ergab sich die Antwort auf die Frage nach der Nerthusinsel ganz von selbst und erhielt

überdieß, wie wir sehen werden, durch einige ganz schlagende Nebenumstände die unverhoffteste Bestätigung.

2. Wir gehen von Tacitus aus. Nachdem dieser in seiner Germania (Cap. 28—37), dem Laufe des Rheins folgend, die verschiedenen westgermanischen Völkerschaften aufgerechnet und namentlich an der Küste der Nordsee der Friesen, Chauken und Kimbern erwähnt hat, geht er (Cap. 38) zu den Sueven über, von denen er zuerst das Hauptvolk der Semnonen und demnächst die Langobarden bespricht. Dann fährt er fort (wir müssen die bekannte Stelle hier abschreiben, weil einzelne Worte und Ausdrücke des Tacitus in der Folge besprochen werden): *Reudigni deinde, et Aviones et Angli, et Varini, et Eudoses, et Suardones, et Nuithones fluminibus aut silvis muniuntur; nec quidquam notabile in singulis, nisi quod in commune Nerthum, id est, Terram matrem colunt, eamque intervenire rebus hominum, invehi populis arbitrantur. Est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contectum, attingere uni sacerdoti concessum. Is adesse penetrali deam intelligit, vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur; laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur, non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata; donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat. Mox vehiculum et vestes, et si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur; servi ministrant, quos statim idem lacus haurit; arcanus hinc terror, sanctaque ignorantia, quid sit id quod tantum perituri vident. Et haec quidem pars Suevorum in secretiora Germaniae porrigitur.*

3. Der alte Anchersen machte bereits vor 100 Jahren in seiner „Vallis Herthae Deae“ die richtige Bemerkung, daß, weil das gemeinsame Heiligthum der Nerthus auf einer Insel gelegen, die 7 von Tacitus genannten Völker in der Nähe gewohnt haben müssen, weil Tacitus sonst nicht die Worte *invehi populis* von der Göttin hätte gebrauchen können. Sie sind also an der Meeresküste und auf Küsteninseln zu suchen und können folglich nur nördlich von den Semnonen und Langobarden ihre Wohnsitze gehabt haben und nicht im Innern von Ostgermanien.

4. Die Insel der Nerthus muß aber nothwendig in der Ostsee gelegen sein. Denn einmal hat als Anwohner der Nordsee Tacitus bereits die Friesen, Chauken und Kimbern genannt, so daß hier kein Platz mehr für jene 7 Völkerschaften zu finden ist; sodann

kann man Helgoland nicht als Insel der Nerthus ansehen, wie so oft geschehen, weil seine jetzige wie vormalige (s. Wiebel) Beschaffenheit — der Mangel eines „castum nemus“ und eines „lacus secretus“ — dieser Hypothese widerspricht, wie denn auch historisch feststeht, daß der Cultus des Gottes Forseti auf Helgoland ein ganz andrer gewesen, als die hier völlig unbekannte Verehrung der Göttin Nerthus. Das Bedenken Einiger, Tacitus könne die Ostsee nicht als *'oceanus'* bezeichnet haben, ist unbegründet. Er sagt z. B. Cap. 43, nachdem er von den Gothonen gesprochen: *protinus deinde ab Oceano Rugii et Lemovii,* und gleich nach dem, Cap. 44: *Suionum hinc civitates ipsae in Oceano*, wo in beiden Stellen nur von der Ostsee die Rede sein kann.

5. Es giebt aber der fernere Bericht des Tacitus (Cap. 41—44) die Mittel an die Hand, die Sitze dieser Völker an und folglich die Lage der Nerthus-Insel in der Ostsee noch etwas genauer zu bestimmen. Tacitus geht nämlich von den Nerthus-Völkern, die sich *in secretiora Germaniae* erstrecken, zu der (den Römern) *propior Hermundurorum civitas* über und zählt den Donaulauf verfolgend — *nunc Danubium sequar* — die Narisker, Marcomannen und Quaden auf. Hinter (*retro*) diesen sitzen die Bergvölker *(saltus et vertices montium jugumque insidentes)* der Marsigni, Gotini, Osi und Burii, *qui* (von Rom aus gesehen) *terga Marcomannorum Quadorumque claudunt.* Jenseits, d. h. nördlich der Gebirge *(ultra continuum montium jugum, quod dirimit scinditque Sueviam)* hausen die lygischen Völker, *trans Lygios*, d. h. nördlich von ihnen die Gotones und endlich *protinus deinde ab Oceano Rugii et Lemovii.* Der Sitz der Rugier an der Ostsee ist aber nicht zweifelhaft. Die Insel Rügen und die Stadt Rugenwalde in Hinterpommern bezeichnen ihn deutlich. Es müssen nun aber die 7 Ostseevölker der Nerthus-Verehrer westlich von den Rugiern gewohnt haben (wobei wir als hier unwesentlich es dahin gestellt sein lassen können, ob die räthselhaften Lemovii östlich oder westlich von den Rugiern ihre Sitze gehabt haben), weil Tacitus, welcher, wie er selbst ausdrücklich bemerkt *(quomodo paulo ante Rhenum, sic nunc Danubium sequar)*, eine gewisse durch die Örtlichkeit bedingte Reihenfolge in der Aufzählung der deutschen Völkerschaften beobachtet, unmöglich von den Langobarden an der Elbe, welche unmittelbar vor den Nerthus-Völkern genannt werden, zu diesen an der Ostsee östlich von Rügen und von hier wieder zu den Donau-Völkern überspringen konnte.

Wir sind also genöthigt, die Sitze dieser 7 Völker wie nördlich von den Langobarden und Semnonen (an und östlich von der Mittelelbe) so westlich von den Rugiern zu suchen, d. h. im heutigen Meckelnburg und Holstein und möglicherweise in den Landen und Inseln nördlich von den letzteren. Von diesen Gegenden im Norden der Elbe passen auch ganz die Worte des Tacitus: *haec quidem pars Suevorum in secretiora Germaniae porrigitur*, da derselbe von der Elbe selbst sagt: *flumen inclytum olim, nunc tantum auditur.* Alsdann wird man auch finden, daß Tacitus in der Aufzählung dieser Völkerschaften eine bestimmte Ordnung innegehalten: denn von dem Hauptvolke der Sueven, den Semnonen, ausgehend, führt er die benachbarten Langobarden und dann die 7 Nerthus-Völker auf und geht nun, weil er hier das Meer erreicht, zu den Donau-Völkern über, um mit den Rugiern zum zweiten Male ans Meer zu gelangen.

6. Das sicherste Mittel zur noch genaueren Bestimmung der Lage der Nerthus-Insel ist die Feststellung der Wohnsitze jener 7 taciteischen Völkerschaften, da man von dem Grundsatze auszugehen berechtigt ist, daß die Insel in deren Nähe muß belegen gewesen sein (3). Es tritt nun aber bei der Bestimmung der Wohnsitze dieser Völker, eben weil es Sueven sind, die Schwierigkeit hinzu, daß man im Laufe der Zeiten den Namen eines und desselben Volkes in ganz verschiedener, bisweilen weit von einander entfernt liegender Örtlichkeit vorfindet, so daß über die Richtung der Wanderung des Volkes Zweifel obwalten können. Hier sind nun Nebenumstände, namentlich die Beachtung der zeitlichen Verhältnisse, an denen das Auftauchen der Völkernamen hier oder dort gebunden ist, im Stande eine Entscheidung zu liefern, die bisweilen auf eine bloß größere oder geringere Wahrscheinlichkeit sich beschränken muß.

7. Die Ursitze der Angeln, soweit dieselben historisch festgestellt werden können, sind nördlich von der Schlei an längs der Ostseite und im Norden Schleswigs zu suchen, wo gegen Abend friesische Völkerschaften, gegen Mitternacht die Jüten ihre Nachbaren waren. Wahrscheinlich erstreckten sie sich auch — abgesehen von der dem Festlande so nahe gelegenen Insel Alsen — über Fühnen und die benachbarte Inselgruppe bis an den großen Belt (Dahlmann), denn die 3 aloecischen Inseln des Ptolomaeus — allem Anschein nach Alsen, Fühnen und Aeroe — waren einst anglisch, da in einem uralten anglischen Geschlechtsregister (Chronic. Saxon. ed. Ingrams p. 23) als Stammheld ein Aloc vorkommt. Bis auf den

heutigen Tag hat sich des Volkes Gedächtniss und sein Name in der kleinen Landschaft Angeln zwischen der Schlei und dem Meerbusen von Flensburg erhalten. Der Angelsachse Beda (Histor. eccles. I. c. 15) erklärt aber *Angulus* d. h. *Angul* oder *Onghul, qui ab eo tempore usque hodie manere desertus inter provincias Jutarum et Saxonum perhibetur*, für die Heimat seines Volkes. Gegen diese Ansicht, daß hier die Urheimat der Angeln zu suchen sei, hat sich Dahlmann ausgesprochen, welcher (Geschichte Dänemarks B. I, S. 15) bestimmt erklärt, daß das Volk der Angeln von Süden der Elbe nach Schleswig gekommen sei, und in einer Note hinzufügt: Ptolomaeus fand die Angeln dort noch (nämlich im Süden der Elbe), während Tacitus (Germania 40) sie ohne genauere Bestimmung aufführt. Um nun diese Frage zur Entscheidung zu bringen, haben wir uns zuvörderst an den Ptolomaeus zu wenden. Nachdem dieser die Völkerschaften des kimbrischen Chersonesus, sowie diejenigen aufgeführt, welche von dem Chalusus (der Schwartau) bis zur Weichsel hin längs der Küste der Ostsee wohnen, fährt er (lib. II, c. 10) fort: *Ἰῶν δὲ ἐντὸς καὶ μεσογείων ἐθνῶν μέγιστα μέν ἐστι τὸ τε τῶν Σονήβων τῶν Ἀγγιλῶν, οἱ εἰσι ἀνατολικώτεροι τῶν Λαγγοβάρδων, ἀνατείνοντες πρὸς τὰς ἄρκτους μέχρι τῶν μέσων τοῦ Ἄλβιος ποταμοῦ καὶ το τῶν Σονήβων τῶν Σεμνόνων, οἵτινες διήκουσι μετὰ τόν Ἄλβιν ἀπὸ τοῦ ἐιρημένου μέρους πρὸς ἀνατολὰς μέχρι τοῦ Σονήβου ποταμῶν* etc. Später heißt es: *Ἐλάσσονα δὲ ἔθνη καὶ μεταξὺ κεῖνται Καύχων μὲν τῶν μικρῶν* (nach Ptolomaeus zwischen Ems und Weser) *καὶ τῶν Σονήβων *) Βουσάκτεροι οἱ μείζονες.* Ferner: *Καύχων δὲ τῶν μειζόνων* (zwischen Weser und Elbe) *καὶ τῶν Σονήβων *) Ἀγριουάριοι, εἶτα Λακκοβάρδοι* etc. Aus diesen Stellen folgt, daß das im Gegensatz zu den vorhergehenden Küstenbewohnern im Inneren und mitten im Lande wohnende große Volk der Angeln sich gegen Osten bis an die Mittelelbe erstreckte; gegen Westen dehnte es sich wenigstens bis an die Weser aus, wo die großen Bructerer sie von den kleinen Kauchen schieden, während zwischen Weser und Elbe im Norden die Angrivarier sie von den großen Kauchen trennte. Die Worte des Ptolomaeus sind hier klar, nur allein über die Sitze der Langobarden schwebt ein gewisses Dunkel. Die Angeln sollen östlicher als die Langobarden im Norden bis an die Mittelelbe sich erstrecken. Unmöglich können

*) Die Sueven, von denen Ptolomäus hier spricht, können nur die Angeln sein, denn das zweite Volk der Sueven, das er erwähnt, die Semnonen, wohnten nach ihm jenseits der Elbe, gen Osten hin.

aber die Langobarden westlich von den gegen Westen bis an die Weser sich erstreckenden Angeln gewohnt haben, wo ja die Sitze der großen Bructerer waren, und ebenso unpassend wäre der Ausdruck, daß die Angeln sich im Norden bis an die Mittelelbe erstreckten. Erinnert man sich aber der Ansicht der Alten und namentlich des Ptolomaeus, wonach der Norden gegen Nordosten hin zu liegen kommt, so erklären sich die gebrauchten Ausdrücke von selbst und es kommen die Langobarden neben den Angrivariern — denn Ptolomaeus, *Λαγγοβάρδοι* und *Λαγγοβάρδοι* sind dasselbe Volk — in ihre alten Sitze im Bardengau und Laingau im Norden der Angeln. Hier in diesen alten Sitzen der Angeln finden wir an der Unstrut ein Angelagowe und, was höchst merkwürdig, ganz dieselben Ortsnamen wieder, welche uns im nördlichen Schleswig begegnen: Abbenrode, Tundern, Harsleben, Kolding und Ripen *). Es frägt sich nun, welche Orte, ob die schleswig'schen oder südelbischen die Mutter- und welche die Tochterortschaften sind. Bei den Namen Abbenrode, Tundern, Harsleben und Kolding kann diese Frage nicht entschieden werden, dagegen führt der Name Ripen, der nach Dankwerth (p. 77) im Altfriesischen Ufer bedeutet — ein zweites Ripen lag auch einst am Heverstrom — zu dem nothwendigen Schlusse, daß das jetzt jüt'sche Ripen die Mutter-, das schauenburgische die Tochterortschaft gewesen. Denn wie sollte man mitten im Lande dazu gekommen sein, einen Ort nach dem Ufer zu benennen, wenn nicht die ersten Anbauer einst einen gleichnamigen Ort, der am Ufer gelegen, bewohnt hätten? Sind aber die Bewohner von Ripen von Norden nach Süden gezogen, dann müssen es auch die Bewohner der übrigen gleichnamigen Orte, und folglich wird Schleswig die Urheimat der Angeln gewesen sein. Wir finden aber die Angeln noch an andern Orten. So sagt Adam von Bremen (Histor. eccles. I. c. 3): *Igitur Saxones primo circa Rhenum sedes habebant, et vocati sunt Angli, quorum pars inde veniens in Britanniam Romanos ab illa depulit insula: altera pars Thuringiam oppugnans tenuit eam regionem.* Enthält nun freilich der gute Wiener Codex des Adam die Worte: *et vocati sunt Angeli* nicht und mögen sie daher ein späteres Einschiebsel sein, so geben sie dennoch nichts desto weniger den Beweis ab,

*) Der Chronik zufolge zogen die Einwohner von lüttjen Harsleben nach Halberstadt und erbauten die Harslebener Straße. Bischof Rudolf I. von Halberstadt bestätigte 1145 die Stiftung des Klosters von Abbenrode. Über Kolding und Ripen cfr. v. Axen's Diplomatar der Grafschaft Schauenburg.

daß auch hier einst Angeln gesessen, denn wie wäre sonst eine solche Glosse möglich? Ein Theil der Angeln schloß sich den Alemannen an und wohnte am Oberrhein, südwestlich von Heidelberg im s. g. Anglachgau. Endlich gab es auch Angeln in Belgien. Auf diese bezieht sich das Gesetz, welches den Titel führt: Lex Anglorum et Werinorum h. e. Thuringorum, das nach H. Müller um das Jahr 556 verfasst, von Karl dem Großen revidiert wurde. Da es nun im VIII. Jahrhundert keine selbständige Angeln und Warner an der Elbe mehr gab, so können nicht die Ostthüringer es sein, deren Gesetz uns hier vorliegt. Daß es aber belgische Thüringer damals gab, werden wir bei den Warnern nachweisen. Es ist demnach klar, daß die später in der Geschichte auftretenden rheinischen und belgischen Angeln Abkömmlinge sind der südelbischen. Wenn diese letzteren nun nicht aus Schleswig in die südelbischen Lande eingewandert, sondern umgekehrt, wenn wir mit Dahlmann annehmen, daß sie von Süden nach Norden gezogen, so werden wir dadurch in unlösliche Widersprüche verwickelt rücksichtlich der Zeitrechnung. Denn da, wie wir oben bewiesen haben, zu Tacitus Zeiten (zu Ende des ersten Jahrhunderts) die 7 Nerthus-Völker, zu denen die Angeln ja gehörten, bereits Küstenbewohner der Ostsee gewesen, so muß diese angebliche Einwanderung aus dem Süden schon vor Tacitus Zeit stattgefunden haben. Unter Augustus aber und Tiberius, wo die Römer ihre vielen Feldzüge zwischen Weser und Elbe machten, finden wir hier in diesen Gegenden keine Spur der Angeln; folglich müßten sie in den ungefähr 60—70 Jahren, welche zwischen jenen Feldzügen und des Tacitus Zeit liegen, aus ganz unbekannten Wohnsitzen und aus unbekannten Ursachen 1. in die südelbischen Lande, 2. aus Südalbingien nach der Ostseeküste gezogen sein. Wie unwahrscheinlich, ja unmöglich ist ein solcher doppelter Umzug in so kurzer Zeit! Es können aber nicht alle Angeln gegen Norden gezogen sein, weil dann Ptolomaeus sie nicht noch an der Mittelelbe als ein großes Volk hätte aufführen können. Warum spricht nun aber Tacitus nicht auch von südelbischen, und warum Ptolomaeus nicht von meeranwohnenden Angeln? Es ist unbegreiflich und unerklärlich. Jene hypothetische Wanderung nach dem Norden kann sich aber nicht auf die Angeln allein beschränkt haben, denn undenkbar ist es, daß, falls die übrigen 6 Nerthus-Völker schon früher ihre Sitze an der Ostsee eingenommen hatten, dem eindringenden zahlreichen Volke der Angeln friedliche Wohnsitze — der schönste

Theil des Landes — eingeräumt und es aufgenommen worden sei in ihre Cultusgemeinschaft. Noch unmöglicher ist in diesem Zeitraume aber die Gesammtwanderung aller dieser 7 Völker gegen Norden; denn einmal wissen wir nichts von südelbischen Sitzen der übrigen 6 Nerthus-Völker und dann ist uns das vordrängende, treibende Volk völlig unbekannt, welches diese Völkerwanderung zuwege gebracht. Dieß müßte uns aber bekannt sein; denn wenn der Völkerzug nach Norden ging, so muß das drängende Volk von Süden her gekommen sein, von dem aber die Geschichte in diesem Zeitraum — von Tiberius bis Tacitus — gar nichts weiß. Hat man sich dagegen überzeugt, daß das zu Tacitus Zeiten an der Ostsee seßhafte Volk der Angeln nach seiner Zeit, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, als Ptolomaeus schrieb, von Norden nach Süden zur Mittelelbe gewandert sei, so fallen alle diese Schwierigkeiten und Widersprüche hinweg und wir können uns sogar Rechenschaft geben von dem treibenden Volke, welches den Bund der Nerthus-Völker sprengte. Es ist dieß das zuerst von Ptolomaeus genannte Volk der Sachsen. Es würde uns zu weit abführen, wollten wir auf die Urgeschichte dieses Volkes specieller eingehen und seine Verschiedenheit von den 7 Nerthus-Völkern, mit denen man sie identificiert hat, nachweisen; nur so viel können wir noch bemerken, daß durch die Einwanderung der Sachsen in Holstein und die Vertreibung der 7 Nerthus-Völker der erste Anstoß gegeben ward zu jener Völkerwanderung, die sich dem Römerreiche durch die marcomannischen Kriege fühlbar machte, von dem Jul. Capitolinus in der vita Marci Antonini, Cap. 14, sagt: *Profecti itaque sunt paludati ambo imperatores, Victovalis et Marcomannis cuncta turbantibus; aliis etiam gentibus, quae pulsae a superioribus barbaris fugerant, nisi reciperentur, bellum inferentibus.*

8. Die Warner oder Weriner kommen in der Geschichte fast immer zusammen genannt mit den Angeln vor. Es sind Ptolomaeus' Ὀυἰρουνοι, von denen er sagt: (μεταξὺ κεῖνται) Σαξόνων δὲ καὶ τῶν Σουήβων Τευτονοάροι καὶ Ὀυἰρουνοι. Unter den Sueven sind hier wohl die Semnonen zu verstehen. Die Virumen saßen also am rechten Elbeufer nördlich von den Semnonen und erstreckten sich etwa bis über das Havelland nach Osten, wohin sie von den Sachsen verdrängt worden waren. Zu Tacitus Zeiten saßen sie nördlicher am Meeresufer an dem nach ihnen benannten Flusse Warnow. Es giebt in Meckelnburg noch mehrere Ortsnamen, die auf die Warner zu

deuten scheinen: die Städte Waren und Warin, die Dörfer Warnitz, Warnow und Warnikow — auch in Holstein, in der Probstei, giebt es ein Warnow, in Schleswig, in Sundewitt ein Warnitz; doch erregen sich Bedenken, diese Ortsnamen von dem Volksnamen abzuleiten, weil im Wendischen — bekanntlich nahm später dieß slavische Volk das Land ein — 'warnowasch' befestigen heißt und jene Orte ihren Namen daher wahrscheinlich von Befestigungen (Wartthürmen) erhielten. Der Fluß Warnow konnte aber nicht nach diesen Vertheidigungswerken benannt worden sein. Ob er aber von den suevischen Warnern oder von den slavischen Warnabi des Adams von Bremen, den Warnavi des Helmolds genannt, sie, die zwischen den Hevellern und Obotriten ihre Wohnsitze hatten, ist noch die Frage. Jedenfalls müssen einst Sueven an dessen Ufern gewohnt haben, denn beim Ptolomaeus heißt der Fluß Suebos. Wenn wir aber am Ausflusse der Warnow einen Ort Warnemünde finden und damit die Thatsache in Verbindung bringen, daß in Holland, eine halbe Meile von Leiden, ein Dorf Warmend liegt, d. h. ein Name mit holländischer t-Endigung, dem Namen Warnemünde vollkommen entsprechend, so folgt daraus einmal, daß im Laufe der Zeit ein Theil der Warner nach Holland hin verschlagen ist, eine Folgerung, die auch noch durch anderweitige Thatsachen bestätigt wird und sodann, daß diese Warner vormals einen Ort Namens Warnemünde bewohnt haben müssen, weil es sonst unerklärlich wäre, wie sie ihrem neuen Wohnsitz einen solchen Namen hätten geben können, da dieß Dorf an gar keinem Flusse liegt. Es wohnten einst Warner an der Warnow bis gegen die Ostsee hin. Die Warner kommen noch mehrmals in der Geschichte vor: hier besprechen wir nur die Stellen, aus denen ein Schluß in Betreff ihrer Sitze zu ziehen ist. Theodorich, der König der Ostgothen, schrieb nach Cassiodorus einen Brief an die Könige der Heruler, Warner (Guarni) und Thüringer, sie auffordernd, mit ihm und den Burgundern gemeinsame Gesandten an den Frankenkönig Chlodowig zu schicken, daß er ablasse von seinem Grimme gegen die Westgothen. Dieser Brief ist wahrscheinlich aus dem Jahre 506. Es ist kein Circularschreiben, sondern ein Sendschreiben an die drei Brüder, welche damals das Königsgeschlecht der Thüringer bildeten. Daraus folgt, daß die Sitze der Warner in der Nähe der Thüringer gewesen sein müssen.

Procop erzählt (de bello Gothico II, 15), daß, als die Heruler in der Donaugegend [d. h. nördlich der Donau] unter der Regierung

des Kaisers Anastasius [491 — 518] von den Langobarden überwunden wurden [wahrscheinlich 494 zwischen der Donau und Theiß], einige südlich über die Donau zum Kaiser Anastasius flüchteten, der sie (512) wohl aufnahm [nämlich in die Umgegend von Singedon (Belgrad)], während andre unter Häuptlingen vom Königsgeschlecht [gegen Nordwesten] nach den äußersten Gegenden der Erde zogen. Sie durchzogen die Völker der Sclavinen (Slaven), darauf öde Gegenden (wohl zwischen Weichsel und Oder), bis sie die s. g. Warner erreichten; darauf zogen sie durch der Dänen Völker (*Δανῶν τὰ ἔθνη*) [d. h. nicht die Dänen, sondern die von den Dänen unterworfenen Völker], ohne daß die Barbaren sie hier bezwingen konnten. Nachdem sie das Meer [das Kattegat] erreicht, schifften sie sich ein und landeten auf der Insel Thule [Scandinavien], wo sie sich bei den dort zahlreich wohnenden Gauten [Westgothen] niederließen. Auch diese Stelle deutet auf den Sitz der Warner in der Nähe der Mittelelbe, jedoch zu unbestimmt, um genauer denselben festzustellen.

Wichtiger ist die Nachricht des Gregors von Tours und des Paulus Diaconus, daß als 26,000 Sachsen mit den Langobarden nach Italien zogen, „Sueven jenseits der Elbe“ die von den Sachsen verlassenen Landstriche [das Gebiet von Anhalt, Mannsfeld und Halberstadt] und zwar mit Bewilligung der fränkischen Könige Sigebert und Chlotar besetzten. Da der letztere 561 gestorben ist, so muß dieser Einzug vor diesem Jahre stattgefunden haben. Diese Sueven jenseits der Elbe müssen Warner gewesen sein; sie bewohnten den Schwabengau, Suevon, zwischen Sale, Bode und Unterharz, einen District, den vor den ausgewanderten Sachsen nach Zeuß die Angeln besessen hatten. Und als nun die mit den Langobarden gegen Welschland gezogenen Sachsen nach Italiens Eroberung wieder heimkehrten, kamen sie im Kampfe mit jenen Sueven um, die indessen ihre alten Wohnsitze besetzt hatten. Sie hießen fortan Nordschwaben, die ihre Rechtseigenthümlichkeiten bewahrten und sich den Sachsen anschlossen. 748 unterwarf Pipin diese sächsischen Nordschwaben.

Zu Procops Zeiten finden wir Warner in Holland an der Nordsee, wo der Rhein sie von den Franken schied (Bellum Gothic. IV, 20). Nach demselben waren Hermegisclus (d. h. Ermingisil) und sein Sohn Radiger Könige der niederrheinischen Warner. Hier ist auch das niederländische Thüringen zu suchen. Denn Gregor von

Tours (II, 12) berichtet: als die Franken ihren König Childerich verjagten, floh er über den Rhein in ein Land Namens „Thoringia," dessen Königin, Basina, Childerich entführte und mit ihr den großen Chlodowech zeugte, von dem es heißt (II, 27): *Thoringis bellum intulit eosdemque suis ditionibus subjugavit.* Dieß kann aber unmöglich Ostthüringen sein, von dem er durch viele Völkerschaften getrennt war. Dieß Thüringen am Niederrhein zerstörte der Frankenkönig Childebert II. 595, der mit den Warnern kämpfend, sie bis auf wenige Reste vernichtete. Endlich theilt Procop die merkwürdige Nachricht mit, daß Augustus den Thüringern eine Niederlassung gestattet habe, welche östlich gelegen von dem vereinten Reiche der Franken und Armoriker. Dieß können nicht die Ostthüringer sein.

9. Daß unter den Eudoses des Tacitus die Jüten zu verstehen seien, hat J. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache nachgewiesen, worauf ich mich in dieser Rücksicht beziehen kann. Sie heißen altnordisch Jótar, ags. Eotas (nicht zu verwechseln mit den mythischen Jötnar, ags. Eotenas). Es sind die Euthiones des Venantius Fortunatus, die Eucii (Eutii) im Schreiben des Königs Theodobert an Kaiser Justinian. Daß die *Φουνδουσοι* des Ptolomaeus — nach Grimm's Conjectur *Ιου(γ)δουσοι* = *Εὐδουσοι* zu lesen — eben des Tacitus Eudoses sein, hat derselbe bereits bemerkt. Über die Wohnsitze der Eudoses oder Jüten auf der kimbrischen Halbinsel kann kein Zweifel obwalten. Nach Ptolomaeus wohnten ganz im Norden der kimbrischen Halbinsel — der nördlich vom Liimfjord gelegene Theil Jütlands bildete damals mehrere größere Inseln — die Kimbern, deren Nachbarn im Süden die Phundusier (Jüten) und Charuden waren, von denen die ersten mehr im Westen, die letztern mehr gegen Osten wohnten. Es bewohnten also die Jüten das westliche Jütland, jenes öde traurige Land, voller Sand und Haiden, welches ihnen bis auf den heutigen Tag unangefochten geblieben. Zu des Tacitus Zeiten aber können sie nicht hier an der Nordsee gehaust haben, weil er dort nur Friesen, Chauken und Kimbern kennt. Da nun das öde Westjütland kein Volk freiwillig zum Niederlassungsort wählen wird, so müssen sie von der schönen Ostküste des Landes verdrängt worden sein. Hier also waren sie die nördlichen Nachbaren der Angeln, denen sie von Uralters her in ihrer Nationalität nahe standen, so daß es in den Gesetzen Eduards des Bekenners von ihnen heißt: *Exierant* (sc. Guti) *enim quondam de nobili sanguine*

Anglorum, scilicet de Engra civitate et Anglici de illorum sanguine et semper efficiuntur populus unus et gens una. Daß auch Jüten mit den Angeln nach England hinübergezogen — Kent ist von Jüten vorzugsweise besetzt — ist allgemein bekannt, weniger bekannt ist es aber, worauf Leo zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt, daß in der Gegend von Heidelberg viele Ortsnamen vorkommen, die sich auch in Kent finden. Da nun aber eine directe Auswanderung von der einen Gegend in die andre nicht stattgefunden, so schließt Leo richtig, daß beide bevölkert worden durch eine Einwanderung aus einem Ursitze des Volkes, den er an der Ostsee im Meckelnburgischen vermuthet. Der Ursitz ist aber Jütland, wie die folgende Vergleichung zeigt.

VERGLEICHUNG DER ORTSNAMEN

NORDW. ALEMANNIEN (Gegend von Heidelberg)	VON KENT	JÜTLAND
1) Handschuchsheim	Andscohesham (Ausgang des Waldes)	Andsdorf, im Amte Viborg, Kirchspiel: Grönbeck. Handest, Dorf im Amte Randers, Kirchspiel: Glenstrup.
2) Leimbach (bei Heidelberg)	Limin-ëá	Liimfjord
3) Leimen, Ort am Leimbach	Lîming, später Lim	Liimbye im Amte Viborg, Kirchspiel: Liim. Lime, Kirchspiel im Amte Randers. Lihm u. Wester-Lihm, Dorf im Amte Veile.
4) Kraibach	Cræg-ëá	Krogsbeck, Kirchspiel im Amte Randers.
5) Durlach	Durlëah	Durup, Dorf im Amte Viborg. Durup, Dorf im Amte Aalborg.
6) Wiesloch	Visleáh	Visborg, Dorf im Amte Aalborg.

NORDW. ALEMANNIEN (Gegend von Heidelberg)	KENT	JÜTLAND
7) Baden	Baðum	Badstrup, Dorf i. Amte Riepen.
		Bodum, Dorf im Amte Apenrade.
8) Gochsheim	Geóchâm	Kokborg, Dorf im Amte Veile.
		Kokborg, Dorf im Amte Ringkjöping.
9) Stein	Stâne	Steens, Dorf im Amte Riepen.
		Steens, Dorf im Amte Hadersleben.
10) Bretten	Breodum	Bredt, Dorf i. Amt. Veile
		Bratten, Dorf im Amte Hjorring.
11) Kieselbrunn	Cëoselburne	—
12) Rorbach	Rëodburne	Raarup, Dorf im Amte Veile.
13) Ranenberg	Ruan-berh	Raubjerg, Dorf im Amte Apenrude.
		Ranum, Dorf im Amte Aalborg.
14) Neuenheim	Nivanhâm	Nyerup, Dorf im Amte Aalborg.
15) Wössingen	Vassing	Vissing, Dorf im Amte Randers.
16) Kirnbach	Cirneá	Kjerende, Dorf im Amte Randers.
17) Klopheim (früher Klopphenheim)	Cloppahâm	Kloutrup, Klovberg, } Dörfer im Amte Skanderborg.
18) Godanowa (alter Ortsname im Lobdengau)	Gôdeneie	Gudenaa (ein Bach).
19) Nussloch	Hnut-hyrst Hnut-leá	Nutbjerg, Dorf im Amte Randers.
20) Rindbach	Rindburne	Rind, 2 Dörfer im Amte Viborg.

NORDW. ALEMANNIEN (Gegend von Heidelberg)	KENT	JÜTLAND
21) Mark-Botesheim (alter Ortsname im Lobdengau)	Boteshâm	Bötterup, Dorf im Amte Veile.
22) Straßheim	Stretham	Mellem-, Oster- und Wester-Strät, 3 Höfe im Amte Aalborg.
23) Westheim	Vesterhâm	Vester, Dorf im Amte Veile.
24) Zozenbach	Tottanstoc	Todberg, Kirchspiel im Amte Randers.
25) Türkheim	Turcanhâm	—
26) Sulm (Sulmannesheim)	Sulmonnesburh	—

Es lassen sich also von 26 Ortsnamen, die sowohl in Alemannien als in Kent vorkommen, 23 in Jütland nachweisen. Die 3 nicht nachzuweisenden Ortsnamen müssen, das folgt aus unserer Anschauung, nothwendig auch einst in Jütland existiert haben, sind aber jetzt verschwunden: vielleicht wird man ihre Namen noch in den uns gebliebenen schriftlichen Denkmälern des Mittelalters entdecken können. Die Geschichte berichtet auch das Auftreten von Jüten in dieser Gegend. Die Alemannen bildeten nämlich kein einheitliches Volk: das Bruchstück des Asinius Quadratus bezeichnet sie als ein Volk aus allerlei Stämmen zusammen gekommen: es waren eine Menge kleiner Häuptlinge (*reges, reguli, subreguli*), nie unter einem gemeinschaftlichen Könige verbunden. Zu ihnen gehörten auch die „Juthungen," die unter Caracalla zuerst genannt werden: es sind die von den Sachsen zersprengten Nerthus-Völker; sie kämpften zu Pferde und streiften unter Aurelian bis nach Italien hinab.

10. Die Suardones des Tacitus sind die *Φαροδεινοι* des Ptolomaeus, denn der Grieche wirft bisweilen das *σ* vor *φ* ab, z. B. *φαττω* für *σφαττω*, also *Φαροδεινοι* für *Σφαροδεινοι*. Nach Ptolomaeus saßen sie *μετὰ τοὺς Σάξονας ἀπο τῆ Χαλούσον ποταμον* (Schwartau) *μέχρι τοῦ Σονήβον ποταμοῦ* (die Warnow). Wo ihre Sitze zu Tacitus Zeiten gewesen, ist mit Sicherheit schwer zu bestimmen. Wie der Name Warner an die Warnow, so ist der Name der Suardonen an die Schwartau geknüpft. Wahrscheinlich haben sie also westlich von diesen Flüssen an der Ostküste Holsteins ihre Sitze gehabt,

wurden aber von den Sachsen nach Osten hin gedrängt und nöthigten wiederum die Warner nach Süden zu rücken. Ihr Name verschwindet jetzt völlig aus der Geschichte. Denn keineswegs sind sie identisch mit den Herulern, wie J. Grimm, der Etymologie folgend — goth. *svaird*, alts. *suërd* = goth. *hairus*, alts. *heru* — annimmt. Denn es ist noch gar nicht ausgemacht, daß der Name Heruler von dem Worte *heru* abzuleiten ist, weil nie die Schreibart Cheruler vorkömmt, was doch nach Analogie der Namen Cherusker, Chavionen etc. zu erwarten gewesen wäre. Am häufigsten kommt Eruli vor, von dem ags. *eorl*, altn. *jarl*, nobilis. Daher hat Isidorus von Sevilla recht, wenn er der Heruler Namen durch *domini* erklärt. Daß der Heruler Ursitze in Scandinavien gewesen, wissen wir auf das bestimmteste; daß aber auch von dorther die Suardonen gezogen seien, ist eine reine Hypothese. Endlich ist es wohl vorgekommen, daß ein Volk seinen Namen geändert: wir erinnern beispielsweise an die Langobarden, die sich früher Winiler nannten; aber unerhört ist es, daß ein Volk dergestalt seinen Namen gewechselt, daß in dem neuen Namen vollständig der Begriff des alten enthalten wäre, wie solches bei dem Wechsel der Namen: Heruler und Suardonen oder umgekehrt der Fall gewesen sein würde.

11. In des Tacitus Nuithones hat man Jüten, Juthones erkennen wollen; denn Nuithones = Niuthones = Juthones, da das prosthetische *N* nicht wurzelhaft ist. Seit J. Grimm aber in des Tacitus Eudoses die Jüten erkannt hat, ist obige Hypothese hinfällig geworden. Tacitus Nuithones werden sonst nirgends genannt; es liegt also nahe zu untersuchen, ob nicht vielleicht in diesem Namen ein anderer, mehr bekannter verborgen liegt. Wirft man nun aber das prosthetische *N* ab, so haben wir Uithones, Vithones, ganz ebenso, nur einfacher ohne Buchstabenversetzung, wie das Wort Neustrien zu Westrien sich verhält. Einige Handschriften des Tacitus enthalten daher auch die Lesart Vithones. Die Vithonen, die Viten oder Vider werden mehrmals in der Geschichte genannt. Sie müssen zu Tacitus Zeiten östlich vom großen Belt auf Seeland und den benachbarten Inseln — Lolland, Falster und Möen — gehaust haben, denn diese ganze Inselgruppe heißt noch spät im Mittelalter Viteslet, d. h. die Ebene der Viten (Chronicon Erici regis in Langebeck's scriptores rerum Danic. 1, 149). Noch zu Adams von Bremen Zeiten waren die Wittinger des Nordens gefürchtete Seeräuber (de situ Daniae c. 212. Histor. eccles. c. 73—74). Die Witen sind

aber höchst wahrscheinlich mit den Gepiden identisch. Der Name der Gepiden, Procops *Γηπαιδες*, lautet goth. Gibidos, ags. Gefþas, d. h. die Glücklichen. Die nordische Form ist davon Giviðar, Giviþar, zusammengezogen Gviðar, woraus leicht Viðar werden konnte. Selbst der urälteste Name der Insel Seeland deutet darauf hin, daß hier einst Gepiden gesessen. Seeland heißt im altn. Sjaland, d. h. Seeland, der ältere Name lautet aber Sælund (das Selon des Dietmars von Merseburg). Dieses Wort (ein Femininum) kann nicht ein von Meere umgebenes, waldiges Land bedeuten, da es dann Soelunder geschrieben werden müsste; es ist vielmehr abzuleiten vom goth. *saell* (glückselig) mit der weiblichen Ableitungssylbe *und* und das Wort entspricht dem goth. *sêlundi**). Diese Insel *selundi* — der selige, glückliche Ort — war also der Wohnsitz der Gefþas, der Glücklichen. Nach Jordanes zogen bei der gothischen Auswanderung aus Scandinavien die Gepiden als die letzten nach der Weichselmündung und ließen sich auf den Weichselinseln nieder, die sie nach ihm (C. 17) *pro patrio sermone dicebant Gepidojos* (oder *Gibidojos*), d. h. die gepidischen Inseln (vom goth. *avi* pl. *aujôs* oder *ôjôs*, die Insel). Da nun aber nach den geographischen Vorstellungen der Alten, namentlich des Plinius und Ptolomaeus die kimbrische Halbinsel sammt den scandischen Inseln weit östlicher lagen und sich von Südwest nach Nordost dergestalt erstreckten, daß die gepidischen Inseln, d. h. die seeländische Inselgruppe nebst Schonen — damals noch eine Insel, das Scandinavia im engsten ursprünglichen Sinne des Wortes — in der Weichselmündung liegend gedacht wurden, indem man die 3 dänischen Meerengen mit den Weichselmündungen verwechselte, so kam hierdurch eine heillose Verwirrung in die Vorstellungen der Alten von den Sitzen der Gepiden im Norden. Wir können hier nicht tiefer in ihre scandinavische Geschichte eindringen: für unsern Zweck genügt es und erhellt aus dem obigen, daß Tacitus Nuithones Witen gewesen, welche die seeländische Inselgruppe bewohnten.

12. Am allerschwierigsten ist es die Wohnsitze von des Tacitus Reudigni zu bestimmen. Grimm erklärt ihren Namen aus dem gothischen Worte *riuds*, reverendi, die Ehrwürdigen. Wenn auch vom Standpuncte der Etymologie aus gegen die Möglichkeit einer solchen Ableitung nichts einzuwenden sein möchte, so ist es doch

*) Cf. Keyser og Worsaae Samlingar til det norske Folks og Sprogs Historie. B. 6. Munch Det norske Folks Historie B. 1, p. 61.

undenkbar, daß das Volk sich selbst oder von seinen Nachbarn mit einem solchen Prunknamen benannt worden sei, wie denn auch schon der alte Schlözer (Weltgeschichte B. 31, S. 108) die richtige Bemerkung macht, daß Völker nie nach moralischen Eigenschaften benannt worden sind. Wir müssen also eine andre Ableitung suchen. Zuvörderst ist jede Conjectur, das Wort zu ändern, z. B. statt Reudigni Duringi zu lesen, als unberechtigt und rein willkührlich abzuweisen. Die Reudigni aber für die Bewohner von Reidgothland — im Gegensatz zu Eygothland — für Reidgothen zu halten, ist aus dem Grunde unzulässig, weil Reidgothland ursprünglich das Land an der Weichselmündung bezeichnet, von wo aus die Gothen in Scandinavien ein- und wohin sie später von Scandinavien wieder auswanderten. Daher tritt im scopes viðsið Eormanric als reidgothischer König, hredhcyning auf; sein Volk wird bald Hredhgotan, bald Hrædas genannt, und es heißt ferner: an der Weichsel hatten die Hraedas ihren alten Sitz. Die Ableitung des Namens Reudigni von *riet*, also Riet- oder Sumpfbewohner stützt sich nur auf eine Lautähnlichkeit: jede etymologische Grundlage fehlt ihr. — Man hat ferner die Reudigni zu den nächsten Nachbarn der Langobarden gemacht, weil Tacitus sie als das erste der 7 Nerthus-Völker gleich nach den Langobarden aufgeführt hat, und man hat daraus geschlossen, daß, wie die Langobarden das linke, so die Reudigni das rechte Elbeufer, also die Marschgegenden Holsteins bewohnten. Allein dieser Schluß steht auf schwachen Füßen. Tacitus sagt ausdrücklich: *haec pars Suevorum in secretiora Germaniae porrigitur.* Er wird also schwerlich eine genaue zuversichtliche Kunde von der speciellen Lage der Wohnsitze jedes einzelnen dieser Völker gehabt und sie daher so aufgezählt haben, daß ein Schluß auf ihre Nachbarn zulässig wäre. Dieß geht nun aber auf das schlagendste daraus hervor, daß er die Varini, die Eudoses und die Suardones neben einander aufführt, die, wie bereits (8., 9., 10.) nachgewiesen, unmöglich Nachbarn gewesen sein können, denn zwischen den Warnern an der Warnow und den Suardonen an der Schwartau, die ja an einander gränzten, sind die weit abgelegenen Jüten dazwischen geschoben. — Am einfachsten ist es die Reudigni für goth. *Riudingós*, altn. *Rjodingar* zu nehmen, d. h. für Bewohner ausgerodeter Waldgegenden, und das einzige Mittel, ihre Wohnsitze ungefähr zu bestimmen, besteht darin, daß man untersucht, nachdem die Sitze der übrigen Nerthus-Völker möglichst genau bestimmt

worden, welche Wohnsitze an oder in der Ostsee für die Reudigni übrig bleiben möchten. Nun saßen aber die Warner in Meckelnburg, (8), die Suardonen an der Ostküste Holsteins (10), die Angeln an der Ostküste Schleswigs und auf der fühnen'schen Inselgruppe (7), die Jüten an der Ostküste Jütlands (9) und die Nuithonen auf der seeländischen Inselgruppe (11); es bleibt also nur noch die Nordküste Holsteins an der Ostsee für die Reudigni übrig, denn daß die Avionen hier nicht gewohnt, werden wir alsbald (13) aufs klarste nachweisen. Hier an der Nordküste Holsteins von dem Kieler Hafen etwa an bis zur jetzigen Mündung des Damnauer- (Wesseeker-) Sees in die Ostsee (14) war die Configuration der Küste vormals eine ganz andere als jetzt. Es hat nämlich Kuss (Neues staatsbürgerliches Magazin von Falk, B. 10, p. 247) nachgewiesen, daß die s. g. Salzwiesen der Probstei, ein Areal von c. 4000 Tonnen Landes, früher ein großer Landsee gewesen, der mit der Ostsee in Verbindung gestanden. Dieser See muß nun aber, wie alle durch eine schmale Landenge vom Meere geschiedene Landseen Holsteins, früher ein Theil der Ostsee selbst gewesen sein. So bildete hier also die Ostsee eine große Bucht, die dicht bewaldet war, denn noch im Anfang des XII. Jahrhunderts war diese Gegend ein Wald (Helmold), und in diesem haben wahrscheinlich die Reudigni einst gehaust. Wir verkennen keineswegs das Unsichre unserer Bestimmung; denn da wir nicht wissen, wie weit die Suardonen an der Ostküste Holsteins sich nach Westen und Norden hin erstreckt, so wäre es denkbar, daß sie auch diese Gegenden eingenommen haben. was aber insofern unwahrscheinlich ist, weil alsdann für die Reudigni durchaus kein Platz mehr an der Ostseeküste vorhanden gewesen wäre, an der sie doch nach dem Grundsatze Anchersens gesessen haben müssen. Endlich ist es auch unwahrscheinlich, daß die Suardonen ein so zahlreiches Volk gewesen sind, daß sie alle Küsten Holsteins an der Ostsee besessen haben, während es mit unserer Ansicht stimmt, daß beide Völker, Reudigni und Suardonen, als wenig zahlreich alsbald aus der Geschichte verschwinden.

13. Was endlich die Aviones des Tacitus betrifft, so müssen sie gothisch *) *Aujans* geheißen haben, d. h. Eiländer, Inselbewohner. Wenn aber nun unter den Nerthus-Völkern mit ihrer Cultus-

*) Den Beweis zu führen, daß die 7 Nerthus-Völker dem ganz Südscandinavien bewohnenden gothischen Völkerkreise angehören, würde uns hier zu weit abführen. und wir müssen uns begnügen, das Resultat der Forschung nackt hinzustellen.

gemeinschaft der Nerthus auf einer oceanischen Insel eines dieser Völker als Inselbewohner bezeichnet wird, so darf man daraus wohl schließen, daß sie die Insel κατ'ἐξοχήν, d. h. die heilige Nerthus-Insel bewohnt, denn die Nuithones waren ja auch Inselbewohner, ohne nach dem Eiland benannt worden zu sein. Wenn aber die Aviones die in der Ostsee wo immer auch belegene Nerthus-Insel bewohnt haben, so folgt daraus unwidersprechlich, 1) daß das Heiligthum der Nerthus nicht auf der Insel Seeland gewesen sein kann, weil sicherlich dort nicht die Avionen, sondern die Nuithonen gesessen; 2) daß die Nerthus-Insel keine ganz kleine unbedeutende Ostseeinsel gewesen, wie z. B. Hiddensee bei Rügen, weil dann der Raum für ein ganzes Volk gefehlt hätte. Denn so ganz unbedeutend und verschwindend klein kann das Volk der Avionen nicht gewesen sein, welches späterhin noch oftmals in der Geschichte genannt wird, wenn auch mit etwas geändertem Namen. So sind sie z. B. identisch mit den Ὄβιοι des Petrus Patricius (Exc. legatt. ed. Bonn, p. 124), die sich zur Zeit des Marcomanenkrieges mit den Langobarden in Pannonien zeigten; sie sind wahrscheinlich die Χαῦβοι des Strabo (lib. VII, p. 291) und ohne Zweifel die später genannten C(h)avionen oder Chaibonen, die in Verbindung mit den Herulern in Gallien einbrechend vom Kaiser Maximinian († 288) besiegt wurden (Mamertinus Panegyricus Maxim. Hercul. dict. cap. 5).

14. Wir gehen jetzt, vorbereitet zur Lösung der Frage, auf die Bestimmung der Lage der Nerthus-Insel ein. Barth hat den richtigen Grundsatz ausgesprochen, daß selbige belegen sein müsse in dem Mittelpuncte oder nicht allzu entfernt excentrisch von den in einem Kreise um die südwestliche Ecke wohnenden Nerthus-Völkern. Rügen liegt einmal ganz excentrisch, und überdieß war es keine Insel, es hieng früher mit dem Festlande zusammen, von welchem es erst im Anfange des 14. Jahrhunderts den pommer'schen Chronikschreibern zufolge abgerissen ward: es kann also die Nerthus-Insel nicht gewesen sein. Barth erklärt die Insel Fehmarn ihrer Lage nach für diejenige, welche man, obgleich hier weder ein Wald, noch ein heiliger See zu finden sei, am ehesten für die Nerthus-Insel ansehen könne, und durch diesen Ausspruch, der völlig unbeachtet geblieben, ist er der Wahrheit am nächsten gekommen, wenn er sie auch nicht ganz erreicht hat. Die Insel Fehmarn hieng nämlich vormals mit der Nordostspitze Holsteins zusammen; gegenwärtig ist sie von ihr durch den $^1/_4$ Meile breiten, 5 Faden tiefen Fehmarsund getrennt. Der

Sage nach war einst diese Meerenge so schmal und seicht, daß man, auf einem in der Mitte zwischen beiden liegenden Pferdekopf tretend, trockenen Fußes nach Fehmarn gehen konnte. Man bemerkt noch heutigen Tages nicht weit von dem östlichen Ausflusse des Fehmarsundes mitten im Meere tief unter der Wasserfläche die Reste eines alten Walles, eine Entdeckung, die allein schon zu dem Schlusse berechtigt, daß Fehmarn einst mit Holsteins lang in's Meer ausgezogener Nordostspitze zusammengehangen habe. Der Durchbruch muß aber bereits frühe in vorslavischer Zeit stattgefunden haben, denn der Name des Dorfes Großenbrode — vom slav. *brody,* die Furt — deutet auf den Bestand einer Wasserstraße in der Slavenzeit. Der ganze, dreieckig in's Meer vorspringende Nordosten Holsteins, das sog. Oldenburger Land, mit dem Fehmarn zusammenhieng, bildet nun aber im strengsten Sinne des Wortes noch jetzt eine Insel. Denn es stehen die beiden Landseen, der Damnauer- oder Wesseekersee im Westen und der Grubersee im Osten sowohl unter sich durch die Brökau, als auch beiderseits mit der Ostsee in Verbindung. Die Brökau zwischen den beiden Seen wird auch Oldenburger oder neuer Graben genannt; durch künstliche Nachhilfe hat er seine gegenwärtige Form erhalten; er schlickt sich gleich den Seen immer mehr zu. Daß diese Wasserstraße aber einst eine viel breitere und tiefere gewesen, geht aus der Thatsache hervor, daß das altslavische Stargard, — die jetzige Stadt Oldenburg — vor dem Aufblühen Lübecks von Helmold eine große Seehandelstadt genannt wird. Daraus, daß das Oldenburger Land ursprünglich eine Insel gewesen, erklärt sich eine sonst sehr auffallende Thatsache. Das Ländchen ist nämlich in botanischer Hinsicht dadurch ausgezeichnet, daß 11 Pflanzenspecies hier vorkommen, die dem übrigen Schleswigholstein fehlen, von denen 8 der Mecklenburger Flora angehören. — Es waren also beide Inseln, Fehmarn und das Oldenburger Land, zu einer Insel verbunden, welche eben dadurch eine Form erhielt, die man bei den Inseln der Ostsee sich mehrfach wiederholen sieht. Abgesehen von Rügen findet man diese Bildung auch bei Alsen und Äroe. Bei jener ist die Halbinsel Kekenis, bei dieser der östliche Theil der Insel durch eine schmale Landenge mit dem übrigen Eilande verbunden. Und so hätten wir denn durch Restaurierung des urgeschichtlichen Bodens eine Insel entdeckt, die ihrer Lage und ihrer Größe nach den Anforderungen entspricht, die man im Allgemeinen an die Nerthus-Insel zu stellen hat.

15. Sehen wir jetzt zu, ob des Tacitus Worte in Betreff der Nerthus-Insel auf das von uns entdeckte Eiland passen, ob hier ein *castum nemus*, ein *lacus secretus* nachzuweisen ist. Gegenwärtig ist freilich das Land fast gänzlich entwaldet, allein wir wissen durch Helmold, daß zur Slavenzeit die terra Altenburg ein großer Wald gewesen. Nehmen wir aber die Karte zur Hand, so finden wir hier zwei Landseen angegeben: den Seegalendorfersee und den See von Siggen. Dieser letztere muß des Tacitus *lacus secretus* gewesen sein, denn der Namen Siggen führt uns zu dieser Behauptung. Der Name Siggen lautet in allen Urkunden: *Sygghem, Sighhem, Zigghem, Sighgheme, Seggeme* u. s. w. Ein *m* und kein *n* ist dem Worte also wesentlich, so daß in ihm die Sylbe *em* oder *hem* (*ham, heim*) steckt und Siggen also Siggheim ist, cf. Grimm's Grammatik 2, 406. Was bedeutet aber Sigg? Das Wort wird wohl ein gothisches gewesen sein, denn die Nerthus-Völker waren ja Gothen; jedoch enthält der uns erhaltene Wortschatz dieser Sprache dasselbe nicht. Wir müssen daher auf indirectem Wege seine Bedeutung zu bestimmen suchen. Nach Voigt (Geschichte Preußens B. 1, p. 272) hießen die altpreußischen Priester Siggo: ein solcher durchbohrte zuerst den hl. Adalbert. Voigt bemerkt dabei (ibid. p. 607): „der Name deutet auf die Ertheilung des Segens an das Volk, wahrscheinlich ihr wichtigstes Hauptgeschäft. Das altpreußische Wort *signat* heißt „segnen." Sigge ist auch ein bei den Nordgermanen vorkommender Name. Alten Berichten zufolge nahm Odin „nach Gebrauch" den Namen des Gottes an, dessen Opferpriester er war. Sein ursprünglicher Name war aber wahrscheinlich Sigg, daher die Stadt — oder anfangs die Landesstrecke mit dem Odinstempel *Sigtun* hieß. Das dänische Wort *signe*, ahd. *secan* bedeutet gleichfalls segnen. Das Wort Siggen bedeutet also Heimat des Segenspendenden d. h. des Priesters der Nerthus, und daraus folgt wiederum, was ja auch ganz natürlich erscheint, daß der Priester seinen Wohnsitz am heiligen See im vormaligen Dorfe Siggen gehabt habe. Auf die Gottheit selbst kann der Name nicht bezogen werden, weil Tacitus berichtet, daß der Priester allein es gewahr wurde, wenn die Göttin in ihrem Heiligthum erschien; sie war also nicht immer zugegen, sondern nur von Zeit zu Zeit, so daß also der Ausdruck „heim" für sie nicht passend sein würde. Der See von Siggen existiert aber jetzt nicht mehr: er ist in den letzten Jahren trocken gelegt, wodurch 368½ Tonnen des besten Wiesenlandes gewonnen wurden (Schröder's

Topographie von Holstein. Zweite Ausg. 1856, Th. II. Artic. Siggen.).

16. Aber auch abgesehen von des Tacitus Bericht, vermögen wir einen schlagenden Beweis beizubringen, daß hier die Insel der Nerthus zu suchen sei. Wir finden nämlich, etwa 1 Meile vom See von Siggen entfernt, gen Westen an der Ostsee gelegen, die Stadt „Heiligenhafen." In alten Urkunden führt sie den Namen „de stadt *tho* der hilligen havene" gleich wie Kiel „de stadt *tho* dem Kyl", Wilster „de stadt *tho* der Wilster" (i. e. der wilde Stör) hieß. Daraus erhellt, daß der Name des heiligen Hafens viel älter sein muß, als die nach ihm benannte Stadt, welche 1262 zuerst genannt wird. Es ist nun aber erwiesen, daß alle Localitäten in Deutschland, welche den Beinamen „heilig" führen, diesen aus dem Heidenthume überkommen und einst im religiösen Leben der Völker eine Rolle gespielt haben. Beispiellos ist aber, daß ein Hafen für heilig gegolten. Wir stehen hier auf classisch-germanischem Boden an der Schwelle zur endlichen Lösung eines alten Räthsels. Weil nun aber einerseits das Heiligthum der Nerthus auf einer Insel gelegen war, anderseits Tacitus uns berichtet, daß die Göttin auf einem heiligen verschleierten Wagen unter priesterlicher Begleitung Umzüge bei ihren Verehrern gehalten, *qui eam invehi populis arbitrantur*, so folgt daraus nothwendig, daß der heilige verschleierte Wagen von der Insel zu Schiffe nach einem der 6 übrigen Nerthus-Völker transportiert werden musste. Es war also ein sicherer Ein- und Ausschiffungsort*) auf der Insel nöthig, der

*) Ein heiliger Landungsplatz der Göttin im Lande der Warner war unzweifelhaft der heilige Damm bei Doberan. Um die Bodenverhältnisse hier zu erkennen, fassen wir zunächst die jetzigen Örtlichkeiten in's Auge. Kortüm (der heilige Damm. Rostock 1858. S. 4) berichtet über den heiligen Damm Folgendes: „Der Name heiliger Damm bezeichnet heut zu Tage nicht mehr bloß den Wall, welcher nach der Sage im Jahre 1427 eine Sturmflut zwischen der See und der großen Niederung aufwarf, welche jetzt als die Rethwischer Wiesenfläche fast 1 Meile weit in's Land hineinzieht, bei einer Breite von circa ½ Meile. Der Name ist auf den Landstrich übertragen, welcher sich, in westlicher Richtung die Küste bildend, an ihn anschließt und auf die Badeanstalten und die übrigen Gebäude, welche im Laufe der Zeit auf demselben entstanden sind. Der h. Damm im engeren Sinne bildet eine 10—16 Fuß hohe und ungefähr 200 Fuß breite Düne aus Kiessand und rundlich abgeschliffenem Steingeröll und zieht sich aus der Nähe des Dorfes Rethwisch in ziemlich gerader Linie von Osten nach Westen. Er ist nur auf einem Punct von einem Bache durchschnitten, der Jemnitz, die den Abfluß für die erwähnte Wiesenniederung und den Co(n)ventersee bildet, welcher einige 100 Schritte vom

eben durch den göttlichen Dienst geheiligt wurde. Jetzt freilich ist der Hafen der Stadt Heiligenhafen offen und ziemlich schutzlos, denn er wird nur durch eine vor ihm liegende Insel, Warder, gebildet. Ein zweiter, jetzt wieder landfest gewordener Warder ist eine bewaldete Halbinsel. Unzweifelhaft ist der erste Warder auch einst landfest gewesen und hat einen geräumigen, wohl geschützten Hafen gebildet. Man hat nämlich beim Reinigen des Heiligenhafener Fahrwassers große Eichen und selbst Nüsse im Schlamme gefunden,

---

Strande entfernt, von dichtem Schilfe und Rohr bekränzt, in den Wiesen liegt. Wesentlich schließt sich an diesen Wall der fruchtbare Küstenstrich an, auf dem die Badeetablissements angelegt sind; nur die Herrenbäder befinden sich unmittelbar auf dem h. Damm, alle übrigen Baulichkeiten breiten sich über den schmalen Landstrich aus, welcher sich, zwischen Meer und Land eingeschlossen, in einem flachen südlichen Bogen nach Westen zieht. Seine Länge beträgt 1/6 Meile, seine Breite wechselt zwischen 100 und 300 Schritten. Seine Erhebung über das Niveau der See nimmt von Osten nach Westen zu, beträgt zur Mitte seiner Länge circa 15 Fuß, steigt von da unmerklich an und erhebt sich, wo der Wald ihn westlich abschließt, zu einer Höhe von 40 Fuß. Das Land fällt steil gegen die See ab."

Diese Beschreibung führt uns nothwendig zur folgenden Ansicht. Der heil. Damm der Urzeit ist nicht die erst 1427 vom Meere aufgeworfene Düne, welche jetzt diesen Namen führt, sondern der Landstrich, welcher in westlicher Richtung die Küste bildend an jene Düne sich anschließt. Es ist verkehrt, zu sagen, der Name des h. Dammes sei von der Düne auf jenen Landstrich übertragen, denn es ist undenkbar, daß man auf den Einfall gekommen, eine vom Meere frisch aufgeworfene Düne ursprünglich als heiligen Damm zu bezeichnen, und daß man dann später diesen Namen auf einen Landstrich übertragen habe, der jetzt gar keine Ähnlichkeit mit einem Damme hat. Gerade das Umgekehrte hat stattgefunden: die jüngere Düne ist nach dem uralten westlich davon belegenen h. Damme benannt worden. Es ist ferner klar, daß vor der Bildung der Düne die große Niederung, die Rethwischer Wiesenfläche genannt, eine Meeresbucht gewesen, welche durch die Bildung der Düne zu einem mit dem Meere in Verbindung stehenden Landsee umgewandelt worden, der im Laufe der Zeit in Wiesenland, sei es durch die Natur oder die Kunst, umgestaltet worden, ein Bildungsvorgang, wie er vielfach an den Ostseeküsten vorkommt; wir erinnern nur beispielsweise an die schon früher erwähnten Salzwiesen der Probste in Holstein; der Co(n)ventersee ist der letzte Überrest jener vormaligen Meeresbucht, der Bach Jemnitz die schmale Wasserverbindungsstraße zwischen dem Meere und dem früheren Landsee. Da nun die einstige Meeresbucht, die Rethwischer Wiesen, circa 1/2 Meile breit war und sich fast 1 Meile in's Land hineinzog, so erstreckte sie sich hinter den schmalen, 1/6 Meile langen, 100—300 Schritte breiten fruchtbaren Landstrich, auf dem jetzt die Badeanstalten exclusive die Herrenbäder erbaut sind. Dieser Landstrich bildete also in Wahrheit damals einen Damm. Der Name Dobberan ist übrigens sicherlich nicht slavischen Ursprungs, er ist celtisch: dubh, schwarz, dunkel, er gross und ean wasser; also das dunkle große Wasser, dem Tulandorf der Nerthus-Insel entsprechend.

ein Beweis, daß Land hier untergegangen. Dieser Hafen ist aber der einzige der Insel. Das Oldenburger Land wird an der Nord- und Ostseeseite von einem Höhenzuge wie von einem natürlichen Riesendamme umgeben, der bei Clausdorf seine höchste Höhe von ungefähr 250 Fuß erreicht. Die Westseite ist niedriger und von der See stark angegriffen, so daß hier jetzt die Ufer schroff 40—50 Fuß hoch emporsteigen. Forschen wir nun aber nach, welche Ortschaften vor der ganz systematisch angelegten Stadt hier gestanden — denn zur Sicherstellung und Bewahrung des göttlichen Fahrzeuges wird eine Niederlassung am Hafen bald nöthig befunden worden sein — so wissen wir, daß einst 2 Dörfer auf dem Grunde der Stadt Heiligenhafen gelegen, Kerstinerburfeld und Tulendorp. Dieses letztere — 1327 bereits eingegangen — dessen Feldmark, Thulbuerfeld genannt, später in's Stadtfeld aufgegangen, lag am östlichen Theil der Stadt, wonach eine Straße Thulboden heißt. Dieß Dorf Tulendorf wird uralt gewesen sein. Sein Name erinnert an Thulöe — das Thule oder Thyle der Alten — am Eingang des Hafens von Halmstadt in Schweden (cf. Redslob's Thule). Das Wort Thul in dem Namen Tulendorp ist wahrscheinlich celtischen Ursprungs — wael. *tywyll* oder *tywell,* dunkel, obscurus, und *ean,* Wasser — und deutet auf das Geheimnissvolle des Dienstes der Göttin hin. Dieß führt uns aber auf die Vermuthung, daß der Nerthus-Dienst celtischen Ursprungs gewesen. Es lassen sich noch andere Gründe für diese Vermuthung anführen, doch können wir darauf hier nicht weiter eingehen.

17. Unsere eigentliche Aufgabe, die Bestimmung der Lage der Nerthus-Insel hätten wir demnach gelöst; es bleibt uns nur noch übrig nachzuweisen, daß der gothische Cultus der Nerthus zu Siggheim auf der Insel Oldenburg — Fehmarn wesentlich verschieden gewesen von dem altdänischen Cultus des Frö zu Hleiðr (Leire) auf der Insel Seeland. Zu dem Zwecke gehen wir zuvörderst auf eine Kritik des uns von Tacitus überlieferten Berichtes über den Cultus der Nerthus näher ein. Nach ihm war es der „Priester," welcher die Gegenwart der Göttin im Innern des Heiligthums bemerkte; der Priester, welcher ehrfurchtsvoll dem von Kühen gezogenen Wagen der Göttin folgte; der Priester, welcher allein das heilige Fuhrwerk berühren durfte, der den Umzug der Göttin leitete, von dem es allein abhieng, welche Orte sie besuchen, wo und wie lange sie verweilen wollte; der Priester endlich entdeckte es, wenn

die Göttin des Umganges mit den Sterblichen überdrüssig geworden; er war es, der sie in ihren „Tempel" zurückführte; er war beim Waschen im verborgenen See gegenwärtig; er allein kehrte lebend zurück, nur er hatte das Heiligste gesehen, nach ihm ward der heilige Ort benannt. Der Priester war also der Alleinwissende, der Austheiler der göttlichen Glückseligkeit. So sehen wir hier einen Cultus, bei welchem der Priester alles in allem ist. Ganz anders auf Seeland: hier war die königliche Residenz und das Nationalheiligthum aus der Periode der *Skjoldunger Hleiðr*, altdänisch *Hleþr*, lat. *Lethra*, neudänisch *Leire*. Diesem Worte entspricht im altn. durchaus kein Appellativ, wohl aber das gothische *hleiþra* oder *hliþra*, was mit dem neutestamentlichen σκηνη, lat. tabernaculum den gleichen Begriff ausdrückt. Es ist also die gothische Form unverändert in's altn. aufgenommen; denn etymologisch würde dem *hleiþra* ein *hliðr*, dem *hleþra* ein *hlaðr* entsprechen. Das gothische *hleiþra* steht in Beziehung zu dem agh. *hleodor*, Offenbarung, Orakel. Da nun der Königsitz auch Hleiðrostoll genannt wird und da im ags. (Caedmon 109) *hleodorsteðe* ein Orakelort (tabernakel) bezeichnet, so ist, wenn man an das große Opfer in Hleiðr (Dietmar von Merseburg) denkt, es wahrscheinlich, daß die Orakelsprüche durch den Mund des opfernden Fürsten erfolgten und daß aus diesem Grunde die Hleiðrkönige Stuhlkönige genannt werden. Hier also vereinigt der Fürst mit seiner weltlichen Würde die Functionen eines Priesters, ganz nach nordgermanischer Sitte. Dazu kommt, daß in Lethra kein Nerthus-Cultus bestand. Um den dortigen Cultus in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, müssen wir nothwendig eine Abschweifung machen, die tiefere Begründung unserer Ansicht einer eigenen Abhandlung über diesen Gegenstand vorbehaltend. Die gothische Göttin Nairþus entspricht dem nordischen Gotte Niörðr; dieser ist aber ein Meergott*), den Saxo und die dänische Mythologie gar nicht kennt, daher es auch im ganzen Dänemark keinen Ortsnamen giebt, der mit Njord zusammengesetzt ist. Nur so weit das Geschlecht der Ynglingar geherrscht — in Schweden, in Norwegen und in Island — ist Niörðr gekannt, von dem das Geschlecht seinen Ursprung ableitet. Uralt ist der nordische Eid (Landnama bok p. 300): so wahr als mir helfe Freyr und Njord und der

*) Der Name Niörðr kommt nach Weinhold (Haupt's Zeitschr. 6, 460) von der Wurzel *nir*, sansc. *nira*, aqua, und der Ableitung *ð* (*þ*), sansc. *dà* mit der Bedeutung: in sich fassend; also *Niörðr* = Wasserbehälter, Meer.

allmächtige As (s. Thor). Nach der Edda hatte Niörðr in Vanaheim seine Schwester zur Ehe, was bei den Asen nicht erlaubt war und zeugte mit ihr den Freyr und die Freyja. Wer war nun diese Schwester des Niörðr? Es kann nur die gothische Nerthus gewesen sein. Und wie Niörðr der Gott des Reichthums ist, der auf dem Meere durch Handel oder Seeraub erworben wird, so ist Freyr der Gott des Reichthums, insofern der Ackerbau und die Jagd ihn gewährt. Es wiederholen sich aber in den Mythen über Freyr und Freyja mit einigen Variationen die Mythen ihrer Erzeuger: des Niörðr und der Nerthus. Niörðr aber und dessen Kinder Freyr und Freyja rechnet die Edda zu den Vanen, den „Weisen", welche nach langem Streite mit den Asen einen Vergleich schlossen, durch den sie in deren Zahl aufgenommen wurden. Diese Sage von dem Vanenkriege und dessen Ausgang deutet unverkennbar auf die historische Thatsache hin, daß zwei verschiedene Göttercultus einander erst bekämpft haben, später mit einander verschmolzen worden sind. Ein zweifacher Göttercultus, der sich lange gegenseitig bekämpft, setzt aber zwei Völkerstämme voraus, die diese verschiedenen Gottheiten verehrten und die endlich in eine neue Einheit aufgiengen, wodurch der Götterfriede wieder hergestellt wurde. Diese beiden Völker waren die Gothen und die eindringenden Nordgermanen, die von Norden her (Munch) in den gothischen Völkerkreis Südscandinaviens einbrachen, gleichwie die Sachsen die gothischen Nerthus-Völker der kimbrischen Halbinsel zersprengten, denn Jordanes sagt ausdrücklich: *Dani, ex ipsorum* — nämlich der rein nordgermanischen Schweden, Suithidi — *stirpe progressi Herulos propriis sedibus expulerunt*, und bei Langebeck script. rer. danic. I. 150 heißt es: *Dan, filius Humblae, de Suecia veniens etc.* Beide Völker, Gothen und Danen, verschmolzen zu dem Mischlingsvolke der Halfdanen, über welche das nordgermanische Königsgeschlecht der Skjoldunger Jahrhunderte hindurch herrschte, (bis durch die Völkerschlacht auf der Braawallahaide das nordgermanische Element über das gothische ein entschiedenes Übergewicht erlangte, und der Sieger Sigurd Ring, der Stammvater einer neuen Dynastie, die Danavaelde gründete). Desshalb wird im Eddaliede hyndluljód 14. Halfdan der Höchste der Skjoldunger genannt, die von ihm abstammen, und im Beowulfliede heißt der Skjoldunge Hnaef der Held der Halfdanen, und ein Halfdan (Healfdene) kommt an der Spitze der Skjoldunger als deren Repräsentant vor. Der Skjoldunge Halfdan ist aber der Eponymus für den Stamm der

Skjoldunger oder Halfdanen, deren Namen nur ein Volk bezeichnen kann, das nur noch eine theilweise dänische Volksthümlichkeit besitzt. Die Dänen waren vor ihrer Mischung mit den Nordgermanen ein gothisches Volk, denn: *Dan et Angul, a quibus Danorum coepit origo, patre Humblo procreati* sagt Saxo im Anfange seiner Geschichte. Es sind also Dan und Angul, die Eponyma beider Völker, Brüder, d. h. stammverwandten Geschlechtes. Hier kommt nun die alte Regel „noscitur ex alio, qui non cognosciter ex se" zur Anwendung. Da die Angeln gothischen Stammes sind — keiner wird sie für Nordgermanen halten —, so sind auch die Dänen ursprünglich gothischer Abkunft. Im Beowulfliede sind daher Dänen und Geaten befreundet, und desshalb finden wir auch bei den Dänen die echt gothische, den Nordgermanen unbekannte Sitte, daß sie den neugewählten König aus dem Stamme der Skjoldunger auf den Schild hebend, ihn im Triumphe dreimal im Volkskreise umhertragen. Daß aber diese Sitte gothisch ist, bezeugt der Gothenkönig Vitiges beim Cassidorus (Var. X. 31): *indicamus parentes nostros Gotos inter procinctuales gladios more majorum scuto supposito regalem nobis contulisse dignitatem.* Da man aber in einem Gesange Brage's des Alten Seeland „*Danmarks Tilvaext*" heißt, so muß das ursprüngliche Dänemark außerhalb Seeland gelegen sein, und weil Gefion diesen Zuwachs Skjold, dem Herren von Schonen, zubrachte, so muß hier das älteste Dänemark gesucht werden. Im Chronicon regis Erici heißt es aber: *Dani, venientes de Gothia* etc., folglich ist Gautland ihre Urheimat. Danmark oder das Gränz- oder Waldland der Dänen umfasst die oberen Gränzgegenden zwischen Schonen und Smaaland und bildet ein Glied im Kranze gothischer Gränzmarken: Tellemark, Hedemark, Vingulmark, die Marken und Danmark (Munch). Nachdem nun eine nordgermanische Gefolgschaft an der Spitze und in Verbindung mit den gothischen Dänen die Heruler aus ihren Sitzen vertrieben hatte, und Seeland später erobert worden war, ward hier ein modificierter gothischer Cultus (altd. Frô-blôt) gestiftet. Statt der Nerthus ward ihr Sohn Freyr (dän. Frö, alts. Frô) hier verehrt. Durch dieß Verhältniss von Mutter und Sohn documentiert sich der Cultus der Nerthus als der ältere, der des Frö als der jüngere; denn in der Mythologie folgt der Verehrung der Eltern die der Kinder. Doch behielt man natürlich manche gothische Sitte bei, so daß in gewissem Grade eine äußere Ähnlichkeit mit dem Nerthus-Cultus allerdings stattfand. So finden wir auf

Seeland Andeutungen von Umzügen des Gottes auf einem bedeckten heiligen Wagen, gothisch *hleiþra* genannt, welche Bezeichnung des Wagens auf den Ort überging, wo das Nationalheiligthum bewahrt wurde. Saxo, der die Mythen über den Gott Frô mit den Sagen über den König Frode vermischt, erzählt von dem letztern, dem dritten dieses Namens, daß dessen einbalsamierte Leiche auf einem königlichen Wagen angeblich lebend drei Jahre lang im Lande herumgeführt wurde, und in der Ynglingasaga (Cap. 12) wird vom Gotte Freyr dieselbe Sage in etwas anderer Fassung berichtet. Was endlich Saxo vom Frode-Frieden erzählt, passt seinem wesentlichen Inhalte nach auch auf die Nerthus-Feier beim Umzuge der Göttin. Dieses Herumfahren des Gottes finden wir bei allen gothischen Völkerschaften. So erzählt Sozomenos (Histor. ecclesiast. VI. 37), daß bei Athanarichs Gothen ein ξόανον ἐφ ἅρμαμάξης ἑξῶς herumgeführt wurde. Endlich wissen wir auch aus dem Saxo, daß der Gothe Hadding — nach J. Grimm ist altn. Haddingr = goth. Hazdiggôs — das dänische Frö-blôt bei den Schweden einführte und zu Upsala einrichtete, von dem Adam von Bremen sagt: „solet quoque post novem annos communis omnium Sueoniae provinciarum solennitas celebrari", woraus auf eine gleiche allgemeine Feier bei den Dänen in Lethra zu schließen ist. Es ist also dieser Cultus den Nordgermanen ursprünglich fremd und kann daher auch bei dem Mischlingsvolke der Dänen nur gothischen Ursprungs gewesen sein. Bei aller äußerlichen Ähnlichkeit, die das seeländische Frö-blôt mit dem oldenburgischen Nerthus-Cultus hatte, unterscheiden sich beide doch in mehreren Puncten. Dem Dietmar von Merseburg zufolge wurde nach je 9 Jahren im Januar das Frö-blôt zu Lethra feierlichst begangen. Aus des Tacitus Bericht erhellt dagegen, daß der feierliche Umzug der Göttin zu keinen bestimmten Zeiten abgehalten worden, sondern nur dann, wenn der Priester die Gegenwart der Göttin im Heiligthume erkannte; auch wird man schwerlich den Januar zu dem in dieser Jahreszeit gefährlichen Schiffstransporte der Göttin gewählt haben. Nach Dietmar opferte man als Sühnopfer den unterirdischen Göttern in Lethra 99 Menschen, eben so viele Pferde sammt Hunden und Hähnen. Von einem solchen Opfer weiß Tacitus nichts; nur die Sclaven, die das Heiligthum im verborgenen See abgewaschen, wurden ersäuft, mehr zur Bewahrung des heiligen Geheimnisses als ein Opfer, jedenfalls nicht als ein Sühnopfer für das ganze Volk. Überhaupt tritt im Frö-blôt das

Opferfest, altn. *blôt* genannt, mehr hervor, während im Nerthus-Cultus das Hauptmoment auf den Umzug der Göttin fällt. Fassen wir nun schließlich kurz alle Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten beider Cultusarten zusammen, so finden wir auf der einen Seite nur den gleichen gothischen Ursprung des Cultus, die Gleichheit, daß Menschen geopfert wurden und den gleichen Umzug der Gottheit auf einem heiligen verhüllten Wagen, auf der anderen Seite dagegen hier den Cultus einer Göttin, dort den eines Gottes; hier die Verehrung der Mutter, dort die Feier ihres Sohnes; hier einen älteren, dort einen jüngeren Cultus; hier eine reine Priesterherrschaft, dort ein königliches Priesterthum und als Folge davon hier die priesterliche Willkühr, dort die staatliche Gesetzmäßigkeit; hier als höchste Feier der Göttin ihr wechselnder Besuch bei ihren Verehrern, dort als höchste Spitze des Cultus das große Sühnopferfest des ganzen Volkes am Sitze des Gottes; hier die Feier bestimmt nach dem individuellen Ermessen des Priesters, dort regelmäßig in neunjährigen Cyclen wiederkehrend; hier den Anfang des Festes abhängig vom Winde und Wetter der zur Schiffahrt günstigen Jahreszeit, dort unabänderlich an die Winterzeit im Januar geknüpft; hier endlich den heiligen Ort nach dem Priester, dort nach dem Heiligthume benannt. Wer wird bei solchen Unterschieden noch an die bis dahin allgemein gelehrte Identität beider Cultusarten glauben können?

18. Fassen wir endlich zum Schlusse die Ergebnisse unserer Untersuchungen zusammen.

1. Die Nerthus-Völker waren Seeküsten- und Seeinsel-Bewohner.
2. Die Nerthus-Insel lag in der Ostsee.
3. Die 7 Nerthusvölker bewohnten die Küsten der südwestlichen Ecke der Ostsee und die dänischen Inseln.
4. Die Nerthus-Insel, ungefähr im Mittelpuncte dieses Völkerkreises liegend, war die einst von dem Festlande vollkommen abgerissene Ostecke Holsteins, die damals mit der Insel Fehmarn zusammenhieng.
5. Der lacus secretus des Tacitus war der See von Siggen.
6. Der von Tacitus erwähnte Tempel der Göttin stand im vormaligen Dorfe Siggen, dessen Name einem christlichen Pfaffendorf entspricht.

7. Von dem Einschiffungsorte des göttlichen Wagens, *hleiþra* genannt, zeugt noch heutigen Tages der Name der Stadt Heiligenhafen, wo einst ein Tulendorf bestand, d. h. das Dorf am dunklen, geheimnissvollen, heiligen Wasser. Talendorp = Heiligenhafen.
8. Der Cultus der 7 Nerthus-Völker war wesentlich verschieden von dem Frö-blôt der Dänen auf Seeland.

KIEL, 28. September 1858.

DER DEUTSCHE PARZIVAL, DER CONTE DEL GRAAL UND CHRESTIENS FORTSETZER.

In meinem letzten Aufsatze über Wolfram von Eschenbach und Chrestiens de Troyes (Germania, 3, 81 ff.) habe ich versucht darzuthun, daß der deutsche Dichter des Parzival den Conte del Graal sehr genau gekannt und zum Theile abgeschrieben hat. Wie man außerdem noch an den Einfluß eines Percheval von Kiot auf Wolfram's Gedicht glauben kann, begreife ich, trotz San Marte's Erwiderung, noch nicht. Da ich damals nur die Berner Hds. 354 gelesen hatte, so war es mir unmöglich, über den weitern Verlauf des Conte del Graal und seine Verwandtschaft mit Wolfram's Parzival zu berichten, von dem Puncte an, wo im französischen Texte der Knappe an Arthur's Hof erscheint. Seither wurde mir die erwünschte Gelegenheit geboten, in Paris den Inhalt des ungeheuern Gedichtes kennen zu lernen und aufzuzeichnen. Das Ergebniss dieser zweiten Untersuchung soll hier mitgetheilt werden.

I.

Im deutschen Parzival 644, 15 kommt Gavain's Bote *ze Bems bî der Korka,* und in der Berner Hds. 354 wird diese Ankunft geschildert. Hier endet das in zwei französischen Handschriften „Percheval li viel“ genannte Gedicht. Das Übrige bis zum Schlusse des Conte del Graal, Manessier's Arbeit mitgerechnet, habe ich aus der Pariser Hds. 3306 S. F. bibl. imp. kennen gelernt (von Fol. 37, a an). In dieser Hds. wird nun weiter erzählt, wie man zu Arthur's Hof den Boten empfängt und, ungefähr wie Parzival 652, heißt es:

li rois ne fist autre seior, ains monta, si ist de la vile, et chevalier bien trente mile; nus ne vit mais tele ost banie con le ior issi d'Orcanie.

Im französischen Texte wird nicht gesagt, daß der Bote zu Gavain zurückkehrt, auch fehlt, wie ich vermuthet hatte, die Geschichte Clinsors. Ähnlich wie im deutschen Gedichte geräth Arthur's Mutter Yguerne (Arnive) in großen Schreck, da sie das Bretonenheer herannahen sieht. Trotz dem sind beide Erzählungen sehr verschieden von dem Puncte an, wo „Percheval li viel" endet. Die Erkennungsscene zwischen Arthur und seiner Mutter steht in beiden Gedichten, aber ganz anders eingeleitet und dargestellt. Im Conte del Graal gibt es auch einen Fluß, der beide Lager trennt; Gavain reitet Arthur entgegen und kann ihn kaum überreden, daß seine Mutter noch lebt. Darauf begeben sie sich in das Schloß zur Königin Yguerne. Der deutsche Text ist viel weitläufiger. Endlich folgt der Kampf gegen Giromelant, und hier gehen beide Gedichte immer mehr auseinander. Im Conte del Graal ist keine Rede von Parzival's Zweikampf mit Gavân, den Wolfram so schön schildert. Übrigens endet in beiden Erzählungen der Kampf damit, daß Giromelant (Gramoflanz) Gavain's Schwester (Clarissant) heirathet. Im französischen Gedichte geschieht diese Vermählung ohne Gavain's Wissen, worauf dieser in einen solchen Zorn geräth, daß er dem Kex sagt:

or poez dont dire le roi que iamais a lui ne serai n'a lui mais ne retornerai n'en son païs ne en sa terre dusque atant qu'il me venra querre moult loing en estrange païs o trois mil chevaliers de pris,

und Arthur's Hof verlässt, eine Erfindung à la Gauthier de Denet, um Gavain wieder irren zu lassen; er kommt zum Grâlkönige und besteht dann eine Menge bunter Abenteuer (Fol. 40 — Fol. 90). Auf Gavain's folgen Percheval's Thaten, wie ich sie im „Percheval le Galois" erzählt habe, bis dieser endlich Held des Grâles wird, und seine Geschichte passend schließt. Denn das in der Berner Hds. 113 Percheval le Galois genannte Gedicht ist nichts anderes als ein Theil des Conte del Graal, in welchem Herr Bibliothekar Michelant den Anfang des Berner Bruchstückes entdeckt hat, und zwar in der Nr. 73 Cangé, wo er lautet:

signor, vos avez bien oi si com li cisnes s'en parti, a tot le chalant, del gravier; qu'enporte le mort chevalier et la pucele ensanble o lui qui 'n a souffert si grant anui

et tante lerme en ot ploree
pale en fu et descoloree.
d'aus .11. le conte ci vos lai,
si vos diromes ci apres
de Percheval la verite
ki ot an tante terre este.

etc. wie B. Hds. 113.

In der Hds. A. F. 3306 lautet er etwas anders:

d'iaus vos lairai or a itant
et si orez d'or en avant
parler del hardi chevalier
qui moult regne ala cerquier
la cort ou la lance est qui saine;
moult en soffri angoisse et paine
anchois qu'il le poist trover.
anuis seroit au raconter
les lius ou Percheval ala
ne les merveilles qu'il trova,
mais orendroit itant vos di
ka un mardi se departi
de l'ermite qui dit avoit
les pecies que il fait avoit;
si vos di bien que il erra
par maint païs et si trova
maint passage, mainte aventure
qui ne sont pas en l'escripture,
mais par un Samedi matin
erroit tot un ferre chemin. etc.

Aus der Kenntniss des Conte del Graal, so weit Gauthier de Denet gedichtet hat, d. h. wie wir sehen werden, bis Percheval's Krönung, wie sie B. Hds. 113 erzählt und womit sie schließt, fällt also wenig neues Licht auf Wolfram's deutsche Bearbeitung der Sage. Nur Eines kann man mit Gewissheit behaupten: Wolfram von Eschenbach hat den Conte del Graal stark benutzt bis zu Ende des Theiles, welcher in zwei Hds. „Percheval le viel" betitelt ist. Von da an hört die Gleichheit zwischen beiden Texten rasch auf. Daß der Kampf gegen Giromelant in der Fortsetzung des „Percheval le viel" und auch im deutschen Parzival beschrieben wird, das deutet nicht nothwendig darauf hin, daß Wolfram die französische Bearbeitung noch weiter benutzt habe; denn beide, er und der französische Fortsetzer, waren genöthigt diesen Kampf zu schildern, und haben es auf verschiedene Art gethan.

Von Ende des „Percheval le viel" an hat also Wolfram ganz selbständig gearbeitet; und, ich wiederhole es, man darf nicht vermuthen, er habe noch einen Kiot abgeschrieben und bis zum letzten Vers fremde Hülfe gebraucht.

II.

Wenn ich nun wenig Neues in Bezug auf den deutschen Parzival zu berichten habe, so lässt sich hingegen, klarer als bis jetzt geschehen, die Art darstellen, wie der Conte del Graal in seiner abschreckenden Länge und Weitschweifigkeit gedichtet wurde. Wie weit reicht Chrestien's Antheil, wie weit derjenige seiner drei Fortsetzer?

Es ist gewiss ohne allen Grund, daß man bis jetzt behauptet hat, Chrestiens de Troyes habe bis zum Bagomedet-Abenteuer (Percheval le Galois §. 22) gedichtet, und darauf sei ihm Gauthier de Denet gefolgt. Die Stelle, wo Gauthier sich nennt, ist in Percheval le Galois nicht zu finden, da mehrere Blätter in der B. Hds. 113 fehlen. In diese von mir bezeichnete Lücke (Perch. S. 80) fällt ein Streifzug Gawain's, der Percheval aufsucht, ihn nicht findet und an Arthur's Hof zurückkehrt; dann Percheval's Ankunft auf den Mont doloreux. Der Dichter kehrt wieder zu Percheval zurück mit den Worten: Fol. 148, a. (3306)

Mais de Percheval le Galois — erra bien pres de XV dis
poez lo conte avant oir — puis que de l'arbre fu partis
s'a gré vos vient et a plaisir. — dont Bagomedet despendi;
Gauthiers de Denet ki l'estoire — ainc aventure ne choisi
a mis chi apres en memoire — ne rien qui face a raconter
dist et conte que Perchevaus — tant qu'en un bos prist a entrer . . .
li bons chevaliers li loiaus

in der Hds. 7536 bibl. imp. heißt es ebenfalls:

Gauchier de Dordan qui l'estoire — quant del arbre fu departis
nos a mis avant en memoire — dont Bagomedet despendi.
dit et conte de Percheval — Le bons chevaliers le hardi
le bon chevalier, le loial — Percheval le bien aloses
si ala pres de XV dis — en un bois s'en estoit entres . . . .

in der Hds. 7523[55] Colb.:

Chanter dou doux tans qui l'estoire — erra bien plus de XV dis
nos a mis avant en memoire — quant de l'arbre fu departis
dit et conte que Perchevax — dont Bagomedet despendi . . . .
li boens chevaliers, li loiax

In der Hds. S. F. 450: *Gauchiers de Doulans.*

Es heißt also bloß, daß Gauthier de Denet die Geschichte Percheval's weiter erzählt hat *(mis avant en mémoire)*. Ich zweifle nun nicht, daß dieser Gauthier den Conte del Graal vom Schlusse des „Percheval le viel" an fortgesetzt hat; denn daß Chrestiens de Troyes, der während seiner Arbeit starb, wirklich nur den „Percheval le viel" (den Theil, den ich in dieser Zeitschrift mit Wolfram's Parzival verglichen habe) gedichtet hat, dafür spricht der Stil, die Art zu erzählen, kurz was man Chrestiens' Manier nennen könnte, und wohl auch der merkwürdige Umstand, daß gerade dieser Theil in einer Berner und einer Pariser Handschrift so schließt:

ci fenist Percheval le viel.

In der Pariser Handschrift fährt nach dieser Bemerkung das Gedicht fort, in der Berner Hds. hingegen bricht es mit dieser Bemerkung ab. Dafür könnte endlich auch der Umstand sprechen, daß Wolfram nur bis zu eben jenem Schlusse den Conte del Graal benutzt hat; das allerdings mit Chrestiens' Dichtung an den meisten Stellen nicht zu vergleichende Flickwerk seiner Fortsetzer konnte er nicht brauchen.

Offenbar nun hatte Gauthier de Denet die Absicht, das unvollendete Gedicht zu einem passenden Schlusse zu bringen, und er that es auch, indem er, wie die B. Hds. 113 es zeigt, Percheval's Geschichte bis zur Grâlerlangung erzählte. Man hat aber nicht gewusst wie zu erklären, daß Gerbers und Manessier beide die Grâlerlangung als den Ausgangspunct ihrer Fortsetzung bezeichnen, da sie ja offenbar einer nach dem andern gearbeitet haben und nicht zugleich sich nennen. Wenn man nun die Hds. 3306 liest, so kommt man zu einem zweiten Besuche Percheval's in der Grâlburg, demselben, der in der B. Hds. 113 das Gedicht abschließt, zum Theil wörtlich damit übereinstimmend. Plötzlich aber hört die Übereinstimmung auf, und man erfährt zu seinem Erstaunen, daß dieser zweite Besuch nicht glücklicher ist als der erste, daß Percheval das Schwert nicht ganz zusammenfügen kann und unverrichteter Sache wieder wegzieht [1]). Darauf (Fol. 153) besteht er einige Abenteuer und (Fol. 176) besucht er, begleitet vom bekannten Gornemans de Grahars, seine Geliebte Blancheflor, die er heirathet. Doch bleibt er nicht lange bei ihr und verreist bald wieder, um den Grâl (zum dritten Male) aufzusuchen (F. 180). Hier nennt sich der zweite Fortsetzer: *Gerbers*:

„Je ne quier plus faire seior,
ca mes armes et mon cheval."
Quant Blancheflor ot Percheval,
a par un poi de doel ne part
quant de li si tost se depart,
qu'ele cuidoit desoremais
qu'il seiornast od li en pais
si com preudom fait od sa feme.
Mais tant forment l'aime la dame:
de quanqu'il veil faire ne dire
rien nule n'en ose escondire,
car tot, quanqu'il dit, li otroie.
Ce nus dit chrestiens de Troye [2])
qui de Percheval comencha,
mais la mort qui l'adevancha
ne li laissa pas traire a fin,
„qu'ele l'ama tant de cuer fin
quant le vit al comenchement
et ele sot son hardiment,
cainc puis cele amours ne failli,

[1]) B.Hds. 113 hingegen wird Percheval zum Grâlkönige gekrönt.
[2]) Das sagt Chrestiens in „Percheval le viel."

tant s'eust eslongé de li, [1])
nonques puis por sa demoree
ne fu mains ior enamoree
tant fu de lui amer esprise."
et il l'a or a feme prise
si com la matiere descoevre
Gerbers ki a reprise l'oevre
quant chascuns trovere le laisse;
mais or en a faite sa laisse
Gerbers, selonc la vraie estoire,
Diex l'en otroit force et victoire
de toute vilenie estaindre
et que il pust la fin ataindre
de Percheval que il enprent
si con li livres li aprent,
ou la materre en est escripte,
Gerbers qui le nous traite et dite
puis en encha que Perchevaus
qui tant ot paines et travaus
la bone espee rasalsa
et que du Graal demanda,
et de la lance qui saignoit
demanda que senefioit.
Puis en encha le nous retrait
Gerbers qui de son sens estrait
la rime que ie vois contant.

Offenbar hat Gerbers den Schluß der Erzählung des Gauthier de Denet geändert, um Gelegenheit zu haben, einige Abenteuer hinzuzudichten; denn war Percheval König des Grâls geworden, wie Gauthier es sagte, so blieb nichts mehr über ihn zu erzählen. Sobald aber Gerbers die Sache ändert, so erwartet man einen dritten Besuch und einen Schluß. Diesen dritten Besuch hat er wirklich hinzugefügt und Percheval erfährt „*du Graal la vérité.*" Wahrscheinlich gibt es noch Handschriften, oder hat es gegeben, die mit diesem dritten Besuche enden, gerade so wie es eine Handschrift gibt (B. 113), die mit dem zweiten Besuche schließt. Ich vermuthe daher, daß Gerbers nicht nur Percheval's Grâlerlangung, sondern auch dessen Krönung erzählte. Auf ihn folgte aber noch ein dritter Fortsetzer, Manessier, welcher ebenfalls den Grâlbesuch als seinen Ausgangspunct bezeichnet:

Hds. 3306

dame, por vos s'en a pene
Manessiers, tant qu'il a fine
selonc l'estoire proprement.
et comencha al saldement
de l'espée sans contredit.

(auch Holland: Chrestien de Troyes, 213), aber den dritten Besuch, während Gerbers von dem zweiten Besuche spricht. Manessier, sei es nun daß er den Schluß seines Vorgängers geändert habe, was sehr wahrscheinlich ist, oder nicht, erzählt noch einige Abenteuer nach dem dritten Besuche in der Grâlsburg und sagt dann, daß am Pfingsfeste, als Percheval am Hofe Arthur's sich befand, eine Jungfrau erschien, welche des *roi Pescheor* Tod verkündete und hinzufügte, dieser *roi Pescheor* habe gewünscht, Percheval möchte nach seinem Hinscheiden sein Nachfolger werden. Percheval

[1]) eslonger Hds.

begibt sich zur Grâlburg; Arthur und die versammelten Barone wohnen seiner Krönung bei und kehren dann jeder in seine Heimat wieder zurück.

Percheval remest en sa terre,
VII ans la tint en pais sans guerre.

Nach diesen sieben Jahren übergibt er Schloß und Land dem Könige von Margone, Arthur's Eidam, und zieht sich in eine Klause zurück mit dem Grâle, dem Schwerte und der Lanze.

longuement laiens abita,
en proieres et en oroisons
vesqui et en afflichions.
en ieuner et en veillier
servi Deu en cel ermitage
le remanant de son aage.
a grant ioie et moult hautement
fu Percheval, li Deu amis,
el palais avantureus mis,
enterres a moult grant onor
dales le bon roi pescheor.
en or et en argent le misent
cil qui du faire s'entremisent,
puis ont desor la lame escrites
lettres entaillies petites
qui dient: ci gist Percheval
li Galois qui du saint Graal
les aventures acheva;
qui encore en cel païs va
la sepulture puet veoir
sor 4 pilers d'or seoir. etc.

Darauf folgt der Schluß, wie er in Holland's Werk: „Chrestiens de Troyes“ 213 zu lesen ist. Der Prosaroman enthält also nicht mehr und nicht weniger als der ganze Conte del Graal, Manessier's Schluß mitgerechnet. Es scheint, daß man im 13. Jhd. mit diesem zufrieden war; seither hat es keiner unternommen einen vierten Grâlbesuch zu dichten.

Es fragt sich nun, ob es der Mühe werth wäre im 19. Jhd. dieses gränzenlose Gedicht vollständig zu drucken. Ich bezweifle es; sobald man diesen Wust von Abenteuern ohne Zusammenhang und ohne Zweck näher kennen lernt, so schwindet das Interesse, das man im Anfange an Percheval's Geschichte nahm, und findet man darin nicht die Hälfte dessen, was man sich bis jetzt von der Kenntniss des Conte del Graal in seiner ganzen Ausdehnung versprochen hat. Das Unbekannte zieht an, aber hier, wie immer, wenn man alles lesen will, was im Mittelalter gedichtet worden ist, tritt Enttäuschung ein an die Stelle des Genusses. Gerbers und Manessier waren offenbar keine Dichter; Gauthier de Denet erinnert bisweilen an Chrestiens de Troyes, ohne ihn zu erreichen.

ZÜRICH, Juli 1859. ALFRED ROCHAT.

ZUM NIBELUNGENLIEDE.

VON

FRIEDRICH ZARNCKE.

1. RUORE UND RÎKE.

Herr Professor Müllenhoff hat in der Zeitschrift f. d. A. 2, 262 fg. unter der Überschrift *„ruore“* einen Aufsatz veröffentlicht, der sich nicht bloß mit jenem Worte, und der von mir in meinen „Beiträgen“ gegebenen Deutung desselben (es sei ein Jagdausdruck, welcher die Spur des Wildes bezeichne) beschäftigt, sondern auch noch andere Puncte meiner Schrift herbeizieht. Da die Fortsetzung meiner Beiträge, die bereits im vorigen Jahre erscheinen sollte, voraussichtlich noch einige Zeit sich verzögern wird, so will ich, was ich Herrn Müllenhoff zu entgegnen habe, hier mittheilen.

Herrn M.'s Erörterungen lassen sich in zwei Classen theilen. In der ersten versucht er sich wegen der ihm von mir nachgewiesenen Schnitzer und Flüchtigkeiten zu vertheidigen; in der andern greift er mich an, und zwar, characteristisch genug für ihn, indem er zwei Reminiscenzen aus Lachmann's Vorlesungen zum Vorschein bringt. Daß an irgend einem Puncte es Herrn M. gelungen sei, sich zu rechtfertigen, will mir nicht glaublich scheinen. Doch darüber mögen Andere entscheiden. Ich wende mich zu den erwähnten beiden übrigen Mittheilungen.

Zu den Worten *vier und zweinzec ruore die iegere hêten verlân* Nib. L. 883, 4 (Nib. Z. 142, 7[4]) [1]) hatte Lachmann, wie wir durch Herrn M. erfahren, in seinen Vorlesungen darauf hingewiesen, daß

[1]) Wenn C an dieser Stelle *vier und drizec*, die Vulgata dagegen *vier und zweinzec* liest, so ist daraus für das Verhältniss der Bearbeitungen zu einander Nichts zu entnehmen. Der Unterschied zwischen 24 und 34 ist kein solcher, daß er die Vorstellung an dieser Stelle wesentlich modificieren könnte. An absichtliche Änderung ist daher schwerlich zu denken. Es wird einfach ein Schreibfehler in der einen Überlieferung begangen sein, und es ist ganz gleichgültig, ob man ihn in der Vulgata oder in C finden will. Hiemit erledigt sich, was Herr M. S. 263 von mir verlangt.

das Wort *ruore* hier an den Verbalbegriff „in Bewegung setzen“ anknüpfe, daß demnach *ruore* eigentlich die Hetze, die Verfolgung des Wildes bedeute; an unserer Stelle habe es dann die weitere Bedeutung der verfolgenden Meute angenommen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wort diese beiden Bedeutungen gar füglich haben könnte, und Herr M. brauchte nicht mehrere Seiten dazu zu verwenden, um dieß nachzuweisen, wobei er nur allbekannte Lexica ausschreibt [1]), aber merkwürdig confus, denn daß z. B. Nr. 3 und 4 für den Begriff unsers Wortes zusammenfallen, liegt doch auf der Hand [2]). Wenn er übrigens zu dem Schlusse gelangt, daß *ruore* nur in der Bedeutung „Strandung“ auf den zweiten Verbalbegriff „anrühren, berühren“ zurückgehe, so liefert dieß einen neuen Beweis von seiner Flüchtigkeit [3]).

Ebenso liegt es auf der Hand, daß wir bei jener Stelle im N-Liede aus aller Verlegenheit sein würden, wenn wir nach Lach-

---

[1]) Wie völlig unbelesen Herr M. selbst ist, beweist er auch hier, indem er von mhd. *ruore* = Dysenteria, Diarrhoea, kein Beispiel zu kennen gesteht.

[2]) Unter Nr. 3 bezeichnet Herr M. es als einen in die Augen fallenden Fehler, daß ich von „Vogelbeize“ gesprochen habe. Ich wüsste nicht, wesshalb ich das unter Nr. 4 erwähnte Verfahren, welches ich im Auge hatte, nicht eine Beize nennen sollte. Wenigstens nennt es auch Adelung im gramm. krit. Wörterbuche, 2. Ausg. (1798) s. v. Ruhrvogel, eine Falkenbeitze.

[3]) Man vgl. nur die Verbindung *ze ruore* = nahebei: *si begundend die flucht ze nemmen gegen dem see zu iren schiffen. do yltend inen die von Schwitz nach gar ernstlich und erstachend iro noch mengen zerur bi den schiffen und iagtend etlich in den see* (Tschudi, Chron. Helvet. ed. 1786, S. 370 a). *also rittend etlich der viende zerurs zu inen, einer hie zuher, der ander dort zuher, und schussend zu inen über die gräben und heg hinin* (das. 383 b). Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts: *der berg Crispalt, so ein Glied des Gotthards und zerur daran ligt* (Scheuchzer, Helvetiae Strichniographia etc. (Zürich 1716) 1, 178 Vgl. Frisch 1, 136 a). Hieher gehört auch wohl: *under bergen wilde in dem wazzer muore, dar sunne nie gezilde von der berge hôhe(r) ruore* (Titurel v. Hahn 3271, 2).

Auch ein Kunstausdruck der Fechter ist *ruhr*, wenigstens im 16. Jhd., und ich vermag denselben nicht anders zu deuten, als indem ich ihn mit dem Verbalbegriff „berühren“ in Verbindung bringe und darunter den Hieb, welcher gesessen hat (um mich auch eines Kunstausdruckes zu bedienen), dann den Hieb überhaupt verstehe: *doch in dem alln ein fechter merk auf die vier blosz* (Blößen), *auf schwech und sterk, der höchsten ruhr allmal war nemb* (H. Sachs I (1590), 308 b). Gargantua ficht auf der Fechtschule *umb die höchst blutrur* (Garg. 188 b). Zwölf Blinde jagen mit Prügeln nach der Sau, wobei sie natürlich vielfach einander selbst treffen: *gar keiner war unter in allen, der nicht ein kampfrur darvon gebracht, darbei er der saw lang gedacht* (H. Sachs IV, 3, 81 d).

mann's Vermuthung das Wort als „Meute“ nehmen könnten, während bei meiner Erklärung immer noch eine gewagte Ausdrucksweise anzunehmen bleibt. Aber was willkommen und bequem sein würde, ist damit noch nicht erwiesen. Die Sache steht ja so, daß wir eine große Anzahl von Beispielen aufführen können, in denen *ruore* als Jagdausdruck vorkommt, und Herrn M.'s Verfahren musste vor Allem darin bestehen, nachzuweisen, daß in ihnen allen Lachmann's Deutung des Wortes entweder allein zu Recht bestehe, oder doch wahrscheinlicher sei als die meinige. Was aber Herr M. in dieser Beziehung geleistet hat, ist unbegreiflich nichtssagend.

Eine Anzahl von Beispielen ist indifferent, da die Verfolgung eben auf der Spur des Wildes vor sich geht. Zu diesen zähle ich *hetzen in die ruore, in ruore schicken, in die ruore ziehen, ze ruore und ûf der verte, ze ruore lân;* aus ihnen wusste ich keine sichere Entscheidungsmomente zu gewinnen. Die nach meiner Erklärung noch schwierig bleibenden Ausdrücke sind es nicht minder nach der von Herrn M. vorgebrachten, wie *von ruore lân, hetzen ûz der ruore.* Auf eine Deutung der Präposition *ûz* geht Herr M. gar nicht ein, und wenn er *von* in dem ersteren Ausdruck causal fassen will, so bekenne ich nicht zu verstehen, wie er das meint. Nur in dem, mit jener Redensart nicht vorkommenden Ausdrucke vom Wilde: *von ruore springen,* ließe sich die causale Bedeutung des *von* allenfalls anwenden, aber auch hier widerspricht der Zusammenhang; denn, wenn es heißt: *wir suln ouch hœren klingen den wîn vom zapfen springen als den hirz von ruore,* so kann nur eine künstelnde Deutung sich dem entziehen, die beiden *von* an dieser Stelle gleichartig zu erklären. Auch ist nach meiner Erklärung der Ausdruck gar nicht so albern, wie Herr M. ihn finden möchte (S. 267: „unglaublich, aber es steht wirklich so gedruckt.“); denn die *ruore* als technischer Jägerausdruck würde doch nur bis zum Lagerplatze des Wildes gehen; sobald dieß selber in Sicht ist, hört der technische Begriff jener auf. Zu den Unmöglichkeiten gehört also ein solcher Ausdruck keineswegs. Vollends aber, wie will Herr M. die Redensarten *ûf die ruore lân,* oder gar die Dative *jagen ûf dirre ruore, jagen ûf solher ruore* mit Lachmann's Annahme vereinigen? Er schweigt wohlweislich.

So scheint mir eine Prüfung der schon in meinen Beiträgen zusammengestellten Beispiele ein meiner Annahme durchaus günstiges Resultat zu ergeben. Herr M. freilich hält dieselbe nicht nur für

abgethan, sondern in seiner moralisierenden Weise ist er auch gleich mit der Nutzanwendung bei der Hand: „Das eine Beispiel zeigt hinlänglich, in wie seltenem Maße Herr Zarncke die Fähigkeit besitzt, einfache Dinge, zu deren Erklärung er alles in Händen hat, oder dieß ihm doch wie jedem andern bereit liegt, in Verwirrung zu bringen.“ Zu dieser Phrase war Herr M., scheint mir, hier um so weniger berechtigt, als ja seine ganze Weisheit nur auf dem beruhte, was ihm Lachmann in seinen Vorlesungen vorgesagt hatte. Und wenn er von den von mir beigebrachten Beispielen sagt, sie hätten mir wie jedem andern bereit gelegen, so ist das einfach eine Unwahrheit, denn sie sind noch nirgends bisher zusammengestellt gewesen. Es tritt hier nur wieder die Absicht hervor, Alles, was von mir ausgeht, planmäßig wegwerfend zu behandeln, ein Bestreben, das S. 264 in dem Absatze: „Herr Zarncke, sei es zufällig, sei es“ u. s. w., wo ebenfalls von den Beispielen gehandelt wird, noch ungeschickter zu Tage tritt. Am allerwenigsten aber durfte gerade Herr M. so geringschätzig sprechen, der ja nicht ein einziges kleines Beispiel selbst aufzutreiben im Stande gewesen ist. Ich will es, auf die Gefahr hin, Herr M. wiederhole seine Behauptung, wagen, die Beispiele abermals zu vermehren.

Zuerst ein paar indifferenter: *unsœlec sî der herre, der die zwên von ruore lie* (Helbl. 4, 425 in der Zeitschrift f. D. A. 4, 107). *ich klage, daz wîn und armiu wîp mêr frouwent denne frowen lîp: daz ist ein loterfuore, und sihe doch in der ruore vil manegen edeln ritter dâ, der billîchen anderswâ bî hœhern vröuden wære* Stricker, herausgegeben von Hahn, XII, 266, wo der Herausgeber S. 98 eine bisher unbeachtete und schwerlich auch beachtenswerthe Erklärung aufstellt, *ruore* sei der Ort, wo man das Wild in Bewegung setzt. Aber schon nicht mehr ganz indifferent, sondern wesentlich nach meiner Seite zuneigend scheint mir das folgende Beispiel zu sein: *dirre bracke newlich vorgester von mîner hant nâch rôtwildes ruore werde verlân durch melde zu allem reht nâch wartmannes fuore* Titurel, herausgegeben von Hahn 1433, 3. Vgl. hiezu, wenn es vom Hunde heißt: *er spranc nâch huntwildes verte* Wolfram Titurel 156, 4 u. a. Noch schlagender scheint für mich zu sprechen: *Die von Babilône betent an die sunnen; . . . sî sint verirret in swacher goukelfuore: ein leitbracke ist wîser, der hebt von art sich ûf die ruore* (Titurel, herausgegeben von Hahn, 804, 4). Hier liegt die Bedeutung „Spur“ so nahe, ist so unabweisbar, daß ich gar nicht parallele Beispiele her-

beizuziehen brauche, wie: *der bracke pflac der verte als er von arte solte* Wolfr. (Titurel 153, 3). Überdieß wird der Leitbracke nicht zur Hetze, sondern nur zum Aufsuchen der Spur gebraucht, wenigstens in den Kreisen der höfischen Sitte (anders scheint es z. B. im N. Liede), und daß der Titurel jene vor Augen hat, beweist zum Überfluß die Versicherung: *in allem reht nâch wartmannes ruore.* Endlich wird mir glaubhaft versichert, was ich freilich gedruckt nicht nachzuweisen im Stande bin, daß noch jetzt in einigen Gegenden Deutschlands *Ruher* so viel wie „Geleise," also Spur des Wagens bedeute, z. B. im Waldeck'schen.

Aber auch zwei Beispiele will ich nicht zurückhalten, die mit einigem Scheine Herr M. für sich in Anspruch nehmen könnte, während sie sich meiner Deutung zu entziehen scheinen. In Türlin's Willehalm, S. 21[b] der Casparson'schen Ausgabe heißt es: *pônderlîches hurtes ruor (: zer vuor) Halzibeir jeit zu angest zil,* und scheinbar mehr noch: *gegen im lief sun unde snuor* (denn so wird zu lesen sein) *mit vil snellîcher ruor und hiez in willekomen sîn* Colocz. Codex 160, 111. Indess glaube ich, daß diese Stellen mit dem Jagdausdrucke *ruore* nichts zu thun haben. Bekannt ist der Ausdruck *rüeren* (eigentlich *diu ors rüeren*, vgl. Titurel v. Hahn 2998, 1) für sprengen, heransprengen (z. B. *dâ sach er aber einen gein im rüeren* Tit. Hahn 1368, 4), überhaupt eilig reiten (z. B. *die bat man für rüeren, daz si in ervüeren, waz rede die verjæhen* Lanz. 8147). An diese Bedeutung scheint mir in jenen Stellen als Substantiv *ruore* sich unmittelbar anzulehnen, im zweiten Beispiel natürlich in übertragener Bedeutung. Hieher möchte ich auch das von Herrn M. aus dem Glossar zu Oswald v. Wolkenstein (XII, 4, 3) beigebrachte Beispiel ziehen. Die Angabe des Glossars, das Wort bedeute „Rumpel, Gepolter, das Schütteln, Stoßen, Schwanken," ist ganz willkührlich aus jener einen Stelle geschlossen.

Sonach sehe ich mich durch die Beispiele wieder zurückgewiesen auf die von mir aufgestellte Deutung, deren Schwierigkeit in jener Stelle des Nib. Liedes ich allerdings nicht verkenne, aber keineswegs für unübersteiglich halte. Schon in dem Ausdrucke *den hunden lân* ist das Object ausgelassen; noch weiter wird verkürzt in der Redensart *zeinem hirze lân* (z. B. Trist. 3444); sollte da ganz undenkbar sein, daß man habe sagen können, *zweinzec ruore verlân* für *ûf zehen, zweinzec ruoren daz gehünde verlân?* Man vergleiche eine ähnliche Verkürzung oder Begriffsübertragung: *ir iegelîch wol kunde die tjoſte senken gein dem nagel* (Türl. Willhelm S. 21[b]).

Überdieß hat meine Deutung dem ebenfalls seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts nachgewiesenen Jagdausdruck *rüeren* für „eine Spur machen“ und an dem Infinitiv *daz ruoren* = die Spur, eine, wie mir scheint, sehr verlässliche Grundlage. Auch Herr M. sucht der von ihm verfochtenen Deutung eine solche zu gewähren, indem er sich daran erinnert, daß Lachmann zu jener Stelle im N. Liede auch auf eine Stelle in Veldekes Eneit verwiesen habe (bei Ettmüller 61, 18—22). Aber Lachmann kannte diese Stelle nur aus der spätern und schlechten Gothaer Handschrift; diese noch jetzt, wo die völlig unanstößige Lesart der älteren und bessern Handschriften bekannt ist, anzurufen, würde selbst dann noch unmethodisch sein, wenn der in den Text gesetzte Ausdruck (*stricken und gerüeren* = das Seil anlegen und loslassen) in dieser Bedeutung nachweisbar wäre. Vollends aber eine gute und gleichzeitige Überlieferung aufzugeben und statt ihrer auf eine schlechtere und spätere hin eine Wortdeutung willkührlich zu conjicieren, und diese dann sofort als ein Beispiel für den Gebrauch dieser eben conjicierten Bedeutung anzuführen, das schlägt aller Methode in's Gesicht. Der Text bei Ettmüller (*gestreichen und gerüeren*) ist durchaus unanstößig; denn das Streicheln und Anrühren ist mit dem Führen des Jagdhundes so selbstverständlich verbunden, daß gar wohl ein Dichter, der doch an Abwechslung im Ausdrucke gewiesen ist, jene zwei Ausdrücke als synonym mit *füeren* gebrauchen konnte. Was Hr. M. S. 266 hingegen einwenden möchte, gilt ganz mit demselben Rechte von den von ihm an die Stelle jener gesetzten Worten. Für unsere Untersuchung ist also mit jener Stelle nichts anzufangen.

Das sind die Gründe, aus denen ich einstweilen noch bei meiner Deutung beharren muß. Ich werde indess nicht der Letzte sein, der sie aufgiebt, falls mir die größere Wahrscheinlichkeit, oder auch nur die durchgehende Möglichkeit von Lachmann's Annahme nachgewiesen wird; ich werde mich dann freuen, an jener Stelle des N. Liedes, von der auch mein Interesse ausgieng, eine einfachere Erklärung adoptieren zu können, als die von mir vermuthete gerade dort ist[1]).

So viel über die Sache. Auf den Ton der Polemik und auf die mir nebenbei von Herrn M. gesagten Artigkeiten will ich nicht genauer eingehen. Plump ist der Ausdruck wie immer bei Herrn M.

[1]) Auch würde die Analogie von franz. *meute* sehr interessant sein. Für die Untersuchung selber ist sie natürlich nicht zu verwerthen.

so z. B.: die drastische Redeweise S. 268: „Hiermit könnte ich es für dießmal bewenden lassen,... doch kann ich ihn (Hrn. Z.) noch nicht loslassen.“ So, wenn Herr M. S. 263 meint, auf die Weise, wie ich das Wort *ruore* erklären wolle, fange man doch, „nach dem natürlichen Lauf der Dinge höchstens nur 24 oder 34 Stück Wild, möglicherweise aber auch nur einen Bock!“ Wie kann sich ein einigermaßen gebildeter Mann zu einem so nichtssagenden Scherze hergeben? [1]). Auch S. 269 soll in der Anführung *'niht sô tumbes'* wohl ein Witz enthalten sein, würdig des oben erwähnten. Wenn endlich Herr M. gar den Druckfehler *ruorschnuor* mir zuschieben möchte (S. 265 „das verstehe einmal einer und das neue mhd. dazu,“ und abermals S. 266), so ist dabei nur zu verwundern, daß er sich diese Bemerkung in einer Zeitschrift gestattet, die gerade durch die Zahllosigkeit ihrer Druckfehler bei Freund wie Feind in üblem Rufe steht. Und welchen Lärm würde er aufgeschlagen haben, wenn ihm einer den ganz analogen Druckfehler *in schwachen kleiden* in seiner Ausgabe der Kudrun S. 171 (Str. 1300) als „neues Mhd.“ aufgemutzt hätte?

Ich gehe weiter.

Gleich nach dem Erscheinen meiner Beiträge theilte mir Herr Dr. L. in O., der „in demselben Semester mit Müllenhoff Lachmann's Vorlesungen über das N. Lied gehört“ hatte, mit, Lachmann habe in diesen Vorlesungen als ein Zeichen niederdeutscher Vorlage von A auch die Formen *rîke* für *rîche* und ein paar ähnliche, in denen *k* für *ch* erscheint, angeführt: auf diese hatte ich aus guten

---

[1]) Überdieß ist schließlich das Bild, welches Herr M. und ich uns von der Jagd machen, wenn ich nicht irre, ziemlich dasselbe. Denn auch nach Herrn M. wird doch wohl factisch *ruore* zusammenfallen mit der Vorstellung von einer sich zusammenhaltenden gemeinsam hetzenden Jägergruppe. Das N.Lied nimmt auf Seiten der Burgunder 24 oder 34 an. Auf alle Fälle wird auf diese Weise noch mehr Wild erlegt werden, als wenn sämmtliche Meuten auf demselben Flecke losgelassen werden.

Daß man übrigens, wenn man auch zur Zeit nur éiner Spur folgt, doch an einem Tage mehr als éin Stück Wild erlegen könne, liegt auf der Hand. Auch erlegt Siegfried ja eine erhebliche Anzahl, und der wird doch nicht auf mehr als éiner Fährte zugleich gejagt haben? Wenigstens im MA. war es ein bekanntes Sprichwort, wonach es für sehr verkehrt erklärt ward, *zwên hasen vâhen ûf ein mâl*, oder *zwên hasen vâhen mit eim hunt* (auch Siegfried hat nur éinen Hund) u. a. Noch jetzt existiert das Sprichwort: *Guter Hund, der nur éinem Wilde nachjagt.* Vgl. meinen Commentar zum Narrenschiffe, zu 18, *a*. Es ist also ein doppelt und dreifach unangebrachter Witz, an dem Herr M. seine Freude gehabt hat.

Gründen keine Rücksicht genommen. Seitdem aber wusste ich, was mir bevorstand.

Richtig, S. 270 seines Aufsatzes beginnt Herr M. den Tanz. Nach einer längeren Einleitung, in welcher der Leser weidlich auf das schwere Strafgericht, dessen Zeuge er nun werden soll, vorbereitet wird [1]), werden mir meine neuen Sünden vorgerückt. Dabei muß Herr M. doch, wie mir scheint, zugeben, die von Lachmann vorgebrachten Bemerkungen seien von mir widerlegt; er ruft sogar einmal höhnisch, das hätten Andere auch schon vor mir gewusst. Geht mir nahe, warum haben die Herren es nicht vor mir drucken lassen. Dann aber heißt es weiter: es sei erwiesen und stünde fest, daß noch andere zahlreiche und entscheidende Spuren des Niederdeutschen in A vorkämen [2]). Und nun werden diese namhaft gemacht. Es sind die Formen *-rîke*, *werlîke*, *wætlîke*, *minneclîke*, *herlîken*, die im Ganzen etwa 20—30mal im Nibelungenliede in A sich finden. Allerdings ein aufmerksamer Schüler, aber ein sehr unfleißiger Gegner! Warum, wenn so zahlreiche und entscheidende Spuren vorhanden sind, warum beschränkt er sich allein auf die von Lachmann in seinen Vorlesungen doch wohl nur beispiels-

[1]) Dabei wird abermals das in meiner Schrift „Zur Nibelungenfrage" S. 15 begangene Versehen herbeicitiert, welches Herr M. nun schon zum dritten Male vornimmt, um mich als einen unwahren, unehrlichen und gewissenlosen Menschen zu denuncieren. Ich habe jenes Versehen, sobald ich darauf aufmerksam gemacht ward, sofort zugestanden; es war von Anfang an durchaus ohne Wichtigkeit für die Nibelungenfrage und hat mich nicht zum Ausspruch eines Tadels gegen Lachmann verleitet; man könnte es daher wohl nachgerade ruhen lassen, zumal da das mir zur Last gelegte Missverständniss des ungeschickten und geschraubten Ausdruckes doch nicht schlimmer ist als dasjenige war, welches Lachmann zur Änderung der in der ersten Ausgabe gewählten Worte bewog. Am allerwenigsten hätte Herr Prof. Haupt sich jüngst hinreißen lassen sollen, mit Herrn M. in ein Horn zu blasen, indem er meine Deutung eine berüchtigte nennt. Er hätte sich erinnern sollen, welches Verfahren ich ihm gegenüber eingehalten habe, seitdem er seine wohl mit mehr Recht berüchtigt zu nennende Entdeckung gothischer Verse in Karajans verunglückter Inschriftendeutung zurückgenommen hat. Und meine Zurücknahme jenes Missverständnisses geschah öffentlich vor Aller Augen, die seinige nur brieflich durch Vermittlung eines Dritten!

[2]) Daß *her* für *er* an den beiden Stellen, wo es vorkommt, als Schreibfehler (hervorgerufen durch ein in der Nähe stehendes *h*) zu nehmen sei, darin bestärken mich andere ähnliche Stellen in A, z. B *der halte hyltebrant* (Nib. Lm. 1656, 2) *diu hochgezit huop sich vil frolichen han* (das. 527, 4). Auch in anderen Handschriften finden sich ähnliche Versehen: *er hiß hin willekomen sin* (Dresden. Hds. des Trist. v. Eilh. 1066).

weise erwähnten? Warum nur Stellen einer einzigen Art? warum kein einziges *t* für *z*, dieß sicherste Zeichen niederdeutschen Dialects (denn 250, 1 wird doch Herr M. wohl schwerlich den Muth haben, mir entgegenzuhalten), warum kein niederdeutscher Vocal? u. s. w. Freilich, Herr M. meint, er sei schon längst mit mir fertig, und beginnt alsbald wieder seine Declamationen: „Ist so etwas je vorgekommen?“ u. s. w.

Ich überlasse es Herrn M., ob er es im Ernste glauben will, daß ich die angeführten Wortformen in A nicht bemerkt habe. Er wird sich noch hinlänglich davon überzeugen, daß ich die Hs. A viel genauer kenne, als Lachmanns Nachtretern lieb sein kann. In den angeführten *k* für *ch* habe ich aber, so allein für sich stehend, wie sie erscheinen, etwas Niederdeutsches nicht finden können. Auch sonst erscheint *k* für *ch*, wie *durk* für *durch* (z. B. 978, 3), *verkunde* für *verchunde* d. i. *verchwunde* (z. B. 930, 1. 933, 2 u. a.), wo das Niederdeutsche keine Erklärung gewährt. Ich finde diese vielmehr in der folgenden Annahme. Die ältesten Handschriften des Nibelungenliedes pflegen sämmtlich für die Tenuis *k* ein *ch* zu schreiben; ohne Zweifel hatte auch der Schreiber von A eine so geschriebene Vorlage vor sich; er aber wollte, wie das in den jüngern Handschriften meist der Fall ist, durchweg für die Tenuis ein *k* setzen. So musste er sich also gewöhnen, an unzähligen Stellen das *ch* seiner Vorlage in *k* umzuändern, und dieß ist ihm bei seiner rohen Flüchtigkeit nun auch an ein paar Stellen begegnet, wo das *ch* nicht die Tenuis vertrat, sondern wirklich die Aspirata war, zumal in der Partie, in der er überhaupt am meisten sudelt, in den Strophen von c. 930 bis c. 1090. Hätte seine Vorlage so viel Niederdeutsches aufzuweisen gehabt, so würde er doch wohl in dieser Partie außer jenen auch noch ein paar andere niederdeutsche Formen in seinem Dusel mit abgeschrieben haben. Aber nichts Derartiges findet sich. Es ist also nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß in den Wörtern auf *-îche* diese Vertauschung des *ch* mit *k* scheinbar niederdeutsche Formen hervorgebracht hat. Daß der Schreiber diesen Fehler mit einiger Vorliebe begangen hat, ist nicht auffallender, als daß auch *verkunde* ziemlich häufig erscheint, desgleichen andere Versehen, wie *Kiemhilde* (s. u.). Ähnliches übrigens wird sich auch in andern Handschriften nachweisen lassen. So findet sich z. B. in der in Dießenhofen geschriebenen, gerade durch schwäbische Formen sich auszeichnenden Handschrift des Wigalois, die ebenfalls die Tenuis

durch *k* wiederzugeben pflegt, V. 10306 *verreken* statt *errechen*. Ist darum auch hier auf eine niederdeutsche Vorlage zu schließen? [1])

Bis also Herr M. mehr von den zahlreichen und entscheidenden Spuren des Niederdeutschen vorbringt, muß ich auf meiner Behauptung beharren, daß ich keine derselben in A finde.

Freilich, Herr M. ist vielleicht schnell bei der Hand. 1598, 2 steht *plegen*, 74, 2 *scharpe*, und so treibt er wohl noch ein paar ähnliche Stellen auf. Aber das sind Auslassungen einzelner Buchstaben, die bei einem so liederlichen Schreiber, wie der erste in A war, nicht verwundern können. So steht *Kiemhilde* für *Kriemhilde* 929, 1. 970, 4. 1024, 1 u. ö.; *keftige* für *kreftige* 1072, 2; *sefte* für *schefte* 212, 4; *gersuzze* für *gerschuzze* 843, 2; *sachere* für *schachere* 941, 4 u. s. w. Auch *ungemuode* ist nicht mehr auf eine niederdeutsche Vorlage zu beziehen, als *side* für *sit* in C.

Was ich hier niederschreibe, entnehme ich einem Notizenblatte, welches ich angelegt und ausgefüllt habe, lange bevor meine Beiträge gedruckt wurden. Warum ich nicht schon für diese davon Gebrauch machte? Weil ich kein Recht habe, einem Manne Ansichten unterzuschieben, die er nicht ausgesprochen hat, um sie dann mit leichter Mühe zu widerlegen. Und dazu trat hier noch ein zweiter Grund. Lachmann spricht von einer niederdeutschen Vorlage; die erwähnten *k* für *ch* kommen jedoch, so viel ich bemerkt habe, nur bei dem ersten Schreiber vor; sie beweisen also nur für diesen, und Nichts für die beiden Schreibern gemeinsame Vorlage [2]). Hätte also Herr M. nicht mit ganz anderem Rechte als bisher einen moralisierenden Ton anschlagen können, wenn ich Lachmann eine Ansicht unterschob, die ich doppelt als unrichtig widerlegen könnte?

---

[1]) Wohl nicht hieher gehört die Eigenheit der Hohenemser Barlaamhandschrift, in welcher durchgehends *smaiken* für *smaichen* geschrieben wird; denn das scheint wirklich auf dialectischer Aussprache zu beruhen.

[2]) Ich spreche nur von zwei Schreibern, nicht als ob ich v. d. Hagen's Zweifel an Lachmann's Annahme mehrerer Schreiber theilte, sondern weil von den übrigen außer jenen Beiden nur einzelne Strophen herrühren, sie also im Ganzen nicht in Betracht kommen. Lachmanns Angaben in Betreff der verschiedenen Hände sind, wie ich mich durch Augenschein überzeugt habe, durchaus richtig, ja es ist noch eine Hand mehr anzunehmeu; denn die Zeilen 1904, 1—3 (Lm.) sind, wie sich leicht nachweisen lässt, nicht, wie Lachmann annahm, von derselben Hand, die 1664 fg. schrieb.

2. ZU LACHMANNS AUSGABE DER KLAGE.

Lachmann hat seiner eigenen Angabe gemäß von der Hs. A, obwohl er dieselbe seiner Ausgabe zu Grunde legte, nicht Abschrift genommen, sondern sie nur „sorgfältig verglichen," er vergisst freilich, was anzugeben nie unterlassen werden sollte, hinzuzufügen, mit welcher der vorhandenen Ausgaben er die Vergleichung anstellte, was besonders in Bezug auf die zweite Hälfte nicht unwichtig ist, die nach der Hs. A damals noch nicht herausgegeben war. Daß bei der großen Abweichung der mhd. Handschriften in Kleinigkeiten, die doch alle für eine Ausgabe Werth haben, eine Collation nach dem Abdrucke einer andern Handschrift eine hinlänglich sichere Grundlage nicht gewährt, wird heute Niemand mehr in Abrede stellen. Daß auch Lachmann in Folge dessen nicht wenige Verstöße begangen hatte, deckte bereits Vollmer in seiner Ausgabe des N. Liedes auf; hatte Lachmann doch z. B. in der Klage ganze 4 Verse an verschiedenen Stellen (hinter 1093 und 1356) übersehen. In der dritten Ausgabe des Nibelungenliedes (1851) hat Lachmann von den Verbesserungen Vollmer's „die glaublichen," wie er sagt, nachgetragen: es hätte wohl erwartet werden können, daß er zu sämmtlichen, von Vollmer angezweifelten Stellen sich eine nochmalige Collation der Handschrift verschafft hätte. Sein Misstrauen war übrigens begründet, denn unbegreiflicher Weise ist selbst den ausdrücklichen Versicherungen Vollmer's nicht immer Glauben zu schenken. So sagt Vollmer z. B. zu 253, 32 (Klage Lm. 286): *in gotes* A, nicht *an g.*, wie Lachmann angiebt, während die Hs. *A* 97ª ganz deutlich *an g. hueden* liest. Aber Lachmann hat auch unsere Stellen, in denen Vollmer's Verbesserung richtig war, verschmäht. Und endlich hat Vollmer selber nicht wenig Stellen mit Lachmann übereinstimmend, von denen doch die Handschrift abweicht. Augenscheinlich beschränkte auch er sich auf eine Collation, was freilich hier erlaubter war, wo bereits ein vollständiger Abdruck der Hs. vorlag. Durch die Vermittlung des kgl. Sächs. Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ist es mir gestattet gewesen, die Hs. A längere Zeit benutzen zu können, und ich will nachstehend ein Verzeichniss der mir in die Augen gefallenen Ungenauigkeiten der Ausgabe Lachmann's liefern, einstweilen mich auf die Klage beschränkend.

Es liest die Hs. A Vers 71 (nach Lachmann's Ausgabe): *triwe.* 100 *zuo in.* 121 *siz gen.* 185 *genade.* 241 *Sifride.* 271

geben. 363 *gesinde.* 452 *solten* : *wollten.* 583 *suone* : *kuene.* 680 *Gunther.* 835 *rotelohtem.* 1007 *enchielte.* 1089 *der wart do.* 1176 *doch.* 1256 *geben.* 1365 *daz* fehlt. 1417 *diu mære nu.* 1511 *gein in* (vgl. 2103). 1514 *alle also.* 1539 *nehœin.* 1566 *si mit brunnen si.* 1689 *den die warn.* 1804 *erloubt ir.* 1837 *alle gemeine.* 1961 *an einander sluogen* (vgl. 1929). 2006 *och.* 2099 *nieman niht uf in enahte.* 2129 *aber ich.* — Auch sonst noch finden sich, namentlich in orthographischen Dingen eine Menge Inconsequenzen. So ist 1088 *warn* aus J notiert. Ebenso aber liest auch A. Warum sind 530 *lieb*, 678 *fragt*, 1885 *braht*, 1280 *pillich* nicht angegeben, da doch 1266 *ziern*, 1386 *moht*, 1387 *helf*, 1398 *Bechlarn*, 1623 *hort* angegeben werden? Auch hätten wohl angegeben zu werden verdient Lesungen wie *hain* 190, *unmuose* 1147, *deheim* 1301, *loblich* 2125, *nie* 1528, *rach* 1537, *mane* 1459, *unde* 1836 (vgl. 1879), *untzen* 1962, *erzurnte* 1987, *klagte er* 2011, *werlde* 1820, *ungelonlich* 1664. Das Schwanken zwischen *ph* und *pf* im Anfange des Wortes ist ganz unabhängig von dem Schwanken in der Hs. vgl. 1256 und 2045. ebenso *fl* und *vl*, *fr* und *vr*. vgl. 819, 844, 1631. Warum schreibt Lachmann *wâffen*, *slâffen* wie die Hs., nicht aber *wuoffen*, *trieffen*, und zwar ohne die Abweichung anzugeben? Auch das Schwanken zwischen *frôden* und *frŏden*, wofür Lachmann stets *fröuden* hat, verdiente wohl Angabe. Die Hs. schreibt meist *noh* und *nah*, Lachmann setzt stets *noch*, aber *nah*, ohne weitere Angaben; warum? Hätte nicht 476 *verdrûzet* angegeben zu werden verdient (vgl. 1137)? 290 ist ein Unterschied zwischen *ei* und *œi* betont (in den Anmerkungen unter dem Text schreibt L. *ä*, in den Anmerkungen vom J. 1836 so, wie die Hs. hat, = *æ*), aber sonst wird nicht angegeben, wo die Hs. *æ*, wo sie *ei* hat; auch *scheinen* 301, *sein* 300 fehlen. Die Abkürzung *un̄* ist vor *d* in *unt* aufgelöst, wie allerdings die Hs. ein paarmal, doch keineswegs immer, schreibt. An ein paar Stellen hat Lachmann aber auch vor *d und* gesetzt. Wesshalb?

Die erwähnten Bedenken könnten mit Leichtigkeit verzehnfacht werden. Sie beweisen zur Genüge, daß bei einer neuen Ausgabe des Lachmannschen Textes vor Allem für eine neue Collation der Hs. A gesorgt werden müsse. Es ist nicht anzunehmen, daß Lachmanns Verfahren beim N.Liede sorgsamer gewesen sein wird, als bei der Klage.

3. ZU LACHMANN'S VARIANTEN.

Wenn schon das im Vorausgehenden Mitgetheilte geeignet ist, das Vertrauen zu Lachmann's Genauigkeit und Zuverläßigkeit wesentlich zu erschüttern, so weiß ich vollends nicht, mit welchem Namen ich das Verfahren belegen soll, welches ich im Nachstehenden aufdecken muß.

Der Lassbergische Abdruck liest S. 478, Zeile 16308 fg. (Nib. Lm. 1896, 1 fg. Nib. Z. 300, 6[1]. Nib. Hlzm. 2012, 1.)

Mich nimt des michel wnder.
sprach do Hagene.
rvnen in disem gademe.

Es fehlt also der erste Halbvers der zweiten Langzeile. Lachmann aber in seinen Varianten giebt, ohne weiter ein Wort darüber zu sagen, an, die Hs. lese:

swaz die Ezeln rechen. runen in disem gademe.

Seitdem ich wusste, daß Lachmann erst nach dem Erscheinen des Lassbergischen Abdruckes in Eppishausen gewesen war, habe ich nicht einen Augenblick gezweifelt, daß er hier durch seine Angabe stillschweigend einen Fehler des Abdruckes verbessere, von dem er sich bei Vergleichung dieser Stelle in der Hs. mit eigenen Augen überzeugt habe. Zwar enthielt die Stelle zwei Fehler, einen grammatischen und einen metrischen, wie sie sonst in C nicht leicht vorkommen. Aber diese Gründe konnten mich natürlich nur bestärken in meinem Vertrauen. Ich habe daher Lachmann's Angabe in die Varianten meiner Ausgabe aufgenommen.

Holtzmann dagegen in seiner Ausgabe des Nibelungenliedes, bei welcher er eine neue, aber nicht von ihm selbst genommene Collation von C benutzt hatte, gab ausdrücklich an, die Worte fehlten in der Hs. wie im Abdrucke.

Die Stelle ist mittlerweile wichtig geworden für die Beurtheilung (des Handschriftenverhältnisses. Die Wallersteiner Hs. liest nämlich zugleich den Reim bessernd):

waz diſe recke rawnend aneinander ſagen.

Bei der Untersuchung des Abhängigkeitsverhältnisses spricht also diese Stelle, falls Holtzmann's Angabe richtig war, nicht wenig dafür, daß die Wallersteiner Hs. eine von C nicht direct abhängige, sondern eine C coordinierte Quelle hatte, die jene Lücke in C nicht

theilte. Als ich daher die Ansicht verfocht, *a* stehe in ganz directer Abhängigkeit von C, hielt mir Holtzmann auch diese Stelle entgegen. So groß aber war auf meiner Seite das Vertrauen auf Lachmann's Zuverläßigkeit, daß ich durch eine einfache Verweisung auf seine Angabe die Behauptung Holtzmann's widerlegen zu können glaubte. Als dann Holtzmann erwiderte, die Lücke finde sich dennnoch in der Hs. und Lachmann habe die Worte aus dem Bodmer-Müller'schen Abdruck entlehnt, dem auch v. d. Hagen gefolgt sei, habe ich dieser Behauptung oft im Herzen gespöttelt; ich hielt, da Holtzmann die betreffende Stelle nicht selber eingesehen hatte, mein, wie mir schien, doppelt begründetes Vertrauen zu Lachmann fest.

Denn was ward durch diese Annahme Lachmann Schuld gegeben? Er sollte den Abdruck, dem er handschriftliche Treue ausdrücklich zugesprochen hatte, verlassen haben, um der Angabe eines Druckes zu folgen, den er ebenso ausdrücklich zu denen rechnete, die „ihrer Unzuverläßigkeit wegen unnütz seien für jeden Gebrauch, wobei es auf Genauigkeit ankomme." Er sollte der Angabe eines Mannes getraut haben, der eingeständlich ziemlich willkürlich mit dem Texte umgieng, der eine ganze Partie als Einleitung selber gedichtet hatte und der daher sicher auch nicht Anstand genommen haben konnte, die vorliegende Lücke selbständig auszufüllen. Dieß an sich schon unverzeihliche Vertrauen sollte auch nicht erschüttert worden sein durch die Bemerkung der beiden groben Fehler in den wenigen, die Lücke ersetzenden Worten, die Bodmer gar wohl zuzutrauen waren, in der Hs. aber, so mit einander verbunden, ohne Analogie standen. Und Lachmann sollte in Eppishausen diese Stelle nicht nachgesehen, er sollte späterhin bei Lassberg nicht nachgefragt haben, er sollte einen verdächtigen Zusatz aus einer verdächtigen Quelle als in dem Original stehend aufgenommen haben, ohne auch nur mit einer Silbe das minder sichere Bezeugtsein dieser Stelle zu erwähnen! Wahrlich, das war nicht bloß Fahrläßigkeit, nicht bloß ein eclatanter Missbrauch des so oft gemissbrauchten gelehrten Stillschweigens, das war vielmehr eine offenbare Fälschung unter den erschwerendsten Umständen! Ein solches Verfahren wäre selbst v. d. Hagen nicht zuzutrauen gewesen, der sich allerdings bei der letzten Hälfte des Nibelungenliedes mit dem Bodmer-Müller'schen Abdrucke begnügte, aber der auch Lassberg's Abdruck noch nicht zur Hand hatte. Und Lachmann, der v. d. Hagen's Ausgabe zu den wegen ihrer Unzuverläßigkeit „völlig unnützen" warf und der keine

Gelegenheit vorübergehen ließ, über Hagen's Ungenauigkeit mit giftigem Hohne zu spotten, der sollte gerade an dieser Stelle dem so gründlich Verachteten gefolgt sein? — Nimmermehr würde ich gewagt haben, eine so schwere Versündigung an dem Andenken Lachmann's mir zu Schulden kommen zu lassen.

Und doch ist Holtzmann's Angabe richtig! Hr. Dr. Scheffel, der Vorsteher der fürstlichen Hofbibliothek in Donaueschingen, hat die Güte gehabt, nicht nur auf meine Bitte die betreffende Stelle in der Hs. zu vergleichen, sondern er hat mir auch eine umfängliche Durchzeichnung zugesandt, die es über allen Zweifel erhebt, daß jene Worte weder an dieser Stelle noch in der Nähe je gestanden haben. Es trifft also Lachmann der volle, oben ausgesprochene Vorwurf in seiner ganzen Schwere.

Was aus dieser einen Stelle weiter zu folgern ist, liegt auf der Hand: Lachmann's Variantenapparat hat mit dieser Enthüllung alles Recht auf Vertrauen verloren.

4. WEITERES ZU MEINEN „BEITRÄGEN".

Da ich oben auf einige Stellen meiner Beiträge ausführlicher habe zurückkommen müssen, so möge es mir gestattet sein, gleich ein paar weitere Nachträge und Berichtigungen zu denselben hier folgen zu lassen.

S. 155. Nicht Uhland selbst hat sich des Wortes *baie* bedient, sondern es kommt in einem der von ihm gesammelten Volkslieder vor, der Frau von Weißenburg. Aber auch dies Gedicht, zumal in der hier in Frage kommenden Redaction, gehört dem Südwesten Deutschlands an. Vgl. bei Uhland Nr. 123 B. Band I., S. 287 ff. Es ist mündlich vom badischen Schwarzwalde und mitgetheilt von Schreiber in Freiburg i. B.

S. 158. Man hat mir vorgehalten, meiner Interpunction und Deutung der Str. 138, 7 meiner Ausgabe, stehe der Schluß derselben entgegen, wo deutlich auf Gernot's und Giselher's Mitwissenschaft angespielt werde. Das ist nicht der Fall. Der Dichter hatte alle Veranlassung, zumal in jenen gewaltthätigen Zeiten, dem Einwande seiner Zuhörer zu begegnen, eigentlich sei es doch schon auf jenes Gespräch hin Giselher's und Gernot's Pflicht gewesen, den Siegfried zu warnen, nicht mit Gunther und Hagen allein auf die Jagd zu reiten, da sie ja in jenem Gespräche Zeugen gewesen waren des

bittern Hasses, den namentlich Hagen ihm geschworen hatte. Das ist durchaus ausreichend und der Situation angemessen. Der Dichter scheint dann anzudeuten, daß auch Giselher und Gernot auf Siegfried verstimmt gewesen seien, so daß sie sich nicht aufgelegt fanden zu einem so intimen Freundschaftsdienst, wie die Warnung vor dem eigenen Bruder und dem eigenen Ingesinde gewesen wäre. Er gibt also einige Schuld auf ihrer Seite zu, aber nimmermehr macht er sie zu Mitwissern des Verbrechens.

S. 168. Die Worte: „Schon Heinrich von Baiern .... Contin. Reginonis 955," sind zu streichen. Die bei Ruotger und dem Fortsetzer des Regino erwähnte Mark ist Friaul oder Verona, seit 952 mit Baiern verbunden. Vgl. Waitz in den Gött. Gelehrten Anzeigen 1855, S. 277 (vom 17. Febr.).

S. 175 ff. Die Echtheit der hier zu Grunde gelegten Urkunde ist kürzlich von Büdinger, Oesterr. Geschichte I. S. 491 ff., Excurs IV. angefochten worden, doch ohne daß ich überzeugt worden wäre. Aller weiteren Ausführung kann ich mich enthalten, indem ich auf die Recension des Büdingerschen Werkes im Litt.-Centralbl. 1858 S. 267 hinweise, wo von einem der gründlichsten Kenner der deutschen Geschichte der Haupteinwand, als auf einem Missverständnisse beruhend, schlagend beseitigt wird.

S. 232. Meine Deutung der Worte (78, 6[a] meiner Ausgabe, 480, 4 bei Lachmann) *Sîfride mit dem gruoze von den andern ſi dô ſchiet*, die Scheidung von den andern habe darin bestanden, daß sie den Siegfried geringschätziger oder gar nicht grüßte, wird wohl nur bei tendentiösen Gegnern Anfechtung finden. Die ritterliche Sitte, gegen die der Dichter sonst bei Schilderung des persönlichen Verkehres nicht leicht verstößt, verlangt die Erklärung, denn Brunhild hält Siegfried für einen Leibeigenen (dem widersprach in ihren Augen nicht sein vertrautes Verhältniss zum Könige und auch nicht seine herrliche Kleidung), er ist nach ihrer Meinung also weit geringeren Standes als die Ritter, welche er herbeigeholt hat, und sie darf ihn nicht grüßen. Vgl. z. B. Tristan Massm. 269, 38: *im neic niemen darinne; ſi nâmen ſîn durch daz niht war, ern kom niht als ein ritter dar.* Auch die Construction hat nichts Auffallendes, vgl. *ich wæne, der übele tiufel Kriemhilt daz geriet, daz si sich mit friuntſchafte von Gîselhere* (*Gunthere* in DJH.) *ſchiet* Nib. Lm. 1334, 2. Hieher ist auch zu ziehen: *mit rede was geſcheiden manec ſchœne wîp* Nib. Z. 131, 2., d. h. in Bezug auf die Rede, in Bezug auf Freund-

schaft; sie redeten nicht mehr miteinander, sie war nicht mehr sein Freund. Diese Verbindung von *mite* und *scheiden* wird sich noch durch weitere Belege beweisen lassen; im Übrigen ist diese Bedeutung der Präposition ganz gewöhnlich. Vgl. mhd. Wörterbuch 2, 195ᵇ, 10 ff.

In der Oeconomie des Stückes hat diese Verweigerung des Grußes die Bedeutung, auf den Zorn und die Entrüstung vorzubereiten, in die Brunhild geräth, als sie erfährt, der niedrige Knecht, den sie beim feierlichen Empfange nicht einmal des Grußes werth gehalten hatte, solle der Gatte ihrer Schwägerin sein. Interessant ist es, zu sehen, wie noch in einem anderen mhd. Gedichte ein Dichter sich ganz desselben Mittels bedient. Berthold Holle, im Crane, will das spätere Entsetzen des Kaisers über die unebenbürtige Wahl seiner Tochter vorbereiten, und er thut es, indem er den Kaiser, der (ganz wie Brunhild) noch Nichts ahnt, beim Empfange der Gäste dem Crane den Gruß verweigern lässt. Trotz der ihm bereits geleisteten Dienste überwiegt beim Kaiser die Vorschrift der Etiquette.

der keiser sich an ime vergaz
dô her ime versagede daz,
daz her in niht enwolde,
als her von rehte solde,
grüezen nâch dem dienste sîn (Crane 1303.)

Um so leichter begreift der Leser und Zuhörer den Zorn des Kaisers V. 1773, als er erfährt, daß dieser Niedriggeborene der Gatte seiner Tochter werden solle. Ganz ebenso ist der Zusammenhang der Motive im Nibelungenliede.

S. 240 ff. habe ich durch Herbeiziehung einer Schilderung aus Ottokar zu verdeutlichen gesucht, wie wir uns den Saalbrand im Nibelungenliede zu denken haben, und wie der Brand eines im unteren Theile gewölbten Gebäudes (die oberen Theile waren wohl bis in's 15. Jahrh. massiv, und das Dach, wie es scheint, meist mit Schindeln gedeckt [1]) auch für Diejenigen verderblich sein musste

[1]) Nur wenn man dieß annimmt, ist die leichte Entzündlichkeit der obern Theile der Gebäude, wie sie in den aus Ottokar angeführten Schilderungen und in dem Saalbrande im N. Liede erscheint, zu erklären. Auch war die Bedeckung mit Schindeln in älterer Zeit wohl sehr beliebt. So wurden in Frankfurt erst 1474, in Dresden und Chemnitz erst 1491 die Schindeldächer im Innern der Stadt verboten, in Leipzig erst im 17. Jhd. In den kleineren Städten dauern die Verbote bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts fort. — Auch spät noch pflegte nur das Erdgeschoß massiv zu sein: darauf baute man mit Holz weiter.

die sich unter dem Schutze des Gewölbes befanden. Ähnliche Beschreibungen werden sich aus mhd. Dichtern noch mehrere beibringen lassen, gewiss auch noch aus Ottokar einige; ich trage aus Letzterem eine Schilderung nach, die er bei der Belagerung von Jozlawicz (S. 718ª f.) entwirft.

Do het man ûf hurden
hinan getragen viur,
des wart ir vreude tiur.

Das Feuer ergreift den Thurm, in welchem die Frauen sind:

daz fiur machte schiere bar
von holz daz gemiure.
Nu het si daz fiur
getriben unden in den turn,
dâvon si verlurn,
daz dô nieman genas.

Also auch hier ist der untere Raum massiv und natürlich gewölbt zu denken, das obere Stockwerk ist von Holz und brennt ganz ab, der untere Theil wird nur bloß gelegt.

dô daz viur gar erloschen was,
ez erchult kûme in drin tagen.

Dann suchen die Verwandten die Ihrigen heraus:

êrste huob sich ungehabe
dô man di obristen truoc abe
di daz fiur het gereicht an

d. h. die wirklich Verbrannten im obern (hölzernen) Raume.

dô man die gerûmte dan,
swaz ir dâ lac unden

(d. h. unter dem Gewölbe, im untern Raume.)

die wurden alle funden
gar erstict von dem rouche,

also auch hier tödtlicher Ausgang, trotz des Gewölbes und trotzdem, daß das Feuer die Unglücklichen selbst nicht erreichte.

Aber man hat mich gefragt, wie man sich im Nibelungenliede den Rath Hagen's zu denken habe: *stêt zuo des sales want* (Nib. Z. 324, 7. 1. Nib. Lm. 2056, 1.). Auch Hr. Müllenhoff, Zur Gesch. d. N. N. S. 93, scheint dieß für eine sehr große Schwierigkeit bei der Schilderung in C zu halten, denn er sagt spöttisch, es sei wohl die

Wand zwischen den Fenstern gemeint. Zwischen den Fenstern? Wie schülerhaft des Hrn. M. Kenntnisse von den Realien sind! Zwischen den Fenstern war gar keine Wand. Fenster hatte der Saal (unter dem wir bekanntlich meistens ein selbständiges Gebäude zu denken haben) in den Burgen des Mittelalters, mindestens im 13. Jahrhunderte, so weit ich mich habe unterrichten können, nur an einer Seite, in deren Mitte die Thüre war, und zwar so, daß zu beiden Seiten dieser eine Reihe Arcadenfenster waren, d. h. an jeder Seite der Thür eine große längliche Öffnung, die durch Pfeiler und darauf ruhende Bogen in mehrere Abtheilungen zerfiel; an Verglasung oder sonstige Verschließung war bei ihnen natürlich nicht zu denken, daher konnten diese großen Säle auch nur im Sommer benützt werden. Diese kolossalen Fensteröffnungen hörten meistens schon beträchtlich vor dem Ende der Wand auf. Vergegenwärtigt man sich nun, daß die weitläufigen, aus mehreren Gewölbereihen bestehenden Säle der alten Zeit im Verhältnisse zu ihrer nur geringen Höhe außerordentlich tief und lang waren, so wird man sich vorstellen können, daß, wenn man an die drei, nicht mit Fenstern versehenen Wände trat (vielleicht ist auch nur die eine, den Fenstern gegenüberliegende Wand gemeint), dieß Schutz genug gegen die vom Winde oder von der Zugluft in die Fenster hereingeführten Brände gewähren musste. Unter den Bränden haben wir uns natürlich nicht herabstürzende Balken vorzustellen; wie er sie sich denkt, ist deutlich genug vom Dichter geschildert durch die Angabe, daß die Burgunder sie mit den Füßen in das Blut traten, um sie zu löschen, und daß die Hauptgefahr, die ihnen von denselben drohte, darin besteht, daß sie ihre Helmbänder versengen könnten. Diese leichten Feuerbrände können aber gar wohl „in einem Winkel oder Bogen zu den Fenstern hineingefahren sein“. Wer einmal Zeuge einer bedeutenderen Feuersbrunst gewesen ist, weiß dieß. Ebenso gewiss ist aber auch, daß sie, indem sie herabschwebten, nicht bis an die entgegengesetzte Wand werden getragen worden sein.

Es bleibt also in der Schilderung in C gar keine Schwierigkeit zu entfernen; die Schilderung in A dagegen ist eine einzige große Schwierigkeit, richtiger eine einzige große Albernheit.

SANTE MARGARETEN MARTER.

HERAUSGEGEBEN
VON
KARL BARTSCH.

Nu schul wir beginnen, (256ᵃ)
von gote fur pringen
und von allen sînen heiligôn,
die daz himelische lôn
in selben habent gewunnen,
die von der werlt entrunnen,
daz si gote wurden diensthaft:
die sint hiute mit vil chraft
dâr in sînem rîche:
dâ mac in wol gelîchen.

Dar in was diu guote
sante Margarête:
diu was ein heidenischez wîp.
vil guot was ir lîp.
ander al ir chunneschaft
die der heidene was,
dannen was si geporn,
zuo dem gotes dienst erchorn.
Margarêtâ was si genant. (256ᵇ)
vil manigen man hâte si erchant:
dô wolde diu frowe lussam
nie gewinnen cheinen man.
si gewan einen stæten muot,
ir geloube was sô guot:
die wurden alsô veste.
nu ist si chomen ze reste
zuo den gotes gnâden:
daz sagent uns diu puoch zwâre.

3. heiligen. 5. genomen. 8. mit *fehlt*. 9. 10. richte : gelichte. 13. haydenisch. 15. chuntschaft. 16. hayden. 17. Dan. 20. hat. 21. lustsam. 24. gelub. 28. puch' czwar.

swer nu ein sunderinne sî,
der volge der magedîn,
daz si im helfunde sî
umbe unsern trahtîn.
vil triulîch ir daz got hiez,
dô si ir houbet abeslahen liez.
[illegible]iu gotes wîsheit,
diu under die liute ist gepreit,
und ander guote liste,
die uns choment von Christe,
von gote almehtigen,
dar zuo schul wir durnehtigen (257a)
und scholten dâ vil von wenden
an die er daz geruochet senden
daz si an in chêren,
sô si aller meist mügen ze sînen êren
und ze andern sînen hulden:
si mügen sînen willen gerne ervullen.

Des hât sich manic man bedâht,
ze gote ein vil michel lop prâht:
daz si dâ mit verdienent,
des wirt in wol gelônet.
alsô tet der guote Theotimus,
(daz puoch sagt uns alsus)
der die marter ane sach:
der schreip ez als ez dô geschach.
Nu wil ich nu beginnen
vil wærlîchen singen
von einer vil heiligen magede:
daz sî [uns] behagende
allen den die ez immer singen oder sagen
und die cheinen guoten willen dar zuo haben.

Ein heidenischer patriarch, (257b)
der was edel unde starch,
geheizen Theodosîûs.
in Antiochîâ was sîn hûs.

31. im wol. 32. vnser. 34. haup. 36. disew lewt. 42. zw senden. 53. an. 54. da. 57. magde. 58. begende.

er was ein vil edel man.
eine tohter er gewan,
in sînem alter geporn,
zuo dem gotes dienst erchorn:
Margarête ist si genant.
ir nam ist wîten erchant.
dô gab man daz chint danne
von der purch ze einer amme.
diu muoter starp im fruo:
dem chinde gie arbeit zuo.
als si daz alter gewan
und sich des rehten versan,
dô liebet ir diu christenheit.
der heiden geloube was ir leit.
des christentuomes si sich underwant, (258a)
dâ man si ze leste ane vant.
swaz man sî dô marterôte,
des vorhte niht sant Margarête.

Olibrius der herre,
des gewalt gie verre,
(in heidenischen landen
manic künic in erchande)
der reit eins tages ûz Asiâ,
als ez stêt geschriben dâ
alles nâch dem worte,
als er sagen hôrte
von der christene fuor,
pî sînem gote er swuor,
er wolt die christen nichen
und alsô erschrichen,
daz si ane petten die abgot
oder si liten den grimmen tôt.

Er was ein freissamer man. (258b)
dô hielt diu maget lussam

66. Ein. 69. Margaretha. 71. 72. dan : amm. 75. geban. 77. Do hebet si die. 80. Do. an vand. 81. 82. martert : margret. 82. Daz varicht. 84. der. 86. erchanden. 87. er. 91. chrissten. 93. 94. nikchen : erschrikchen. 95. an. 97. fraissam. 98. magt lobsam, *vgl.* 21.

mit anderen diernen in phlege
nâhen pî deme wege
ir ammen geize und schæfelîn.
si het ir muot und ir sin
ze gote vil gar gechêret.
dô der heiden gêret
die junchvrouwen ane sach,
sînen poten wart sô gâch:
er hiez si frâgen mære, (259a)
ob si von edeln frowen wære;
ob si im mohte gezemen,
er wolte sî ze chonen nemen.
ob aver si wære eigen,
er wolt ir vil guotes erzeigen,
er wolt si dar umbe rîchen,
daz si in minnete ledichlîchen.

Dô die poten chômen dar, (259b)
diu magt erschrahte vil gar.
dô sprah si alsus
'nu hilf mir, herre Jêsus,
lâ mich dir enpholhen sîn,
vil parmherziger trahtîn.
gevrewe mich, herre Jêsû Christ,
wan du vil genædic pist.
sende mir dînen geist
zuo einer volleist,
daz ich gestâ âne schande
vor dem heidenischen vâlande.
sende mir di engel guot
ze chreftigen mînen muot,
daz er veste und stæte werde.
ich pin gevangen ûf der erde:
si habent mich umbevangen,
als den visch umbegangen,
ich stên under den unchunden

99. andern diern phleg. 100. dem. 101. Jerr. 102. iren. irn. 104. gert. 105. Vnd die. 107. der mêr. 110. zu chuniginn. 111. awer. 114. im liebt. 116. erschrakcht. 119. enpholichen. 120. trahtîn] got mein. 124. volaist. 125. an.

als daz lamp under den hunden. (260ª)
herre, daz ich dich müeze loben,
erlœse mich von ir chloben.'
dô die poten chômen wider,
sîn hôher muot wart nider.
si begunden im diu mære leiden.
des wart zornic der heiden.
si sprâchen 'herre, dîn gewalt
ist hinze ir niht gestalt:
si petet an der christen got.'
der was dem heiden gar ein spot.

Olibriô dem wart zorn.
er hiez vâhen die maget hôchgeporn.
er sprach ûz zornes chraft
'pistu frî oder eigenschaft?'
dô sprach sante Margarete
'ich pin frî, wan ich Christum ane pete.'
der heiden sprach zehant
'sag an, wie pistu genant?'
si sprach 'Margarête pin ich geheizen
und hân mich entheizen (260ᵇ)
gote dem almehtigen
und sînem sune dem einigen,
wan ir peider geist
sint mînes magetuomes volleist.'
dô sprach der heidenische man
'sô petest du an
dem sîn dinc alsô ergienc,
daz in mîn vodere an daz chriuze hienc.'
dô sprach diu maget heilic
'dîn voderen sint worden unsælic,
wan si Jêsum hiengen.
dar umbe si zergiengen.
sô lebt er noch êwichlîch
sînem vater ebengewaltichlîch:

---

136. irn. 139. di mêr. 143. pittent. 149. sand margret. 150. Christumb an pet. 153. Margret. 154. auch mich. 158. magtums. 162. vodern. 168. ewengewaltichleich. (ebengelîch? *Pfeiffer*).

er lebt ân missiwende
ewichlîch ân ende.

Dô hiez der freissame man (261b)
die frowen füeren dan
in einen charchære man sî leite,
unz man sæhe mit waz wîsheite
er gewunne ir magetuom
und er behielte den ruom.
dô fuor er hinz Antiochîâ
und opherte sînem gote dâ.
des anderen margens fruo
fuort man im die magt zuo.
er sprach alsô zuo ir
'üppige magt, volge mir,
schône dîner tugende,
dînes lîbes und dîner jugende,
volge mînem râte
und opher mînem gote drâte:
sô gib ich dir hort grôzen
und wil dich haben für dîn genôzen.'
si versagte im gar daz
und redete dannoch fürbaz
'der des himeles hât gewalt,
der sunne und der sternen manicvalt, (262a)
dem hân ich mich ergeben
und ouch allez mîn leben,
daz diu sêle mit freuden lebe:
dar umbe ich nâch dem tôde strebe.
Jêsus Christ den tôt erleit:
dô lôste er uns ûz der helle preit.'

Alsô daz ergienc, (262b)
daz den rihter niht vervienc
sîn dröun noch sîn piten
mit zorne noch mit guoten siten,
er hiez sî nachet ûf hân

171. fraissam. 172. Den fr. 173. charicher. lait. 174. weishait. 175. irm 176. behielt. 179. andern margens. 182. volig. 183 184 tugent : iugent. 187. 188. grazzen : genaszen. 190. redt. 192. stern. 201. drôn. 203. nakchat. hahen.

und mit gerten wol durchslân.
dô diu juncvrou wart entnacht
unde an daz holz gestraht,
si pat got tougenlîchen.
si sprach innechlîchen
'ich triuwe dir, herre got,
du erlœse mich von der nôt
daz ich iht ze spotte werde
hie ûf dirre erde
und alle die dir getrouwen,
daz si dîn genâde peschouwen.
beschirme mich von den hunden
und heile mir mîn wunden,
sende mir daz himeltou,
daz mich trûrige gefrou
und mir senfte die slege.
ouch leite mich die rehten wege.' (263a)
die heiden dô vil vaste perten
ir lîp mit zæhen gerten,
daz von ir ran daz pluot,
sam daz wazzer von dem prunne tuot.
der scherge schrei alsus
'Margarêthâ, lâ Jêsus
und henge dem rihtære:
sô hât ende al dîn swære.'

Den liuten erparmte daz. (263b)
si sprâchen umbe waz
si die marter erlite:
wolte si haben fride,
daz si an den rihter chêrte
und dâ mit ir lîp nerte.
dô ruoft si harte sêre.
si sprach 'iu volget unêre.
petet ir an iwer werch
und lât mich wurchen mîniu werch
durch Jêsum den almehtigen:

204 durchslahen. 208. innerchleichen. 212. diser. 214. das si das dein. 218. trawrigew. 220. den rechten weg. 236. euch volicht.

der gît mir die chrône êwigen.'
Margarêthâ sach den rihter an
und sprach 'du vil tumber man,
ein hungeriger hunt dîn vater was,
der verfluochte Satanas.
sîniu werch du begêst,
wan du wider Christe stêst.
hâstu uber mîn lîp gewalt,
diu sêle gewinnet ruowe manicvalt.
du vil eislîcher louwe,
du pist untriuwe,
du pist von gote gescheidet,
des rîche dir vaste leidet.'

Des erzurnde aver der vâlant. (264[a])
er hiez die magt zehant
dannoch hôher hâhen.
si begunden mit chreulen gâhen:
man zarte ir fleisch unde vel.
die heiden wâren dar zuo snel. (264[b])
si zarten sî genôt
zuo ir herren gepot.
daz pluot vaste von ir ran.
von ir muote si nie cham.
si pat got den reinen,
die drî und den einen,
daz er ir genædic wære
in gnâden ein erparmære.
daz pluot vaste von ir ran,
daz al die heidenischen man
geste und purgære
und in selben den rihtære
der frouwen marter verdrôz.
si hulten diu ougen plôz,
daz si [es] niht an sæhen
die marter alsô smæhe.
dô sprach der rihter âne parme

242 tumer. 248. gewint rûb. 249. lev. 253. Das. den v. 260. irs herzen. 262. irn. 273. ensaehen?

'waz ist daz, du vil arme,
daz du dich niht erchennest
und mînen got nennest?
dîn lîp ist nu verswunden
von slegen und von wunden. (265a)
noch chêre her ze mir:
sô mac wol geschehen dir.
ob du des niht entuost,
owê wie du denne prinnen muost.'
si sprach 'du schamelôser hunt,
pin ich an dem lîbe wunt,
mîn sêle ist noch gesunt gar.
so du vellest in die helle dar
und du wirdest gehœnet,
sô wirde ich ze himele gechrœnet.'
Olibrius der wüeterîch (265b)
hiez die juncfrowen marterlîch
setzen in einen charchære:
der was vinster unde lære.
daz chriuze si für sich tete:
si sprach ze gote ir gepete.
si sprach 'wîstuomes schepphære,
al der werlde rihtære,
vater aller weisen,
trôste mich in allen freisen
in der müeden reste
an stæte und an veste,
got und mensche peide,
mînes herzen süeziu weide,
sich ze mir, süezer got,
und senfte mir alle mîne nôt
unde tuo mir daz ze êr,
sende mir mînen vîant her,
daz ich in an sehe
unde ouch an im gespehe,
waz ich in hân gesaget,
wann er mich niht ruowen lât.

284. den. 285. schomloser. 298. Aller der welt. 303. vnd vest. 308. veint.

er ist mir vaste wider. (266a)
lege in, herre, für mich nider.
gib mir, herre, die chraft,
daz ich an im werde sigehaft,
vater sun und heiliger geist,
wan du mîn chrancheit wol weist.
ich lobe dînen namen:
hilf mir herre. âmen.'

Der ein pî dem charcher pleip (266b)
und einer der diu puoch schreip,
si truogen ir wazzer unde prôt
unde sâhen al ir nôt.
ez was alsô vor nône zît,
daz sich huop ein hôher strît
den si ûzerhalp sâhen an
durch daz venster, daz was offen gelân.
dô diu magt an ir gepete saz
und si gotes nie vergaz,
ein trache ûz einem winchel dranch.
vil pitter was sîn gestanch.
er was wunderlîch gevar.
er îlte drâte zuo ir dar.
sîn zende wâren stehelîn.
ûz sînem halse gie ein grôzer schîn
von rûche und von fiure.
er was vil ungehiure:
oben ûz sînem chragen (267a)
zwei prinnunde lagen,
sîn prâ unde sîn gran
rahten alse die spân.
vil wîte offen was sîn munt.
daz fiwer schein grôz ze aller stunt.
sîn füeze wâren eislîch.
er wispelte unde schûrte sich.
dô diu maget daz ersach,
wie vaste si erschrach,

321. charicher pelaîb. 322. die p. 331. Einen drakch. 335. wam stâchlein. 339. seinen. 342. Rekchten als die spên. 347. er sach. Das. 348. erschrakcht.

daz si ir selber vergaz,
und daz si got pat umbe daz,
daz si ir vîant wurde sihtic
und strîtes gegen im phlihtic.

Daz ungefüege tier (267b)
huop sich zuo der magt schier,
in sînen pûch ez sî slant.
dô wuochs daz chriuze zehant,
daz si für sich hete getân.
die tugent ez gewan,
daz ez den trachen enzwei sneit.
ûz im gie gesunt diu meit.
dô der trache tôt lac
und diu meit lebennes phlac,
si lobte ouch ir schephære,
daz der trache alsô tôt wære.
si sande im lobes genuoc.
si was in sînem dienste chluoc.

Dô sach si zuo der tenchen hant (268a)
dort hinden pî einer want
ein vil swarzen tîvel,
(si wart von sargen gel)
gepildet menschlîchen.
im was jæmerchlîchen.
er was swarz als ein môre
und peschorn als ein tôre.
er stuont ûf zehant
und vie die maget pî der hant.
er sprach 'lâ dich genüegen
dîner werche ungefüege.
du maht dich sîn wol abe tuon
und habe mit mir etelîchen ruom.
mîn pruoder was Ruffô genant,
den het ich ze dir gesant
in des trachen wîse,
daz du vorhtest sîn freise.

351. irn veint. 361. die trakch. 362. lebens. 363. irn. 365. seite? 366. seinen. 373. 74. mor : tor. 375. Es. 377. Es. 378. vngefugen.

er scholt dich hân gefüeret hin
in die helle fiurîn.
nû ist er tôt von dir. (268b)
dar zuo wil du ouch mir
mit dînem gepete leit tuon.'
dô vienc si in zuo der stunt
pî sînem snœden hâre.
si puchte in nider zwâre:
si handelt in vil unsuoze
und trat in mit dem rehten fuoze
ûf sîn houpt geschelle.
si sprach 'urloup der helle,
briuwel aller stünden, (269a)
du maht mich niht geschünden,
du scholt mich niht bestân
und scholt mînen magetuom mit fride lân.
ich pin gotes dierne:
ich wil mînen namen zieren.'

Dô diu maget daz gesprach,
in dem charcher man ersach
prinnen ein lieht grôzez (269b)
und daz gotes chriuze alsô plôzez,
dar ûf ein schône tûben.
die pestarhte ir den gelouben.
diu tûbe alsô reite
'sælic pistu, Margarête,
die werlt hâstu uberwunden
und die tiefel gepunden.
dîn peitet der engel schar,
daz diu sêle ze himele var.'

Dar nâch daz lieht verswant. (270a)
si lobte got und chêrte sich zehant
umbe . . . . .
si sprach zuo dem vâlant.
'sag an, du verfluochter sâm,
wie ist geheizen dîn nam?'

390. zu diser. 392. zwâre] gar. 395. *Absatz.* 397. prueuel. 407. schonew. 408. pesterkcht. 409. redt. 410. margret. 417. 18. *in einer Zeile.*

er sprach 'ich heize Beliâl:
ouch Belezepuop ist mîn mâl.
ich kan wol vehten
mit allen den rehten
unde seit ir arbeit.
ich tuon in grôziu leit.
ich vihte mit in allen
und lêre si harte vallen.
ich chan si wol überchomen.
du hâst mir benomen
mîn chraft: ich pin sigelôs,
wan ich ein chriuze an dir chôs.
dâ mite pin ich gepunden
und mîn pruoder überwunden.
in die helle ich gehœre. (270b)
die rehten ich betœre.
ich trüebe ir gelouben
. . . . . .
ich füege manslaht
und die sünde schadehaft.
ich trüebe die liute slâfunde
und müe si ouch wachunde.
al mîn chraft nû liget.
mir hât ein dierne an gisiget.
ich hiete sîn niht schande genomen,
ob mich ein man hiet überchomen.
dîn vater und allez dîn chünne
die wâren an mîner trünne.
nâch mir si ebene trâten.
sô hâstu misserâten.
owê welich ein wunder,
daz ein magt besunder
mac uns tieveln an gisigen!
des muoz ich dir underligen.
ich getar dir nimmer sagen (271a)
unde muoz ouch stille dagen.
ich sihe pî dir Jêsum Christ,

421. Welial. 428. 9. sew. 434. meinem. *oder* mit mînem? 436. Dew. 437. irn. 442. seu. 443. ligent. 444. gisigent. swachund. 455. nimmer] miner. 457. siech

dem du ergeben pist.
ich fürhte in sêre:
er ist mir ze hêre.
durich in sô pite ich dich,
daz du besliezest mich
in die gruntlôsen helle,
da ich immer inne müeze twellen,
daz ich müge gevehten
mit chiuschen und mit rehten.
alsô tet der wîse Salomôn:
der gap uns daz ze lôn.
er tet uns in ein vaz,
vil wol beslozzen was daz.
dâ muoste wir inne ligen.
lebennes het wir uns verzigen.
wir liten angest unde nôt
und mahten doch niht ligen tôt.
dô daz alsô cham,
daz er den ende nam,
fiur wir dô ûz liezen, (271ᵇ)
ob wir sîn möhten geniezen.
daz sâhen die Babilônjære.
si wânden daz ez golt wære.
unser geniez daz was.
si zeprâchen daz glas:
wir fuoren in die werlt sân.'
dô sprach diu maget wolgetân
'ich piute dir, bôser geist,
daz du immer deist.'
si stiez in in den winchel hin.
diu erde diu verslichte in.
der âbent der gie zuo.
diu junchfrowe was an ir ruo.

Des margens dô ez taget, (272ᵃ)
dem rihter fuorte man die maget.

---

459. furicht. 463. deu gr. heln. 464. Do. inne *zu streichen?* twellen] sein. 468. daz *fehlt.* 470. vil *ausgestrichen.* das besl. was (: vas). 472. lebens. 477. da wir. 483. welt. 484. maget *fehlt.* 486. dagst. 488. die e. die. 491. ez] er.

si gesegente sich wîslîchen
und enphalh sich gote dem rîchen.
der rihter het niht wîbes:
des tet er ir vil leides
daz si sîn got an pæte.
si chêrt sich niht an sîn ræte.
er hiez si ûf pinden
und fiur zuo ir zünden.
er hiez die maget frech
prennen mit wallunden pech.
dô man sî prante alsus,
si sprach 'herre Jêsus,
prenne mîn übeln gelust,
daz gereinet werde mîn prust,
daz chein unchiusche pî mir pelîbe:
herre got, du mirs vertrîbe.'
dô daz niht gefrumen mahte,
er stuont und betrahte. (272b)

Er hiez pringen ein potigen grôz,
die was wazzers überdôz.
hende und füeze man ir pant.
man warfs in die potigen zehant.
do si in daz wazzer gesetzet wart, (273a)
dô sprach si disiu wart
'anevanch und ende
nu lœse mir mîn hende
und dar zuo mîne füeze,
daz ich dich loben müeze.
chum her, gesegene mir daz wazzer,
daz mîn lîp lazzer
dar inne werde getoufet:
sô wirt diu sêle der helle entloufet.
ich toufe mich in des vater namen,
des sunes und des heiligen geistes. âmen.'

Dô gie diu maget werde (273b)
(zehant erpidempt diu erde)

494. enphalich. 496. Dar umb. 497. da si. 506. gerainigt. 511. 2. gras : das. 516. disew wort. 527. 8. *umzustellen?*

ledic von allen panden,
pî füezen und pî handen.
si pat got vorhtichlîche.
dô cham ein tûbe offenlîche.
si gruozte sî ze der liute gesiht
und gap in des himeles phliht
der magede ze lône
die himelische chrône.
fünf tûsent man
geloubten an Christum zehant,
âne chint und âne wîp.
den benam man allen den lîp:
er hiez si alle enthoupten,
die an Jêsum geloubten.

Olibrius der unêrte (274a)
sînen list dar zuo chêrte,
wie er die maget guote
chêrte ab ir muote:
daz er ange versuochte,
der leidige und der verfluochte,
wan si ez allez niht vervie,
swaz er sî marterôte ie. (274b)
er hiez sî aver vân,
daz houbet hiez er ir abe slân.
man fuorte sî ûz der stat.
Malchus der scherge sî pat,
daz si sîn swert enphienge
. . . . . .
dô sach er den heilant.
si sprach ze dem chnappen zehant
'sît du Christum hie sihest
und du mir des selben gihest,
sô pît mîn ein wîle,
daz ich mit mînem gepete île
und die sêle erhêhergein mege

533. geschicht. 535. maget. 540. Dew. 541. sew. enthauppen. 543. unwerde? 544. het s. chert. 546. iren. 547. das het er angel versůcht. 549. niht *fehlt*. 550. martert. 551. vahen : slahen. 554. scherig. 560. selbe. 563. mǒg.

an der sêle heiligen wege.'
er tet daz si im riete.
zehant si nider chniete.
si sprach 'herre almęhtiger,
himels und erde gewaltiger,
alliu dinc stênt in dîner hant. (275ª)
der sternen zal hâstu erchant.
der werlt gruntveste
die weist du aller peste.
alliu dinc leistent dîn gepot.
nu hœre mich, herre got:
swer mîn marter lese gerne
oder lesen hœre mir ze êren,
swer mit almuosen oder mit lieht
mînes namen vergiht,
vergip im sîn sünde vollichlîche,
got vater sun von himelrîche.
swer vor gerihte mit nôten stê
und mîn hugnus begê,
hilf im von den nôten
und lâz in niht tôten.
in swelichem hûse mîn marter sî,
dâ sî, herre, dîn engel pî,
daz daz hûs sî behuot
vor dem tiefel ungemuot. (275ᵇ)
ob ein frowe swanger ist,
der hilf, herre Jêsû Christ,
behüet sî vor solchem chinde,
dâ man missewende ane vinde.
herre, swer mich nennet,
dem werde dîn genâde erchennet.'

Dô sante Margarête
ir gepet ervollet hâte,
ein grôzer donreslac geschach,
dar inne man ein tûben sach

564. In andern selen. 565. 6. riet : chniet. 567. 8. almächtigêr : gewaltigêr. 570. stern. 581. gerich. 592. Do manch ain missen wend. 594. wirt. 595. sand margret. 596. Eru. het i. g. 597. donnerslag. geschach *fehlt*. 598. ein tauben man.

mit einer guldîn chrône
und mit dem chriuze vrône.
diu tûbe sprach alsô
'Margarêthâ, du scholt wesen vrô.
du pist sælic geporn,
zuo dem himelrîche erchorn.
du hâst gepeten umb die sundære
und umb der werlt êre.
ich swer dir pî mîner chraft
und pî mîner engelschaft,
daz du gar âne zwîfel pist:
dîn gepet erhôrt ist. (276a)
swem chein nôt ane lît,
der dîn genâde ane schrît,
er wirt dâ von ledic geseit
pî mîner pesten wârheit.
bereit dich endichlîche
mit mir in daz himelrîche.'
dô diu rede was geschehen,
sant Margarête begunde umbe sehen.
si trôste die prestunden diet.
zuo Christô si in riet.
si pat wîp unde man,
daz si pæten an
den vil heiligen Christ,
'wan die drî namen ist
ein wâriu gotheit:
daz scholt ir gelouben für wârheit.
und gedenchet ouch an mich,
die mich nennent, umb die pit ich.'

Diu rede het ein ende.
si habte ûf gegen gote ir hende. (276b)
si enphalh ir sêle in die schar der engel.
si het an ir schône niht mangel.
dô pat si den schergen gân,
daz houbet hiez si ir abe slân.

---

605. sunder. 606. êre *fehlt.* 618. margret. 621. beib. *das erste* b *in* v *corrigiert.* 626. barhait. 631. enphalich. 633. scherigen gahen. 634. slahen.

er wolte sî geweigert haben:
dô trôste si den chnaben.
sîn sünde si im vergab.
dô sluoc er ir daz houbet ab.
ez viel ir nider ze tal:
der tôt im daz leben stal.
die engele dar châmen,
die sêle si mit freuden nâmen,
si fuortens in daz paradîs schône.
dâ hât si des magetuomes chrône.
ez chômen ouch die tievel dar,
si chlagten ir verlust gar,
umbe si chlage erchuren
. . . . . .

Siechen aller hande châmen (277b)
zuo dem lîchnamen:
die wurden dâ gesunt alle
und chêrten dan mit schalle.
Theodosius der wîse man
und ir amme prâhten dan
die vil heilige lîch.
si bestattens êrlîch
mit andæhtiger chlage
in einem êrbaeren grabe.

Hie hat diu marter ein ende.
nu schult ir âne missewende,
junge und alte, man und frouwen,
sant Margarêten wol getrouwen.
ir schult zuo ir chêren
und schults mit almuosen êren
mit gepete und mit lieht.
ir vergezzet ouch niht,
irn hœret ir marter lesen:
sô müget ir wol genesen (278a)
vor sünden manicvalten
und nœten ungezalten.

641. chomen. 649. []ichen. chamen *zur folgenden Zeile.* 650. leichnam gesant (: hand). 654. von danne. 669. 70. manigvalt : vngeczalt.

Jêsus, ein sun der meide,
beschirme uns vor leide,
behüete uns in disem ellende
und vor gæhem ende,
vor werltlîchen schanden
und vor des tievels panden,
daz wir alsô erwerven,
sô wir nu ersterben,
daz er uns ruoche geben
in dem paradîs daz êwige leben.
Amen.

675. weltleichen. 679. zu geben.

Das Gedicht, welches ich hier herausgebe, findet sich in einer Papierhandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek zu Prag (XVI. G. 19. in 8°), auf Bl. 256ª—278ª. Die wenigen Verse, die Kelle in seiner dankenswerthen Beschreibung der altdeutschen Handschriften in Prag (Serapeum 1859, Seite 53) daraus mittheilte, erregten meine Aufmerksamkeit. Eine Abschrift des ganzen Gedichtes, die mir Kelle auf meine Bitte eigenhändig fertigte, bestätigte die schon aus jenen Anfangsversen gezogene Vermuthung, daß diese Marter der heiligen Margaretha noch dem zwölften Jahrhundert angehöre. Merkwürdiger Weise haben weder Hoffmann noch Massmann, die beide die Handschrift benutzten (altdeutsche Blätter 2, 90. Massmanns Alexius 1 ff.) dem Gedichte Aufmerksamkeit geschenkt, die es schon wegen der frischen Darstellung in höherem Grade verdient hätte, als z. B. die Legende vom heiligen Christophorus, die Hoffmann (altd. Blätter 2, 94) aus derselben Prager Handschrift hervorhebt.

Schon wer die Legende, ganz abgesehen von allem Formellen, unbefangen liest, dem muß die Ähnlichkeit der Darstellung mit andern Gedichten des zwölften Jahrhunderts ins Auge springen; am meisten in den zahlreich eingestreuten Gebeten, die durch Innigkeit und Schwung sich vor ähnlichen Stellen in Gedichten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts auszeichnen. Zu diesem innern Grunde tritt aber ein entscheidender äußerer, die Form, namentlich die Behandlung des Reimes. Ich habe bei einer andern Gelegenheit (Erlösung S. VIII) mich dahin ausgesprochen, daß unreine, ungenaue Reime noch nicht als ein Zeichen höhern Alters zu betrachten sind. Gewisse

Reimfreiheiten sind dem zwölften und vierzehnten Jahrhundert gemeinsam, andre sind Eigenthum jeder nicht streng höfischen Poesie; das Volkslied hat durch alle Zeiten die Assonanz gekannt und geliebt.

Es sind unter den ungenauen Reimen des Gedichtes mehrere, die dem zwölften Jahrhundert eigenthümlich sind. Dahin zähle ich die volleren Flexionsvocale in *heiligôn* : *lôn* 3. *marterôte* : *Margagarête* 81. *slâfunde* : *wachunde* 441. Ferner klingende Reime, deren Penultima verschiedene Vocale hat, so daß eigentlich nur die letzte nicht betonte Silbe reimt; *guote* : *Margarête* 11. *verdienent* : *gelônet* 49. *heilic* : *unsœlic* 163. *louwe* : *untriuwe* 249. *reite* : *Margarête* 409. *Margarête* : *hâte* 595. *engel* : *mangel* 631. Bei einigen der hier angeführten kann allerdings Zweifel entstehen; so wären, wenn man *ret* : *Margaret*, *Margaret* : *het* schreibt, diese Reime gerade Zeichen einer jüngeren, dem fünfzehnten Jahrhundert angehörenden Abfassung, während sie in der von mir hergestellten Form für das zwölfte sprechen. Schreibt man *lewe* : *untrewe* (Hs. *lev* : *untrew*) 249, so ließe sich daraus folgern, daß zu der Zeit, in der das Gedicht verfasst wurde, kein mhd. *iu* mehr galt, sondern *eu*. Aber das widerspricht nicht dem zwölften Jahrhundert, denn in Österreich geschriebene Handschriften dieser Zeit haben schon *ei*, *ai*, *eu* für mhd. *î*, *ei*, *iu*. Und in Österreich ist dieß Leben der heiligen Margaretha entstanden. Ähnlich verhält es sich mit den Reimen *tûben* : *gelouben* 407. *wîse* : *freise* 383. *wîbes* : *leides* 495. Noch darf man zu den Kennzeichen älterer Zeit rechnen, daß zuweilen der Reim auf Flexionssilben ruht; *almehtigen* : *einigen* 155. : *êwigen* 339. *tîvel* : *gel* 369. *almehtiger* : *gewaltiger* 567, wenn auch noch im vierzehnten Jahrhundert Ottokar von Steier ähnlich reimt. Andre vocalische und consonantische Ungenauigkeiten, die auf das zwölfte Jahrhundert hinweisen, sind *chuntschaft* : *was* 15. *genâden* : *zwâre* 27. *sî* : *magedîn* 29. : *trahtîn* 31. *magede* : *behagende* 57. *gesaget* : *lât* 311. *tuon* : *stunt* 389. *manslaht* : *schadehaft* 439. *man* : *zehant* 537.

Eine Reihe anderer Ungenauigkeiten ist allgemeinerer Natur, und nicht ausschließlich dem zwölften Jahrhundert eigen. So die Assonanzen *beginnen* : *bringen* 1. *hulden* : *ervullen* 45. *beginnen* : *singen* 55. *sagen* : *haben* 59. *danne* : *amme* 71. *chlage* : *grabe* 657. Die Verbindung *m* : *n*; *lussam* : *man* 21. 97. *ran* : *cham* 261. *tuon* : *ruom* 279. Die Verbindung zweier klingenden Reime, von denen der eine mit *e*, der andre mit *en* schließt, *rîche* : *gelîchen* 9. *landen*

: *erchande* 85. *saehen* : *smaehe* 273. Endlich die Reime *erlite* : *fride* 231. *dierne* : *zieren* 401. *pinden* : *zünden* 499. *gerne* : *êren* 575, in denen man sogar jüngere Freiheiten erblicken dürfte, die für eine weit spätere Zeit sprächen.

Auch außer diesen zuletzt erwähnten fehlt es nicht an solchen Reimen und Spracheigenheiten, die scheinbar einer Abfassung des Gedichtes im zwölften Jahrhundert im Wege stehen. Dahin gehören einige Bindungen von langem und kurzem Vocale, die sonst nicht allgemein üblich sind; *sach* : *gâch* 105. *abgot* : *tôt* 95. *got* : *nôt* 209. 305. *genôt* : *gebot* 259. Ferner die Abwerfung eines unbetonten *e* nach langer Wurzelsilbe in Substantiven, Verben und Adverbien. *fuor* (*vuore*) : *swuor* 91. *genôt* (*genôte*) : *gebot* 259. *êr* (*êre*) : *her* 307. *gran* : *spân* 341. *tier* : *schier* 353. *sâm* (*sâme*) : *nam* (*name*) 419. *taget* (*tagete*) : *maget* 491. Einigemal habe ich diesen Reim entfernt, vgl. *leite* : *wîsheite* 173, *môre* : *tôre* 373. *riete* : *chniete* 565. Ebenso wird *e* nach kurzer Silbe abgeworfen in *vergap* : *ab* 637 und dem schon erwähnten *nam* (*name*) : *sâm* 419. Gebessert habe ich *ie sleg* : *den weg* 219 in *slege* : *die wege*. Der Name der Heiligen, der einigemal durch den Reim in der Form *Margarête* gesichert ist (d. h. das lange *ê*), erscheint mit kurzem *e* in *Margarete* : *ich bite* 149. : *gebete* 595. Liest man auch hier *Margarête*, so ergiebt sich eine andere Unregelmäßigkeit, nämlich die an sich nicht unbedenkliche Verletzung der Quantität. Man darf aber auch schreiben *Margaret* : *bet*, *gebet*, was jenem *ab* : *vergap* dann gleich steht. Alle bisher erwähnten Freiheiten finden sich in österreichischen Dichtungen des zwölften Jahrhunderts. Unter ihnen ist keine, die meiner Annahme widerspräche.

Was die Verletzung der Quantität betrifft, so beschränkt sie sich auf drei Stellen: *namen* : *âmen* 319. 525. *châmen* : *lîchamen* 649. Aber der Reim *namen* : *âmen* findet sich gerade ebenso in der von Feifalik herausgegebenen Kindheit Jesu 1837. Für den andern Reim lassen sich genügende Analogien bei andern Dichtern finden. Im Annoliede 689 *lîchamin* : *lâgin*; aus Konrads Ruolant hat Haupt in den Monatsberichten der Berliner Academie (Nov. 1856) mehrere Belege angeführt; aus dem Stricker ich in meiner Ausgabe des Karl S. LXIII und beim Dichter der Erlösung, Anm. zu 2739. Einige andre derartige Stellen in der Margaretha habe ich beseitigt; *hâhen* : *slahen* 203. *vâhen* : *slahen* 551. *gâhen* : *slahen* 633, denn die Formen *hân vân gân* haben auch bei einem österreichischen Dichter kein

Bedenken. — Schließlich erwähne ich des abgeworfenen *w* in den Reimen *himeltou* : *gevrou* 217, *zuo* : *ruo* 489, von denen aber der erste durch den mangelnden Umlaut des zweiten Reimwortes ein Beweis der Alterthümlichkeit ist.

Mundartliche Reime, die bestimmt auf die Heimat des Verfassers schließen lassen, finden sich nur wenige. Für den Österreicher, den wir schon in den oben erwähnten Reimfreiheiten erkannten, sprechen die Reime *mahte* (= *mohte*) : *betrahte* 509. *wart* : *wart* (*wort*) 515. und außer Reime *sargen* 170. *margens* 179. 491. *mahten* 474. Ferner der Reim *geist* : *deist* (*dagest*) 485, der an das Particip *verdeit* in den Nibelungen (mhd. WB. 1, 297[a]), sowie an die Reime *beit* (*badet*), *heite* (*habete*) bei Thomasin erinnert. Allgemeinerer Art sind *lieht* : *vergiht* 577. : *niht* 665.

Ich will einen äußeren Umstand berühren, der es außerdem wahrscheinlich macht, daß das Gedicht dem zwölften Jahrhundert angehört. Bekanntlich setzen die meisten poetischen Handschriften dieser Zeit die Verse nicht ab, sondern unterscheiden nur durch einen Punct den Schluß des Verses. Diese Eigenthümlichkeit, die im fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr üblich war, hat der Schreiber beibehalten, nur den Punct am Schlusse jedes Verses weggelassen. Ein großer Anfangsbuchstabe bezeichnet in der Regel den Anfang des Verses. Die Initialen der Absätze sind nicht ausgefüllt. Auffallend, aber wohl mit dem Formate und der Einrichtung der zu Grunde liegenden Handschrift zusammenhängend, ist der Umstand, daß häufig eine halbe Seite leer gelassen ist, ohne daß man eine Lücke bemerkte. So auf 258[b] die obere Hälfte der Seite, 259[a] die untere, 261[a] ist ganz leer, von 262[a] die untere Hälfte, ebenso von 263[a]; von 264[a] der größte Theil der Seite von oben an, von 265[a] der untere Theil, auf 266[a] stehen oben nur einige Zeilen, auf 267[b] ist unten ein Stück leer; 268[b] ist zwischen Vers 394 und 395 ein leerer Raum mitten auf der Seite, ebenso 269[a] zwischen 402 und 403; 269[b] ist der untere Theil der Seite leer; 272[b] nach den Worten *vnd betracht* ein leerer Raum; 274[a] der Anfang der Seite leer; 277[a] endlich ist ganz unbeschrieben. Ein Rest der alten Orthographie der vorliegenden Handschrift scheint *sprah* 117 zu sein.

Für das zwölfte Jahrhundert sprechen schließlich eine Reihe von Ausdrücken, die im fünfzehnten nicht mehr gebräuchlich waren und daher auch zum Theil entfernt wurden. Denn wenn auch der Abschreiber im Ganzen ziemlich treu überlieferte was ihm vorlag,

so versuchte er doch hin und wieder, wo ihm etwas unverständlich war, zu ändern. Da sich solche Änderungen an einigen Stellen bestimmt nachweisen lassen, so möchte man versucht sein, auch noch an andern gleiche Entstellung des ursprünglichen Textes anzunehmen. Doch bin ich mit dieser Annahme so sparsam als möglich gewesen, und habe die meisten derartigen Vermuthungen in die Anmerkungen gestellt. Dasselbe gilt vom Metrum; eine größere Regelmäßigkeit der Handschrift gegenüber durchzuführen, schien misslich, wenn es auch leicht gewesen wäre, die Versgesetze der höfischen Kunst auf unser Gedicht zu übertragen, wie es Haupt in seiner Herstellung der Marter der heiligen Margaretha (Zeitschr. 1, 151—193) zum Schaden des Gedichtes gethan hat.

1. 2. *Nu schul wir beginnen, von gote fur pringen*; fast wörtlich ebenso beginnt die Legende des heiligen Alexius in derselben Prager Handschrift (Massmann S. 45): *Nu wil ich beginnen, eine rede fürbringen.*

Mit Recht ist diese Bearbeitung der Alexius-Legende als die älteste von Massmann vorangestellt worden. Sie zeigt gewisse Freiheiten im Reime, die es nicht unmöglich machen, daß sie schon im zwölften Jahrhundert entstanden ist. Die Freiheiten hat Massmann S. 13, Anm. 5 verzeichnet. Einige stimmen mit den auch in unserm Margaretenleben bemerkten, z. B. *heiligen* : *ligen* 1073, : *verzigen* 1155, *dürftigen* : *nigen* 393, die Abwerfung eines *e* am Schlusse der Präterita u. s. w. Aber es fehlt dem Alexiusgedichte die alterthümliche Färbung, sowie die entschieden alterthümlichen Reime, die nur dem zwölften Jahrhundert angehören können.

8. *mit vil chraft*, in großer Menge. Statt *mit* zu ergänzen, kann man auch annehmen, daß *uil* für *mit* verlesen sei.

15. *chünneschaft*; so ist ohne Zweifel für das verderbte *chuntschaft* zu lesen, vgl. Oberlin 843. mhd. WB. 1, 912[b].

16. es scheint etwas zu fehlen. Schreibt man *ander al ir chünneschaft diende der heidenschaft*, so ist wenigstens dem Sinne aufgeholfen.

25. *die* steht für *diu*; nämlich ihr Muth und ihr Glaube.

40. *durnehtigen*, ein bis jetzt noch nicht belegtes, von *durnehtec* (mhd. Wörterbuch 2, 357[a]) abgeleitetes schwaches Verbum, das 'vollkommen machen' bedeutet.

51. auf Theotimus als Augenzeugen beruft sich auch Hartwig von dem Hage in seinem Leiden der heil. Margareta, altd. Wälder 3, 149 *der briester was ein guoter man, genant was er Theotimus: hie hebt sich an das buoch alsus* (= *daz puoch sagt uns alsus* 52).

55. das doppelte *nu* ist nicht zu verwerfen.

61—63. Theodosius nennen den Vater der h. Margareta das deutsche von Haupt herausgegebene Gedicht 121, sowie das im Grundriß S. 280 erwähnte.

61. *heidenischer patriarch*] Passional K. 327, 2 *daz er ein patriarke was uber die selben heiden.*

64. *Antiochîâ*] Passion. 326, 6 *die was geborn von der stat Anthiocênâ genant.*

77. die Verbesserung *liebet* scheint durch den Gegensatz *leit* in der folgenden Zeile unzweifelhaft; mit ihr war die andre, *ir* aus *si*, geboten.

86. *erchanden* macht keine Schwierigkeit, doch habe ich *erchande* geschrieben, weil es wahrscheinlich ist, daß der Schreiber den ungenauen Reim ausgleichen wollte.

93. *nichen* für *nicken* 'beugen'. Das Wort scheint nur im zwölften Jahrhundert vorzukommen, im dreizehnten fast gar nicht mehr; vgl. mhd. WB. 2, 353[b]. Die Schreibung *nikchen* der Handschrift erinnert an die ganz ähnliche *nicche* im Tundalus.

99. *mit anderen diernen*, Passion. 327, 63 *mit andern juncvrowen.*

101. Haupt 129 *ir schâfe sî ir huote* (der Amme); Passion. 327, 59. 64. *der ammen schâf . . nâmen war.*

102. *iren* und *irn* die Handschrift; ich habe durchgängig die ursprüngliche Genitivform gesetzt.

106. Haupt 141 *er hiez nâch ir rennen.*

108. 111. Haupt 145 *sî wære eigen oder frî*; Passion. 327 *ob si edel ist geborn. ist si ouch nicht der vrîen.*

109. *ob si im mohte gezemen*, ebenso im Passion. 327, 98 *si sal mir, sprach er, wol gezemen.*

110. *ze chonen*; die Verbesserung ist sicher. Das Wort war im fünfzehnten Jahrhundert veraltet; hauptsächlich begegnet es in österreichischen Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, vgl. mhd. WB. 1, 859[a]. Das Pass. hat an der entsprechenden Stelle 327, 99 *zu einer vrowen.*

114. *minnen* habe ich an die Stelle von *lieben* gesetzt, denn *im lieben* ist hier dem Sinne nach unpassend. *ledichlîchen* drückt dasselbe aus, was der Dichter des Pass. 327, 102 durch *amîe*.

115. Haupt 147 *die boten dar kâmen*. Es könnte ursprünglich geheißen haben *die boten dar kâmen. diu magedîn erquâmen*.

118. Haupt 170 *nu hilf mir vaterlîche*.

120. *trahtîn* habe ich hier für das hs. *got mein* geschrieben. Vers 32 war das ursprüngliche Wort stehen geblieben, weil es sich dort nicht leicht entfernen ließ. *trehtîn* steht auch an der entsprechenden Stelle des von Haupt herausgegebenen Gedichtes, V. 160.

130. vielleicht *ich pin gevangen unwerde*?

132. ursprünglich wohl *als den visch mit angen*; letzteres Wort war dem Schreiber nicht mehr geläufig.

141. vgl. bei Haupt 175 *sî sprâchen zuo ir herren 'dune darft dich niht kêren an die maget junge*.

149. es könnte sein, daß diese Zeile aus zweien verkürzt ist und ebenso die folgende

dô sprach diu guote
sante Margarête,

gerade wie bei Haupt 207 an derselben Stelle *des antwurt im diu guote sante Margarête*.

153. *si sprach* kann fehlen. Pass. 328, 18 *Margarêtâ ist mîn name*.

154. *entheizen* 'geloben' ist im mhd. WB. 1, 659 nur in drei Stellen belegt, die das Wort dem südöstlichen Deutschland zusprechen.

171. *der freissame man*, vgl. Haupt 250 *der vil ubele man sînen willen vreissam*.

173. vgl. Passion. 328, 83.

189. ursprünglich etwa *verseite* : *reite*?

195. es könnte geheißen haben

daz diu sêle lebe mit froide:
des ringe ich nâch dem tôde.

203. Passion. 329, 39 *daz man sie balde ûf hienge*; etwas abweichend bei Haupt 253 *er hiez die maget wolgetân vor ime nackot stân*. Der Reim *hâhen* : *slahen* könnte, wenn nicht das von mir Gesetzte das richtige ist, an die Stelle des folgenden getreten sein *er hiez si nachet ûf hâhen und bern mit gerten zâhen*; vgl. 221—222.

223. Haupt 301 *daz daz bluot nider flôz*; Passion. 329, 50 *manige breite blûtbach von der juncvrowen ran*.

235. vermuthlich hieß es *die beruoft si harte sêre* 'schalt, tadelte sie'.

243. vgl. Passion. 329, 39, wo von Margareta Olibrius *ein unsatsamer hunt* genannt wird; vgl. bei mir 285.

249. Passion. 329, 78 *swie du lewe sîst an grimmekeit.*

255. Haupt 337 *gebôt die juncfrowen henken an ein sûl hôch*; wo aber vermuthlich der Reim ursprünglich war *hâhen* : *gâhen*, wie hier.

256. *si begunden mit chreulen gâhen*; Haupt 358 *mit îsenînen krûlen.* Ich habe die Form mit *eu* beibehalten, wiewohl sonst immer in der Handschrift *eu* für mhd. *iu* steht.

257. *man zarte ir vleisch unde vel*; Haupt 359 *daz vleisch sî ab ir zarten.*

272. *si hulten diu ougen plôz*; Passion. 329, 89 *den mantel er vor die ougen zôch.*

279. *dîn lîp ist nu verswunden*; Haupt 362 *unze gar ûf ir bein, daz ez ir gar verswein.* Dem Überlieferten (*vil rain*) hätte graphisch näher gestanden *verquein*, vgl. mhd. WB. 1, 898[b].

284. *owê wie du denne prinnen muost*; Haupt 370 *sô heize ich gar verbrennen dich.*

291. *der wüeterîch*; mehrmals bei Haupt *der wuoterîch* 139. *der grimme wuoterîch* 307. 337.

292. Passion. 329, 94. *liez dô legen Margarêten anderweide in des kerkeres leide*; vgl. Haupt 411 *und hiez sî werfen ze stunt in des vinstern karkâres grunt* (= *in einen charchaere der was vinster* 293).

295. *daz chriuze si für sich tete*; Haupt 443 *daz kriuze daz diu guote sante Margarête fur sich hâte getân.*

307. der störende Reim *êr* (*êre*) : *her* ließe sich beseitigen, wenn man schriebe

und tuo mir daz ze minnen,
sende mir mînen widerwinnen.

322. nämlich Theotimus, vgl. 51 ff.

331. ff. vgl. Haupt 424 ff. Passion. 330, 26 *ein michel trache zu ir quam.*

340. *lagen* (: *chragen*) ist auf die Wurzel *liuhe* zurückzuführen, indem *a* für *o* steht. Ein subst. *loge* ist zwar auch nicht erweislich, aber *lohe*; man kann lesen *lahen.* vgl. Haupt 432 *swebellouch.*

346. *wispelen* (ahd. *hwispalôn*, Graff 4, 1339) 'zischen'.

355. *in sînen pûch ez sî slant.* *sî* habe ich überall geschrieben, wo die Hs. *sey* bietet. Aus dem Reime ergiebt sich weder die eine noch die andre Form (*si* und *sî*). Vgl. Haupt 433 *er verslant sî grûslîchen.* Passion. 330, 37 *Margarêten . . er in sich slant.*

359. vgl. Haupt 441. Passion. 330, 46 *der trache al enzwei spielt.*

361. die Pronominalform *die* für *der* könnte auf eine niederdeutsche Vorlage schließen lassen; dagegen sprechen aber alle Eigenthümlichkeiten, wie sie sich aus den Reimen ergeben.

367. *zuo der tenken hant*: die Form *tenc* gehört, nach den im mhd. WB. 3, 29^{b} und in der Geschichte der deutschen Sprache 990 angeführten Stellen, Österreich und Baiern ausschließlich an. Der Schreiber der Wiener Hs. 2711 (Strickers Karl S. XXXVIII) fügt am Schlusse hinzu *lis mich, lob mich : ein tenkiu hant schreip mich.*

369. *tîvel*; ich habe die von der Hs. gegebene Form beibehalten, weil sie sich auch bei dem österreichischen Stricker findet.

373. ich habe *môre* (: *tôre*) geschrieben, weil diese schwache Form einigemal vorkommt; vgl. mhd. WB. 2, 216^{b}.

377. *lâ dich genüegen*; ebenso Passion. 330, 77 *nu lâ dir genûgen.*

379. *du maht dich sîn wol abe tuon*; Pass. 330, 80 *du solt drabe lân.*

385. vielleicht reimte ursprünglich *er scholte dich füeren zuo dem helle viure.*

391. *pî sînem snoeden hâre*; Haupt 503 *sî roufte im daz hâr ûz der swarte.*

392. Pass. 330, 85 *und ruhte in an die erden.*

394. 5. Pass. 330, 87 *trat si im ûf sîn houbet.*

397. *briuwel*; so, glaube ich, muß das handschriftliche *prueuel* verstanden werden: 'einer, der alle Sünden, alles Böse braut'; vgl. mhd. WB. 1, 260^{a}.

398. *du maht mich niht geschünden*; vgl. Haupt 512 *al dîn schuntunge und liste.*

405. 6. es könnte auch *grôzez* : *chriuze* reimen.

410. vgl. Haupt 461 *wol dir maget guote, sante Margarête.*

421. *ich heize Beliâl*; Belial auch bei Hartwig von dem Hage, altd. Wälder 3, 159. Im Passional und bei Haupt wird kein Name genannt.

424. vgl. Pass. 331, 25.

425. *seit* ist, wenn man die ganze Zeile nicht als Parenthese fassen will ('und sagte ihr die Arbeit, die er den Rechtschaffenen bereitet'), kaum richtig.

445. vgl. Pass. 330, 97—331, 1.

448. *trünne,* auch dieses Wort scheint vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, österreichisch zu sein.

452. statt *besunder* hieß es ursprünglich vielleicht *junge.*

464. *twellen* für *sein* der Hs.; die Besserung ergiebt der Reim zweifellos. Das Wort ist mhd. WB. 3, 160[b] in vielen Stellen österreichischer Dichter des zwölften Jahrhunderts belegt.

467. dieselbe Geschichte von der Einsperrung der Teufel durch Salomo hat Hartwig von dem Hage, altd. Wälder 3, 154 und das Pass. 331, 35.

469. *in ein vaz*; Pass. 331, 41 *in einem vazze.*

470. die Reimbindung *s* : *z* begegnet in dem Gedichte nicht. Ich habe daher die Umstellung ohne Bedenken vollzogen, wenn auch Dichter des zwölften Jahrhunderts *s* : *z* im Reime binden.

476. *den ende*; das Masculinum, das der sorgfältige Schreiber aus seiner Vorlage beibehielt, ist ein neuer Beweis für das Alter des Gedichtes; einem Dichter des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts wäre dasselbe nicht geläufig gewesen.

477. *fiur wir dâ ûz liezen*; Pass. 331, 59 *si liezen vûr sô hin bî in die luft ûf vliegen.*

482. *si zeprâchen daz glas*; Pass. 331, 59 *und zubrâchen daz vaz.*

486. den Vers würde ein nach *immer* eingeschobenes *mêre* glätten.

491. vgl. Haupt 549. Pass. 331, 80.

500. vgl. Haupt 377 *ein fiur hiez er machen.*

511. 2. *botige* ist als schwaches Femininum gebraucht, wenn man nicht *die,* wie oben Vers 361, für *der* nimmt; dagegen spricht aber *die potigen* 514.

513. *hende und füeze man ir pant*; Haupt 578 *sî bunden dô die suozen an henden unde an fuozen.*

524. ein schwaches Verbum *entloufen* ist noch nicht nachgewiesen; es heißt 'zum Entlaufen bringen'.

528. *zehant erpidempt diu erde*; Pass. 332, 17 *diz was ein ertbibunge grôz.*

538. es wäre nicht undenkbar, daß der Dichter des zwölften Jahrhunderts geschrieben hätte *fünf tûsent man geloubten an Christan* (Hs. *Christun*).

540. vgl. Haupt 608.

541. *er hiez si alle enthoupten*; Haupt 622 *daz man sî solte enthouptôn.*

552. *daz houbet hiez er ir abe slân*; Pass. 332, 35 *und hiez . . daz houbt ir abe slân.*

563. *erhêhergein*; der Sinn dieses Wortes ist mir dunkel. Ich vermuthe, es hieß *geherbergen.*

582. *mîn hugnus*; Pass. 332, 56 *in der gehuge mîn.*

589. *ob ein frowe swanger ist*; Haupt 643 *ob ein wîp in ir nôte mich nenne sant Margrête.*

602. Haupt 689 *nû frowe dich, maget guote.*

605. Haupt 691 *al daz du gebeten hâst* u. s. w.

634. *daz houbet hiez si ir abe slân*; Haupt 703 *und hiez sich slahen den hâher.* Auch hier war wohl der ursprüngliche Reim *gâhen : hâher.*

648. das Reimwort der fehlenden Zeile war ohne Zweifel *verlurn.*

650. die Entstellung des Reimes erklärt sich aus der Form *lîchnâmen*, da der Schreiber vermuthlich *leichnam*, stark flectiert, sagte.

655. *die vil heilige lîch*; Pass. 332, 76 *ir heilic lîchame.*

659. vgl. die von Haupt wohl mit Recht verworfene Zeile 763 *hye hat das püechel ein endt.*

673. Haupt 751 *unz wir daz ellent bûwen.*

680. Haupt 758 *in daz wâre paradîse.*

Ich füge noch einige weitere Vermuthungen dem Texte bei:

127. 8. vielleicht heißt es

sende mir dîne engel,
mînen muot ze kreftigenne.

167. 8. auch hier könnte eine alte Assonanz entfernt sein,

sô lebet er noch in êwen
sînem vater ebenhêre,

denn *w : r* können neben einander assonieren; dann müßte *er lebt* 169 wegfallen.

173. 5. vielleicht ursprünglich

in einen charchœre,
unze man besœhe
wier ir ane gewunne ir magetuom.

192. wenn der Schreiber *gezelt* 'gezählt' sprach, könnte er das ursprüngliche *gezalt* entfernt haben und es hieß

der des himeles hât gewalt
und hât die sternen gezalt.

vgl. zu 570.

209. der Reim *got* : *nôt* ließe sich entfernen, wenn man schriebe

ich triuwe dir, herre,
du erlœse mich von dem werren.

217. 8. die Kürzung *gevrou* zu vermeiden, dürfte man lesen

und heile mir mîn wunden
mit dînem himeltouwe
daz mich trûrige gevrouwe.

230. statt *erlite* hieß es wohl *dolde* und die Verse lauteten

si die marter dolde
obe si fride haben wolde.

236. für *volget* besser der Conjunctiv *volge*, als Verwünschung.

239. *almehtigen : êwigen* ist wohl nicht der echte Reim. Ich vermuthe es hieß

durch Jêsum den almehtigôn,
der gît mir den êwigen lôn.

251. statt *gescheidet* besser *gescheiden*.

259. 60. auch hier ließe sich die unerlaubte Verkürzung entfernen; man schreibe

sî zarten si durch nôt
als der herre gepôt.

271. 2. war der ursprüngliche Reim *frouwen : ougen*?

305. *got* : *nôt* wird, wenn es 209 unecht war, auch hier zu entfernen sein. Der ursprüngliche ist wohl wieder *trehtîn* und es lautete

sih ze mir, süezer trehtîn,
und hilf mir ûz der nœte mîn.

319. *namen : âmen*, vielleicht unecht und wiederum *trehtîn* das richtige: *ich lobe den namen dîn, hilf mir . . trehtîn*,

343. *ze aller stunt* sieht nach Flickwerk aus. Es wird wohl geheißen haben

vil wîten sîn munt gein,
daz fiure dar ûz ſchein,

indem der Schreiber das ihm anstößige *gein* entfernen wollte.

353. Pfeiffer macht mich aufmerksam, es könnte wohl ursprünglich geheißen haben *ungefuoc : huop*, wodurch die unerlaubte Verkürzung *schier* aufgehoben wird.

366. vielleicht *vruot* statt *chluoc*?

417. 8. der Reim war wohl *gein der wende : vâlande*.

419. 20. *sâm : nam* oder *sâme : name* ist, wenn wir andere Kürzungen der Art nicht zugeben, ebenfalls zu entfernen. Das eine Reim-

wort war vielleicht *verwâzen*, was der Schreiber durch *verfluchter* ersetzte, und es lautete

übel geist verwâzen,
wie bistu geheizen?

487. wenn *hin* ein Reimfüllung ist, war vielleicht das echte

in den winkel si in druchte,
diu erde in verslichte.

in den folgenden Zeilen könnte das ursprüngliche *seic : neic* gewesen sein.

570. vgl. zu 192: wenn die dort vorgeschlagene Besserung statthaft ist, so darf man auch hier schreiben

du hâst die sternen gezalt (: gewalt statt *hant).*

606. die Ergänzung *êre* scheint mir nicht das richtige; eher fiel wohl *genist* aus und dann lauteten beide Zeilen

du hâst gepeten Jêsu Crist
umbe der werlde genist.

611. 2. mir scheint es nicht zweifelhaft, daß es statt *ane schrît* ursprünglich hieß *diget*, welches Wort der Schreiber entfernte, und daß zu schreiben ist

swem dehein nôt ane liget
der ûf dîn genâde diget;

von den beiden folgenden Zeilen erscheint die zweite wie eine Erfindung des Schreibers: statt *ledic geseit* hieß es wohl *geledigôt* und darauf reimte *nôt.*

618. die Einfügung von *begunde* und dem unpassenden *umbe sehen* macht auch diese Zeile verdächtig. Ich glaube, es ist zu lesen

do der engel alsus reite,
sante Margarête
trôste die brestunden dich.

673—676. könnten ursprünglich zwei Zeilen mit dem Reime *ellende*: : *banden* gewesen sein.

Ich gebe diese Vermuthungen als keineswegs sichere Textbesserungen, die bei einer Überlieferung, wie die der Prager Handschrift ist, ihre Schwierigkeiten haben. Es lässt sich bei einzelnen Stellen fühlen, daß dieß nicht der ursprüngliche Ausdruck ist, aber ihn mit Bestimmtheit herzustellen ist nur selten möglich.

ROSTOCK, Juni 1859.

ZU DER THÜRING. CHRONIK DES JOHANN ROTHE.

VON

REINHOLD BECHSTEIN.

Eine neue Ausgabe von Rothes thüringischer Chronik war bei der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit des Textes bei Mencken (scriptores rerum germanicarum. tom. II. XXIV. Sp. 1633—1824) schon längst ein Wunsch der Geschichtsfreunde. Der Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde, welchem wir schon manche wissenschaftliche Gabe von wirklichem Werthe verdanken, hat eine solche vor Kurzem im dritten Bande der thüringischen Geschichtsquellen veröffentlicht. — Der Herausgeber R. von Liliencron hat in Hinsicht der Textesrecension ein anderes Verfahren beobachtet, als Rückert in seiner Ausgabe des heiligen Ludwig von Friedrich Ködiz von Salfeld, indem er der Überlieferung einer einzigen Handschrift folgte, ohne Rücksicht auf die Lesarten der anderen. Diese Handschrift, der Kirchenbibliothek zu Sondershausen gehörig (mit 'hs' bezeichnet), obgleich jünger als die von Mencken abgedruckte Dresdener, damals Weißenfelser, verdiente die Bevorzugung außer der größeren Vollständigkeit wegen der für das fünfzehnte Jahrhundert seltenen sprachlichen und orthographischen Genauigkeit, welche in dem Schreiber, der ohne Zweifel auch ein Thüringer war, einen sehr gebildeten Mann vermuthen lässt. Namentlich zeigt dieß der entschieden principielle Gebrauch von *i* und *y*, welcher sonst in den Handschriften jener Zeit völlig willkührlich und planlos ist.

Neben der historischen Bedeutung hat das Rothische Geschichtswerk hohen sprachlichen Werth. Während Rückert in seiner Ausgabe das Sprachliche theils in den Anmerkungen, theils in besonderer Darstellung berücksichtigt, hat der Herausgeber der seinigen ein fleißig ausgearbeitetes Glossar beigegeben, in welchem Besprechungen über die Laute, über Declination, Conjugation u. a. am gehörigen Orte eingereiht sind. Diese grammatischen Erörterungen haben aber bloß die Sprache, wie sie in hs vorliegt, im Auge. Da nun die Sondershäuser Handschrift der Schriftgattung nach, wenn auch noch im fünfzehnten Jahrhunderte, doch mehrere Jahre nach Rothes Tode geschrieben ist, so ist von vornherein anzunehmen, daß der grammatische Sprachgebrauch des Verfassers von dem des Schreibers in

mancher Beziehung abweichen werde. Das Verhältniss, in welchem Verfasser und Schreiber stehen, kann bei Prosawerken überhaupt nur selten festgestellt werden. Hier aber ist es möglich, weil wir in dem Gedichte von der heiligen Elisabeth aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts oder aus dem Anfang des fünfzehnten in thüringischer Mundart ein Werk von Rothe besitzen. Dazu kommt die gereimte Einleitung zu seiner Chronik. In beiden Dichtungen gewähren uns die Reime Sicherheit. Für die neuerdings in Zweifel gezogene Annahme, daß der Verfasser der Chronik und der Dichter des Lebens der heiligen Elisabeth ein und dieselbe Person sei, hat Herr von Liliencron in der Einleitung §. 4 überzeugende Beweise beigebracht. — Bei einem so hervorragenden Schriftsteller wie Rothe ist es immer von Werth, Kenntniss von seiner Sprache oder Mundart zu haben. Zugleich liefert eine Vergleichung des Sprachgebrauches in der Sondershäuser Handschrift mit Rothes Reimen einen Beitrag zur Geschichte der thüringischen Mundart, sowie zur Vorgeschichte des Neuhochdeutschen; Rothe ist in seiner Mundart ein Vertreter der ersten, der Schreiber ein Vertreter der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die folgenden Aufzeichnungen werden vorzugsweise den Vocalismus zu beachten haben. Sie können im Ganzen nur allgemeiner und andeutender Natur sein, da Rothes Gedicht von geringer Ausdehnung ist und oft die wichtigsten Worte und Formen in den Reimen nicht vorkommen*).

A. Vocale. — I. Der Umlaut, welcher mit alleiniger Ausnahme von *e* und *ê* (= *ae*) der älteren mitteldeutschen Sprache fehlt, wird auch von dem Schreiber der Sondershäuser Hs. in der Regel nicht ausgedrückt, was der Herausgeber unter *O* pag. 721 und unter *U* pag. 729 bemerkt hat. Ob die Schreibung *û* wirklich eine Bezeichnung des Umlautes sein soll, ist fraglich, da in den jüngeren Hss. wie auch in den alten Drucken die bald ring-, bald bogenförmige Figur über dem *u*, welche auch oft deutlich die Gestalt eines *e* hat, die Länge des Vocals ausdrückt im Gegensatze zu den älteren Hss., in welchen *û* den Diphthongen *uo* vertritt. Oft dient auch jener Ring, welcher auch auf das kurze und unumgelautete *u* gesetzt wird,

*) Hinsichtlich der Verszählung soll verfahren werden wie in meinem Aufsatze über die Quantitätsverhältnisse der thüringischen Mundart im 15. Jahrh. (Germ. 3, 385). Die Reime in der Einleitung zur Chronik (Chr.) werden citiert nach der Seitenzahl der Ausgabe von v. Liliencron.

zu einem Unterscheidungszeichen zwischen *u* und dem gleich gestalteten *n*, ähnlich wie die beiden Striche über *u*, welche erst später zu einer Bezeichnung des Umlautes benutzt wurden. Von jenem Gebrauche, einen Ring oder einen Bogen über jedes *u* zu setzen, rührt der in unserer deutschen Currentschrift noch heute übliche Bogen über dem *u* her. Daß in Hinsicht der Trefflichkeit der zu Grunde gelegten Hs. jenes Zeichen in der Ausgabe berücksichtigt wurde, ist sehr zu billigen, doch hätte die diplomatische Treue sich eher durch *û*, für welches sich gewiss Lettern gefunden haben würden, als durch *ü* erreichen lassen. Der Fälle, in welchen in der Hs. *ew* für mitteldeutsch *û*, mhd. *iu*, nhd. *eu*, *äu* geschrieben ist, sind es nur sehr wenige (s. E p. 698). Daß dagegen in Rothes Sprache der Umlaut gar nicht vorhanden ist, davon geben seine Reime Zeugniss.

1) *o* und *ô* für mhd. *ö* und *œ*: *gehort* : *dort* 41 D. 48 B. 100 C: *fort* 58 A. 96 B: *wort* 43 A. 44 C. 56 B. 96 C. u. ö. *erhort* : *wort* Chr. 7. Es ist anzunehmen, daß *gehort*, nicht *gehôrt* gesprochen wurde (Germ. 3, 395). Weniger klar ist die Quantität in *hort* (audit): *wort* 92 C. — *hôren* : *tôren* (stultum) 83 A. *gelôst*, *erlôst* : *trôst* m. 59 B. 74 D. 79 C. 98 B. *hô* (= *hôhen*, erhöhen) : *dô* 97. *schône* (adj.) : *krône* 99. — 2) *u* für mhd. *ü*: *erfult* : *gedult* 83 B. *frunden* (mhd. *friunden*) : *underwunden* 78 B. *ruck* (= *rücken*) : *gesmuck* (mhd. vielleicht *gesmüc*?). — *û* für mhd. *iu*: *trûwen* (in Treuen) : *bûwen* 516. *untrûwen* : *bûwen* 81 C: *getrûwe* : *bûwe* (= *bûwen*) 54. *nûwe* (geschr. *newe*) : *bûwe* (= *bûwen*, geschr. *bawen*) 76 B. 101 C. *vernûwet* : *getrûwet* (mhd. auch *getriuwet*) 70 A. Dazu kommen Reime, in welchen mitteld. *û* (mhd. *iu*, nhd. *eu*) mit mitteld. *û* (mhd. *uo*, nhd. *û*) und zugleich mit md. *û* (mhd. *üe*. nhd. *û*) gebunden werden, welche überdieß darthun, daß dem thür. Dialecte des 15. Jhd. die Diphthongen *uo* und *üe* fremd sind: *getrû* (*getriuwe*) : *gerû* (= *geruowen*) 53 D. *trû* (geschr. *trew*) : *rû* (= *ruowen*, geschr. *rw*) 94 B. *lûten* (geschr. *leuten*) : *gehûten* (mhd. *gehüeten*, geschr. *gehueten*) 91 C. Der zuletzt angeführte Reim beweist für sich allein allerdings das Fehlen des Umlautes nicht, aber er beweist, daß Rothe, falls er überhaupt den Umlaut gekannt und angewandt haben sollte, ihn nicht diphthongisch bildete, wie der Schreiber, der immer *lewte* setzt, sondern daß bei ihm der Umlaut von *û* lang *ü* sein müsste: *lûte* (schweizerisch und niederd.) : *gehûte* (neud.). Dem aber widersprechen die anderen Reime. — 3) *ou* für mhd. *öu*: Der Schreiber der Chronik

gebraucht in der Regel *ou* : *die boume* etc., mitunter schreibt er auch *öu*. Wichtiger als das *e*, die Puncte und die Striche über dem *o*, ist die Schreibart *oy* : *boyme*. Indess findet sich auch in thüring. Hss. aus derselben Zeit *oi*, *oy* für *ou*, z. B. *doyme* für mhd. *toume* stm, Dunst, Qualm. Rothes Reime zeigen keine Spur dieses Umlautes; der einzige, der gegen ihn spricht, ist *erfrouwet* : *beschouwet* 61. — 4) *û* für mhd. *üe*, nhd. *û*: einigermaßen bewiesen durch den schon besprochenen Reim *gehûte* : *lûte*, unzweifelhaft belegt durch *gehût* (mhd. *gehüetet*) : *tût* (mhd. *tuot*) 35 B und durch *bûzen* (mhd. *büezen*) : *ûzen* 45 C.

II. Das zweite characteristische Merkmal des älteren mitteldeutschen Vocalismus, wie er sich am reinsten in Jeroschins Sprache darstellt, besteht darin, daß in ihm die Diphthongen *ie* und *uo* (und demgemäß auch *üe*) nicht vorhanden sind. Der Schreiber der hs drückt letzteren wie fast alle Schreiber des 15. Jhd. nicht aus; das alte *û* hat eben seine Bedeutung verloren oder eine neue gewonnen. Außer den schon beigebrachten Reimen Rothes, welche gegen *uo* zeugen, sind folgende zu bemerken: *geschûf* : *ûf* 47 C. 67. 93 B. *rûf* : *ûf* 89 B. *rûwen* (*ruowen*) : *bûwen* 48 A. B. *rûwet* (geschr. *ruhet*) : *gebûwet* (geschr. *gebawet*) 53 A. *stunt* (nhd. *stuont*) : *kunt* 65 A. *erstunt* : *munt* 96 C. *stunden* : *funden* (mhd. fanden) 81 A. : *underwunden* 81 B. [Da *stunt*, *stunden* nur mit Kürzen gereimt werden, so ist anzunehmen, daß in Thüringen schon zu jener Zeit *stunt* und nicht *stûnt* gesprochen wurde.] Außerdem finden sich auch Reime mit *nû*, welche in Verbindung mit den andern auch zum Beweise dienen können. Denn die mhd. Form *nuo* ist immer als die seltenere, *nû* als die regelmäßige anzusehen (Gr. 3, 301. 302): *zû* : *nû* 35 C. 47 A. 55 A. 64 A u. ö.: *thû* (= *tuon*) : *nû* 60. 76 B. 91 C. — Der Reim *bûzen* : *ûzen* beweist gegen das Vorhandensein des Diphthongen *üe*.

In Hinsicht von *ie* ist bei dem Schreiber der hs ein Schwanken bemerkbar. Im Allgemeinen giebt er *i* und *y* den Vorzug und folgt hierin seiner Mundart und dem Gebrauche der meisten mitteldeutschen Schreiber. So sind z. B. in den beiden Spielen von den zehn Jungfrauen und von der hl. Katharina (in Stephans Stofflieferungen) *ie* und *ye* zu zählen. Schreibt er dagegen den Diphthongen (namentlich *sie*, ferner *hieß*, *liebe*, *liecht* etc.), dann bequemt er sich dem Schreibgebrauche, wie ihn die kaiserliche Canzlei feststellt. Auch unorganisches *ie* kommt vor: *einsiedel*. Gegen *ie* in Rothes Sprache

lassen sich verschiedene Reime finden: zuerst haben die Praet. der 8. Conj. auf *—ng* gegenüber dem mhd. Diphthongen kurzes *i* (Germ. 3, 388), ferner einzelne Worte: *tîr* (Thier) : *mîr* 93 C. *schîr* (*schiere*) : *îr* (vos) 67 C. : *mîr* Chr. 6. *lît* (*liet*) : *mit* 33 A. *krîg* (mhd. *kriec*, geschr. *hrieg*) : *Ludowîg* 59 B. 64 A. 73 B. *krîgen* (Krieg führen) : *verswîgen* (praet., geschr. *verswiegen*) 36 B. [Die Verwechselung und Vermischung der beiden Worte *kriegen* swv. und *krîgen* stv. erlangen (mhd. WB. 1, 880), die schon früher stattfand, scheint durch die im Mitteldeutschen völlig gleichlautende Form der Infinitive befördert worden zu sein.] *lichte* : *gesichte* 95 C.

III. Die dritte eigenthümliche Seite des Altthüringischen des 15. Jhd. ist die weit ausgedehnte Brechung der Laute *i* und *u*, welche nicht allein einzelne Worte berührt, sondern auch Einfluß auf die Conjugation hat. Einzelne Fälle hat Herr von Liliencron unter E pag. 697 und unter O 4) pag. 721, sowie pag. 714 erwähnt und verzeichnet. Besonders zu beachten ist die Bemerkung (pag. 698), daß in den meisten Fällen, in denen Brechung erfolgt, im Nhd. *ie* an die Stelle des mhd. kurzen *i* getreten ist, wodurch die Gr. 1^3, 223 ausgesprochene Ansicht neue Bestätigung gewinnt, daß dieß nhd. *ie* im Grunde nicht der Diphthong sei, sondern eine Brechung. Über diesen noch nicht völlig erledigten Punct verdiente eine besondere Untersuchung angestellt zu werden. — Während die frühere mitteldeutsche Sprache die Brechung noch nicht so weit um sich greifen lässt und ihr Character darin besteht, daß sie sich in Hinsicht des Vocalismus nicht allein in die Mitte zwischen Mhd. und Mnd., sondern auch in die Mitte zwischen Mhd. und Nhd. stellt, entfernt sich die spätere thüringische Schriftsprache durch Zulassung so vieler gebrochener Laute von dem früher bewahrten Character einer allgemeinen mitteldeutschen Sprache und nähert sich dem Wesen einer Mundart. So finden wir die Lautverhältnisse nach dieser Seite hin, wie sie uns in allen in Thüringen geschriebenen Codices aus dieser Zeit und bisweilen auch in den Urkunden vorliegen, auch zum Theil durch Rothes Reime bestätigt.

'Die Brechung des *i* zu *e* ist ziemlich regelmäßig durchgeführt vor den Dentalen und S'. Bei Rothe ebenfalls: *frede* (Friede) : *rede* 70 C. *beten* (*biten*) : *Elisabeten* 82 C. *set* (Sitte) : *Elisabet* 60 C. *seten* : *steten* (Städten, Stätten) 75 C. : *Elisabeten* 60 C. *met* (Partikel *mit*) : *red* (öfters *rydt* geschr.) 47 A. 83 D. : *Elisabet* 47 A. 63 B. 71 A. B. 82 B. *mete* : *rede* 71 D. *da mete* : *stete* 69. Neben *met*, *mete* findet

sich auch *mit* im Reime mit *lît* (mhd. *liet*, Lied) 33 A, das auf ein Schwanken zu Gunsten der Reimfreiheit deutet. In der Hs. ist der Wechsel zwischen *mit* und *mete* principiell; die Praeposition lautet immer *mit*. In Rothes Sprache einer Einheit zu Liebe *met* (Partikel) : *lêt* anzunehmen, wäre gewagt, obgleich sich Analogien vorfinden (vgl. Gr. 1^2, 460. 3). In der 8. Conjugation (pag. 714) tritt im Plural des Praet. und im Particip Brechung ein; für letzteres sin Belege: *gereten* : *steten* 80 D. : *Elisabeten* 66 B. *geschreten* : *Elisabeten* 67 B, von welchen nicht unbedingt auf die mit anderem Auslaut wie *schreben*, *schenen* (schienen) zurückgeschlossen werden darf. Dagegen findet sich kein Reim, der die Brechung vor *s* belegte, wie in der hs: *wese* (Wiese) : *reße* (Riese). Vor *r* in Consonantenverbindung erscheint in der hs *i* nicht gebrochen wie in *wirt*, *wirtschaft*. Rothe aber reimt *wert* : *gefert* (Wagen) 41 C. : *verzert* 44 C. *begerden* : *erden* 88 B. 92 A. 99. *werkt* : *merkt*, wenn man nicht an das alte *werchôn*, *werkôn* denken will. Durch die allgemeiner werdende Brechung mag es gekommen sein, daß es im Thüringischen des 15. Jhd. immer *brengen* heißt, welches früher besonders in mittel- und niederdeutschen Quellen eine selbständige Nebenform von *bringen* war (mhd. WB. 1, 248^b, 48). Auch in Rothes Reimen nur *brengen* : *lengen* 65 A. : *hengen* 39 B. 41 B. : *verhengen* 56 B. *brengit* : *vorhengit* Chr. 4.

An die Brechung reiht sich eine andere Vocalwandelung, welche in der hs nicht zu gewahren ist. Vor *r* nämlich geht thüring. *î*, entsprechend dem mhd. *ie* bisweilen in *ê* über. Brechung ist diese Erscheinung nicht zu nennen, vielleicht kann man Vocalverengerung annehmen: *schêr*, *schêre* (sonst *schîr* s. o. II.) : *wêr*, *wêre* (*wære*) 40 C. 41. 51 C. : *predigêre* 102. *vêren* (quatuor) : *wêren* 92 D.

Die Brechung des *u* (und *ü*) zu *o*, welche in der hs regelmäßig vor *r* vor sich geht, finden wir zum Theil auch in Rothes Reimen: *gebort* (Geburt) : *fort* 36 A. : *wort* 44 A. : *gehort* 39 B. *kort* (geschr. *kurtzs* und *kortzs*; in der hs nur *korz*) : *wort* 41. : *gehort* 34 B. — 'Der gebrochene Laut des Particip (*o* statt *u*) ist in den Plur. des Praet. vorgedrungen, zumal vor *r* wie *storben*'. Auch im Gedichte: *storben* (geschr. *storben* und *sturben*) : *verdorben* 68 D. 69. Ferner vor *n*: *son* (mhd. *sun*, Sohn) : *von* 66 D. 102 B. Dagegen heißt es in der Chronik wie im Gedichte *wir sungen* : *jungen* 77 D. : *zungen* 96 D. *funden* (= nhd. *fanden*) : *stunden* (mhd. *stuonden*, nhd. *standen*) 81 A.

IV. Abweichend von den schwäb.-baierischen Hss. älterer und jüngerer Zeit drücken die in Mitteldeutschland gefertigten den Umlaut von *â* durch *e* aus: so auch die hs. Dieser Schreibgebrauch ist tief in der mundartlichen Aussprache begründet. Einige hieher gehörige Reime Rothes sind folgende: *wêr* (esset) : *mêr* (magis) 74. *wêre* : *sêre* 36 D. 39 A. 44 D u. ö. : *schêre* (*schiere*) s. o. : *êre* 43 B. 54 D. : *unêre* 85 D. *wêren* : *êren* 61 B. : *gêren* (Schooß) 70. *beswêren* : *hêren* (Herren) 45^{b} D. *versmêhet* : *flêhet* 54 C.

V. Haben wir bis jetzt zwischen dem Schreiber und dem Verfasser der Chronik im Großen und Ganzen übereinstimmenden Gebrauch in den Vocalen gefunden, so weicht der erstere ganz bedeutend dadurch von dem letzteren ab, daß bei ihm mhd. *î* in *ei*, *ey* übergeht (s. I pag. 712). Diese Wandelung ist in der That merkwürdig, da der Schreiber noch an dem mhd. *û* festhält und es nicht zu gleicher Zeit zu *au* werden lässt (s. U pag. 729). Noch aber ist das alte Lautverhältniss nicht ganz verdrängt; er schreibt noch *syme* neben *seyme* (Dat. von *seyn*), *Myßen*, *ytel*, *lichnam*, *bichte*, *bichtiger*, *gedien* (*gedîhen*, Gloss. 707). Auch diphthongisiert er nicht, wie es in der österreichisch-baierischen Mundart geschieht, das bisweilen schon im Mhd. gekürzte *î*: es heißt bei ihm nicht *Heinreich*, sondern *Heinrich*, nicht *-leich* in den Adjectiven, sondern *-lich*, dagegen immer *gleich*. Er zeigt also mit wenig Ausnahmen das 'neuhochdeutsche' Lautverhältniss. — Die Dresdener Hs. hat den neuen Laut noch nicht, wodurch sie sich außer dem älteren Schriftcharacter auch in sprachlicher Hinsicht als die frühere kundgiebt. In Rothes Gedichte ist kein einziger Reim mhd. *î* mit mhd. *ei*, dagegen beweisen viele den ursprünglichen Laut. Einige derselben sind: *gedîen* : *zîen* (ziehen) 83 C. *gebenedîen* (geschr. *gebenedeyen*) : *Sophîen* (geschr. *Sophia* und *Sophiam*) 46 C. 71. 71 B. *zît* (geschr. *zeit*) : *Sîfrît* 58. : *samît* (geschr. *samet*) 57 A. [Bei letzterem Reime macht Mencken die Bemerkung: *Rythmus svadet legendum esse* : *seid* (d. h. Seide)]. *în* (geschr. *ein*, nhd. *ein*) : *mithelferîn* 51 B. *glîch* (geschr. *gleich*) : *redlîch* 45 D. : *Heinrîch* 72 B. *konigrîch* : *Friderîch* 73 A. u. s. w. Wir vermögen somit, da die hs in die zweite Hälfte des 15. Jhd. zu setzen ist, die ungefähre Zeit zu bestimmen, zu welcher in der mitteld. Sprache jene Lautveränderung vor sich geht. Dagegen kann noch nicht entschieden werden, ob dieselbe als eine naturgemäße und geschichtliche Fortbildung betrachtet werden muß, oder ob sie dem Einflusse der allgemeinen Reichssprache zuzuschreiben ist, welchem sich ein

so gebildeter federkundiger Mann wie der Schreiber am wenigsten entziehen konnte.

VI. (Einzelnes.) — 'Die 9. Conjug. pflegt im sing. Praet. vor *g* und *h* nicht *ô* (wie mhd.) eintreten zu lassen, sondern *ou* zu behalten; doch kommt *floch* neben *flouch* (von *fliegen*) vor'. Im Gedichte der Reim *zôch* : *hôch* 67 A. —

Wenn der Schreiber *o* für *a* eintreten lässt, namentlich in den Praeteritis *quomen* (neben *quamen*), *boten* (neben *baten*) u. a. m. (s. pag. 714), so ist hierfür wohl kein anderer Grund zu finden, als die dunkle und unreine Aussprache des *a*, die zum Theil mundartlich, zum Theil geschichtlich ist. Daher in den jüngeren Dichterwerken die vielen Reime *a* : *o* (lang und kurz). Bei Rothe sind solche Reime nicht selten: *lâgen* : *zôgen* (langer Vocal anzunehmen) 42 D. 62 A. *gerâten* : *bôten* (Boten) 45 C. 46^{b} D. 56 B. *verrâten* : *verbôten* 76 B. *gâben* (dona) : *lôben* 58 C. *begabet* : *gelobet* 58 B. 63 A. u. s. w. —

In wie weit *i*, welches in der hs wie in allen mitteldeutschen Hss. für das tonlose *e* geschrieben wird (I pag. 712 und E pag. 697) und welches in früherer Zeit wirkliche phonetische Bedeutung hat (vgl. Grimm z. Gesch. d. Reims 182), in Rothes Mundart auch in der Aussprache zur Geltung kommt, lässt sich aus seinen Reimen nicht ersehen. —

Der Schreiber gebraucht neben *fro* das mundartliche *fru*. Rothe reimt *frô* : *alsô* 52. 73 A. Zwar findet sich auch *frô* : *nû*, doch dürfte eher *frô* : *nô* anzunehmen sein; neben dem schriftgemäßen *nûn* hört man heute in Thüringen und Henneberg vielfach *nô*. Daß auch Rothe *nô* neben dem gewöhnlicheren *nû* (s. o.) geläufig war, scheint überdieß der Reim *nu* : *do* 63 D zu beweisen. —

In der hs findet sich *u* für mhd. *i* in *erwuschen* (Gloss. 106); im Gedichte wird *erwisch* (= *erwischen*, ebenfalls *erwuschen* geschr.) : *fisch* (= hs) gereimt 87. —

B. Consonanten. — I. Im Auslaut pflegen in der hs die Mediae der Lippen- und Zungenlaute im Allgemeinen nach den Regeln der mhd. Lautabstufung verhärtet zu werden. Wenn hin und wieder *d* für organ. *t*: *tusend*, *zeld* vorkommt, so ist das wohl so zu erklären, daß schon damals dem Ohre des Mitteldeutschen die feine Unterscheidungsgabe, den weichen Laut von dem harten zu trennen, mangelte. In andern thüring. Hss. hat *d* noch weitere Ausdehnung; es findet sich besonders häufig statt des organ. *t* im In-

laute. Diese mundartliche Eigenthümlichkeit finden wir in Rothes Reimen bestätigt; zuerst in denen, in welchen *bite, mite, site* mit *rede* gereimt werden (s. o.); ferner: *steten* (Städten) : reden 56. 58. *bereitet* : *geleidet* (geschr. *geleidigt*) 90 D. *zîten* : *lîden* 58. — Abweichend von dem früheren Schreibgebrauche drückt der Schreiber nach der Sitte jener Zeit die Verhärtung der gutturalen Media im Auslaute 'regelmäßig' durch *gk* aus (s. K pag. 713). Herr von Liliencron glaubt in dieser Schreibweise eine weichere Aussprache zu finden. Die heutige Lautabstufung weicht bedeutend von der mhd. ab, indem die gutturale Media, jedenfalls durch niederdeutschen Einfluß (vgl. z. B. Germ. 3, 499, Bartsch in Berth. v. H. LXVI), im Auslaute zu einem der Aspirata ähnlichen Laute verändert wird, ja zu einem Laute, der die Aspirata selbst ist. Ein Übergang von auslautendem *k* zu *ch* musste irgend einmal stattfinden, und in sofern erscheint jene Ansicht nicht ohne Grund. Man kann das Verhältniss aber auch anders ansehen. Einmal lässt sich *gk*, welches auch öfters unorganisch für *k* steht: *Frangkfort, dangk, wergk* zu jenem Bombast in der Rechtschreibung rechnen, der im 15. Jhd. beginnt, und im 17. seinen Höhepunct erreicht. Dahin gehört Consonantenverdoppelung in Consonantenverbindung, Verdoppelung des Schluß-*n*, *cz*, *ß* im Anlaut, unorganisches Einschalten von *h* u. a. m. Auf der anderen Seite kann *gk* einen Übergang andeuten für ein Moment in der Geschichte der deutschen Rechtschreibung. Während in früherer Zeit im Allgemeinen die Lautabstufung in der Schrift ihren Ausdruck fand, geschieht es in späterer Zeit gar nicht mehr: der organische Laut bleibt unverändert an seiner Stelle. Durch *gk* konnte man nun zu gleicher Zeit an die organische Natur des Lautes erinnern und der Aussprache einen Ausdruck verleihen wollen, so daß also die Praeterita *sank* (von *sinken*) und *sangk* (von *singen*) in der Schrift zu unterscheiden waren, wenn sie auch auf gleiche Weise gesprochen wurden. Es fragt sich, wie in Rothes Sprache das auslautende *g* behandelt wird. Die Reime zeigen das alte mhd. Verhältniss: *tag* : *erschrack* 61 A. *sang* : *dank* 36 C. 39. *berg* : *werk* 56 A. *Wartberg* : *werk* 67 D. 69 D. 76 D. 87 u. ö. *Bamberg* : *werk* 80 B. 82 C.

'Das inlautende *h*, wenn es in den Auslaut tritt, wird in der hs nach mhd. Regel zu *ch* verhärtet (s. H. pag. 710)'; hierin stimmen Schreiber und Verfasser überein: *sach* (= mhd. nhd. *sâ*, geschr. *sah*) : *Isenach* 52 C. 102 A. : *gemach* 83 B. *gesach* : *gemach* 74 C. Eine

Ausnahme bildet im Gedichte wie in der Chronik *befal* (mhd. *bevalch*, geschr. *befahl*) : *al* 88 A. — Dagegen fällt *h* zwischen zwei Vocalen häufig aus, z. B. *zien* (ziehen) : *knien* 58 A. *verzît* (geschr. *verzeihet*) : *zît* 87 D. *geschît* (mhd. *geschiht*; für *geschihet*) : *gehit* 86. *allernêst* (für *allernœhest*) : *gewest* 42 A. *hô* (= *hôhen*) : *dô* 97 D. In der hs fällt es bei *hoch* auch auslautend ab: *hô*. Rothe hat den Reim *hôch* : *zoch* 67 A.

Auch bei *ligen* wird in der hs die Syncope vollzogen: *lien* (Gloss. 717); auch Rothe hat sie angewandt in den Reimen *lîn* : *sîn* 48 A. 86 C. : *Katherîn* 102 A. Die Zusammenziehung *lît* aus *liget* ist gewöhnlich: *lît* : *sît* 35 A. : *zît* 36 A. 69 B. u. ö. Der Schreiber hat systemgemäß die Form *leit* : *zeit* Chr. 7.

II. Die Orthographie der S-Laute (s. S pag. 724) wird in der hs besser als in anderen gleichzeitigen Hss. gehandhabt, doch zeigt sie deutlich die sprachliche Vermischung des *ſ* und *ß* (mhd. *z*); es findet sich sogar *entzeben* für *entseben*. Der Gebrauch, im Anlaut *ß* zu setzen, hat wohl eher einen kalligraphischen, als einen lautlichen Grund. Schon zu Rothes Zeit war mhd. *z* der Aussprache nach in *s* übergegangen, wie viele Reime beweisen: *as* (von *ezzen*) : *was* (eram) 77 C. *bas* (*baz*) : *was* 63 A. *das* : *was* 43 D. 59 C. 60 C. 64 C. u. ö. : *las*, *gelas* (legit) 68. 97 C. *has* (odium) : *was* 92 D. *las* (piger, geschr. *laß*) : *glas* (geschr. *glaß*) Chr. 6. *ablas* : *was* 99 C. *sas* (geschr. *sas*, *saes*, *sass*, *saess*) : *was* 44 C. 65 B. 82 A. u. ö. — *vergessen* : *seelmessen* 79 D. — *genîse* (geschr. *genyßen*) : *vorlîse* (geschr. *vorließe*) Chr. 6. *zurrissen* (geschr. *zuryßen*) : *Mîsen* (geschr. *Myßen*) Chr. 10. *wissen* : *gedechtnissen* 68 A. — *grôs* : *lôs* (liber) 39 A. 40 A. 41. *verdrôs* : *lôs* 59 A. — *ûs* (geschr. *aus*, *auss*) : *hûs* (geschr. *haws*, *hawss*, *hawß*) 42 A. 43 C. 37. 82 D. u. ö.

C. Flexion. — I. In der Declination (pag. 696) herrscht zwischen Verfasser und Schreiber im Allgemeinen Einheit. — Die flexionslose Form des Pluralis der starken Neutra ist bei dem Schreiber schon nicht mehr so häufig als die Form auf *-er*. Das Versmaß im Gedichte giebt keinen Anhaltspunct über die Wahl zwischen beiden Formen von Seite des Dichters, wenigstens nicht in der schlechten Überlieferung. Von Reimen, welche bei ihm die Form auf *-er* beweisen, ist nur der Plur. von *kleit* zu bemerken: *kleider* : *beider* 46 A. : *leider* 66 B. — Von den eigenthümlichen Pluralformen auf *-e* findet sich nur eine durch den Reim gesichert: *kinde* : *gesinde* 78 D, wenn man nicht Apocope *gesind* annehmen will;

denn außerdem heißt es *kint* : *sint* (seitdem) 79 A. : *sint* (sunt) 84 C. 90 A. Der im Nhd. geläufig gewordenen Form des Schreibers *pherde* (neben *phert*) widersprechen die Reime *phert* : *begert* 35. : *wert* 46. 46^{b} B. — Abweichend von der hs, in der schon die Form *stern* (mhd. *sterre*) vorkommt, reimt Rothe *stêren* (dat. plur.) : *wêren* (essent) 45.

II. Einiger Lautverhältnisse, welche die Conjugation betreffen, wurde schon gedacht. — Den Rückumlaut in *lêren*, *kêren*, den die hs regelmäßig hat, zeigen auch Rothes Reime: *gelart* : *geoffenbart* 36 C. 44 C. *gekart* : *merfart* 70 B. Daneben reimt er *kerte* : *werte* (währte) Chr. 7.

MEININGEN.

ROSENBLÜTS DISPUTAZ EINES FREIHEITS MIT EINEM JUDEN.

Ein Schwank Rosenblüts, den wir in Kellers Anmerkungen zu den von ihm herausgegebenen Fastnachtspielen S. 1115 mit dem Titel 'Ein disputatz eins freiheits mit eim Juden' finden, hat folgenden Inhalt. In Niederland erhub sich in einer Stadt ein Streit zwischen Juden und Christen, und man beschloss endlich auf den Vorschlag eines alten Juden eine Disputation zweier Meister zu veranstalten, mit der Bestimmung, daß die Glaubensgenossen des Unterliegenden die Stadt räumen sollten. Die Christen fanden lange keinen Gelehrten, bis endlich ein zufällig durchziehender Freiheit (d. i. ein Vagabund) in 'schnöder wat' davon hörte und sich anheischig machte, die Disputation zu bestehen. Die Christen sinds zufrieden und versorgen ihn mit den nöthigen Kleidern. Am Tag der Disputation lässt er sich, nachdem er sich an einer Malwasiersuppe gestärkt hat, feierlich in die Schranken geleiten und schlägt dem jüdischen Meister vor, den Kampf entweder durch drei Fragen oder durch drei Deuten (d. i. Geberden) auszumachen. Der Jude zieht letzteres vor, und der Kampf beginnt. Der Jude reckt einen Finger in die Höhe, der Freiheit zwei. Da bekennt sich der Jude für besiegt und erklärt seinen Glaubensgenossen:

— -- ich hab gemeint dabei,
wie ein gerechter weg nur sei,

darauf do meint ich stet zu sten,
so deut er mir ir sein zwen,
und wie sie bed auch gerecht sein,
der ein zu freud, der ander zu pein,
das ist geñ himel und gen hell.

Der Freiheit dagegen erklärt den Christen, der Jude habe ihm mit seinem Finger ein Auge ausstechen wollen, worauf er ihm beide auszustechen gedroht habe. Man trat nun wieder zusammen und es erfolgte das zweite Deuten. Der Jude reckt eine offene Hand hin, der Freiheit die geschlossene Faust. Wieder erkennt sich der Jude überwunden und erklärt bei Seite den Seinen, er habe durch die offene Hand angedeutet, daß Gottes Barmherzigkeit Allen offen und Keinem entzogen sei, während der Gegner durch die Faust angedeutet habe, daß sie beschlossen und nicht für Alle sei. Der Freiheit aber erklärt den Christen, der Jude habe ihm einen Backenschlag mit flacher Hand angedroht, worauf er ihm einen Faustschlag in Aussicht gestellt habe. Nun geht es an das dritte und letzte Deuten. Der Jude steckt einen Finger in den Mund, worauf der Freiheit sich mit der flachen Hand über den Bauch streicht. Auch dießmal gesteht der Jude seine Niederlage zu und erklärt den Seinen, er habe angedeutet, daß alle Rede vom Munde gehe, [1]) während jener erwidert habe, des Mundes Rede gehe vom Herzen und das Herz sei immer der Grund, wenn auch der Mund Falsches kund thue. Der Freiheit aber erklärte den Seinen, der Jude habe seinen Hunger angedeutet, er dagegen, daß er sich ganz gesättigt fühle. So endigte die Disputation.

Jeder Freund des unsterblichen Meisters François Rabelais wird sofort an die Disputation des Panurg mit Thaumastes aus England denken, die im 18. und 19. Capitel des zweiten Buches des Gargantua und Pantagruel erzählt ist. Und so hat auch Karl Gödeke im Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung S. 98 bei Erwähnung des Rosenblüt'schen Schwanks bemerkt ‚Disputation wie Panurgs bei Rabelais.' Bei Rabelais kommt Thaumastes zu Pantagruel, um mit ihm über einige ihm zweifelhafte Puncte der Philosophie, Geomantie und Kabala zu disputieren, und zwar ‚par sig-

[1]) Man muß nämlich S. 1122, Zeile 6 v. u. statt „wie alle red vom hertzen geen" lesen „wie alle red vom munde geen," wie dieß aus dem Folgenden hervorgeht.

nes seullement, sans parler car les matières sont tant ardues, que les paro-les humaines ne seroyent suffisantes à les expliquer à mon plaisir.' Panurg übernimmt es als Schüler Pantagruels für seinen Meister aufzutreten und antwortet dem Thaumastes auf seine verschiedenen Geberden und Zeichen durch andere wunderbare Gesticulationen, bis Thaumastes sich endlich für mehr als befriedigt erklärt. Je vous peulx asseurer — sagt er zu den Zuschauern — qu'il m'ha ouvert le vray puits et abysme d'encyclopedie, voyre en une sorte que je ne pensoys trouver homme qui en sceust les premiers elements seullement; c'est quand nous avons disputé par signes, sans dire mot ny demy. Was die Zeichen bedeutet haben sollen, sagt uns Rabelais freilich nicht, er bemerkt nur, daß Thamastes darüber ein großes Buch zu London in Druck gestellt habe. Offenbar mißverstehen sich aber Thaumastes und Panurg ebenso wie der Freiheit und Jude, wenn uns dieß auch Rabelais nicht sagt. Die wunderlichen Geberden Panurgs haben sämmtlich einen Anschein der Verhöhnung und Verspottung [1]).

Viel näher als das Gespräch Panurgs und Thaumastes mit seinen unerklärten und verwickelten Zeichen stimmen mit dem Schwanke Rosenblüts zwei Erzählungen, welche die französischen Commentatoren des Rabelais beibringen. Die eine steht in der Pandekten-Glosse des Accursius († um 1260) zu L. 2, §. 4 de origine juris und lautet: „Antequam tamen hoc fieret (nämlich die Mittheilung der griechischen Gesetze, welche die Römer wünschten) miserunt Graeci Romam quendam sapientem, ut exploraret an digni essent Romani legibus. qui cum Romam venisset, Romani cogitantes quid poterat fieri, quendam stultum ad disputandum cum Graeco posuerunt, ut si perderet, tantum derisio esset. Graecus sapiens nutu disputans coepit et elevavit unum digitum, unum deum significans. stultus credens quod vellet eum uno oculo excaecare elevavit duos et cum eis elevavit etiam pollicem, sicut naturaliter evenit, quasi caecare eum vellet utroque. Graecus autem credidit quod trinitatem ostenderet. Item Graecus apertam manum ostendit, quasi ostenderet omnia nuda et aperta deo. stultus autem timens maxillatam sibi dari pugnum clausum quasi repercussurus elevavit. Graecus intellexit quod deus omnia clauderet palma: et sic credens Roma-

[1]) Engel (Ideen zu einer Mimik, 29. Brief) erwähnt Panurgs Gespräch, weiß aber nicht recht, was damit anzufangen.

nos dignos legibus recessit et leges his sapientibus concedi fecit in civitate Athenarum et Lacedaemonum.

Die andere Erzählung steht in dem lange nach Rabelais geschriebenen „Moyen de parvenir" (II, 253) des Beroalde de Verville (geb. 1558, † 1612). Hier wird erzählt, wie ein Gelehrter nach Genf gekommen sei und zu einer Zeichendisputation aufgefordert habe. Kein Gelehrter aber wollte sich finden, endlich erklärte sich ein Tischler bereit. On les met sur un échafaud devant le monde. Ce sçavant se présentant resolument devant ce menuisier, auquel on avoit baillé une robe ministrale et un bonnet consistorial, et, levant le bras, haussa la main, fermant le poing, en lui montrant un doigt: le menuisier lui en montra deux. Le sçavant en présenta trois, à sçavoir le pouce et les deux doigts: le menuisier lui montra le poing clos. En après, le sçavant lui montra une pomme: le menuisier, cherchant en sa pochette, trouva un petit morceau de pain, et le lui montra. Adonc le sçavant, tout ravi en admiration, se retira, puis dit qu'il avoit là trouvé le plus docte homme du monde; et tant que ce bruit a duré, l'école de Genève a été en reputation. Depuis, on prit à part le menuisier, et on lui demanda qu'il avoit agi reciproquement avec cet autre. Il nous dit: Voire, c'est un homme fin! il m'a menacé de me pocher un oeil, et je lui ai fait signe que je lui en pocherois deux. Puis il m'a menacé de m'arracher les deux yeux, et m'enlever le nez; et je lui ai montré le poing, avec quoy je l'assommerois. Et, comme il m'a vu en colère, il m'a présenté une pomme, pour m'appaiser comme un enfant; je lui ai fait voir que je n'avois que faire de lui, et que j'avois du pain qui valoit mieux [1]).

Diese beiden Erzählungen sind dem Rosenblütschen Schwank sehr ähnlich. In allen dreien antwortet der Ungelehrte auf das Aufrecken des einen Fingers mit zwei aufgereckten Fingern und auf die offene Hand (bei Verville: le pouce et les deux doigts) mit einer

[1]) In der vor kurzem erschienenen ‚Nachlese zu den Fastnachtspielen' (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, XLVI) S. 303 bemerkt Liebrecht ‚zu der Disputaz Rosenblüts vgl. contes du sieur d'Ouville 1, 294 ff.: d'une dispute par signe.' Leider sind mir die 1644 zuerst erschienenen ‚contes aux heures perdues' des genannten Schriftstellers nicht zugänglich, wahrscheinlich ist auch diese Erzählung dem Buche Verville's entlehnt, aus dem d'Ouville das meiste geschöpft haben soll (Grässe allgemeine Literargeschichte III, 2, S. 93.)

Faust; der dritte Zeichenwechsel fehlt bei Accursius ganz, Rosenblüt aber und Verville weichen in ihrer Angabe ab. Die Deutungen der Zeichen in den drei Erzählungen stimmen nicht ganz überein, sind sich aber, auch wo sie nicht stimmen, nahe verwandt. Die Glosse des Accursius konnte dem gelehrten Rabelais bekannt sein und ihm Anlaß zur Erfindung des Gesprächs zwischen Panurg und Thaumastes gegeben haben, aber nothwendig ist diese Annahme durchaus nicht. Denn daß der Schwank von dem durch einen Ungelehrten in einem Zeichengespräche getäuschten Gelehrten im 15. und 16. Jahrhunderte in Deutschland und Frankreich in verschiedenen Gestalten mündlich und schriftlich verbreitet sein mußte, beweisen Rosenblüt und Verville. Rosenblüt kannte natürlich die Glosse des Accursius nicht, und auch bei Verville ist dieß nicht anzunehmen, da seine Erzählung der des Rosenblüt näher steht als der des Accursius. Beide schöpften eben aus der Volksüberlieferung oder aus uns bis jetzt unbekannten schriftlichen Quellen [1]). Accursius hat natürlich die Geschichte auch nicht erfunden, und schon Savigny bemerkte in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter V, S. 214 von ihr mit Recht: ‚Diese Geschichte hat man so angesehen, als hätten die Glossatoren sie geglaubt oder gar erfunden. Es ist aber eine uralte Volkssage, und Accursius hat also nur ein Stück Volkspoesie in seine Sammlung aufgenommen.' Nur das ‚uralt' dürfte ein etwas zu starker Ausdruck sein.

Ich kann aber den Schwank von dem doppelt gedeuteten Zeichengespräche auch im Orient nachweisen. In dem türkischen Roman ‚Die vierzig Veziere' wird S. 111 der Behrnauerschen Übersetzung (Leipzig 1851) erzählt, wie einst ein König von den Ungläubigen seines Reichs die Grundsteuer verlangte und diese sie nur dann bezahlen wollten, wenn zwei Fragen eines von ihnen abgesandten Mönches beantwortet würden. Der König versammelte des-

[1]) Regis, der vortreffliche deutsche Übersetzer des Rabelais, sagt in den Anmerkungen S. 279: ‚Was die aus Beroalde de Verville's Moyen de parvenir beigebrachte Anekdote von einem ähnlichen Genfer Zeichengespräche betrifft, so ist es (wenn anders nicht beide Verfasser aus Einer ältern Quelle schöpften) eher wahrscheinlich, daß Verville, der erklärte Nachahmer Rabelais, eben jenen Schwank mit einiger Veränderung nur nacherzählt hat.' Aus unserer bisherigen und der folgenden Zusammenstellung geht hervor, daß die letztere Annahme von Regis undenkbar ist.

halb seine Gelehrten und der Mönch faltete die fünf Finger seiner Hand auseinander, hielt ihnen die flache Hand entgegen, ließ dann die fünf Finger wieder herunterfallen und fragte, was das bedeute. Die Gelehrten schwiegen, bis endlich ein in die geheimen Wissenschaften eingeweihter Abdal vortrat und sagte: Was bedarf es so vieler Gelehrten? Ich will antworten. Darauf ballte er seine Faust und streckte sie dem Mönch entgegen. Dieser ließ seine fünf Finger wieder herunter fallen, worauf jener seine Faust öffnete, die fünf Finger ausstreckte und in die Höhe hielt. Als dieß der Mönch sah, zahlte er die Steuer und gieng. Der König fragte nun den Abdal nach der Bedeutung der Zeichen und dieser antwortete Folgendes: Der Mönch habe ihn mit den Fingern ins Gesicht schlagen wollen, worauf er demselben einen Faustschlag angedroht habe. Da habe der Mönch seine Hand wieder fallen lassen und dadurch angedeutet, er wolle ihn an der Kehle packen, wogegen er — der Abdal — durch die emporgehaltene Hand ihm zu verstehen gegeben habe, daß er sich dann von unten an seine Kehle klammern werde. Der König ließ nun aber auch den Mönch wieder zurück holen und erhielt auf seine Frage wegen der Zeichen folgende Antwort: ‚Das Entfalten und Entgegenrecken meiner fünf Finger' — sagte der Mönch — ‚bedeutete: Sind die fünf Zeiten des Gebetes, die ihr einhaltet, eine von Gott gebotene Pflicht? Jener antwortete durch die geballte Faust, das stehe fest. Ließ ich sodann meine Finger herunterfallen, so heißt dieß: Warum regnet es vom Himmel? Worauf er seine Finger emporhielt und dadurch sagen wollte, es regne desshalb, damit Gras und Kraut aus der Erde hervorwachse.'

Die türkische Erzählungsammlung der vierzig Veziere war schon im vorigen Jahrhundert theilweis, aber jedenfalls nach einer andern Bearbeitung, als welche Behrnauer übersetzt hat, im 16. Bande des Cabinet des fées (Genf 1786) von Galland ins Französische übersetzt worden. Die eben erwähnte Geschichte findet sich da S. 105, aber insofern von der Behrnauerschen Übersetzung abweichend, als der Gelehrte, der dem christlichen Prälaten antwortet, dem Sultan die Zeichen etwas anders deutet. In der offenen Hand sieht er allerdings auch einen Backenstreich, den er mit der Faust beantwortet.

---

[1]) Hieraus offenbar übersetzt steht die Geschichte auch in 1001 Nacht, deutsch von A. König, Leipzig 1841, Bd. II, S. 56.

Mit den gegen den Boden gewandten Fingern aber wollte der Christ nach seiner Meinung andeuten, daß er ihn mit Füssen treten und wie einen Wurm zermalmen wolle; worauf der Muselmann die Finger emporreckte, um auszudrücken, daß er ihn dann hoch in die Luft schleudern werde. Die Auslegung des Prälaten stimmt ganz mit der des Mönchs, nur findet der Prälat in der geballten Faust auch die Bereitwilligkeit ausgedrückt, die göttliche Einsetzung der fünf Gebete zu vertheidigen.

In dieser orientalischen Erzählung haben wir die geöffnete Hand und die geballte Faust, Backenstreich und Faustschlag mit Accursius, Rosenblüts und Vervilles Erzählungen übereinstimmend. Gerade von diesen Zeichen kann leicht der Schwank seinen Ausgangspunct genommen haben, insofern es so nahe liegt, von der ausgespreizten Hand eine Ohrfeige zu erwarten und darauf durch die geballte Faust zu antworten.

Endlich ist noch eine Erzählung anzuführen, die Regis in den Anmerkungen zu Rabelais, S. 286 aus den literarischen Blättern der Hamburger Börsenhalle 1832 Nr. 76 beibringt. Leider wissen wir nicht, woher jene Zeitschrift die Anekdote hat [1]). Ein spanischer Gesandter am englischen Hofe unter Jakob I., durchdrungen von der Wichtigkeit der Zeichensprache, beklagte sich bei Jakob, daß keine Universität Professoren dieser Wissenschaft habe. Der König sagte zum Scherz, er habe in seiner entlegensten Universität Aberdeen einen solchen. Sofort reiste der Spanier nach Aberdeen und der König, um sich kein Dementi zu geben, benachrichtigte die Universität von seinem voreiligen Scherze. Nun war in Aberdeen ein Schlächter, Namens Geordi, ein gewandter, geriebener Kerl. Ihn beschloß man als den Professor der Zeichen auszugeben und that dieß auch wirklich. In der Professorentracht kam er mit dem Spanier zur Zeichensprache zusammen. Der Spanier hob einen Finger in die Höhe, worauf der Schlächter zwei Finger erhob. Sodann zeigte der Spanier drei Finger, der Schotte die geballte Faust. Endlich holte jener eine Orange hervor und zeigte sie, worauf der Schotte ein Stück Gerstenbrot aus seiner Tasche langte und es vorzeigte. Der Gesandte schien befriedigt, verbeugte sich und gieng. Als die Professoren ihn dann nach

[1]) Ich habe früher noch irgend wo die Geschichte von dem Spanier in Aberdeen gelesen, kann mich aber nicht mehr besinnen, wo; jedenfalls in einem neuern Buche.

der Deutung fragten, sagte er, er habe einen Finger erhoben, um zu sagen, daß es nur Einen Gott gebe, worauf jener durch zwei Finger erwidert habe, daß es Gott Vater und Sohn gäbe. Darauf habe er mit dem dritten Finger auch noch den heiligen Geist hinzugefügt und jener habe durch die geschlossene Faust ausgedrückt, daß diese Drei nur Einen ausmachen. Endlich habe er eine Orange gezeigt als Zeichen der Güte Gottes, die uns auch Angenehmes und Süßes gewähre, jener aber habe ein Stück Brot vorgelegt, als das Wesentlichste, was allen Bedürfnissen des Luxus vorgehe. So der Gesandte. Als die Professoren dann aber den Schlächter fragten, hatte er die Zeichen ganz anders verstanden. Er hatte in dem einen Finger einen Spott auf sein eines Auge gesehen und deßhalb zwei Finger erhoben, um zu sagen, daß dieses eine Auge eben so viel werth sei als seine. Als dann der Spanier drei Finger erhob, glaubte er, hierdurch sei spottend ausgedrückt, daß sie beide zusammen nur drei Augen hätten, und drohte deßhalb mit der geballten Faust. In der Orange endlich sah er eine Verhöhnung Schottlands, das solche Früchte nicht hervorbringen könnte, und zeigte deßhalb dagegen gutes schottisches Brot.

Diese Erzählung stimmt am meisten mit der des Verville und wir sehen aus ihr, wie wahrscheinlich auch in jener die Zeichen des Gelehrten zu deuten sind. Der Schlächter von Aberdeen deutet die beiden ersten Zeichen anders als der Genfer Tischler, weil er — was eine hübsche Variation ist — einäugig ist; das dritte deutet er ähnlich.

Dieß sind die mir bekannten und, soviel ich weiß, zum ersten Male zusammengestellten Spielarten eines, wie man sieht, viel verbreiteten und sehr beliebten Schwankes.

Daß der Orient die Heimat unseres Schwankes ist, will ich nicht bestimmt behaupten, so lange er nicht aus orientalischen Novellensammlungen, die älter als die türkischen vierzig Veziere sind, nachgewiesen ist. Der Schwank ist eine Verspottung der vieldeutigen und trüglichen Zeichensprache und muß demnach da entstanden sein, wo eine solche nicht unbekannt war. Indien, das Vaterland so vieler Erzählungen, wird wahrscheinlich auch das Vaterland unseres Schwankes sein. Jedenfalls war die Zeichensprache dort nicht fremd, wofür ich Folgendes beibringen kann, was Kenner des Orients bedeutend werden vermehren können. In der Mährchensammlung des Sri Somadeva Bhatta, die Brockhaus aus dem Sanskrit

ins Dentsche übersetzt hat, erzählt Vararuchi im fünften Capitel des ersten Buches: ‚Einst ging Yogananda außerhalb der Stadt umher und bemerkte mitten im Ganges eine Hand, deren fünf Finger fest zusammengeballt waren. Er rief mich sogleich herbei und fragte mich: ‚Was ist das?' Ich zeigte nun nach derselben Gegend mit zwei meiner Finger hin; da die Hand nun sogleich verschwand, so fragte mich der König voll Erstaunen noch dringender um die Bedeutung dieser Zeichen; darauf sagte ich zu ihm: ‚So lange die fünf Finger zusammengeballt sind, wird hier auf der Erde auch nicht das Geringste vollbracht: das bedeutete die Hand, ihre fünf Finger verschlossen zeigend. Darauf zeigte ich ihr diese beiden Finger, o König, die ausdrücken, daß Zweien, die eines Sinnes sind, nichts unmöglich sei.' Der König war hoch erfreut, als er den dunkeln Sinn dieser Zeichen nun erfahren hatte, aber Sakatala (ein Minister des Königs) war betrübt, da er erkannte, daß mein Verstand schwer zu überlisten sein würde.' Hier haben wir also auch bedeutungsvolle, schwer zu fassende Zeichen mit der Hand, wie in unserem Schwanke. Ein Gespräch durch andere Zeichen, nicht durch Handbewegungen hielt mit einem indischen Weisen nach der Sage Alexander. In dem Schahname nämlich des Firdusi (s. Fr. Spiegel, die Alexander-Sage bei den Orientalen, Leipzig 1851, S. 22, Görres Heldenbuch von Iran II, 376, Weismann's Ausgabe des Alexander-Liedes des Pfaffen Lamprecht II, 510) wird erzählt, wie Iskender (Alexander) von dem indischen Könige Keid einen Philosophen zum Geschenk erhält, mit dem er sich in einen spitzfindigen Wettstreit einlässt. Iskender schickt nämlich dem Philosophen einen Becher voll Fett, und befiehlt ihm die Glieder damit zu reiben. Der Philosoph schickt ihm den Becher mit Nadeln gefüllt zurück. Iskender lässt nun aus den Nadeln einen Siegelring anfertigen und schickt diesen an den Weisen. Dieser fertigt aus dem Ring einen Metallspiegel und schickt ihn dem Iskender. Iskender setzt den Spiegel so lange unter Wasser, bis er rostig wird, und schickt ihn dem Weisen zurück. Dieser poliert ihn und schickt ihn aufs neue an Iskender. Der Sinn dieser Unterhaltung durch Zeichen soll der folgende sein: Durch den Becher mit Fett deutet Iskender an, daß er im eigenen Lande Philosophen genug und ihre Wissenschaft sich zu eigen gemacht habe, weßwegen er nicht fremder noch bedürfe. Die Nadeln sollen bedeuten, die Worte des Weisen seien fein und durchdringend, das Herz Iskenders aber finsterer als Eisen. Der Ring

deutet Iskenders Macht an, wogegen der Inder ihm den Spiegel vorhält. Zuletzt will Iskender andeuten, sein Herz sei voll Rost geworden; der Weise erbietet sich, es wieder zu reinigen. [1]) — Ähnlich hiermit ist eine buddhistische Erzählung, die Spiegel in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1853, S. 798 aus der von Stanislas Julien aus dem Chinesischen übersetzten Reise des Hiuen-thsang mittheilt. Ein buddhistischer Weiser aus Ceylon lässt sich bei einem andern indischen Buddhisten melden, um sich mit ihm über einige schwierige Stellen der heiligen Schriften zu unterhalten. Letzterer befiehlt einem seiner Schüler ein Gefäss mit Wasser hinaus zu tragen und dem Fremden zu zeigen. Dieser hatte nicht sobald das Gefäss erblickt, als er eine Nadel in dasselbe warf und den Schüler zurücksandte, worauf ihn der Andere mit Vergnügen aufnahm. Durch das Wasser sollte nämlich dem Deva — so heißt der eine Weise — anschaulich gemacht werden, die Tugend des Nâgârjuna — dieß war des andern Name — sei so unbefleckt, wie klares Wasser; durch das Hineinwerfen der Nadel, die auf den Grund fällt, deutete dann Deva an, daß er mit einem solchen Manne die schwierigsten Probleme durchdringen könne. Spiegel bemerkt dazu: ‚Wem fällt hierbei nicht die ganz ähnliche Erzählung ein, welche von Alexander und einem indischen Weisen in der Alexander-Sage erzählt wird? Offenbar sind beides Spielarten einer und derselben Erzählung und es ist recht gut möglich, daß die buddhistische Erzählung die ursprüngliche ist.‘

Einigermaßen gehört hierher auch, wenn nach dem indischen Epos Hârivansa (traduit par Langlois I, 484) Krischna dem Kâlayavana eine mit seinem Siegel versiegelte Urne und darin eine Schlange, um ihn zu erschrecken, schickt. Kâlayavana aber füllt eine Urne mit Ameisen, die die Schlange fressen, versiegelt sie und schickt sie an Krischna zurück, indem er so andeutet, was ihm von seinen zahllosen Kriegern bevorstehe. In ähnlicher Weise schütten in der persischen Alexander-Sage bei Nisâmi (Spiegel, Alexander-Sage, S. 39, Weismann II, 561) die Gesandten des Darius vor Alexander eine Menge kleiner Saamenkörner aus, um anzudeuten, so unzählbar seien Darius Heere, worauf Alexander Vögel kommen

[1]) Ausführlich wird, wie Spiegel bemerkt, dieser Wettstreit erzählt von Mirchond History of the early kings of Persia, p. 410 ff. in Shea's Übersetzung. Über die Darstellung des Wettstreits in dem türkischen Alexander-Roman vgl. Weismann a. a. O. S. 601.

lässt, die den Samen auffressen, wodurch angedeutet wird, daß sein Heer das des Darius aufreiben werde. So auch in andern orientalischen Bearbeitungen der Alexander-Sage, s. Weismann II, 520 und 600 [1]). Langlois a. a. O. in der Anmerkung erinnert an Alexander und Darius ‚nach den annales de Perse.' Die symbolischen Geschenke, die Darius dem Alexander bei Kallisthenes und Julius Valerius macht, die dann auch in andere orientalische und occidentalische Bearbeitungen übergiengen, zum Theil vermehrt wurden, worüber man das Nähere in dem erwähnten zweiten Bande der Weismann'schen Ausgabe des Alexander-Liedes findet (vgl. besonders S. 420), gehören weniger hierher, da sie nicht als räthselhafte Geschenke gesandt werden, sondern gleich mit der Deutung. Eher dürfen wir mit Langlois a. a. O. die bekannten Geschenke der Skythen an Darius, von denen Herodot IV, 127 und 131 f. meldet, erwähnen, deren Deutung die Skythen den Persern überlassen, bei denen sie dann in verschiedener Weise versucht wird.

Alles dieses sollte uns zeigen, wie Unterhaltungen oder Gespräche durch Zeichen im Orient, besonders in Indien vorkommen (an die Blumensprache können wir auch noch erinnern) und wie deßhalb unser besprochener Schwank wohl daher stammen könne. Hiermit will ich natürlich nicht läugnen, daß er nicht auch im Abendland, wie in Italien, wofür die Erzählung des Accursius spricht, entstanden sein könnte. Unterhielt sich doch zum Beispiel Tarquinius Superbus nach der bekannten Erzählung des Livius mit seinem abwesenden Sohne Sextus durch Zeichen, indem er vor den Augen des von Sextus Abgesandten ohne weitere Erklärung mit seinem Stabe Mohnköpfe abschlug, welches Zeichen sich dann Sextus richtig auslegte. Bedeutungsvolle Gesten, die zum Theil schon im Alterthume vorkamen, sind noch heute dem Italiener, besonders dem Neapolitaner eigen, vgl. A. de Jorio la mimica degli antichi investigata nel gestire napoletano. Napoli 1832. Wir dürfen auch an die so vielfach gerühmten antiken Pantomimen erinnern.

Die Fingersprache, insofern sie einzelne Buchstaben durch die Finger ausdrückt, gehört nicht hierher, wohl aber die Geberden-

[1]) Dieselbe Geschichte von den Hirsekörnern und den Hähnen wird von Abraham a S. Clara in dem Tractat ‚Auf, auf, ihr Christen' (Wackernagel Lesebuch III, 901) als zwischen dem Serbier-Fürsten Lazarus und einem tartarischen König vorgefallen, nach Ägidius Corozetus, dessen Werke ich nicht vergleichen kann, erzählt.

sprache der Ciscerciensermönche, die noch im 16. Jahrhunderte vorkommt und einzelne Worte, Nomina und Verba, durch bestimmte Gesten bezeichnete. In Leibnitzens collectanea etymologica II, 384 sind zwei Verzeichnisse solcher Zeichen für eine nicht kleine Wörtermenge mitgetheilt. An solche Mönche, die sich durch Geberden unterhielten, mochte mancher Hörer einer der älteren Fassungen unseres Schwankes denken.

Endlich noch eine Bemerkung zu der Anekdote von dem spanischen Gesandten unter Jakob I. Wenn diese Anekdote wirklich auf eine bestimmte historische Persönlichkeit übertragen war und von ihr erzählt wurde, so mochte dieß eine solche sein, wie der italienische Rechtsgelehrte Giovanni Bonifaccio, der zu jener Zeit ein Buch ‚l'arte de' cenni' (Vicenza 1615) schrieb, worin er ausführlich und mit Gelehrsamkeit angiebt, was man alles durch Geberden ausdrücken kann und wie nützlich eine solche Geberdensprache sei.

WEIMAR, October 1858. REINHOLD KÖHLER.

ZUR GÛDRÛN.

Als Hilde durch Wate schonungslose Kunde von dem Missgeschicke erhält, das die Hegelinge auf dem Wülpenwert erlitten, bricht sie in lauten Jammer aus. Sie solle das Klagen lassen, sie erwecke damit die Todten nicht wieder, wird sie von Wate ermahnt: wenn die Jungen groß geworden, wollten sie sich rächen. Die fragliche Strophe 928 lautet:

Dô sprach Wate der küene: ‚vrowe, lât daz klagen.
sî koment niht her widere. noch nâch disen tagen,
sô uns die liute erwahsent hie in diseme lande,
sô tuo wir Ludewîge unde Hartmuote ouch alsam ande.'

Eine anziehende Parallele zu dieser Stelle bietet die letzte Abtheilung der altfranzösischen Chanson des Loherains dar. Gerin ist, ohne davon zu wissen, daß Girbert erschlagen worden, in Bordeaux angekommen. Hier besucht er den Friedhof, wo so viele seines Geschlechtes ruhen, sein Vater Begon, ferner Thierri d'Alsace, Do le Veneur, Auberi le Bourgoing, Rigaut du Plessis und seine fünf Brü-

der. Endlich findet er auch zu bitterster Überraschung das Grab des Girbert. Da fordert ihn Seguin, der ihn begleitet hatte, mit folgenden Worten zur Rache auf:

„Estes vous femme, que tans ensi plourés!
Li mort sont mort, et del siecle passés.
Jà savés vous, et si est verités,
Que deuil n'est riens, mais del vengier pensés."

Vergleiche Hist. litt. de la France, XXII, S. 638.

TÜBINGEN. WILHELM LUDWIG HOLLAND.

LITTERATUR.

Speculum ecclesiae, Altdeutsch, herausgegeben von Johann Kelle. München 1858. Georg Franz, XXIV und 255 SS. 8.

Über die Entstehung des vorstehenden Buches stellt der Herausgeber in der Einleitung dazu zwei Hypothesen auf, welche für die Auffassung und Beurtheilung des sprachlichen Theiles insonderheit wichtig sind: 1) daß die Übereinstimmung einiger Stücke mit Honorius Augustodunensis nicht auf Entlehnung des einen Autor aus dem andern beruhe, sondern auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sei, aus welcher beide geschöpft haben; 2) daß alle Predigten durchweg mehr oder weniger freie Übertragungen aus lateinischen Quellen, besonders aus den Kirchenvätern seien. Zur Begründung dieser beiden Sätze hat der Herausgeber nur auf wenige Stellen hingewiesen; überzeugende Beweise können aber nur durch eine umfassende und tiefer eingehende Erörterung geliefert werden. Schon um den ersteren Punct besser würdigen zu können, würde eine ausführliche Mittheilung einiger solcher Stellen, die der Verfasser mit Honorius von Autun gemein haben soll, dem Leser sehr erwünscht gewesen sein, der mit den Vermuthungen und Versicherungen des Herausgebers sich begnügen muß, im Fall, daß ihm die betreffenden seltenen Hilfsmittel zum Nachschlagen abgehen. Was die zweite Hauptfrage anlangt, so scheint die Behauptung, daß „sich die Sprache der nachweisbar übersetzten Stellen von der Sprache der Predigten nirgend unterscheide," insofern nicht ganz zuzutreffen, als sie genau genommen im Widerspruch steht zu der eigenen Wahrnehmung des Herausgebers, nach welcher die mit lateinischer Färbung versehenen Stellen sich bequem herausfühlen lassen als solche, denen gegenüber die sonstige Ausdrucksweise des Autors einen freiern Schwung habe. Für das Ganze in allen seinen Theilen eine Übertragung aus dem Lateinischen, sei es aus den Kirchenvätern oder andern lateinischen Schriftstellern anzunehmen, ist, so lange der nähere Nachweis

fehlt, eine Vermuthung ohne Werth. Eine gewisse Ungelenkigkeit ist ja der schriftlich noch wenig geübten Sprache jener Zeit überhaupt eigen im Verhältniss zu der folgenden Zeit. Sicher kann man daher auf Entlehnung nur da rathen, wo Wortbildungen, Structuren, Stellungen der Worte dem deutschen Sprachgenius widersprechen und sich so als fremdartige bekunden. Als sicher nachweisbare Übersetzungen aber, in denen eine engere Anlehnung an das lateinische Original geboten war, auch wenn das deutsche Sprachgefühl sich mehrfach verletzt fühlte, erscheinen vor der Hand zumeist nur die Sentenzen und Belegstellen aus der Bibel und den Kirchenvätern; ob und inwiefern die sich an jene anschließenden Erläuterungen, vor allen die hierzu verwendeten Beispiele aus der biblischen Geschichte oder der Legende der Heiligen, die Gleichnisse u. s. w. auch bloß Übertragungen sind, davon ist der Herausgeber uns den Beweis schuldig geblieben.

So viel sei im Allgemeinen erinnert. Wenden wir uns nun zu den eigenthümlichen Spracherscheinungen des vorliegenden Denkmals und sehen zu, wie solche von Kelle aufgefasst und erläutert worden sind. Zu diesem Behuf erlauben wir uns eine eingehende Besprechung des beigefügten Glossars, welches ‚nach der Intension' des Verfassers (S. XXI) sein soll „einmal ein bequemer und im Allgemeinen ein größeres Lexikon ersetzender Behelf zum nächsten Verständniss des Textes für jene, welche des Mhd. nicht so mächtig sind, daß sie den Inhalt ohne lexikalische Brücke verstehen können, zweitens aber und besonders eine Quelle für Lexikographie und Grammatik." Der Herausgeber bemerkt außerdem, daß er in dieses Wörterverzeichniss „alle, nicht nur die seltenen Wörter" aufgenommen, ferner daß er „besonders auf prägnante, sonst nicht belegbare oder dem Verfasser eigenthümliche Bedeutungen" geachtet habe. Im Folgenden soll nun untersucht werden, inwiefern der Herausgeber seiner Aufgabe mit Rücksicht auf verschiedene sprachliche Erscheinungen genügt habe. Unerörtert mag dabei bleiben — zur Beruhigung von Herrn K. — die Frage, „ob alle Bedeutungen der Wörter aufgezählt oder ob die gegebenen Bedeutungen auf alle Beispiele passen;" weit wichtiger erscheint dem Recensenten eine andere Frage: ob die gegebenen Bedeutungen immer richtig sind oder auf das ausdrücklich angeführte Beispiel eine Anwendung erleiden.

Nicht übereinstimmen mit K. können wir in letzterer Beziehung bei folgenden Wörtern: *enrinnen* (S. 207) ist in der citierten Stelle S. 63: *der tag enran* nicht = „entrinnen, vergehen," sondern = oriri, illucescere, wie auch S. 14 und S. 103. — *gesehen*, st. v., stimmt mit der beigefügten Bedeutung nicht zu der Stelle 154 (424): *got gesach den man, der daz geêren chan!* d. h. Gott segne den Mann, wohl dem Manne, der u. s. w., sieh Gramm. 4, 178, und Ben. z. Boner S. 414. — *haft*, „st.m" S. 224, bezeichnet an der citierten Stelle S. 67 nicht „Fessel, Band," sondern ist gleichbedeutend mit den dort gebrauchten Ausdrücken: *gebundene, gefangene;* gemeint sind die Seelen, welche der Teufel in der Hölle gefangen gehalten und nun der auferstandene Erlöser wieder befreit hat; im Plur. *unsere hafte, dîne hafte*, S. 68 *die hellîchen haften*, cfr. Graff 4, 739; vom substantivischen Gebrauch dieses Wortes gewährt allerdings das mhd. Wörterbuch kein Beispiel, doch vergl. Ruother 1186 *die haften*, 2409 *die ellen-*

den haften und 3179, und in dieser Zeitschr. 1, 450b, 14 *die haften machter lêdic — ie* S. 230 kann in der aus S. 172 herangezogenen Stelle (*daz was ie ein stat aller ubermuot*) nicht = „einmal" sein. — *rihten* sw. v., S. 250, soll „versöhnen" bedeuten in dem Beispiel (S. 166): *ir sult ime (= gote) rihten uber iuch selben;* es bedeutet vielmehr = „büßen, satisfacere," vergl. Grimm zu Ruolant 294, 9; Diemer 302, 20; Gregor. 2543; = *ime reht erbiuten,* Specul. S. 93. — *scal,* S. 252, kann nimmermehr heißen „Anfall, Antrieb;" in dem Beispiele: *dâ der grôze scal was, dar chêrten die viere geiste ir ganc* werden übersetzt die zuvor angeführten Worte: „ubi erat impetus illuc sps. gradiebat; offenbar ist zu lesen *grôzesal* oder *gruozesal* statt *grôze scal* vergl. Graff 4, 343 und Fundgr. 1, 374 b. — *scherige,* swm. ist = minister, in den Worten: *des heiligen geistes scherige* S. 90, nicht = „Vorbote," wie S. 253 angegeben ist. — *tôtlîche,* adj., „tödtlich" passt nicht auf das Beispiel aus S. 37, wo ein *tôtlicher mennisk* = homo mortalis ist. — Ebenso ist es falsch, wenn *verellenden* S. 268 übersetzt wird mit „im Elend sein," *verteilen* S. 270 mit „verlustig werden," *zuht* (educatio) mit „Leben." —

Bei mehreren Wörtern ist eine ganz andere Declinationsform angemerkt als sie im Texte selber haben; so z. B. *ebenkrist* wird S. 208 als „swm." angeführt, aber die betreffenden Beispiele haben *unseres ebenkristens* S. 53, *sîneme ebenkrist* S. 60 und 74, *ebenkristes* S. 86; als st.m. steht es auch Fundgr. 1, 124, 28; 125, 36; Krolew. Vat. Uns. 206; im mhd. Wörterb. fehlt es an hinreichenden Belegstellen. — *junger* bloß als „stm." notiert, gleichwohl erscheint es, ganz wie im ahd., auch als sw. m. S. 141: *wir birn gotes jungern.* — *kern* = nucleus, war S. 233 als sw. m., nicht als „st.m." zu verzeichnen. — *kevere* kömmt im gen. plur. vor S. 42: *daz si der kevere niht izzet,* und doch ist es als „sw.m." aufgeführt. — *mâne* und *mâninne* werden beide zusammen S. 241 als „sw.m." genannt, obwohl S. 61 deutlich *diu mâninne* zu lesen steht. — *nâdele* (S. 245) ist swf., nicht „st.f.", vergl. 163. — Neben der Form *ôstern* ist unbeachtet geblieben der genit. *ôster* S. 61: *disen tac der vrônen ôster;* der accus. *die ôster (lôster)* steht sicher im Servat. 2271; der nominat. in Fundgr. 1, 106, 9 *wannen der Juden ôster sich aller êrist huobe.* Diese Formen sind im mhd. Wörterb. unberücksichtigt geblieben, ebenso wie der seltene nom. plur. in Fundgr. 2, 106, 8 *die ôstern wâren nâhen* und Roth, Predd. 59, 19, der acc. plur. 58, 18. — *ruote,* S. 251, hier nur st. f., nicht aber „st. sw. f."; das schwache fem. ist in der ältern Sprache überhaupt selten (vergl. Diemer 46, 12), häufiger in der spätern wie MS. 1, 297 (26, 3), Pass. K. 42, 73. — *schate* ist als „st.m." vermerkt, aber als sw.m. steht es S. 42 und S. 43, vergl. Sommer z. Flore 191 (und darnach berichtige Rückerts Anm. z. Loheng. 3632). — daß *urbunne* = invidia als „sw.f." gebraucht sei, widerlegt das Beispiel S. 6: *mit urbunne.* — Bei *vaste* = ieiunium ist nur „st.f." angegeben, das sw.f. findet sich S. 52. — *wîde* = salix, zeigt sich hier S. 46 als sw.f., nicht als „st.f.", vergl. Sumerl. 39, 57 „salices *wîden.*" — *witewe* ist sw.f., nicht „st.f." —

Auch die Bezeichnung des Geschlechtes ist nicht immer genau und richtig geschehen; so durfte *apgot* nicht als „st.m." bezeichnet werden, sondern als st.n., wie die Beispiele auf S. 9, 171, 172 darthun. — *degenkint* nicht „st.m.", sondern stn. — *geloube* = „Glaube" findet sich S. 26 und sonst

im Specul. nur als masc., nie als „st.f.“ — *gewalt* ist ungenau als „st.f.“ vermerkt: das st.m. erscheint S. 93 und 143, das st.f. S. 56 am Ende. — *gurtel* ist als „st.f.“ angeführt und auf S. 150 (264) verwiesen, obwohl dort es heißt: *zwêne gurtele* und S. 151 (293) *der gurtel.* — *hôchmuot (e)* war mit Anschluß an Graff 2, 695 als st.f., nicht als „st.m.“ zu bezeichnen; ebenso falsch ist *übermuot (e)* mit „st.m.“ versehen, denn SS. 13, 124, 179 findet sich nur st.f., vergl. Thomas. v. Z. 11933 und 11974 und mhd. Wörterb. 2, 264 ^{b}, und dasselbe Geschlecht wird auch bei *widermuot (e)* anzunehmen sein. — Dem Worte *honec* ist das „st.m. und n.“ beigeschrieben, im Specul. aber ist nur das st.n. zu finden; das masc. habe ich weder im mhd. noch im ahd. entdecken können. — *huorgelust* ist wie *huorlust* S. 11 und 178 und 179 und 182 nur als st.f. verwandt, ganz wie im ahd. (vergl. Graff 2, 290) und bei Thomas. v. Z. 4286, wo *Huorgelust* personificiert als *vrouwe* auftritt, vergl. auch Leys. Predd. 17, 33. Im mhd. Wörterb. ist freilich das „st.m.“ angegeben, aber dieß scheint mehr auf einem Irrthum zu beruhen. — Bei *kint* ist außer Acht gelassen, daß es zuweilen geradezu als masc. vorkömmt, so S. 28 *er ist der kint der dâ sprâch*, S. 84 *er erwelte einen kint Dâniêlem*, S. 90 *hiute wart geborn der kint;* vergl. darüber Pfeiffer in dieser Zeitschr. 4, 212; ebenso Roth, Predd. 43, 23: *der kint der diu brôt truoc* und ähnlich 42, 7 *ein kint, der treit* etc. und Martin. 142, 111 *von der megde kinde, der sin hovegesinde mit Martînun teilte.* — *sal* = Haus, ist st.n., nicht aber „st.m.“, so auch S. 157. — *sêr* = Schmerz, ist fälschlich als „st.m.“ angesetzt, da es sich hier S. 103 und 44 wie Roth, Predd. 46, 14 nur neutr. vorfindet. — Bei *sigenunft, signuft,* = victoria, ist vergessen, daß es sich nach Analogie von *sige* auch als st.m. gebraucht findet, S. 78 *mit sô tiwerlîchem signufte,* ebenso wie Fundgr. 1, 81, 23 *er gehiez im den sigenunft.* — *site* = mos, hat in diesem Denkmal nur männl. Geschl., nie ist es „st.swf.“; in der citierten Stelle S. 75 *(der sîne sitte nâch gote gesetzet)* steht es im Plural. — *stat* = Gestade, ist S. 108 (nicht „107“) st.n., nicht „st.m.“ — *urteile, urteil* = iudicium, ist nur als „st.f.“ genannt, aber auch als st.n. steht es S. 104, 110, 114. — Von *vetech* findet sich das beigeschriebene „st.m.“ im Specul. nicht; S. 53 und 135, Z. 2 ist es weiblichen *(zwô vetech)* und S. 135, Z. 9 und 13 und 17 *(zwei vetech)* sächlichen Geschlechts. — *wîstuom* ist S. 71 und 88 nicht „st.n.“, sondern „st.m.“, so wie *vrîtuom, irretuom, rîchtuom;* unrichtig als „st.mn.“ ist auch *siechtuom* angegeben. — *wite* = ahd. *witu,* Holz, ist ungenau nur als „st.n.“ verzeichnet, S. 114 steht deutlich *der wite* als st.m., und so brauchen es auch Kaiserchr. 1777 und 3867, Helmbrecht. 1849, v. d. Hagen, Germ. 8, 309, 60. — Endlich hätte auch bei *zît* angegeben werden sollen, daß es nicht bloß als „st.n.“, sondern auch als st.f. (S. 53) gebraucht ist. —

Bei den einzelnen Zeitwörtern ist zuweilen auf eine falsche Conjugation verwiesen. So ist „st.v.“ statt sw.v. beigesetzt bei *erbelgen,* welches in der citierten Stelle S. 82, so wie auf S. 91 als sw.v. auftritt und mit dem ahd. *arbalgjan.* nicht aber mit „ahd. *arpelgan,* mhd. *erbëlgen* zu vergleichen war; ebenso ist *gesenden* = sw.v., nicht „st.v.“ — Einem schwachen Zeitw. *halsen, helsen,* ahd. *halsjan, halsên, halsôn,* war die Form *halste* S. 97 zuzuweisen, nicht aber unter „*halsen,* st.v.“ zu stellen. — Ebenso sind *hangen* = hangen, und *ver-*

swîgen = verschweigen, an den bezüglichen Stellen schwache v., nicht „st.v." — Dagegen waren zur starken, nicht zur schwachen Conjugation zu zählen folgende Zeitwörter: *gewîchen* S. 82; *schînen* S. 253; *niden*, st.v. (nicht „sw.v."), worauf das praet. *neide* = *neit* S. 13 deutet, cfr. S. 91 *virmeide* = *virmeit*, S. 7. *verlêhe* = *verlêch*, S. 58 *âze* = *âz*, S. 71 *virlôse* = *verlôs*, S. 75 *behielte* = *behielt*, S. 85 *warde* = *wart*, vergl. Roth, Predd. 21, 3 *enphalhe* = *enphalch*. — Auf ganz falsche Stämme zurückgeführt sind folgende Formen: *heft* aus S. 174 *(darnâch heft der gotes widerstrebe sîne achte uber alle die christenheit)* ist nicht unter *heften* ahd. *heftjan* zu setzten, wie im Glossar S. 226 geschehen, sondern unter *heben*, *heven*, st.v.; — *gît*, S. 119 *(mîn troltîn gît uns mennescen michelen trôst)* ist fälschlich (S. 230) von „*jehen* st.v." statt von *gëben* st.v. abgeleitet; über *beleit* von *belegen* (nicht von *belâzen*) sieh weiter unten. —

Obwohl in der Einleitung (S. XXI) ausdrücklich hervorgehoben war daß „alle," nicht nur „die seltenen Wörter" in das Verzeichniss aufgenommen wären, sind mir doch folgende als fehlend aufgefallen: *belegen*, sw.v., S. 150 (252): *daz er die ôren darinne* (sc. humerâle) *beleit, daz sol iu werden geseit;* es bedeutet hier = „einschließen, einhüllen, induere, cfr. mhd. Wörterb. 1, 992 b und Alexand. ed. Massm. 2937; falsch ist Kelles Ableitung von *belâzen*, welches hier nur *belât* hat. — *bequicken*, *bechucken*, sw.v. (ahd. *biquickjan*), = vivificare, S. 68: *er selbe* (= Christus) *bechueti* (? lies *bechucte) sich mit sîn selbis gewalte*, cfr. Graff 4, 636; — *bie*, *pîe*, (ahd. *bîa*). sw.f. = apis, S. 40; — *flehen* (??), vergl. S. 162: *der widerwarte locket den armen, - - — sô er denne armen mennescen betriuget, sô flehet (?) er in an deme ende des êwigen tôdes;* wäre es wohl = *flewen*, *flaejen* = lavare? ist das Wort nicht verschrieben, so könnte man vielleicht an jenes *baden in der helle* denken, das Rückert z. Thomas. 6668 und Zarncke z. Narrensch. S. 294 besprochen haben; übrigens findet sich *flewen* außer bei Graff 3, 740 auch Fundgr. 1, 126, Z. 13 und 25; — *gevelleclichen*, adv. = commode, apte S. 94; — *gegeben*, sw.v. S. 129: *swaz ir den armen gegebet*; — *gezimbere*, st.n. S. 158 und 161; — *hôhe*, adv., im Comparativ S. 97 *die hiezen sie ûf hôher stân*, vergl. Ben. z. Iw. 5288 und mhd. Wörterb. 1, 696, 44 b; — *jârvaste*, f., S. 7, wohl = die jährlich wiederkehrenden Fasten, vergl. *jârgezît*, *jârmarket* u. s. w. — *lihtegerne* (ahd. *lihtigernî*) st. f. = lenitas, S. 4, Z. 2, cfr. Graff 4, 236; — *paternoster*, als „st.m.", S. 156 und 178 und 180 und Roth, Predd. XXVI. 2; — *pflegen*, sw.v., S. 41 *ir sanges pfleget si.* — *porte* st.f. = porta, S. 63 und 161; — *redelîch*, adj. S. 111; — *scholâre*, *scholaere* (ahd. *scolâri*) st.m. = debitor, S. 32 und 74; — *schiden* (ahd. *scidôn*) sw.v. = dividere, S. 121: *dô got alle diete scidete*, vergl. Martin. 158, 26 *geschidet: gesmidet*; — *seit (e)*, stf. (?) = laqueus pedica, S. 46: *von sôgetanir seite wirt gevangen ein iecliche christen*, vergl. *said* und *saito* bei Graff 6, 159 und Wackern. Glossar CCCCLXX; — *smelinge?* S. 84: *daz chan iu wol gesagin diu smelinge, diu der ture dâ huote*, gemeint ist die bei Matth. 26, 69 ed. vulgat. erwähnte ancilla; um an eine Form wie *smaehe-linge* als femin. zu *smaehelinc* (wie *getelinc*, *junge-linc*, *kebese-linc)* zu denken, fehlt es an aller Analogie, cfr. Gramm. 2, 354, daher wohl das Wort für verderbt zu halten ist; ob *smêhîge?* cfr. *hige* = *hîwe*, *hîe* im Ruolant 156, 4 und *smâh-*

liut in Kaiserchr. 16071 und 15237 (nebst den Varr.) und Sumerl. 29, 31 41, 80, oder = *schelchinne?* cfr. Sumerl. 41, 56, „ancilla, *schelchin;*“ — *übermâze,* st.f. = „saturitas“ S. 46; — *ûfhaben,* sw.v. = supportare, sustinere S. 165; — *vlôzen* (ahd. *vluzjan, flôzjan*) sw.v. S. 60: *daz er sîne vuoze vlôze,* von wo es Kelle unrichtig S. 273 unter die Form „*vliezen* st.v.“ gestellt hat; — *wizenen?* oder *wîzegen?* sw.v. = vexare cruciare castigare scheint zu stecken in den Worten S. 51: *sô diu sêle mit sêrigen zahern gewitzit* (?) *werde, daz ouch der brôde lîp mit vasten gechestigit werde,* vergl. den ganz gleichen Gedanken in Fundgr. 1, 70, 15 folg.; über *wîzegen* sieh Kaiserchr. 11152, Leys., Predd. 3, 8; 11, 33; über *wizenen* Roth, Predd. 46, 12. —

Außerdem sind noch im Glossare, hauptsächlich in Folge des verdorbenen oder des missverstandenen Textes, mehrere Ausdrücke theils gar nicht berührt, theils unter einer falschen oder verdächtigen Form angesetzt. Von dieser Art habe ich folgende anzumerken: *dietvaste* (ahd. *diotvasta* st.f.), fehlt im Glossar; cfr. S. 5 *die heiligen dietevaste* und S. 51 *in dirre heiligen die* (?) *vaste;* das Wort fehlt auch im mhd. Wörterb., vergl. Fundgr. 1, 97, 38; 100, 14, 32; 104, 28; — *ebenlîch* ist S. 205 als „adj.“ genannt, während die betreffende Stelle das adverb. aufweist; — *einigmuote* auf S. 59 *(niwet einigmuote wasche mîne vuoze sunder mîne hende unde mîn houbet)* ist ohne weiteres als „conj.“ im Glossar aufgeführt; jedenfalls ist dafür *einigenôte* zu schreiben wie S. 41 und 71; — *„engestigen* (?) sw.v. in Sorgen sein,“ könnte nur heißen = besorgt machen, ängstigen; aber einmal ist die Form aus so früher Zeit nirgends belegt, anderntheils passt sie nicht recht in den Zusammenhang S. 71: *guot was der kunic, der sich selben ê diemuotiget unde engestiget, ê er sînem liute buoze und riwe satzte;* wahrscheinlich ist zu lesen *engestete* = entkleidete, vergl. 5 Zeilen vorher: *dâ er von ime sîne chrôni und andir kuniclîch gewâte warf* cett; — *gânamet* auf S. 95 *(Paulus der was gânamet Saulus)* ist von Kelle S. 212 als *genamet* aufgefasst; aber der Schreiber hat wohl nicht ohne Absicht sein Tonzeichen auf die erste Sylbe *(gâ-)* gesetzt, so daß es scheint, als habe man ein Zeitwort *ânamen* anzunehmen, vergl. *âname* Trist. 10, 3 und *alanamo* Graff 2, 1080; überdieß findet sich im Specul. nirgends mehr das ahd. Präfix *ga-*, sondern immer nur *ge-* im Gebrauch. Ganz auf gleiche Weise mit einem Tonzeichen auf *gâ-* versehen ist: *gâwichen* S. 58, *enâwichet* S. 10, *geâwichte* S. 11; nur scheint Kelle darin geirrt zu haben, daß er das —*i*— in *âwichen* stäts mit dem Längenzeichen versieht, während Grimm, Gramm. 2, 705—707 es von *âwicgi, âwekke* ableitet und *âwiken* schreibt. Endlich fragt es sich, ob die Form *verâgezzen* (?) als unverdorben gelten kann; auf S. 82 steht: *daz sie dâ geriwesten, daz viragezzint si danne,* vergl. *âgëz, âgëzel* im mhd. Wörterb. 1, 544—545; Kelle hat es wohl als *vergëzzen* genommen und darum nicht weiter beachtet; — *gnussam,* stf. ist S. 223 erläutert durch „mhd. *genôzsame,* Gemeinschaft“; näher zu liegen und dem Zusammenhange entsprechender scheint mir *genuhsame, genuhtsame* st.f. = ubertas, abundantia (S. 47: *der den brunnen getrinchet, den gedurstet nimmer mêre, von diu daz er ime gît die gnussam des êwigen lebenes),* vergl. Graff 1012, mhd. Wörterb. 2, 359 b, 50, Diemer. 152, 11, Fundgr. 1, 109, 1, Anegeng. 19, 60. — *halb,* in dem Beispiele aus S. 93: *von S. Pêtirs halp,* ist ungehörig angeführt unter *„halb,* adj.“ S. 255; sieh darüber mhd. Wörterb. 1, 614 b, 46 und 615 b,

36; ebenso ungehörig sind die den Wörtern *lanc*, *guotlîche* adj., *schîn*, *nuz* („st.m. Baumfrucht"?) beigefügten Citate; — „*wîzen*, sw.v. weißmachen, reinigen", so gefasst in dem Beispiele auf S. 11: *wir sculn unser alte hût dâ lâzen, sculn unsich niu wizzen;* oder ist dafür *niuwizen*, *niuwezen* = erneuern zu lesen? vergl. *gelindizôn*, *plintazôn*, *tumbicen* in Gramm. 2, 995 und 207—218; — *riuwen* sw.v.; in dem S. 250 hierunter citierten Beispiele muß es heißen *dô ruwen in sîne sunte* (nicht *rûwen*), denn es ist Präteritum; — *salzsuoze* ist S. 252 ohne Noth als Ein Wort angesetzt = „*salzsuti*, *salzsäte*, *salsugo;*" der Sinn der Stelle (S. 148) ist: der Priester, als das „sal terrae", sorge für seine Schafe, daß ihm keines entwendet werde, *er trage zallen stunden das honec in dem munde unde gebe in salz suoze, sô suochent si sîne vuoze;* an dem Texte war also gar nichts zu ändern; — „*tôte*, ahd. *tôti*, mhd. *toete*, st.f." ist wohl aus Versehen ins Glossar gekommen; im Specul. findet sich dasselbe nirgends, auch hat K. kein Citat beigefügt; dasselbe gilt von *vastetage* „st.f. Fasttage", wofür, wenn die Stelle auf S. 5 *(die heiligen dietvaste unde andere vastetage)* gemeint ist, mindestens *vastetac* st.m. angesetzt werden müßte, vergl. Seifr. Helbling 8, 883 *vasttag;* im mhd. Wörterb. fehlt das Wort; — *uberunst*, S. 98 neben *nît* und *haz* genannt, wird im Glossar S. 262 durch „Neid" erklärt; der Ausdruck findet sich wohl nirgends weiter, man müßte denn Hartm. vom Glaub. 1865 ed. Massm. (*daz sprach er dir zubermust)* hierher ziehen wollen; an beiden Stellen ist aber das auch anderwärts gebrauchte *urbunst* herzustellen, vergl. mhd. Wörterb. 1, 32 [a], 31; *uberrunst* dagegen = abundantia (?) ist vielleicht Pass. K. 112, 7 statt des unpassenden *urbunst* zu lesen: *dû sünden überrunst!* cfr. *der sünden runst*, Pass. 117, 55 ed. Hahn; — *uweriste*, S. 45: *Nabuchodonosor bisaz Jerusalem unde ersluoch die uweristen alle die dâ waren;* Kelle setzt S. 277 dafür *vursten;* oder hieß es *die tiweristen?* — *vulle*, st.f. ist S. 276 ungenau angesetzt statt *volle (v̊lle);* — *herten*, sw.v., steht Seite 227 mit Verweisung auf S. 140: *der aber wol hertet (?) unze an daz ende, der wirt êwiclichen behalten*, wo es wahrscheinlich *volhertet* heißen muß = perdurat, vergl. mh. Wörterb. 1, 639 [b]; das einfache *herten* findet sich S. 175. —

Im Texte finden sich im Allgemeinen wenig auffallend verderbte Stellen; die meisten Schreibfehler glaube ich in denjenigen Theilen wahrgenommen zu haben, welche nach des Herausgebers Darstellung dem ersten Schreiber oder der ersten Hand (drei Hände werden nämlich nach der Schrift unterschieden, in der Einl. S. XV) anzugehören scheinen, also auf S. 1—21, 44—53, 56—99. Hierher gehört vor allen auf S. 7: *houpthafte sunde heizent die, die charrîne unde jârvasten nâch huorente, also sint* (?) *manslahte, uberhuor, sippehuor; swelhe die sint* cett. Vielleicht hieß es: *heizent die, dâ charrîne unde jârvasten nâchhoerente sint, alse manslahte* cett. Über *nachhoeren* vergl. mhd. Wörterb. 1, 712 ; dazu stimmt auch das lateinische: quibus instituta est carrina, angeführt in der Einl. S. XX. — S. 9, Z. 15 *dô in der eiterhaften slagis verwunte*, lies: *der eiterhafte slange.* — S. 49: malo vitam peccatoris quam mortem, *mir ist leider (?) sprach unser herre, des suntâres leben den sîn tôt*, lies: *lieber* statt *leider.* — S. 63: *dâ erstuont er vant in tôtin luzil vor tages*, lies: *dâ erstuont er von den tôten*, wie S. 50, Z. 7. — S. 64, Z. 2 von unten: *daz er dem schâchâre ê sîn pa-*

radîse ûf tet deheinim sînem heiligen, muß heißen: *ê deheinem s. h.*, vergl. S. 71 Z. 15—16, S. 85, Z. 5 von unten. — S. 71, Z. 4 von unten: *durch daz was tôt elliu diu stat zu Ninivê* ist zu ändern in *vastôt* statt *was tôt*. — S. 77, Z. 19: *von deme wundir, daz si in die mennescheit ûf vuoren, sône mahten si niht sprëchen*, wohl so zu bessern: *daz si in* (= den Heiland) *die mennescheit ûf vuoren sâhen, mahten sie* cett., vergl. die folgende Seite: *von diu daz er hiute die mennischeit gehôhit hat über die himelischin hêrschaft.* — S. 79, Z. 8 von unten; *von diu selbin* (?) *liute, iz ist ein vil michel dinc*, vielleicht zu ändern in *von diu sê liebin liute, seht lieben liute?* — S. 82, Z. 16—17: *von diu cherge ein ieclichez die bôsheit ubilir werche ûz sînime herzin, der guoti garwet sine* (?) *zehûse*, wo ich vermuthe: *der gote garwet sîn herze zeime hûse*, vergl. S. 166, Z. 8 von unten: *alsô scult ir ime garwen daz hûs iweres herzen*, und S. 159, Z. 4 von unten: *ôwê welech ein sâlech man, des herze ime got garwet zeime hûse.* — S. 84, Z. 6 von unten: *der vil heilige geist gewiste dâ iûden, der herphâre was*, lies *Davîden;* S. 87, Z. 24; *hin ze mittir naht chom der engil vorhte, si ûz in daz templum*, wo zu lesen ist *vuorte si ûz* cett. — S. 183, Z. 9 von unten: *der sunnentac bezeichent die êwigen riwe* (?), *sô wir vîrende werden von allen angesten*; ich glaube statt *riwe* muß *vîre (rawe?)* gelesen werden. —

Verdorbene Stellen finden sich namentlich noch S. 78, Z. 9 von unten und folg., sowie S. 1560 (v. 57—509). —

ZEITZ, September, 1859. FEDOR BECH.

La vie de la vierge Marie de Maître Wace publiée d'après un manuscrit inconnu aux premiers éditeurs suivie de la vie de sainte George poème inédit du même trouvère. Tours 1859. 8. XXIV, 118 SS.

Das erste der beiden Gedichte war schon 1842 von Mancel und Trebutien herausgegeben: gleichwohl hielt Luzarche aus doppeltem Grunde eine neue Ausgabe für nicht überflüssig: weil der Dialect der Handschrift in Tours, der dem vorliegenden Texte zu Grunde liegt, dem normännischen Waces näher steht als in den von den frühern Herausgebern benutzten Handschriften und weil die neue Handschrift manchen Fehler der Ausgabe berichtigen hilft. Die Handschrift ist dieselbe, aus welcher Luzarche bereits 1854 das Drama 'Adam' drucken ließ (vgl. Holtzmanns Recension in der Germania 1, 371—375). Als Verfasser des Marienlebens, welches übrigens weder mit des ältern noch des jüngern Wernhers Gedichte noch mit Bruder Philipps zusammenhängt (Walthers von Rheinau Marienleben, das ich nicht vergleichen kann, folgte ebenfalls lateinischer Quelle), nennt sich Wace selbst. Nicht so bei dem zweiten Gedichte, welches für uns von besonderem Interesse ist, dem Leben des heiligen Georg. Holtzmann (a. a. O. 372) hat bekanntlich die Vermuthung aufgestellt, es sei der von Reinbot als Verfasser des französischen Vorbildes genannte Richard kein anderer als Richard Wace, der Dichter des Roman du Rou. Er stützt sich darauf, daß sowohl in der Handschrift in Tours dem namenlosen Leben des heiligen Georg ein Gedicht von Wace folgt, als auch in der Pariser Handschrift 3745 Colbert, die ein frau-

zösisches Leben des heil. Georg enthält. So viel ansprechendes nun auch diese Vermuthung hat, so steht ihr doch folgendes entgegen: Es ist keineswegs erwiesen, daß Wace den Vornamen Richard hatte. Die Behauptung hat de la Rue (essays historiques sur les bardes 2. 147) aufgestellt, indem er urkundlich 1120 einen Geistlichen dieses Namens nachgewiesen zu haben glaubte; allein Edélestand du Méril hat gezeigt (Jahrbuch für romanische und englische Literatur 1, 5), daß die betreffende Urkunde nicht von 1120, sondern höchstens von 1179 sein kann, und hält es mit Recht nicht für wahrscheinlich daß Wace um diese Zeit noch einfacher Priester gewesen sei. Zugleich weist er einen Canoniker Richard Wace um 1200 nach. Letztere Zahl ist entschieden für den Dichter des Roman du Rou zu jung; es ist also wohl kaum zu zweifeln, daß auch jener Richard nicht der Dichter, sondern ein anderes Glied der Familie ist, das um 1179 einfacher Priester, 1200 Canoniker war. Damit fällt der Beweis, daß Richard des Dichters Vorname gewesen, zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß Wace das von Luzarche herausgegebene Georgs-Leben verfasst habe. Das Gedicht über den Heiligen, welches die Pariser Handschrift enthält ist ebenfalls nicht dasselbe, als das hier besprochene, wie die Stellen, die du Méril (a. a. O. S. 10—11) anführt, darthun. Die geringe Wahrscheinlichkeit nun, daß das französische Gedicht in der Gestalt, wie es hier vorliegt, Reinbot als Grundlage gedient haben könne, hat Holtzmann schon bemerkt: es wäre anzunehmen, daß es nur ein Auszug aus einem längeren Gedichte sei. Der französische Text hat 498, das deutsche Gedicht 6098 Verse! Nimmt man nun auch an, daß jeder Bearbeiter durchschnittlich mehr Verse brauchen wird, als sein Original, daß die französischen Reimzeilen länger sind als die deutschen, gibt man zu, daß Reinbot durch Einflechtung lyrischer Stellen, langer Gebete u. s. w. den Umfang seines Gedichtes vergrößerte, so bleibt das Verhältniss doch noch immer zu ungleich. Eine Menge thatsächlicher Abweichungen in der Erzählung können bei der Treue, mit der die mittelalterlichen Dichter gerade in Factis sich an ihre Vorlage hielten, nicht für Zusätze erklärt werden, die Reinbot aus eigener Erfindung gemacht. Wir wollen den Inhalt des französischen Gedichtes angeben und die betreffenden Stellen anführen, in denen es mit Reinbot stimmt. Die bedeutendste Übereinstimmung hat schon Holtzmann bemerkt (S. 373), sie findet sich am Schlusse des Ganzen, hat aber nicht so viel zu sagen, denn der Gedanke, daß Engel kommen und die Seele des Sterbenden empfangen, kehrt in Heiligenlegenden hundert Mal wieder.

Georg (Jorge) wird ein Mann aus edlem Geschlechte genannt, der zu den Zeiten des christenverfolgenden Kaisers Daciens gelebt. Von dem Verhältniss desselben als Unterkaiser weiß das französische Gedicht nichts, ebenso wenig von Georgs Brüdern. Daciens versammelt seine Völker nach Melitaine (Reinbot: Melle) in Cappadocien und fordert sie auf, Martern für die Christen zu ersinnen. Auch Georg kommt nach Melitaine, wo die Heiden Opferfeste feiern, tritt vor den Kaiser und bekennt, daß er Christ sei. Daciens fordert ihn zuerst freundlich auf, seinen Glauben abzuschwören und verheißt ihm Macht und Ehre zu geben.

97. Jorge, diſt-il mais [1]), car me crei,
fais que sage, guerpis ta lei.
ce tu vues tere et aveir,
dignité et puissance aveir,
après moi auras seignorie
et mon regne en ta baillie.
Sains Jorge diſt 'fos empereres,
tes dignités sont mult ameres.
ta puiſſance n'est pas eſtable,
ains eſt vaine et escolorjable.'

1727. er teilte im vor rîchiu lant,
diu solden dienen ſîner hant,
er gæbe im guotes vollen,
daz er dem gote Apollen
solde ophern ſîme gote
unde ouch ſtên ze ſîme gebote.
Geôri sprach dô 'herre,
nu bit mich niht ze verre,
wan ſwaz diſe künige hânt
die an diſem ringe ſtânt, . . .

Mit den folgenden Zeilen des deutschen Textes stimmt ziemlich, was im Französischen einige Verse früher steht.

96. ne n'aim tes ymages ne crei
mais Jesu-Criſt mon deu, mon rei.
mult ont déable decéu
qui es ymages ont créu;
aveugles ſont, mués et ſordes.

der mich des immer ſolde wern,
des wolde ich alleſamt enbern
durch Jêsum von Nazarêt . .
dâ gein iſt Apolle iwer got
aller Criſten liute spot.

Unter den ersonnenen Marterwerkzeugen ist auch ein Rad; auf dieses wird der Heilige zuerst gespannt, während bei Reinbot dieselbe Marter erst später folgt.

98. Par les cheviaus et par la gorje
il fiſt alors trainer ſaint Jorge;
en la roe le fiſt-il metre . . .
la roe eſteit de fer et dure,
trenchant partot à desmeſure.
enmi avoit glaives dreciés,
dun ſaint Jorge fu mult bleciés,
tot le deſtrenchierent les sies,
de son cors firent dix parties.

3684. vil balde ſi dô gâhten,
daz ſi den werden vlâhten
zwiſchen diu siben ſwert . .
daz rat was mit liſten
gemachet ûf die criſten . .
ob in diu ſwert hânt vermiten
oder ob ſi in hânt geſniten?
jâ vür wâr, alle ſiben.

99. deus fiſt ici, par son martir,
la terre moveir et partir

dar nâch begunde
diu erde biben.

Christus kommt, von Engeln begleitet, um den heiligen Märtyrer zu trösten, so daß er triumphierend ausruft: 'Dacian, wo sind deine Martern und Drohungen?' Weiter wird er in das Haus einer armen Witwe geführt. Das Wunder, welches er daselbst wirkt, erzählt Reinbot früher, wie es scheint, in besserer Ordnung als der französische Text.

100. Le fels d'ire par poi ne crieve,
se que il veit forment li grieve.
sains Jorge s'enclot, ſans raiſon,
ches une feme, en sa maiſon.
li ſains à la veve demande
del pain ou de quelque viande.

1884. Der keiser hiez zwelf man
daz ſi den tribûn füerten dan
in ein sô armez hûs . . .
1906. nu was ein man niuwes tôt,
des wîp het fleiſch milch noch brôt . .

[1]) Aus diesem 'mais' könnte man allerdings schließen, daß der Kaiser schon vorher zu Georg gesprochen, was in dem vorliegenden Texte nicht der Fall ist.

ains la povre li diſt 'ſains Jorge,
je n'ai pain de forment ne d'orge.
cui creis? diſt-il.
el diſt: 'ge crei
Apolin cui ge creire dei.'
'feme, s'en Jesu-Crist créuſſes,
pain et autre bien éusses.'
il esgardent, ſi virent miſe
près déaus table, à lor deviſe;
chargée virent la dicte table
de la viande esperitable
que li angele orent aportée.
la dame fu reconfortée.
puis diſt 'sire' je ſui dolente
de mon fis, qui perd sa jovente;
sors est et mus et ne veit gote
et contrais des deus pars
sans dote.
101. li ſains à deu ses mains tendi
et son anfant sain li rendi.

1924. ze dem sprach des hûſes wirtin
'ouwê lieber herre, ich bin
ein witewe alsô verarmet,
daz mich daz erbarmet,
daz ir her komen ſît.
1945. frouwe, an wen geloubet ir?
daz ſolt ir mich wizzen lân.
'herre, zwêne. gote ich hân,
Erculen unde Apollen.'
'daz ir niht guotes hât den vollen,
daz ist reht und billîch.
ir werdet von in nimmer rîch:
ir keiner iu gehelfen kan.'
2050. hie mite gienc er zehant
dâ er eine tavelen vant,
ein wîze twehele drûf gespreit
und vant sîn ezzen al gereit:
daz was ein ſchoenez himelbrôt,
daz ime dâ vor der engel bôt.
dô quam des hûſes frouwe . . .
2101. mîn herze daz iſt leides vol.
2107. herre, ein kint hân ich getragen,
daz iſt drîer mânde alt,
als ich im rehte hân gezalt,
daz wart blint unde krump.
2130. alse er diu wort gesprach,
daz kint hôrte unde ſach
und was mit alle geſunt.

Der Kaiser verlangt ein neues Wunder von Georg, um sich zu überzeugen, daß der Christen Gott mehr vermöge als die heidnischen Götzen. Dieß Wunder folgt bei Reinbot später, nachdem Georg bereits das größere, die Erweckung der Todten, gewirkt hat. Dagegen ist mit dem eben erzählten Wunder ein anderes verbunden, daß eine Säule grüne Blätter treibt. Das eine kann nur Wiederholung des andern sein; im vorliegenden Falle scheint der französische Text der echten Überlieferung näher zu stehen.

102. vacaus, se diſt li empereres,
XIIII sieges fiſt mes peres
d'arbres viaus qui encore aperent
c'onques nul jor fruit ne porterent.
face ti deus que arbres seient
li siege et fruit et foiles aient.
102 de ce pria li sains sans dote
deu qui sa volonté fiſt tote.
arbres furent li sieges tuit
et porterent foiles et fruit.

5540. daz ir tuot grôziu wunder.
nu tuot uns einz beſunder . . .
5546. vierzehn ſtüele wir hân,
daz die vor uns geloubet stân
rehte als si dô tâten,
dô ſi wurze und loup hâten.
5561 hin ze gote rief er dô,
dar zuo ſîne muoter an.
5572. als er die rede vollen sprach,
die ſtüele man grüenen sach . . .
mit loube und von bluote klâr.

plusors qui les miracles virent.
à deu gloire et léenges firent.

5607. er toufte al zehant mêr
aht tûsent fünf und drîzic.

Georg erklärt sich scheinbar bereit, den Heidengöttern zu opfern:

203. Sains Jorge dist
'sacrefier
m'estuet à tes deus . . .

2924. ich loben Apollen der heiden got
ich opher ime durch iwer gebot:
des wil ich ime niht abe stân.

Er geht in Apollos Tempel, lässt den Gott zu sich herabsteigen und zwingt ihn zu bekennen, daß er Teufels Werk sei. Dieß ist im wesentlichen auch der Vorgang bei Reinbot, aber es wird ungleich ausführlicher erzählt. Nur der Schluß ist in beiden Gedichten gleich:

104. Lors fu sains Jorge corossiés
en terre fiert un de ses piès,
ele fendi contr' aval tote,
jusqu'en abisme fu derote.
lors prist et quassa les ymages.

3512. als er die rede dô gesprach,
der wiht die siule gar zebrach
mê dan ze tûsent stücken;
er begunde sich dô tücken . .
in daz êwige abgrunde.

Daciens lässt die Glieder des Heiligen zerstückeln und im Wasser sieden, allein unversehrt geht Georg auch aus dieser Marter hervor; ein Engel tröstet ihn. Ähnliches erzählt auch Reinbot (4676 ff.), aber im Einzelnen zeigt sich keine Übereinstimmung mit dem französischen Gedicht. Die Königin Alexandrie wird durch die Wunder bekehrt, sie wirft Krone und Königsgewand ab und bekennt vor dem Kaiser sich zum Christenthume. Die Klage des Kaisers darüber ist in beiden Gedichten ungefähr dieselbe:

106. Daciens plore et molt s'esmaie,
mult la prie et mult la sosplaie:
oh dolce raine, que ferai?

coment morrir te sofferai?

3579. er schrei vil lûte 'wâfen!'
3590. owê mîns lieben wîbes!
sol ich dich sus verliesen,
durch Jêsum verkiesen!
wan benime ich dir den lîp.
sô weiz ich nindert kein wîp,
die ich an dîn stat geneme.

Er lässt sie an den Haaren (par les tresses) aufhängen, bei Reinbot in Übereinstimmung mit der lateinischen Überlieferung an den Brüsten. Sie bittet in ihrer Qual den Heiligen, sie zu taufen, was bei Reinbot schon früher geschehen ist.

107. . . sire, priès por moi
Jesum ton deu, en cui je croi.
je veus aveir le saint babtesme
del saint esperit et del cresme.
108 lors li vint tantost une nue,
qui ot assez aige tenue.

2805. daz süeze lamp von Nazarêt
daz minne ich über alle dinc.
2809. Geôri, süezer leitesterne,
toufe mich in sîme namen.
2812. als si daz wort volsprach,
ein nebel si über ir sach.

Mit dem Thau, der aus dieser Wolke träufelt, tauft Georg sie und andere Frauen. Der Kaiser lässt sie vor die Stadt führen und enthaupten.

108. mener la fist à grant vilté
Daciens fors de la cité.

4565. dô hiez er si füeren hin.

Von der Seele der Sterbenden heißt es ziemlich übereinstimmend:

109. l'arme en ala tot à delivre
o ciel, o pardurable vivre.

4658. der glanz was zweier engel schîn,
die fuorten die keiserîn
und wîsten si des himeles wege.

Jetzt verlangt Daciens von Georg, er solle seinen Gott bitten, die auf einem Friedhof seit mehr als zwei hundert Jahren Begrabenen zu erwecken.

109. vacau, qui tant de mal embraces,
une chose pri que tu faces.
là fors a une sepulture.
qui est vieile et ancir dure,
mors i a nul ne pun saveir
qui sont ui quans i puet aveir.
pri jà ton deu que il les face
revivre, si que face à face
les puissom tuit veir ensemble.
s'il se puet faire bien me semble
que tu l'en dès plus chier tenir.

5047. nu tuot durch iwer hübescheit
ein dinc, des ich iuch biten wil.
5051. ez ist hie ein schoener sarc.
5076. der was vol tôter beine,
grôzer unde cleine.
dô sprach der keiser Daciân
'heiz sie lebende ûf stân,
sô wil ich lîhte toufen mich.
edel marggrâve, nu sich,
obe dir got gebe die craft,
sô leiste ich dir geselleschaft.'

110. mult pitosement vers les nues
ses mains jointes a estendues
et dist 'deus qui tot conpassas
et d'enfer les portes brisas,
sire, qui tot as en demaine,
tos ces mors en vie remaine.

5058. hin ze gote sprach er dô
'vater sun heilger geist,
ich weiz wol, daz du weist
allez daz du wizzen wil.
es sî lützel oder vil,
daz rîchestu nâch dîme gebot.
5130. heiz diz gebeine ûf stân
und gesunt her vür gân.'
als er gesprach disiu wort,
dô stuonden si gesunt dort.

111. deu oï saint Jorge à delivre.
tos les mors fist lever et vivre.

111. Johel avoit nom li uns d'iaus,
qui fu paiens et puis fu saus.
li sains li dist mult bonement
'amis, di moi certainement,
et del dire ne pas t'enuit,
combien a que mors fustes tuit?'
sil dist 'ce ans a passés
que mors fumes et plus assés.'
li sains dist 'quel lei aorées
en dementre
que vivées?'
Johel dist
'Apolin sans faille,
mais tel deus ne vaut une paille.
por ce avons soffert grant peine
et torment grant en fernal regne.

5140. daz jungest frâgte er maere
wie sîn name waese.
der knabe risch unde snel
sprach 'ich heize Jôhel.
ein künic mit uns wundert:
drîzic und zwei hundert
liez er uns legen her.
5156. dô frâgte er si der maere
wer ir got waere
in den selben jâren
dô si lebende wâren.
dô sprach zenant Jôhel dô
,unser got hiez Apollô:
uns was keio got mê bekant.
er müeze immer sîn geschant,
der trache ungehiure.

del feu d'infer fors nos getas,
quant tu si nos resossitas.

in vil heizem fiure
sîn wir gewesen für wâr.

Georg tauft die Auferweckten, welche alsbald wieder sanft entschlafen. Nicht länger will Daciens des Märtyrers Tod aufschieben, den er sieben Jahre lang gepeinigt.

113. tormenté en mainte manière
ai son cors avant et arière
bien a VII ans et plus, se croi
114. la boche au ſaint fiſt. enfrener
Daciens et en chans mener.

6050. er wart gemartert
siben jâr,
als uns die schrift sagt für wâr.
6053. der keiser hiez in füeren hin,
daz man im slüegez houbet abe.

Vor seiner Hinrichtung betet Georg noch einmal, nachdem er die Erlaubniss von seinem Henker erlangt.

115. Jesu-Christ, res esperitables,
en dis et en fais es estables.
por tos seaus te pri qui t'aorent
et qui por tei, sire, m'enorent,
tos siaus qui vendront en m'egliſe
a moi faire enor et servise,
defens les de mort ſubiteine
et de peril et de grant peine.'
une vois del ciel deſſendi
qui li diſt et il entendi
'Jorge, Jorge, bonéurés,
de m'amor es acéurés.

6055. 'aller tugende orthabe,'
mit reinem herzen sô sprach er,
'gewer mich, herre, des ich ger,
vater sun heiliger geiſt,
bis mîner bete volleiſt.
der mich in noeten ruofet an
und mich mîner marter man,
daz im dîn hilfe werde bekant.'
diu gotes stimme sprach zehant
'Geôri, friunt, nu wis gewert
alles des dîn herze begert.'

Das sind sämmtliche Stellen, die eine mehr oder minder wörtliche Übereinstimmung zeigen. Dieselbe beruht aber zum größten Theile in der Gleichheit des Stoffes, denn in zweiter Linie ist die lateinische Legende Grundlage des einen wie des andern Gedichtes. Ist der französische Text, den Luzarche herausgegeben, nur ein Auszug aus einem vollständigeren, so kann ein Zusammenhang mit dem deutschen Gedichte nicht abgeläugnet werden. Bis aber ein solcher Text nachgewiesen ist, muß die Frage nach der von Reinbot benutzten Quelle eine unentschiedene bleiben.

Ich lasse zum Schlusse einige Besserungen des französischen Textes folgen, die meist nur Correcturen der Ausgabe, zuweilen auch der Handschrift sind. Es finden sich in letzterer nicht selten Verse, die um eine Silbe zu kurz sind und einer kleinen, meist leicht sich ergebenden Ergänzung bedürfen. 94, 3 'vers Jesu-Crist voſt faire la guerre:' 'la' ist zu streichen. — 94, 17 'tos ſeaus qui torment savoient,' lies 'qui de torment.' — 95, 8 warum hier und 98, 11 'roé,' während 98, 13 richtig 'roe?' — 97, 6 ist nach 'lei' zu interpungieren und nach 'puissance aveir' muß ein Comma stehen. — 100, 12 'pain et autre bien éuſſes,' lies 'et tot autre,' — 101, 16 ist fragend zu verstehen: 'vaut donc ti deus miaus que li mieus?' — 102, 1 'va caus (l. vacaus), ſe diſt li empereres.' — 102, 2—4 interpungiert der Herausgeber ganz falsch:

quatorze ſieges ſiſt mes peres
d'arbres viaus qui, encore aperent
conques, nul jor, fruit ne porterent.

Die richtige Interpunction habe ich schon S. 504 gegeben. — 105, 9 lies angels. ſtatt 'angeles.' — 106, 3 'enbon deu en cui Jorge oreit,' wohl 'al bon deu,' zu 'a deu me ſui rendue' 106, 2 gehörig. — 109, 15 'mors jà nul ne puet ſaveir,' lies 'mors i a nul ne puet ſaveir. — 110, 5—6 ist Rede Georgs an den Kaiser gerichtet; man lese comandez (L. comander) toſt aler et (fehlt L.) querre, tos les os et traire de terre.' — 110, 8 'ſiſt Daciens à ces os aler,' lies 'as os,' denn Daciens ist immer dreisilbig gebraucht. — 112, 2 lies 'dementre' statt 'dementré.' — 113, 19 ist nach 'ferai' ein Punct zu setzen. — 113, 20 statt 'si' ist zu schreiben 'ai' und nach 'arière' der Punct zu tilgen; vgl. S. 507. — 106, 10 'conques' (l. c'onques') de rien ne l'sparaignerent' (lies ne l'espargnerent). — 117, 5 lies 'cui ſecula L. secla) per omnia.'

ROSTOCK, 31. November 1859. KARL BARTSCH.

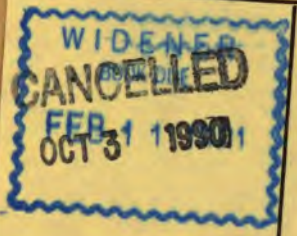
VERBESSERUNGEN.

III. JAHRGANG.

S. 40, 22. l. Alterthumskunde. — S. 147, 14 v. u. l. tötet. — S. 151, 152 im Columnentitel l. DER DEUTSCHE. — S. 349, 22. l. 1826. — S. 350, 11 v. u. nach *boesen* ist beizufügen: vgl. S. 404, 192. 193. — 495, 8. v. u. *sez* = *ses* = *sehs* ist zu streichen.

IV. JAHRGANG.

S. 200, 21. l. *komenne*. — S. 214, 4. 5. v. u. 217, 12. l. *enpfâhen*. — S. 219, 24. *dazs* statt *dazz*, 27. *was* st. *war*. — S. 226, 18 v. u. l. *enpfieng*. — S. 227, 2. l. *grüene*. — S. 229, 7. l. *zisplentiu*. — S. 247, 4. l. Minnessangs; 17 v. u. Letztgenannten; 18, nach 'Liede' ist das Comma zu streichen.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.